



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

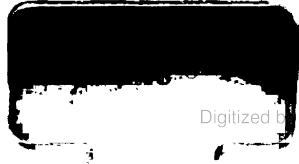
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

$\text{Geo. II. } 138^\circ \underline{\ell} f_{1,2}$

$f_1 0$



Digitized by Google

<36622506090018



<36622506090018

Bayer. Staatsbibliothek

V
Offizier-Bibliothek
Vollständige 3. Infanterie-Regiments.

Völkergallerie

in

getreuen Abbildungen aller Nationen

mit

durchdringlicher Beschreibung derselben.

II. Abtheilung.

[1832]



Meissen 1832
Bücherei
Schwedenborg und Cömp.

Pesth, in der Wigandischen Buchhandlung.

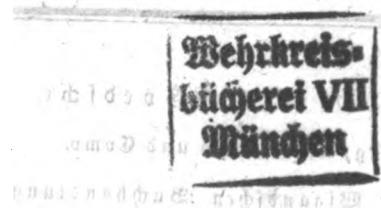
1,2

1168/418

44 B



Altbotrand 17454



A f r i k a

Afrika, oder, wie es das frühe Alterthum dernden Beduinen, in den Weg legen. Der nannte, Lybien, Löwenland, ist bis auf eine kleine Strecke, wo es durch die Landenge von Suez am Kontinente von Asien hängt, rings vom Ocean umschlungen, und doch dem Welthandel fremder als irgend einer der großen Erdtheile. Schon lange vor Christi Geburt den Europäern bekannt und unter dem ägyptischen Könige Mechō, 650 vor unserer Zeitrechnung, durch die Phönizier umschifft, ist es uns heute dennoch unbekannter als die erst vor vierthalbhundert Jahren entdeckte westliche Erdhälfte; seine nördlichen Küsten liegen im Angesicht der civilisirtesten Nationen, und doch kennen wir kaum seine äußern Umrisse, und in das weite Binnenland *) ist noch nie der Fuß eines Europäers gedrungen. Die Ursachen davon liegen in der Beschaffenheit dieses Erdtheiles selbst; seine Küsten brechen theils schroff in die See ab und verhindern durch furchtbare Brandungen die Landung, theils verflachen sie sich tief ins Meer hinein und bilden gleichsam eine fortgesetzte Sandwüste, von welcher her warnende Winde die Segel zurücktreiben; ebenso hindert der Mangel großer schiffbarer Flüsse das tiefere Eindringen in das Innere des Landes. Ueberdies sind die Bewohner Afrikas weder sanfte Hindus, noch wechselose Amerikaner, die den heutigen Europäern ungleich größere Hindernisse als den früheren, namentlich den alten Römern und selbst den späterhin von Osten her einwands.

Der heutige Europäer ist dem Afrikaner zu fremd durch Kultur, Sitten, Tracht und Religion. Der Römer durfte von Norden her bei weitem tiefer eindringen, und selbst die Wölfe, aus der er nur die lästigen Panther, Löwen u. s. w. für seine Kampfspiele holte, hat sich ihm gastlich auf. Anders ist es mit uns. Wir lassen ihm seine wilden Thiere und kaufen nur seine Kinder zu Sklaven, oder, wie er glaubt, zur Speise. Wir geben ihm dafür nicht bildende Kolonien, wie die alte Welt that (mit Algier ist in der neuesten Zeit von Frankreich ans, doch nur erst ein schwacher Anfang gemacht), auch nicht Religion, wie die Araber, (der Fanatismus portugiesischer und spanischer Zwingherren war gewiß nicht geeignet, das Christenthum zu empfehlen); sondern Brannwein und Mittel zu seinem Verderben. Endlich tritt aber auch die Unwirthlichkeit des Landes selbst dem Europäer allenthalben hindernd entgegen. Große Wüsten, wasserleer, schattenlos; steile, kahle, rohe Bergzüge ohne Quellen und Vegetation im Innern, und an den Flußufern pesthauchende Sumpfe, machen diesen Erdtheil ungestlich und lebenbedrohend. Ganze Karawanen fanden zu allen Zeiten ihren Untergang in den wasserleeren Wüsten oder unter den Sandwirbeln **), welche heftige Stürme mit Gewalt vor sich hetzen. Zudem macht seine geographische Lage zwischen dem 37° nördl. und 35° südl. Br., wie seine mathematische

*) Binnen ist im Niedersächsischen s. v. a. innerhalb; und in den Marschländern besonders innerhalb eines Deiches. Binnengräber, die innen in Länder, besonders großer Welttheile, sofern sie noch wenig bekannt sind.

**) Eine den Wasserhosen auf dem Meere ähnliche Erscheinung. Wenn nämlich unter dem sengenden Sonnenstrahle die lezte Spur des Pflanzenlebens in Staub zerfallen ist, berühren den Boden nicht selten entgegengesetzte Luftströme, deren Sturz sich in kreisender Bewegung ausgleicht. Die Wüste nimmt nun die Natur des Meeres an; der Sand wird beweglich und erhält die Lust, welche nach Beschaffenheit des Sandes, bald röthlich, bald gelblich oder bläulich erscheint. Sandhosen, vielleicht elektrisch geladen, ziehen daher und werden den Karawanen gefährlich, indem sie theils erstickend heiße Luftströme herbeiführen, theils mit Blindheit entzündende Ophthalmien verursachen.

Ausdehnung (sie beträgt von Westen nach Osten, vom Kap Moro bis Kap Guardafui auf 69°, mithin unter dem Aequator 1,020 Grer. Meilen), als auch die Beschaffenheit seines Bodens, der größtentheils mit einer dicken Gletschergesteinslage bedeckt ist, macht diesen Erdbtheil zum heißesten unter allen. In seiner ganzen Ausdehnung unter der heißen Zone gelegen (denn nur der Nord- und Südrand Afrika's erstreckt sich, jeder auf 10 bis 12° in die gemäßigte Zone), bietet er selbst in diesen Theilen die Temperatur der Tropenländer dar. In der großen Sahara, mit der die Kobie in Hochasien gar keinen Vergleich aushält, wird für den Menschen, der ihre Däsen [man zählt in der Sahara allein 32 solche, Afrika eignethümliche reiche Landschaften, Wüsteninseln, die mit Datteln, Pisangs, Granaten und andern Süßfrüchten ausgestattet, mit dem klarsten kühlenden Wasser versehen und mit unzählbaren Heerten von Thieren bevölkert sind] bewohnt, die hohe Temperatur durch das Wärmeausstrahlen des dünnen Bodens, wie durch die kleinen scharfkantigen und erhöhten Quarzatome, womit die Luft gefüllt ist, noch erhöht und für den Reisenden eine Quelle vielfacher, besonders Augenleiden, die häufig mit Blindheit enden. — In der heißen Zone, also auch in Afrika, giebt es nur zwei Jahreszeiten, die trockene, den Sommer von 7 oder 8 Monaten, und die 4 bis 5 Monate lange nasse, den Winter. 8 Monate hindurch gönnt man in Afrika bei einem reinen, wolkenlosen Himmel, von dessen tiefer, dem Indigo gleicher Bläue, der Nördländer sich keinen Begriff machen kann, das heiterste Wetter. Die Dämmerung ist unbekannt; wie die Jahreszeiten schroff wechseln, so auch Tag und Nacht; schnell steigt die Sonne des Morgens über den Rand der Wüste oder des Meeres senkrecht empor und ebenso wieder in die Ebene hinab. Raum erträgt das Auge den hellen Glanz des leuchtenden Taggestirnes. Endlich tritt unter Stürmen und ungeheurem Donnergeschlägen die Regenzeit ein, und nun erscheint ganz jene Pracht des heißen Gürtels, die in den Blumen-

säumen der afrikanischen Flüß- und Meeresufer und in der lippigen Vegetation der Däsen sich fund giebt. Die Dattelhaine am südlichen Fuß des Atlas, die Gummiwälder und Affenbrotbäume in den Ebenen des Senegals, so wie die Lotosgesträuche und Butterbäume am Uferte des Nigers, endlich die baumartigen Haidekräuter am Hoffnungsvorgebirge, werden Herolde eines jungen frischen Lebens, das wonnbar aus dem sandigen, mit verkohlten Pflanzen und entlaubten Bäumen sparsam bedeckten Boden emporblüht. Gegen seine Gewohnheit aber verliert der Europäer nur zu bald sein Wohlgefallen an diesen Wundern; die Heiterkeit seines Geistes nimmt ab, Ekel und langweilige Bangigkeit bemächtigen sich seiner; der Appetit schwundet, alle Sehnen erschlaffen, und der Organismus geht durch jenes verderbliche Tropenfeuer, dem bis heute die meisten Fremden unterlagen, seiner Zersetzung und Auflösung entgegen. Dies wird durch die feuchten Südwinde bewirkt, welche aus den braunen, durch verbrannten Vegetationsstaub gesättigten Schlammwörstchen aufsteigende Pesthauche dahersühren. Zudem heizt sich in dieser Zeit der Himmel nie auf, die unaufhörlichen Schlagregen machen die Luft dunstig; man fühlt sich bis auf die Knochen durchnäht, und nichts kann gegen diese Feuchtigkeit, welche die Schwüle der Atmosphäre noch vermehrt, schützen.

Zu bemerken sind hier noch die von Zeit zu Zeit eintretenden schädlichen Winde Afrikas, zunächst der Harmattan (der Samum oder Samiel der arabischen und syrischen Wüsten), der, in der erhöhten Wüste sich erzeugend, mit glühendem Hauche vom Aequator her nach den fühleren Gegenden südlicher und nördlicher Breite weht, und in Italien als Sirocco, und in den südlichen Spanien als Solano verhaucht. Sicht man ihm sich aus, so werden Augen, Mund und Gaumen sehr bald trocken und in 7 Tagen schält sich die feine Haut von den Händen und anderen Theilen; das Gras welkt und wird dürr, wie Heu, die Zweige der Bäume schrumpfen zusammen, so daß man sie, wenn der Wind 10 Tage

anhält, zwischen den Fingern zu Staub reiben kann. Gewöhnlich dauert dieser Wind 3 bis 5, höchstens 12 Tage. Dem Harmattan sehr ähnlich ist der Chamsin, ein Süd-Süd-Westwind, welcher aus den Wüsten über Aegypten innerhalb der 50 Tage, welche auf die Frühlingsnachtgleiche folgen, weht. Der in Aegypten sonst so reine und klare Himmel wird dann trübe, und die Sonne sieht wie eine violette Scheibe aus. Die graue, unerträglich heiße Luft scheint mit einem äußerst feinen, Alles durchdringenden Staube angefüllt, und ist so trocken, daß das Wasser, mit welchem man ein Zimmer besprengt, in wenigen Minuten verdunstet, die Pflanzen schnell verwelken, die Bäume die Blätter verlieren. Die Lunge, von der zu sehr verdunsteten Luft nicht mehr ausgesättigt, zieht sich zusammen und wird gequält, der Atem wird kurz und schwer, die Haut trocken. Innere Gluth zieht am Körper. Obgleich die Sonne verhälst ist, sind sonst kalte Körper, als Stein, Metall und Wasser, heiß. Sind Reisende so unglücklich, vom Chamsin ohne Ondach getroffen zu werden, so sind sie sehr übel daran, denn bei den Windstößen vermehrt sich die Hitze oft so sehr, daß die Lunge in convulsive Bewegungen gerät, der Umlauf des Blutes gehemmt wird und plötzlicher Tod erfolgt. Müde und Vollblütige haben von diesem Winde am meisten zu leiden. Ähnlich den beiden genannten Winden sind die Tornados oder Trazvados, von denen vorzüglich Senegambien und Guinea heimgesucht werden.

Woher Afrika seine ersten Bewohner erhalten habe, wird wohl ewig unentschieden bleiben. Ward ein schwarzer Adam der Stammvater der diesem Erdbtheile eigenen Menschenrasse, oder führte ein Noachide von

Afriken aus ihm sein erstes Stammvolk zu, das dann unter dem lothrechten Strahle der Sonne, unter dem gewaligen Einfluß des Klima, im weitesten Verlaufe des Wortes, so daß auch Lebensart und Nahrungsmittel darunter gehören, seine schwarze Tinte empfing, wer mag das entscheiden? Mögliche wenigstens ist's, und namentlich von Herder, in dessen Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit überaus scharfsinnig nachgewiesen, daß Weiße und Schwarze von einem und demselben Stammvater abstammen. — Der Hauptstamm der Ureinwohner ist der der Neger, die ihren Ursprung am südlichen Ufer des Senegal nehmen und deren eigentliches Vaterland Mittelafrika ist. Ihre charakteristischen Kennzeichen sind: Wellenhaar, eingedrückte Nase, aufgeworfene, sehr rothe Lippen, große Nasenlöcher, weiße, zuweilen auch grünliche Augendäpfel mit schwarzem, feurigem Stern, starke Backenknochen, harte Züge, große Zähne, vorstehende Ohren, schwarze, dlige Sammehaut, ein starker, nerviger und behender Körper, wohl ausgebildete Glieder, überall physische Bellendung sichtbar. Freilich die feinere Geistigkeit des Europäers, die den Menschen unter dieser glühenden Sonne, in dieser von Leidenschaften kochenden Brust verzaubert werden mußte, dürfen wir bei dem Neger nicht suchen, aber sie ward ihm durch einen Fibenbau, der an jene Gefühle nicht denken läßt, erstattet. Laßt uns also den Neger, da ihm in der Organisation seines Klima kein edleres Geschenk werden konnte, bedauern, aber nicht verachten*), und die Mutter ehren, die auch bewußt zu erstatten weiß. Sorglos verlebt er sein Leben in einem Lande, daß ihm mit überflüssiger Freigebigkeit seine Nahrung darbietet. Sein schlanker Körper plätschert im Wasser, als ob er für's Wasser gemacht sei, er kleidet

*) Mit eben dem Rechte, mit welchem wir den Neger für ein Ebenbild des Unholdes halten, kann er seine grausamen Räuber für Albino's und weiße Satane erklären, die nur aus Schwächeit der Natur so entartet sind, wie, dem Nordpole nahe, mehrere Thiere in Weiß ausarten. Ich könnte er sagen, ich, der Schwarze, bin Urmensch. Mich hat der Quell des Lebens, die Sonne, am stärksten getränkt, bei mir, und überall um mich her hat er am lebendigsten, am tiefsten gewirkt. Scht' mein gold-, mein fruchtreiches Land, meine himmelhohen Bäume, meine kräftigen Thiere; alle Elemente wimmeln bei mir von Leben, und ich ward der Mittelpunkt dieser Lebenswirkung! So könnte der Neger sagen, wir wollen daher mit Bescheidenheit auf ihn blicken.

und läuft, als ob jedes seine Lustübung wäre, und eben so gesund und stark, als er munter und leicht ist, exträgt er durch seine eigenthümliche Constitution alle Unfälle und Krankheiten seines Klima, unter denen so viele Europäer erliegen. Was sollte ihm das quälende Gefühl höherer geistiger Freuden, für die er nicht gemacht war? Der Stoff dazu war auch in ihm da; aber die Natur wendete die Hand, und erschuf das daraus, was er für sein Land und für die Glückseligkeit seines Lebens nöthiger brauchte. Sie hätte kein Afrika schaffen müssen, oder in Afrika müsten auch Neger wohnen! — Von den Negerstämmen sind besonders bekannt: die schlanken Falosen am Senegal, und die mit ihnen verwandten Serren; weiter hinab und tief in das Innere wohnen die Mandingos in vielen Stämmen, schon plumper und compacter als die Falosen; der Linie näher die unterseßten Felupen; tiefer gegen den Äquator finden sich die Aschantis, Fantes u. s. w., die gutmütigen Kaffern und die noch sanfteren Hottentotten, die mit ihrer braungelben Farbe schon in die malaiische Bildung überzugehen scheinen. Andere, aber nur geringe, Urstämme sind die Kabilen oder Berbern auf dem Atlasgebirge und die Kopoten oder Altägypter im Nilthale. Über die zahlreichste Völkerschaft in ganz Afrika ist wohl der Stamm der später eingewanderten Araber, welche die ganze nördliche und östliche Küste vom Senegal längs des mittelländischen, rothen und indischen Meeres bis zur Hoffnungsspitze eingenommen haben, und in Mauren oder Mohren, d. h. Städtebewohner, und Beduinen, d. h. Landstreicher, zerfallen. Andere zerstreute Völkerschaften sind die Türken an der Nordküste; die Juden an der Nordküste einzeln, aber in einem eigenen Staate an der Ostküste auf habessinischen Alpen, an der Westküste bei Kongo, wo sie zu Negern geworden sind, und endlich im Innern von Afrika, wo nach

Edrisi *) ein eigenes Judentum Lamlem ist, welches wahrscheinlich Schwedenborg Anlaß zu dem Glauben gab, daß im Innern Afrika's das neue Jerusalem auferstehen werde.

Afrika mag auf seinem Flächenraume von 545,000 □ Meilen 100 bis 120 Millionen Einwohner haben. Zwar kann die Statistik hier durchaus keine bestimmten Nachweisungen geben, denn Steuerregister- und Conscriptionslisten hat Afrika bis heute noch nicht; doch muß das Innere dieses Erdtheils unermöglich bevölkert sein, da es in drittehalb Jahrhunderten über 40 Millionen kraftvolle Menschen in den Slavenhandel geben konnte und dennoch in seinen Binnenländern nichts weniger als entvölkert ist, auch hundert Kinder dem Neger eine Kleinigkeit sein und jener Alte mit Thränen bedauert haben soll, daß er deren nur siebenzig habe!

Der Wendekreis des Krebses und der Äquator teilen Afrika in 3 Haupttheile, nämlich: 1) in Nordafrika, 2) in Mitte Afrika, und 3) in Südafrika.

I.

Die Völker Nerd : Afrika's.

Zu Nordafrika rechnet man 1) Ägypten, 2) die Raubstaaten mit der Küste Barka, Tunis und Algier, 3) den Staat Fez und Marokko, 4) den oberen Theil von Sudan oder die Sahara, 5) die Azoren, die kanarischen Inseln und die Inseln Madeira und Portosanto.

1) Bewohner Ägyptens.

Die Ägypter, heißt es, seien eine Kolonie der Aethiopier, ein Name, der nicht allein zur Bezeichnung der Bewohner des ganzen innern südlichen Afrika's, sondern auch zur Bezeichnung der durch eine schwarze oder

*) Edrisi, ein arabischer Scherif aus Ali's Stämme, flüchtete, des marokkanischen Thrones beraubt, zum König Roger von Sizilien, schrieb hier seine unschätzbare Geographie und starb ums Jahr 1180.

doch sehr dunkle Farbe sich unterscheidenden Menschenrassen gebraucht wird, wornach es auch in Südasien Aethiopier gab. Dem Laufe des Nils folgend kamen also Aethiopier, die von den Alten als das fernste aller Völker, als die Gerechtesten der Menschen, als die Lieblinge der Götter geschildert werden, über Nubien und das Gebirge herab in das gesegnete Nilthal. Der Umstand, daß wir die ersten gebildeten Staaten in Oberägypten finden, daß Mittelägypten früher ein Sumpf war und daß Unterägypten erst nach und nach vom Nil angeschwemmt, ausgetrocknet und bewohnbar gemacht worden ist, bestätigt die Sage von der äthiopischen Abstammung der Aegypter. Auch hatten die letztern noch in der Zeit, als die Griechen sie kennen lernten, schwarze Farbe und Krauses, wolliges Haar; und Denon schildert die Kopten, die er für Abkömmlinge der alten Aegypter hält, ganz als eine Art von Negern. Andererseits aber führen uns historische Spuren, Ähnlichkeiten der Sculptur, der Architectur und der Religionsideen auf einen frühen Zusammenhang Aegyptens und Indiens, (vergl. Völkergallerie Abth. I. S. 44. Anmerkung). Die Obelisken, die in ganz Aegypten zerstreut sind und die Tempel in Thebais sind mit Bildern bedeckt, die menschlichen Gestalten derselben, treu nach der Natur, mit den Eigenheiten der Gesichtsbildung und der Beschaffenheit des Haares. Aber in mehr als 100 Bildern auf den Reliefs der Tempel in Theben fand Denon keinen Gesichtszug eines Negers, eher griechisches Profil, und langes, schlisches Haar; ein Gleiches fand sich an einzelnen Mumien, und Blumenbach und Heeren finden zwischen dem Schädel eines Bengalen und einer Mumie eine außerordentliche Ähnlichkeit. Auf den noch erhaltenen Gemälden an den Wänden der Begräbniskammern kann man sogar heute noch die Verschiedenheit der Hautfarbe zweier Stämme, eines helleren und eines dunklen, genau unterscheiden, und überall erscheinen die Hellfarbigen als Sieger, die Schwarzen als Überwundene, so daß man vielleicht als gewiß annehmen darf: dieser Völkerstamm

von hellerer Farbe und höherer Kultur, der frühzeitig von Asien her in Aegypten einstrang, erwarb sich die Herrschaft des Landes, aus ihm gingen die Könige und Priester hervor, er machte die Kriegerkaste aus, und durch ihn sind die großen Denkmäler der Baukunst in Oberägypten errichtet. — Von den fröhesten Zeiten an finden wir allgemein Priesterherrschaft durch ganz Aegypten; und in den vielen kleinen Staaten, in welche Aegypten getheilt war, stand ein Priesterkönig an der Spitze. Allgemein wird Menes als der erste menschliche König Aegyptens — vor ihm regierten 18,000 Jahre Götter, vielleicht Priester, in diesem Lande — genannt. Vielleicht ist er ein ganz mythisches Wesen, wenigstens nicht Herr des ganzen Aegyptens. Er soll Memphis, die alte Hauptstadt des Landes, erbaut haben. Zu einem Pharaos, was nach dem Koptischen eigentlich der Erhabene bedeutet, von Memphis, kam 2000 v. Chr. wahrscheinlich Abraham, als er wegen Miswachs in Palästina, nach dem damals schon durch seine Fruchtbarkeit berühmten Aegypten reiste, und trifft hier eine geordnete Monarchie und einen Hof, an dem schon Luxus herrscht; der König hat seinen Harem und Hofslinge, die ihm weibliche Schönheiten zuführen. Noch sichtbarer ist in Josephs (um 1756 v. Chr.) Geschichte der Luxus. Zugleich aber erkennt man, wie abergläubisch die Aegypter sind, und wie willkürlich die Regierung. Eine Traumdeutung erhebt den Joseph zum Nächsten nach dem Könige, und die Verheirathung mit der Tochter eines Priesters zu On sichert ihm seinen Einfluß. In einer durch wiederholten Miswachs entstandenen Theuerung benutzt Joseph seinen gesammelten Vorrat, um alle Grundeigenthümer Aegyptens, mit Ausnahme der Priester, zu Pächtern des Königs zu erkaufen. Bald nach Joseph, um 1700 v. Chr., sollen phönizische, vielleicht arabische, Nomaden, deren Könige Hyksos, d. i. Hirtenkönige, hießen, das Land unterjocht haben. Ein Pharaos der Hyksos war es wahrscheinlich, der bei der Verfolgung der ausziehenden Juden, 1500 v. Chr., im arabischen Meer-

busen *) ertrank. Solche Übersäße nomadi- scher Hirtenvölker erregten bei den Ägyptern wahrscheinlich zuerst den tiefen Haß gegen Hirten, so daß unter ihrem eigenen Volke die Hirtenkaste für unehrlich galt und den Schweiñhirten sogar der Zutritt zu den Tempeln untersagt war. Nach 200 Jahren wurden die Fremdlinge vertrieben, das Land vereinigte sich unter einem Kdnige, dessen Residenz Theben war und nun erschien die glänzendste Periode des Reichs. Der Kdnig Mdris gründete, wie es heißt, den großen See Mdris, d. i. See der Vereinigung. Noch berühmter ist Sesostris, 1300 v. Chr., ein Nachfolger des Mdris, der nebst allen mit ihm an denselben Tage geborenen ägyptischen Knaben planmäßig zum Krieger erzogen, ungeschorene Rüge zu Wasser und zu Lande nach Arabien, Lybien, Aethiopien, Indien bis jenseit des Ganges gemacht, nach seiner Rückkehr das Innere des Reichs geordnet, die Einwohner in Klassen **) getheilt, Tempel erbaut, Dämme aufgeführt, Kanäle angelegt und durch eine, der großen chinesischen ähnliche, lange Mauer sein Reich gegen die arabischen Nomaden geschützt haben soll. Ein anderer Kdnig Sisa e oder Susack, 1000 v. Chr., wird in der jüdischen Geschichte als Beschützer des Jerobeam namhaft gemacht. Er eroberte Jerusalem. Im 8. Jahrhunderte v. Chr. drang ein äthiopischer Eroberer, Sabako, ins Land und beherrschte es nebst seinen Nachkommen gegen 50 Jahr. Gegen das Gesetz vereinigte, nach Vertreibung der Fremdlinge, ein Priester des Phtha (Vulkan), Na-

mens Sethon, die priesterliche Würde mit der kdniglichen; all-in seine unpolitische Beleidigung der Kriegerkaste, der er ihre steuerfreien Bäcker nahm, setzte ihn bei dem Einfall des assyrischen Kdnigs Sanherib, 700 v. Chr., in grehe Verlegenheit: die Krieger wollten nicht fechten, er mußte eine Schaar von Handwerkern und Bauern zusammenrufen, und nur eine Seuche, vom Priester für ein Wunder vom Phtha gesetzt, rettete ihn. Nach dieser Zeit, vielleicht mit durch die Beleidigung der Soldaten und die ungewöhnliche Bewaffnung der bisher nicht geachteten Handwerker und Bauern veranlaßt, verheerte eine allgemeine Empörung Ägypten; mehrere Große strebten nach Oberherrschaft, 12 Kronprätendenten theilten sich in das Land und traten unter einander in die genaueste Verbindung, zum Zeichen ihrer Eintracht das prächtige steinerne Babylon am See Mdris bauend. Doch die Einigkeit dauerte nicht lange. Psammetichus, der sein kleines, an der Seeküste ihm zugetheiltes Gebiet, durch Handel mit den Phöniziern und Griechen zu einem mächtigen Reiche erhoben hatte, besiegte mit Hülfe der Ausländer, namentlich der Griechen, seine 11 Mitkönige. Nun öffnete Psammetichus allen Fremden die Häfen, beförderte Auswärtige zu Ehrenstellen, ließ viele ägyptische Kinder griechisch lernen und griechisch erziehen, so daß von nun an der eigenthümliche Charakter der Ägypter nach und nach verloren geht. Die Kasten verschmelzen mehr in einander, der Priester unumschränkte Herrschaft wird ge-

*) Dieser Meerbusen wird auch das rothe Meer, oder das Meer Suph (nach Luthers Uebersetzung Schilfmeer genannt), von einem Kraute Supho, das auf dem Boden dieses Meerbusens wächst und das Meer rot färbt.

**) Gewiß wenigstens erhielten die Ägypter schon sehr früh die Eintheilung in Kasten, die Grundlage ihrer politischen Verfassung, aber auch das größte Hindernis ihrer freienweiteren Ausbildung. Außer dem eingehärrten Kdnige bildeten die Priester und die Krieger die beiden höchsten Stände: sie allein hatten Grundgesitz, und die Priester außerdem Freiheit von Abgaben und Gewalt über alles, selbst über den König: sie erzogen ihn, waren seine Ratgeber, sprachen das Urtheil über den gestorbenen, sie waren die Richter und Ärzte des Volkes und die einzigen Inhaber der Gelehrsamkeit. Außerdem gab es Kasten von Künstlern, d. h. Handwerkern, zu denen, wie es scheint, auch die Kaufleute gerechnet wurden; von Ackerbauern, die aber nur Wächter der höheren Stände waren, und von Hirten, die auf der niedrigsten Stufe der Kultur und Achtung standen. Diese Hauptkasten fasten wieder andere nach den besondern Gewerben unter sich; daher von Andern andere Hauptkasten genannt werden. Für alle diese Kasten galt das Gesetz: daß die häufig und streng erzogenen Kinder nicht von der Lebensart der Eltern abweichen durften; deswegen auch den Priestern nur eine Frau zu heirathen erlaubt war, da die übrigen Ägypter vier Frauen nehmen durften.

fürzt, und die Pharaonen, sich immer mehr außer Verbindung mit den Priestern schied, verlegen ihre Residenz von Memphis, wo der Haupttempel war, nach Saïs. Psammetichs würdiger Sohn, Mechō, verfolgte mit Ueberlegung und Kühnheit die Pläne seines Vaters, erbaute große Flotten, versuchte durch einen Kanal aus dem Nil in den arabischen Meerbusen diesen mit dem mittelländischen Meere in Verbindung zu legen, und ließ durch Phönizier auf ägyptischen Fahrzeugen Astarte umschiffen. In einem Kriege gegen Nebukadnezar verlor er alle seine auswärtigen Eroberungen in Palästina und Syrien, und verließ nachher nicht wieder Ägypten. Ihm folgte Psammitis, der mit Äthiopien Krieg führte, und diesem Apries, in der Bibel Hophra genannt, der sich zu schwach fühlte, seinem Vändnisse mit Bedekias gemäß, Jerusalem gegen Nebukadnezar zu schützen, und durch eine Empörung der ausländischen Kriegerstruppen vom Throne gestürzt wurde, den nun Amasis, der Anführer derselben, 570 v. Chr., einnahm. Unter Psammetit, des Amasis Sohne und Nachfolger, fiel nach der makedonischen Schlacht bei Pelusium 325 ganz Ägypten in die Gewalt der Perser. Später versuchten es die Ägypter zu verschiedenen Malen, das persische Joch abzuwertern, doch kein Versuch wollte ihnen gelingen. Ägypten, barbarisch behandelt, blieb persische Provinz bis auf Alexander den Großen, der es 332 mit dem großen macedonischen Reiche vereinigte, nach dessen Theilung die glänzende Periode der Ptolemäer eintrat. Alexandria ward, erweitert und verschärft, der Mittelpunkt des Welthandels, die bewohnte alexandrinische Bibliothek, nachher die große oder vorzugsweise die Bibliothek genannt, angelegt, berühmte und aufgeklärte Griechen ins Land gezogen. Unter Ptolemaus Philopator kommt Ägypten unter römischen Schutz, und Kleopatra's Selbstmord nach des Octavius Siege bei Actium, 31 v. Chr., machte das Reich gänzlich zur römischen Provinz. 670 Jahre lang blieb Ägypten in den Händen der Römer. Schnell breite sich auf Ägyptens

Boden das Christenthum aus, nahm aber auch sehr bald den düstern Charakter der alten ägyptischen Religion an; Einsiedler und Mönche gingen von hier aus. Als nach der Theilung des großen Römerreichs unter Theodosius in das occidentalische und orientalische Kaiserthum Ägypten eine Provinz des letztern geworden war, versank es immer tiefer in Unwissenheit, Barbarei und Schwäche. So ward es 640 n. Chr. unter dem Khalifen Omar, dessen Feldherr Amru Alexandrien mit Sturm nahm, ein Raub der Saracenen. Unter der Herrschaft der Araber, die sich schnell zu einem gebildeten Volke erhoben, ward Ägypten wieder auf eine Zeit lang der civilisirteste Theil der Erde. Sogar die Baukunst und in ihrem Gefolge alle Künste und Wissenschaften fanden geistreichen Boden. Kanäle wurden gegraben, Kairo gegründet und geschmückt, der Menschen zum Landmannen gebildet, die faulen Reste des Pharaonenreiches durch neue Pflanzungen ersetzt. 1230 unterlagen die Araber den Mamelucken, und unter diesen furchtbaren Despoten verschwand auch der letzte Schatten ehemals licher Größe und Kultur. 1516 wurden die Mamelucken von dem Sultan Selim besiegt und Ägypten nun völlig eine türkische, durch einen Pascha regierte Provinz. Kurze Zeit schien es, als ob Frankreichs Fahnen neues Heil brächten (1798), allein nach dem Feldzuge der Franzosen ward Ägypten wiederum von Paschas, unter türkischer Oberherrschaft, verwaltet. 1810 entledigte sich der gegenwärtige Pascha von Ägypten, Mehemed Ali, aller Mameluckenbey's, welche die eigentlichen Besitzer des Landes waren, durch Menschenmord. Von dieser Zeit an hob Mehemed Ali die Industrie des Landes, indem er europäische Künstler, Handwerker und Officiere herbeizuziehen suchte; bildete zu gleicher Zeit ein mächtiges Heer, schaffte Sicherheit im Lande, und beförderde Ackerbau, Handel und Gewerbe.

Dieses sind in kurzen Worten die Schicksale Ägyptens, deren Erzählung wir mit jenem merkwürdigsten, von Apulejus uns aufbewahrten

Drakesspruch des Hermes Trismegistus *) schließen: „Die Gottheit, welche Aegypten durchflammt, wird zu seiner Zeit zum Himmel zurückkehren und Aegypten verwaist und seiner Götter beraubt sein. Gräber und Leichen werden dann dieses Land, die heilige Städte der Tempel und Gotteshäuser, erfüllen. O Aegypten, Aegypten! Nur die Haine von deiner Religion werden übrig bleiben; und deinen ungläubigen Nachkommen werden von deinem frommen Sinne nur steinerne Worte zugesagen. Der Fremdling wird über dich feindselig gegen alle, von denen sie nicht gerade herrschen, und der heilige Strom seine gottlichen, aber von Blut entweichten Flüthen, über sein Ufer wälzen, der Todten aber mehr denn der Lebenden sein!“

Ueberbleibsel der ältesten Bewohner Aegyptens sind unstreitig die Kopten (s. Taf. IV.)

aufgedunsenes Gesicht, ihre hervorquellenden Augen, ihre dicken Lippen, ihr wolliges Haar läßt sie als Abkömmlinge von Negern erkennen. Als das überwundene und unterjochte Volk unter einem mehr als tausendjährigen Drucke lebend, haben sie den Hass gegen ihre Unterdrücker hinter einem immer trüben und finstern Antlitz zu verborgen und mit aller Macht einer heimlichen Herrschaft sich in dem Lande ihrer Väter, die Verwaltung desselben zu bewahren gewußt; denn unter dem unscheinbaren Titel der Schreiber sind sie die erblichen Notare und Finanzbeamten des Landes. Einig unter sich, beweisen sie sich feindselig gegen alle, von denen sie nicht gerade abhängen; verloren ist der Fremde, der sich nicht vor ihnen hütet oder sie im Fall der Notth nicht mit der größten Vorsicht behandelt. Falschheit, Treulosigkeit, Hang zur heimlichen Ungehörigkeit, zum Spioniren und Beslechlichkeit bilden die Grundlage ihres Charakters, der eine traurige Folge ihrer gedrückten Lage und der Nottheit ihrer gedrückten Lage und der Nottheit

Wie wir schon oben erwähnten, finden sich von den frühesten Zeiten her in Aegypten zwei Menschenrassen, die negerartige, aus welcher das gemeine Volk bestand, und die edlere Rasse der Priester und Kriegerkaste, die in der Hautbeschaffenheit, in Temperament und Zügen einen asiatischen Charakter an sich trägt, und zwar erst später, aber doch schon in vorgeschichtlicher Zeit einwanderte. Abkömmlinge der ersten Kirche feststeht, daß in Christo zwei Naturen, nun sind die Kopten, die alten Eigenthümer des Bodens, aber jetzt des Erbes ihrer Väter bis auf wenige Dörfer in Oberägypten beraubt und in ungefähr 30,000 Familien im ganzen Lande zerstreut. Ihre schwatzgelbe Haut, ihr dunkles Parthei der Monophysiten, erhob,

monophysitische Christen, die noch heute ver im 5. Jahrhundert aufgekommenen, in Aegypten namentlich festgehaltenen, von der Synode zu Ephesus 440 gebilligten, von der Kirchenversammlung zu Chalcedon 451 aber als lekerisch verdammten Meinung huldigen: daß das Edtlche und Menschlche in Christo zu einer Natur vereinigt sei, während die orthodoxe Kirche feststeht, daß in Christo zwei Naturen, eine göttliche und menschlche, ohne Vermischung, eine göttliche und menschlche, ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person und Substanz vereinigt sind. Die durch blutige Verfolgungen und innern Zwiespalt ge-

*) Hermes Trismegistos, der dreimal gebüste Hermes, soll 900 Jahr v. Chr. Priester im Tempel des Jhs gewesen sein. Er gilt für den Erfinder der meisten alten Wissenschaften, der Buchstabenchrift, Astronomie, Kunst, Medicin u. s. w. Um seine Wissenschaft auf die Nachwelt zu bringen, soll er sie in steinerne Säulen ge graben, und diesen Säulen sollen Pythagoras und Platon ihre Kenntnisse zu danken haben. Nachher verzeichnete man den Inhalt derselben in ein eigenes Buch, und später entstanden unzählige Bücher; man nimmt gewöhnlich 26,525, die Hermes Namen trugen. Besonders schob man ihm alles unter, was über Theosophie, Magie, Alchymie und andere übermenschliche Wissenschaften geträumt wurde, und so ist Hermes Trismegistos auch wohl noch von neuern Schwärzern als eine Quelle geheimer Weisheit betrachtet worden.

vereinigte und trennte, in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts, von der allgemeinen Kirche völlig ab der Syrer Jakob Baradai, daher die Monophysiten auch Jakobiten genannt werden. Eben diese Trennung von der griechischen sowohl als der römischen Kirche, wie sie unzählbar lange Bewirrung und schreckliches Blutvergießen über die schönsten Provinzen und höchsten Gemeinden Asiens, namentlich auch Ägyptens, brachte, und den Saracenen deren Eroberung erleichterte, hatte doch auch die glückliche Folge, daß die selbständige Kirche der Jakobiten eben darum seit dem 7. Jahrhunderte auch unter der Herrschaft der Mughamedaner sich zu behaupten wußte. Außer den Monophysiten eigenägyptischen Lehre von einer Natur in Christo stimmen sie in den Hauptpunkten des Glaubens mit der griechischen Kirche überein; auch ihr Kultus ist dem griechischen ähnlicher als dem römischen, hat aber durch Nationalität und Aberglauben Modifikationen erhalten, welche sich am auffallendsten in der Religionsverfassung der ägyptischen Jakobiten oder Kopten zeigen. Zwar stehen sie mit den syrischen Jakobiten in Glaubensgemeinschaft, haben aber ihren eigenen Patriarchen zu Kairo, der den Titel des Alexandrinischen führt und 10 Bistümer unter sich hat. Die Bibel und liturgischen Bücher besitzen sie noch in der alten koptischen Sprache, welche die zur Zeit der Herrschaft der Griechen unter den Ptolemäern gangbare ägyptische und daher der griechischen verwandt ist, aber jetzt unter die toten Sprachen gehört. Die Umgangssprache ist die alte ägyptische, vermischte mit der Sprache der Zeit, mit griechischen, arabischen und türkischen Wörtern. Die Kinder werden bei den Kopten nur in der Kirche und nie vor dem 40. Tage nach der Geburt, oft erst im 7. Jahre, getauft, erhalten aber gleich nach der Taufe auch den Abendmahlswein. Das Abendmahl halten sie nur in den großen Fasten, brauchen dabei gesäuertes Brot, welches gebrochen wird, und genießen den Wein mit Löffeln; die unter allen monophysitischen Christen nur unter den Kopten gebräuchliche Beschrän-

dung ist keine religiöse Ceremonie, wie bei den Juden, und wird daher auch nicht von dem Priester verrichtet, sondern ist nur eine Gewohnheit des Landes, welche entweder das Klima veranlaßt oder das Beispiel der Türken eingeführt hat. Ihren Gottesdienst begehen sie, nach einer in den Zeiten der Verfolgung entstandenen Gewohnheit, in der Nacht vom Sonnabende zum Sonntage. Er besteht nur aus dem Altardienst, bei welchem Weihrauch, Schenmas, welche, weil kein Ungeweihter den Altar betreten darf, eben so wie die Priester geweiht werden, aufwarten; aus Gesang, Gebet und Vorlesungen aus einem Stellen der Schrift und ältere Homilien enthaltenden Hymnario. Die koptischen Priester, Kassis genannt, predigen nie, und nur der Patriarch, der nicht bloß Geistlicher, sondern auch Oberrichter seines Volkes ist, nach Maßgabe der Armuth seiner Kirche beträchtliche Einkünfte genießt und mit orientalischer Devotion verehrt wird, hält jährlich einen eignen Vortrag an das Volk. Eine Vorbereitung auf das Lehramt findet nicht statt; jeder Laie, wenn er nur im Stande ist, die Liturgie abzulesen, ist zum geistlichen Amte fähig, sobald er zum Priester geweiht ist. Die koptischen Klöster, deren Zahl sich immer mehr vermindert — die meisten giebt es noch in Obergäusen in der Wüste des heiligen Makarius — sind keine Pflanzschulen der Wissenschaften, sondern nur Hospitäler oder Versorgungsanstalten, deren Bewohner sich bloß mit frommen Übungen, mit dem Ackerbau und andern mechanischen Arbeiten beschäftigen, und in der Regel vorheirathet sind. Bei der Armuth des Volks können die Einkünfte der Geistlichen nur karglich sein, und wirklich reichen sie kaum hin, die kümmerliche Subsistenz derselben zu fristen, so daß niemand leicht die priesterliche Würde begeht, und die Gemeinden diejenigen, welche zu Priestern aussesehen werden, zu der Annahme dieses beschwerlichen Amtes, durch welches sie für die Versäumung ihrer bürgerlichen Geschäfte nicht entschädigt werden, durch eine Zudringlichkeit, welche an Zwang grenzt, indizieren müssen. Indessen schwächt weder die ärmliche Gestalt, noch

die Unwissenheit der Priester die Achtung, welche der rohe Mensch gegen Personen fühlte, die er sich in einer näheren Verbindung mit der Gottheit denkt, und, ob sie ihm gleich vorher völlig ähnlich waren, doch von dem Augenblicke an, wo sich ihnen in der heiligen Weihe die höhere Kraft mittheilt, über den Kreis gewöhnlicher Menschen erhoben werden.

Hinsichtlich der Tracht, Wohnung, Lebensweise u. s. w. kommen die Kopten mit den übrigen Bewohnern Aegyptens überein

die Mammelucken (s. Taf. I. und Taf. III.), d. h. Sclaven, von dem arabischen Memalik, d. i. ein Sclav, waren von 1254 bis 1811, mit kurzen Unterbrechungen nur, die eigenlichen Herren Aegyptens. Schon früh nannte man die aus den Gegenden des Kaukasus herstammenden Sclaven, die bei ihren Herren oft ehrenvolle Hausämter verwalteten und sich nicht selten zu den wichtigsten Staatsämtern empor schwangen, Mammelucken. Als am Anfange des 13. Jahrhunderts Dschengis-Chan bei seinen Kriegen so viel Gefangne machte, daß alle Märkte Asiens damit überfüllt waren, so kauften viele asiatische Fürsten diese Gefangenen zur Vermehrung ihrer Armeen. Auch der damalige Sultan Aegyptens, Rodschmadjin, erhandelte 12,000 solche mingrelische und tscherkassische Sclaven, ließ sie in allen kriegerischen Künsten unterrichten und bildete aus ihnen ein eigenes Corps, welches gleich den Janitscharen der Türken und den Strelizen, d. i. Bogenschützen, der Russen, bald zägelos und rebellisch wurde, und in Kairo das Schauspiel, welches die Türken in Bagdad und an andern Höfen der Khalifen (s. Abtheilung I. S. 2 und 24) gegeben hatten, wiederholte: sie stürzten ihren Herrn vom Throne. Der Sultan Rodschadjan, als er mit Ludwig IX.^{*)} von Frankreich,

den er gefangen genommen, billigen Frieden schloß (1250), erregte hierdurch den Unwillen der Mammelucken. Sie tödteten ihn und seine Angehörigen, und bekleideten Ziegh, ihren Führer, mit der Sultanswürde. Zieghs Nachfolger wurden jedesmal von den Mammelucken gewählt, aus ihrer eignen Mitte. Der Umstand, daß Verdienst oder Vertrauen, nicht aber Erbrecht den Thron gab, und die fortwährende Erfrischung ihrer Stärke durch herbeigerufene Krieger aus den heimathlichen Hirtenstämmen des Kaukasus ließ die Mammelucken allein den mongolischen Stürmen trotzen, und erhielt ihre Regierung bis auf die Eroberung Aegyptens durch Selim 1517, der über die mammeluckische Volkerschaft einen osmanischen Pascha setzte, ihre 7 Oberhäupter zu Mitgliedern des Divans nahm, und aus ihnen die 24 Statthalter oder Beys von Aegypten ernannte. Ueber 200 Jahr bestand diese Einrichtung, bis seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Ansehen der Mammelucken durch ihre Anzahl und ihre Reichtümer ein solches Uebergewicht über die Türken erlangte, daß die Macht der letztern völlig in nichts versank. Die 24 Beys schickten dem Grossherren nur jährlich einen Tribut von 645,000 Thlen. und eine Summe von 42,000 Thlen. jedes Jahr, nach Mecka zur Unterhaltung des Tempels. Alles Uebrige, was aus Aegypten floß, kam in die Kasse der 24 Beys, von denen jeder an Grundsteuern, Pachtgeldern und andern Einkünften jährlich 1 Million Piaster, ungefähr 500,000 Rthlr., einnahm. — Die schon durch die französische Invasion unter Bonaparte 1798 gedemuthigten Mammelucken unterlagen 1811 dem Mehemed Ali, der seit 1805 aus eigner Machtvollkommenheit zum Pascha von Aegypten sich erklärt hatte und von der hohen Pforte in dieser Würde bestätigt worden war. Er ließ nämlich alle Mammelucken zu einer gemeinschaftlichen

^{*)} Mit frommem Ritterlunde beschloß Ludwig IX., 1249 der sinkenden Sache der palästinensischen Christen sich anzunehmen. Die Blüte des französischen Adels und mit ihr viele Tausend gemeine Kriegsknechte führte er nach Aegypten, als dem Lande, von welchem aus, wenn es einmal in der Gewalt der Christen war, das heilige Grab weit leichter erobert und behauptet werden konnte. Allein Ludwig war unglücklich; umzingelt, geriet er und sein ganzes Heer in ägyptische Gefangenschaft und mußte mit 800,000 Dukatenen (Goldmarken der griechischen Kaiser) sich und sein Heer lösen.

Berathung in die Citadelle von Kairo berufen; als sie beisammen waren, wurden alle Thüren und Thore verschlossen, die aus Altbresern bestehende Leibwache Mehmeds fiel über sie her und ermordete alle. Die abwesenden flohen, so bald ihnen diese Schreckensbotschaft zu Ohren kam, nach Nubien, und als man sie auch hier ansuchte, in das Innere Sudans. Die Familien blieben zurück und aus den männlichen Nachkommen, die auch heute noch zu stolz sind, mit eingebornen Aegypterinnen sich zu verheirathen, und lieber georgische und tscherkassische Sclavinnen sich kaufen, errichtet sich in neuerer Zeit der Pascha eine Leibwache von 600 Mann, die er sehr gut erziehen, in der arabischen und türkischen Sprache unterrichten und in den Waffen eben läßt. — Im Jahr 1811 betrug die Zahl der Mammelucken 8000; über ihre gegenwärtige Seelenzahl mangeln zuverlässige Nachrichten. — Die Religion der Mammelucken ist der Islam. — Als gewandte Reiter sind sie vorzüglich berühmt. — Ihre Kleidart, Kleidung, Sitten und Gebrüche stimmen mit den der Turken genau überein.

Die Hauptmasse der Bevölkerung Aegyptens machen

die Araber,

welche wir schon früher (s. Abthig. I. S. 21) kennengelernten, sind. Sie zerfallen in Unsässige, die entweder Ackerbauer, Fellahs, oder Handwerker, sind, und in Beduinen (s. S. 29 Abthig. L). Die ersten, früher fest, unterrichtet, gesittet und jeder Kultur zugänglich, sind jetzt ein elendes Volk, unwissend, abergläubisch, unendlich tief herabgesunken und entwürdigt. In jeder Art von Spitzbüberei Meister, stehlen sie mit den Füßen, wenn man ihnen auf die Hände sieht, und wissen augenblicklich die Gespenstände, deren sie sich bemächtigt haben, im Sande zu vergraben. Der Geschmack der Europäer an Mumien und Alterthümern öffnet ihrer Gaunerei ein reiches Feld betrügerischer Thätigkeit. Antiken, die sie gestern erst aus Thon oder Pappe fertigten, bieten sie heute als kostbare Denkmäler aus der Pharaonenzeit feil; aus Mumientümmlern wissen sie wieder so

schöne Mumien zu bereiten, daß selbst Kenner sie mit Begierde kaufen und nur erst bei Zersetzung derselben einen Büschel Stroh finden. — Der Handwerker macht sein Werk eben so, wie er es von seinem Meister erlernt hat, und weiß sich keine Vortheile anzueignen; versucht man, ihm Rathschläge zur Verbesserung zu geben, so ist seine Antwort: „So haben es unsere Väter gemacht, und es wäre Verwegeheit, weiser sein zu wollen als sie!“ — Bei alle dem aber mangeln ihnen geistige Fähigkeiten gar nicht; nur die fortdauernde Bedrückung ihrer despotischen Regierung, die Unsicherheit und jetzt sogar der Mangel alles Eigenthums, hat sie hier abgedrückt. Jetzt hätte nur der Pascha den Nutzen von grubherrn Fleiße, von zweckmäßigerer Thätigkeit, und sein Einkommen zu mehren haben sie eben kein Interesse. Alle unbaren Boden des Landes nämlich hat Mehemed Ali für Staatseigenthum im engsten Sinne zu erklären für gut gefunden, so, daß diesem Systeme gemäß aller tragbare Boden Eigenthum des Pascha ohne alle Ablösung, der Fellah aber zum leibeigenen Sclaven geworden ist, der sich von denen in den Plantagen der Kolonialländer nur dadurch unterscheidet, daß er für seinen Unterhalt selbst sorgen muß. Jeder Fellahfamilie wird nun jährlich der zu bebauende Boden, mit dem Bedeuten, was darauf gebaut werden soll, angewiesen, und streng darauf gehalten, daß diese Anweisung befolgt und das Grundstück gut bebaut werde. Sind in einem Bezirk mehr Fellahs, als der Ueckgrund erfordert, so werden die übersässigen Hände dahin versetzt, wo das Land ihrer bedarf. Jährlich sucht der Pascha durch Talegung neuer Kanäle und Dämme neues Land zu gewinnen, und jährlich werden viele hundert Familien ihrer Heimat entrissen, um den neu gewonnenen Boden zu bebauen. Jeder Nazir oder Bei berichtet alljährlich über die Quantität und Qualität des vertheilten Bodens, über die Ernte und ihren Ertrag, an den Staatsrath, welcher nun nach Maasgabe dieser Berichte den Miri oder die Grundsteuer fest setzt, und eben so den Preis bestimmt, für welchen alle Landeserzeugnisse abgeliefert werden müssen. Die Erte wird nun

eingebracht, und nachdem jeder Familie die allers unentbehrlichste Quantität Lebensmittel gelassen worden, muß der ganze Ertrag in die Magazine des Pascha abgeliefert werden. Dieser Ertrag wird nun nach einem von der Regierung fest zu schenden Preise angenommen, berechnet, die Grundsteuer, die Saat und andere gethanen Vorschüsse abgezogen, und der natürlich nur sehr unbedeutende Rest dem Fellah in baarem Geld oder Schakanweisungen ausgezahlt. So ist der Fellah Ägyptens eine bloße Säc- und Erntemasse; er bearbeitet sein Feld nur, weil er die Bastionade fürchtet, und oft vermag selbst diese Furcht ihn nicht zum Fleis zu spornen, daher der Pascha wieder, ganz acht türkisch, verordnete, daß in jedem Bezirk nicht der bebaute, sondern der baufähige Boden zum Grunde der Bestimmung der Abgaben gelegt würde. Das durch ist dem Fleische neue Strafe auferlegt, indem der, welcher mit dem größten Eifer so viel Land, als er nur immer konnte, sorgfältig bebaute, doch nur darum eine reiche Ernte erzielt hat, um die Abgabe für das Grundstück bezahlen zu helfen, das sein Nachbar unangebaut liegen ließ. Eine unausbleibliche Folge dieses Systems ist der gänzliche Verfall aller Moralität und eine Entmuthigung des ganzen Volkes, das zwar schon mehr als einmal das unerträgliche Joch zu zerbrechen bemüht war, aber dadurch nur in härtere Fesseln sich schlug. Rebellionen sind in Ägypten nichts Seltenes. Man läuft zusammen, wirft Sand und Staub in die Höhe, mordet und plündert, vergißt aber die nöthigen Waffen und Mundvorräthe zusammen zu bringen und sucht, beim Erscheinen einiger Truppen schnell entmuthigt, die verlassene Hütte wieder zu gewinnen.

Die Beduinen araber, theils Hirten, theils Krieger oder vielmehr Räuber, umschwärmen und durchschwärmen seit den frühesten Zeiten Ägyptens, und waren mehr als einmal Herren dieses Landes. Die Geschichte lehrt, welchen harten Stand schon die Pharaonen gegen die Hyksos hatten, wie schwer es den Ptolemäern fiel, die Nomaden im Zaume zu halten; seit der Römerherrschaft waren sie vollends die Landplage: Mehemed Ali^{*)} hat sein größtes Meisterstück gemacht; als er sie sich unterwarf. Diese Hyksos der Pharaonen, diese raubenden Blasius myer (Blemmyes) der Römer, diese Beduinen der Türken, die vor wenigen Jahren die Umgebung selbst Ägyptiens umischen machten, und selbst in den unumzetteten Städten einbrachen, um Weiber und Gut zu rauben und die Männer zu morden, sind jetzt die Beschützer des Thrones. Mehemed schreicheleih ihren Vorurtheilen, überhäufte ihre Hämplinge mit Auszeichnungen; hielt ihnen treu sein gegebenes Wort und stimmrte sie so zu schmieden Gunsten. Nun freute er unmerklich Zwietracht unter sie aus und vereinzelte sie Stamm für Stamm. Dem einen Stamm übertrug er das Geleit der Karawanen, vermehrte die Worthilie dabei, regte aber auch ihren Dienst; ein anderer Stamm mußte unter günstigen Bedingungen die Verbindung mit den kleinen Däfern sichern; ein anderer wieder die Verbindung mit Syrien, ein anderer mit Arabien u. s. w., dem einen übertrug er sogar, gegen einen sehr reichen Gold, die Polizei in der Hauptstadt. So wurden die

^{*)} Unter den Merkwürdigkeiten Ägyptens ist dessen gegenwärtiger Herrscher, Mehemed Ali-Pascha, gewiß nicht die geringste. 1767 zu Cavalla in Macedonien als gemeiner Lüstre geboren, ist er jetzt 88 Jahre alt. Er ist wohlgebaut, mittlerer Statur, mit ansprechendem Teufeln, zwirigen, etwas unsägen Augen, die in beständiger Bewegung sind. Obwohl von sehr geringem Herkommen, haben seine Manner doch nichts Gemeines. Er ist mit einem glücklichen heiteren Naturall begabt, versteht sich außerordentlich zu beherrschen, hat sehr feine Manner, ein sehr herablassendes, zutrauliches Vertragen, ohne jedoch auch nur einen Augenblick den Fürsten zu verläugnen. Was alle Reisende, und sogar solche, die gewohnt sind, vor Königen zu stehen, in Erfaunen setzt, ist die ungezwungene Würde in seinem ganzen Benehmen. Erst als Pascha lernte er lesen und schreiben. Unscheinbar wuchs er auf, und erst in seinem 32. Jahre ward er Bimbashi (Oberster) bei der Armee des Großvoglers, und kam nachher mit einer noch höheren militärischen Würde bekleidet nach Ägypten. Hier zeigte er sich bei seinem ersten Eintritt als einem großen Freund der Truppen und des Volks, zwang den Pascha zur Bezahlung der Truppen und diese zur Schenkung des Volks, so daß er, besonders da eine ungemeine Tapferkeit ihn auszeichnete, der Siebling beiden wurde. Nachdem sein Anhang besiegigt war, belagerte er 1804 den Kurshid-Pascha, einen schwachen Despoten, in der Citadelle von Kairo, eroberte dieselbe und erklärte sich 1805 zum Pascha von Ägypten.

Stämme getrennt und beschäftigt, aber auch genährt und vor Noth geschützt, dadurch vom Raube nach und nach entfernt und zur Subordination gewöhnt. Zwar betrachten sich noch heute die Stammeshäupter als unabhängig; alles heißt Vertrag, als zwischen gleich und gleich; es ist aber doch ein Vertrag wie zwischen Herr und Diener, und die Beduinen, durch das Vertrauen, das der Pascha anscheinend in sie setzt, geschmeichelt, entsprechen demselben im ganzen Umfange. Mehrere, namentlich Hirtenstämme, dotirte er mit Ländereien und Einkommen, gab jedem Stamm einen bestimmten Aufenthaltsbezirk, damit sie nicht mehr unter einander leben, sondern jeder Stamm in bestimmte Grenzen eingeschlossen sein sollte. Er wies demnach den Hirtenstämmen Weideplätze und allen übrigen die Grenze ihrer Bewegung an. Als er dieses erlangt hatte, gab er das für Sicherung des Eigentums so heilsame Gesetz: daß für jeden verübten Raub oder Betrug der Stamm, in dessen Bezirk die That vollbracht wird, verantwortlich und zum Ersatz verpflichtet sei. — Es bestehen gegenwärtig in Aegypten 34 Beduinenstämme, von denen mehrere schon an den Boden gefesselt und hier und da mit andern Landesbewohnern vermischt sind. Sie zählen 7000 Reiter und 34,000 bewaffnete Männer zu Fuß. Von diesen besoldet der Pascha ungefähr 6000, mit denen er die übrigen, die ihm im Falle der Noth alle zu Gebote stehen, im Zaum hält. Die Stetigkeit ihrer Wohnsitze wird sie nach und nach zur Erbauung fester Häuser statt beweglicher Zelte veranlassen, sie werden den Bezirk ihrer Bewegung lieb gewinnen und sich an den Boden fesseln mit eigner Hand. Eben so werden sie, die sich jetzt noch als frei und unabhängig betrachten und nur durch einen Vertrag, der sich jeden Augenblick aufheben lasse, gebunden halten, die Unterthänigkeit, in der sie der That nach leben, erkennen und auch den Namen nicht mehr scheuen; sie sind wirkliche Unterthanen Aegyptens. Für immer ist jedoch Aegypten nicht befreit; denn reich sind die unermesslichen Wüsten Afrikas an solchen Krabberstämmen, durch Festsetzung derer, welche in Aegypten leben, werden entferntere Raum

gewinnen, neue Städte werden aus der unver- siegbaren Völkerquelle der Wüste sich ergießen, und Aegypten wird nur dann sicher vor ihnen sein, wenn es fortfährt, die kluge Politik des Mehemed Ali zu befolgen.

Die Sitten der Beduinen sind schon (S. 29. I. Abth.,) beschrieben worden.

Die Türken,

als die gegenwärtigen Herren Aegyptens, nehmen unter der Bevölkerung den ersten Rang ein, nicht sowohl durch ihre Anzahl, es mögen ihrer unter den 3 Millionen Menschen, die Aegypten bewohnen, nicht über 15,000 sein, aber sie sind gleichsam der Adel des Landes, ausgezeichnet durch Reichthum und Ansehen, befinden sich in ihren Händen fast alle Zweige der öffentlichen Gewalt. Die einflussreichsten Civil- und Militäramter sind ihnen übertragen; kein Kraber konnte bisher über den Rang eines Lieutenants aufrücken, und alle höhern Offiziere werden aus dem türkischen Gefolge der Vornehmen, aus ihren Mammelucken, Pfeifenträgern und Schreibern genommen, und wenn diese Klasse erschöpft ist, kommt jeder andre Osmanli oder Albanier an die Reihe, Menschen, die an Ausschweifungen und Raubsucht gewöhnt sind. Hartnäckig in ihren Meinungen, reizbar gegen Widerspruch, sind die Türken Aegyptens zwar nicht ohne Einsicht, aber ihre Trägheit, ihre weibische Lebensweise, macht sie unsfähig zu anhaltender geistiger Anstrengung, und wenn sie jetzt auch die wissenschaftliche Überlegenheit der Europäer erkannt und eingesehen haben, wie eitel ihre ehemalige Verachtung der Christen war, so ist die wahre Empfänglichkeit und Bildsamkeit für höhere europäische Kultur, die man den heutigen Aegyptern nachdrückt, doch mehr bei den Krabbern und den aufwachsenden, strenger erzogenen, türkischen Geschlechtern zu suchen, während Schmeichelei und geschmeidiges Eingehen in Folge Vorurtheile fast der einzige Weg bleiben, das Erwachsene zu gewinnen. „Sprich auf eine Weise, die mir gefällt,” sagt der Edike, „und ich werde dir nichts versagen.“ Daher haben sie auch die Franzosen wegen ihrer einschmeichelnden Manieren und ihrer höflichen Sprache lieber, als alle andere Völker.

Ein Franzose, der Oberst Seve, ehemaliger Adjutant des Marschall Ney, nach seinem Uebertritt zum Islam Soliman Bei genannt, ward der Schöpfer der ägyptischen Landmacht; ein anderer, Chonon, legte ein Zeughaus zu Kahir a an, richtete Werkstätten zum Gießen und Bohren der Kanonen und Waffenschmieden ein; ein dritter, Elot, errichtete Militärspitäler, und verband damit eine medicinische Schule; Villniß und Letellier ordneten das Seewesen; der Franzose Zumal führte die Baumwolle, die jetzt seinen Namen trägt, in Aegypten ein, und gründete für den Pascha eine Fabrik, wo man dieselbe zu dem feinsten Garn spinnt und Zeuche webt, bleicht, färbt oder drückt.—

Die politische Verfassung Aegyptens hat seit einigen Jahrzehnten unter dem gegenwärtigen Pascha die wichtigsten Umwandlungen erlitten, und wenn auch nur ein Zehnttheil der Saat ausgeht und Früchte trägt, die jetzt dort ausgestreut wird, so werden die Folgen unermesslich sein. Zur Erleichterung der Verwaltung wurde Mittel- und Unterägypten, nach den von dem französischen Ingenieur Coste und seinen ägyptischen Zöglingen seit 1818 gemachten Vorarbeiten in 16 Nazirschaften, die in Bezbirke und Unterbezirke zerfielen und in die Gebiete von Kairo und Alexandrien getheilt. Jeder Nazirschaft steht ein Nazir, gewöhnlich Bei genannt, vor; er ist sowohl mit der Polizei, als mit Ausmessung und Vertheilung des Landes, so wie mit der Aufsicht über den Anbau und die Pflege der Felder, wie auch mit Erhebung und Eintreibung der Abgaben und Steuern beauftragt. Er hat für die Reinigung der Kanäle, für Errichtung und

Ausbesserung der Dämme zu sorgen, und steht unmittelbar unter dem Staatsratth, einer seit 1825 eingerichteten Behörde, die dann an den Pascha Bericht erstattet. Der Staatsratth prüft die Berichte und Vorschläge der Nazire, bemisst die Grundsteuer (Miri), wie auch die Quantität der Produkte des Feldbaues, die der Fellah dem Pascha zu überlassen hat. Nach eingetretener Uernte hat der Nazir dafür zu sorgen, daß alle Produkte nach den Magazinen des Pascha und den bestimmten Niederlagen gebracht werden; er hat desgleichen den von dem Pascha bestimmten Abldungspreis der Produkte, nach Abrechnung des Miri und der an den Staat schuldigen Rückstände, in Baarem oder in Schatzkammeranweisungen zu entrichten. Zur Beschleigung der bewaffneten Macht hat jede Nazirschaft einen Kaschef, der dem Nazir wohl zur Disposition steht, aber nicht unterordnet ist. Dieser Kaschef empfängt von der Regierung jährlich zwei Kleider und Kaschemire, monatlich 5 Beutel (ein Beutel beträgt 250 Bechinen oder etwa 450 Thlr.) für sich und eine bestimmte Summe zur Unterhaltung von 400 Mann Fußvolk und 200 Reitern, die als exekutive und steuereintreibende Gewalt immer marschfertig sein muß. — Eine, in einem thürkischen Staate überaus merkwürdige Maasregel ergriß der Pascha im Jahre 1829. Er ließ nämlich die Statthalter der Provinzen, die Kaschefs, die ersten Vorsteher der Städte und Dörfer (Schechs) nach Kahir kommen, um sich mit ihnen zu berathen. Die Versammlung bestand aus beinahe 200 Mitgliedern, zu welchen auch die ersten Lehrer und Vorsteher der mohamedanischen Glaubensparteien gehörten").

¶ Früher bildete das Kollegium der Ulamas, (S. 6. Abh. I.) wie in der Zürcher, so auch in Aegypten, einen von dem Pascha fast ganz unabhängigen Stamm, da ihre Einkünfte auf liegende Grunde angewiesen waren. Man muß wirklich der feinen Art des Pascha Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man sieht, wie er dieses Kollegium sich unterwarf. Mächtig von Ansehen, reich an Mitteln, sich Anhang zu verschaffen, durch den Koran, dessen einzige Ausleger sie sind, mit einer gewissen ehrfurchtgebietenden Glorie umgeben; die Augen des Volks für heilig und unantastbar gehalten; wie leicht wäre ein Pascha unter den unsichtbaren Streichen derer gefallen, die schon manchen Sultan stranguliren ließen? Allein der glückliche Mehemed Ali ward ihr Herr. Ganz unbefangen forderte er sie auf, ihm doch ihr sämmtliches Einkommen von ihren Gütern anzugeben. Die Ulama dachten, was kann der Pascha anders, als uns bestrafen wollen? Es ward also noch etwas weniger, als das Minimum angegeben. Nun erklärte der Pascha: es sei für so weise und gelehrte Herren, die so viel zu sorgen hätten und denen Muhammed im Koran eine so harte Pflicht zu knicken gegeben hätte, doch zu schwierlich, für die Verwaltung ihrer Güter selbst zu sorgen, damit sie höhern Pflichten desto ungestörter obliegen könnten, wolle der Pascha

Die untern Provinzialbeamten kehrten nach dem Schluß der allgemeinen Berathungen in ihre Bezirke zurück, die übrigen Mitglieder aber setzten die Sitzungen regelmäßig fort. Der Pascha ließ der Versammlung die allgemeinen Verwaltungsgangelegenheiten, besonders alles, was Abgaben, Kanalbau, Anlegung von Dämmen und Fabriken betraf, vorlegen, und jeder durfte frei seine Meinung aussprechen, selbst Privatpersonen war es erlaubt, ihre Beschwerden, Petitionen u. s. w. vor die Versammlung zu bringen. Es wurde zu gleicher Zeit bestimmt, daß in jeder Provinz ein aus den angestellten Beamten bestehender Verwaltungsrath gebildet werden sollte. Zur Vereinfachung des Rechnungswesens wurde die Einführung der doppelten Buchhaltung verordnet und die Versetzung gegeben, daß die Stellen der Rechnungsbeamten (Wübeschers) nur Eingeborne erhalten sollten, welcher Glaubensparthei sie auch angehören möchten, während seither meistens Fremdlinge, Armenier, Juden, Griechen, dazu berufen wurden. In Kahira ward ein Archiv für die Staatsrechnungen angelegt und eben daselbst eine praktische Verwaltungsschule zur Bildung von Provinzialbeamten gegründet. Der Worfseher dieser Unstalt lehrt die Provinzialverwaltung, und ein Dorfschulze, Schech el-Boled, unterrichtet im praktischen Landbau und in der Agriculturstatistik der Provinzen. Für die Rechtspflege wichtig war die Abschaffung der Todesstrafe, die nur bei politischen Verbrechen und bei Diebstählen der Koppen, die einige der ersten Staatsämter begleiten, statt findet, bei den meisten übrigen Vergehen aber in Zwangarbeit von verschiedener Dauer verwandelt wird. Strafurtheile auf Zwangarbeit sind allein dem Staatsrath, vor welchem aber auch jeder Angeklagte seine Vertheidigung führen kann, zugewiesen. Die Bastonade ist übrigens die allgemeinste Strafe, welche bei geringeren Vergehen unverweilt und summarisch

ohne viele Verhandlungen urtheilt wird. Zwei handfeste Bursche werfen den Delinquenten auf den Bauch, ein dritter hält die Fußsohlen in die Höhe, auf welche ein vierter mit einem Bambusstäbe oder knotigem Stricke die Portion, nicht über 500 und nicht unter 100, aufträgt. Einige in den unterirdischen Bauten Aegyptens aufgefundene Abbildungen beweisen, daß die Bastonade ein altes Institut aus der Pharaonenzeit sei, und Champollion hat entsziffert, daß für ein Paar Ochsen, die ein Bauer gestohlen, 300 Streiche ganz auf dieselbe Art wie heute zu Tage auf die Fußsohlen urtheilt wurden.

Ehe wir zur näheren Schilderung der Sitzen und Gebrüche der Agypter fortgehen, wessen wir hier noch einen Blick auf den Ackerbau, die Fabriken, den Handel und das Militärwesen Aegypiens.

Von der Ueberschwemmung des Nil und von der gerechten und zweckmäßigen Vertheilung der Bewässerung durch das ganze Land hängt der Ackerbau Aegyptens ab; soll er gedeihen, so muß er durchaus nach vom Staate bestimmten und festgesetzten Grundsätzen geleitet werden. Dies erkauft Mehemet Ali und durch ihn sind viele tausend Meter Landes dem Ackerbau gewonnen, neue Kanäle angelegt, Dämme erbaut, neue Zweige des Ackerbaues und der Industrie eingeführt worden. Aegypten kleidet jetzt schon seine Bewohner in Baumwolle, die es selbst erzeugt, und führt mehrere tausend Ballen aus. Aus Syrien ließ der Pascha Pflanzen kommen, um Indigo zu pflanzen, und jetzt schon gibt das Land über 40,000 Pfund reinen Indigo. Man glaubte, kein Waldbaum gedeihen in Aegypten. Mehemet pflanzte in Oberägypten mehrere Wälder und die Bäume prangen in Kraft; Aegypten führt Öl ein, Mehemet ließ trotz allen Widerspruchs Pflanzungen anlegen und Aegypten kaufst vom Auslande kein Öl mehr. Seide

zu seinen übrigen Sorgen auch noch die Verwaltung ihrer Güter übernehmen, ihnen aber die von ihnen selbst angegebene Summe aus seinem Schatz jährlich auszuzahlen lassen. Durch diese Maßregel hat sich nun das unabhängige Kollegium der Ultemas, das dem Richterkollegium zu Meroe in alter Zeite nicht unähnlich war, zu einem Werkzeuge in der Hand des Pascha verwandelt. Die Ultimas soll dadurch unendlich gewonnen haben.

ward eingeführt: da ließ Mehemet 1,050,000 Stämme Maulbeerbäume aus Syrien kommen, pflanzte sie in einem einzigen großen Thale, leitete einen Kanal dahin, ließ 1000 Wasserszüge für 6000 Ochsen bauen, die Pflanzung bewässern, und die Einfuhr der Seide hat aufgehört. 1826 betrug die Ausfuhr der Baumwolle allein, die ungeheueren Lasten Weizen, Gerste, Reis u. s. w. unaerachtet, gegen 4 Millionen Thaler. Dieses sind Verdienste, die sich nicht erkennen lassen; der Fehler ist nur, daß dieser Ertrag unmittelbar in die Kasse der Regierung, in deren Hand alles Grundeienthum sich befindet, nicht aber des Volkes flieht.

Nächst dem Ackerbau sind die Fabriken ein Hauptaugenmerk Mehemet Ali's. 1816 ward die erste Spinnfabrik errichtet. Die Maschinen kamen aus Europa, sie wurden so gleich zu Seide und Baumwolle verwendet, auch Webstühle eingerichtet und Seiden- und Baumwollenspinnereien entstanden sehr passend für Aegypten sein. Webereien und Druckereien aber fordern eine solche Klasse von Bildung, wenn sie geschehen sollen, daß es damit wenigstens jetzt noch zu früh ist. Eben so hat der Pascha Zuckerraffinerien, Stückgieherien und Salpetersfabriken errichtet. Letztere besonders sind ein höchst gelungenes Unternehmen; ein ägyptischer Centner Salpeter, für welchen der Pascha den Europäern sonst 30 Thaler bezahlte, gewinnt er jetzt auf dem Boden des alten Memphis, wo 48 Salpeterbassins zugesichert sind, für 9 Thaler. Ein Haupsfehler der Fabriken Mehemet's ist aber auch wieder der, daß sie nicht im Interesse des Landes, sondern im Interesse der Regierung unternommen sind und der Pascha selbst Eigentümer ist.

Wie der einzige Landwirth und Fabrikherr Aegyptens, so will der Pascha auch der einzige Kaufmann des Landes sein. Alle Produkte Aegyptens liegen in seiner Hand, er verkauft sie an Fremde, verarbeitet sie in Fabriken und verkauft die Manufakturwaren, die er entweder selbst gemacht, oder aus Europa er-

handelt hat, wieder an seine Untertanen. — Die Einfuhr beträgt im Durchschnitt 4 Millionen, die Aussuhr 10 Millionen Speziethaler. Während von Damiette, dem zweiten Hafen Aegyptens, ungefähr 80 bis 100 Schiffsladungen ausgeführt werden, kommen in Alexandria jeden jährlich bei 1000 Schiffe an, und eben so viele segeln wieder ab. Die Waaren, welche zur Abfahrt bestimmt sind, werden von Bulak aus nach Alexandrien gebracht. Zum Transport auf dem Nil bedient man sich der Barken, die für Ruder und große Segel eingerichtet, bis 120 Tonnen laden. Zur Aufrechthaltung der Ordnung auf dem Nile, zur Erhebung der Abgaben auf den Handelsbarken, die nach Umständen 22 bis 75 Thaler betragen, wie auch zur Begleitung der Waarentransporte des Pascha in und aus Afrika, befinden sich 25 bewaffnete Kanonierschaluppen auf dem Nil. — Der Gewinn aus allem Handel fällt nur in eine Kasse, in die des Pascha, dem sein Handelmonopol jährlich an 18 Millionen Thaler reinen Gewinn abwerfen soll; rechnet man hierzu den Ertrag der Grundsteuer, der Haussteuer, der Waaren- und Hafenzölle, so ist das reine jährliche Einkommen des Pascha mit 33 Millionen Thaler gewiß nicht zu hoch berechnet. Indessen verarmt das Land selbst, da es, wie ein Landgut, unbekümmert für die Zukunft, blos zum höchstmöglichen Ertrag für den gegenwärtigen Besitzer gebracht wird. Die Einkünfte verwenden der Pascha auf seine auswärtigen Kriege, zu Geschenken und Bestechungen in Konstantinopel; um nahmhäfste Summen haben ihn europäische Abenteurer gebracht, und der Ertrag mehrerer Jahre flog bei Marar in bei Gelegenheit eines Bankets, das lautstark gute Freunde einander gaben, in die Luft.

Um uns die Eigenheit und das wahrscheinliche Ergebniß der neuen Gestaltung Aegyptens klar zu machen, ist noch ein Blick auf die Umbildung des Kriegswesens nöthig. In Europa widerstrebt eine Regeneration durch Bajonette dem Zustande der Völker, unter den Türken aber scheint sie vom Feldlager ausgetragen zu müssen, und wie der Koran durch das Schwert eingeführt und verbreitet wurde, so

möchte jede mit diesem Religionenbuch in Einklang stehende Umwandlung etwas von demselben Geiste haben. Nur die Bildung eines regelmäßigen, der höchsten Gewalt unterworfenen Heeres kann die Mittel gewähren, der von den Statthaltern und der ganzen Beamtenhierarchie ausgeübten Willkürherrschaft Einhalt zu thun, die Despoten den allgemeinen Landesgesetzen zu unterwerfen, das Leben und das Besitzthum des Untertanen zu beschützen und in den Gemüthern die ersten Grundsätze allgemeiner Gerechtigkeit und derjenigen Pflichten, die der Mächtige wie der Schwache zu erfüllen hat, zum Bewußtsein zu bringen. Mehemet Ali hat diesen wichtigen Schritt zur Civilisation seines Reichs. Die Kriegsunternehmungen der Franzosen und Engländer und die vorübergehende Herrschaft der ersten, 1798 — 1801, in Aegypten mußte dazu beitragen, die Vorzüge des europäischen Kriegswesens jedem Einsichtsvollen klar zu machen. Mehemet legte in jener Zeit den Grund zu seiner Macht und seinem Glücke, indem er sich durch seine Tapferkeit in dem Kampfe gegen die Franzosen, und später gegen die unruhigen Mamelucken, den Kriegsrathm erwarb, der es ihm möglich mache, seine Herrschaft zu festigen. Als er 5 Jahre nach seiner Ernennung zum Pascha, mehr durch grausame List als durch Gewalt, die Mamelucken aus dem Wege geräumt hatte und sich im ruhigen Besitz des Landes sah, war sein eifrigstes Streben dahin gerichtet, die Erfahrungen zu benutzen, die ihm gezeigt hatten, welche Vortheile Kriegszucht und Kriegskunst gegen die ungeordneten Schaaren asiatischer Kriegsvölker gewähren. 1815 verordnete der Pascha die neue Errichtung des Heerwesens; die Soldaten aber murerten, nannten ihn den Christenpascha, und da die Offiziere ihren neuen Dienstpflichten nicht minder abhold waren, so erfolgte ein Aufstand, der ihn niedthigte, seine Entwürfe für einige Zeit aufzugeben. 1820 aber ließ er in Oberägypten ein Lager einrichten, in welchem zunächst die zur Führung neugeworbener Kriegsvölker bestimmten Offiziere von dem schon oben erwähnten Oberst Seve, der von mehrern andern französischen Offizieren unterstützt wurde, gebildet werden sollten. Dieses Lager, das Schoßkind des Pascha

und der Nerv seiner Macht, befindet sich jetzt vier Stunden nördlich von Kahira, auf einem festen, sandigen Boden, den die gewöhnliche Nilhöhe bei Überschwemmungen nicht erreicht. Dieses Bataillon bildet ein Ganzes für sich, das mit einem Erdwall umschlossen ist. Die Zelte der Gemeinen sind in zwei Reihen, hinter ihnen die Reihen der Offizierzelte dem Range nach geordnet, so daß die Obersten die sechste Reihe bilden. Eine Eigenheit dieses Militärs ist, daß jeder Soldat Familie und oft mehr als eine Frau hat. Die Familien bilden wieder eine eigene Niederlassung außerhalb des Walles. Das ganze Lager ist mit einer Postenkette von gut bewaffneten Beduinen umgeben. Alle diese neuen Anstalten und Einrichtungen bildeten allmählig ein freundliches Dorf von europäischem Ansehen, Dschid Abad genannt, mit Gärten und Maulbeerplantagen, die aus dem 4 Stunden entfernten Nil durch hydraulische Maschinen bewässert werden. In diese neue Kriegsschule schickte der Pascha seine eigene Leibwache und die Mamelucken seiner vornehmsten Beamten, und Seve wußte seine schwierige Aufgabe mit großer Einsicht und Beharrlichkeit so gut zu lösen, daß am Ende des Jahres 1823 das ägyptische Heer bereits aus 6 Regimentern von 5 Bataillonen, jedes Bataillon zu 800 Mann, bestand. Die Bataillone waren nach dem Muster der französischen eingerichtet. Die Regimenter hatten Mummern und Fahnen von weißer Seide, mit Sprüchen aus dem Koran und dem Namenszeichen des Pascha. Bei der feierlichen Übergabe derselben stimmte der Iman arabische Gesänge an, und den Mut der Moslem preisend, versicherte er, ein wahrer Gläubiger könne allein 100,000 Christen oder Juden erlegen! Als die Fahnen vertheilt waren, wurden Lämmer geschlachtet, und jeder Fahnenträger tauchte seine Rechte in das Blut und hielt sie dann an die silberne Fahnenspitze. Die Soldaten tragen eine eng anliegende Jacke aus Wollenzeng, nach den Regimenter verschrieben gesärbt, vorn bis zum Halse zugeknöpft, weite Beinkleider, die von der Mitte der Wade bis zum Knöchel sich verengen und mit Niemen um die Hüften geschnallt sind, und eine Mütze statt des Turbans. Alle sechs

Monate erhält der Soldat neue Montur, und alle drei Monat ein Paar Schuhe. Jeder Offizier empfängt jährlich eine große und eine kleine Uniform, der Stabsoffizier deren drei. Außerdem erhalten sie alle, Offiziere wie Gemeine, den Taim, d. h. Brot, Reis, Gemüse, Zwiebel, Salz, Fleisch, Kaffee, Holz, Öl und Tabak. Jedes Infanterie-regiment kostet monatlich 8000 Thlr. Die Reis-trei blieb in dem alten Zustande; sie ist in allen dem Pascha unterworfenen Gebieten vertheilt, und steht unter den Kiaschefs, welche die Mannschaften sammeln. — Mit dem eben erwähnten Bildungslager wurde 1823, unter Leitung des französischen Artillerieoffiziers Pla-nat, unter welchem mehrere Franzosen und Italiener als Lehrer angestellt waren, eine Kriegsschule verbunden. Die Zöglinge waren Obersten, Adjutanten und Hauptleute, die in der Arithme-tik und Geometrie, im Zeichnen und Französi-schen, Infanterietaktik u. s. w. unterrichtet wurden. Es war anfänglich mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden, die trägen, unlenksa-men Türken an eine tägliche Anstrengung von sechs Stunden zu gewöhnen. Ihr Verstand war so wenig geübt, daß sie nicht die einfachsten Erklärungen begriffen. Beim Unterricht im Zeich-nen stellten sich auch die religiösen Vorurtheile der Türk en entgegen, die man nach und nach durch List zu überwinden suchen mußte. Die Lehrzimmer wurden mit Kupferstichen geziert, welche Landschaften, Bauwerke und Bildnisse vor-stellten. Wie aus Verschen ließ einst der Vorsteher dieser Anstalt Lavater's Physiognomik auf dem Schultische zurück. Das Buch lief von Hand zu Hand. Die erstaunten Zöglinge thaten Kinderfragen, warum z. B. ein im Profil gezeichneter Kopf nur ein Auge habe. Man ließ den Frager dieselbe Stellung annehmen, und bewies ihm dadurch die Wahrheit der Abbildung. Ein Hauptmann war der erste, der einen Kopf zeichnete; seine Mitschüler fürchteten für ihn, aber natürlich vergebens. Nun entstand ein allgemeiner Wetteifer, und die Wenigen, die noch Bedenklichkeiten zeigten, sahen sich von den andern verhdhnt. Die Zöglinge wurden nach und nach höflich und duldsam, mehrere lernten fran-zösisch, und da die später aufgenommenen Zög-

linge Beispiele ve-handen, ward es ihnen nicht schwer, sich an dieselben Arbeiten zu gewöhnen. Die in dieser Anstalt gebildeten Offiziere werden beim Generalstab, Geniewesen, in der Artillerie oder auch in der Civil- und Militärverwaltung angestellt.

Auch dem Seewesen widmete Mehemet Ali die grösste Sorgfalt. Alles war vor ihm in dem fäligsten Zustand; aufgehäuften Unreinigkeiten in den Schiffsräumen schadeten der Gesundheit der Mannschaft und machten das Holz faul. Die Kanonen lagen zerstreut unter dem Ballast, und niemand dachte daran, die Un-führer verantwortlich zu machen. Der Pascha sah, daß er das Uebel bei der Wurzel ange-isen müsse, und auch hier zeigte er die kräftige Entschiedenheit, mit welcher er seine Umwand-lungen auszuführen gewohnt war. Es war auch hier die Aufgabe, reife Männer zu unterrich-teten, die bis dahin einer Routine gefolgt waren, deren sich der gemeinste europäische Mitröse schämen würde; aber der Pascha wußte, daß sie, zum Lernen gezwungen, wenigstens dasjenige fassen würden, was ihnen durch ihre praktischen Kenntnisse der Schiffsfahrt verständlich sein könne-t; die Hauptsache war jedoch, jungen Seeleuten ein Beispiel zu geben, und einen Wetteifer bei ihnen zu erwecken, der nur bei jungen Leu-ten wirksam sein konnte. Es ward am Bord einiger alten Corvetten eine Séeschule errich-tet, in welcher eine bedeutende Zahl junger Ura-ber aufgenommen wurde, die man unter den Misschiffen aushob, und die an Einsticht und Ges-wandtheit bald mit europäischen Matrosen wetts-eiferten, wie denn überhaupt die Araber ein schnell fassendes, gewandtes Volk, nich' allein geschickte Seeleute, sondern auch, wie die Fran-zosen, das Musterbild guter Infanteristen, mittelgroß, schwächtig, muskelstark, andauernd, flink und mit dem schlechtesten Brote und einigen Boh-nen zufrieden sind. Die französischen Einrichtungen wurden auch hier als Muster befolgt. Man ent-warf nach französischen Marineverordnungen ein Gesetzbuch für die Ägypter, doch mit mancher Veränderung, welche volkstümliche Sitten, reli-giöse Gewohnheiten, selbst die bestehenden Ver-waltungsgesetze nothwendig machten. So nahm

man unter andern eine Säzung nicht auf, die eine entehrnde Entlassung der Secoffiziere verfügte, da das Ehrgesühl bei den Morgenländern nicht so fein wie bei den Europäern ist, und ein solches Strafgesetz denen günstig sein würde, die sich dem Dienst entzogen wollten. Der Pascha ließ zuerst in Marseille und Livorno Schiffe bauen, bald aber ward auch unter der Oberaufsicht der Franzosen auf dem Werft in Alexandria fleißig gearbeitet. Nach Zerstörung seiner Flotte bei Navarin war es Mehemet angelegentliche Sorge, diesen Verlust zu erschaffen, und nach den neuesten Nachrichten, welche die zu Kahira in arabischer und arabischer Sprache erscheinende Zeitung⁹) giebt, besteht gegenwärtig die Flotte des Pascha aus 7 Linienschiffen, 7 Fregatten, 5 Corvetten, 8 Brigg's und vielen Goeletten und Transportschiffen. Ein Linienschiff von 120 Kanonen wurde eben erst vom Stapel gelassen, und 2 dergleichen liegen noch auf den Wersten. —

Die NahrungsmitteL der Aegypter, die, wie alle Morgenländer überhaupt, sehr mäßig leben, sind sehr einfach. Ein schlechtes Brot von Durra, über getrocknetem Milde gebacken, und rohe Zwiebeln sind Jahr aus Jahr ein des Landmanns Kost; glücklich ist, wer zuweilen etwas saure Milch, Käse, Honig und Datteln zu einer Abwechslung haben kann. Der größte Theil des Volks genießt das Jahr nur zweimal, am Bairam und Kurban-Bairam (s. Abth. I. S. 3 u. 4.) Fleisch. Bei den Reichen erscheinen große und schwer belastete Schüsseln die Mannigfaltigkeit der Gerichte. Das Hauptgericht ist immer Pilau (s. Abth. I. S. 10.) und Ragouts, Karbonaden von Hammelfleisch, Tauben und anderes Geflügel. Melonen und gefüllte Gurken, Obst und Backwerk sind die Nebenspeisen. In den heißesten Monaten, April und Mai, sind Hülsenfrüchte, Kräuter, Fische die gangbarsten NahrungsmitteL Stähle, Teller, Servietten, Löffel, Messer, Gildser u. s. w. kennt man nicht; die Stelle des Tischluches vertritt bei Vornehmen

ein Teppich, bei Geringern ein großes auf die Erde gebreitetes Leder. Man hockt auf die Fersen nieder, reicht das Fleisch, das jedoch schon in Stücke zerlegt auf den Tisch kommt, mit den Händen ab und wischt sich die Finger am Brote ab. Der Wirth muß von allem zuerst kosten. — Das gewöhnliche Getränk ist Milkwasser, welches man in großen irdenen Gefäßen bewahrt, durch zerstoßene bittere Mandeln oder durch bloßes Umrühren abklärt, und durch Aufhängen und Umschwenken an der Zugluft kühl und frisch erhält. Kaffee ohne Milch und Zucker ist allgemein unter allen Ständen, und er wird zwar nur in kleinen Tassen, aber doch in Menge getrunken. Der aus Wasser, Zucker und dürrtem Obst, als Datteln, Rosinen, Feigen u. s. w., bereitete Scherbet wird von den Vornehmen eben so häufig getrunken, wie im übrigen Morgenlande; auch bedient man sich der Limonade, und verächtigt insheim selbst den trübenden Geist des Dattelweins nicht.

Die Wohnungen der Aegypter sind von eigener Bauart, und haben besonders für das Auge des Europäers etwas Ruinenartiges. Diese Häuser ohne Dach, deren platté Decken, mit Brustwöhrn umgeben, der Abendauftenthalt wie der Morgen-paziergang der Bevölkerung sind, die vergitterten Fenster, deren nur wenige auf die Gasse geben, die schwankenden Palmenäpfel über den Häusern und die schlanken Minarets, die sie ebenfalls zierlich überragen, alles macht einen besondern Eindruck. Da jedoch die Bauart selbst der besseren Häuser nicht die dauerhafteste ist — man baut in der Regel nur aus gebrannten Ziegeln — so ist das Verfallen selbst großer Paläste nicht selten, und man glaubt sich in einer ägyptischen Stadt unter Trümmerhaufen zu befinden. Eine Eigenheit der Häuser ist noch, daß die Thore nicht nur immer verschlossen sind, sondern sich auch hier mit einem furchtbaren Geschmetter öffnen lassen. Sollte etwa ein Thor sich leise öffnen lassen, wird der Zimmermann

⁹ Diese Zeitung: Ereignisse von Kahira bestitelt, erscheint seit 1829 wöchentlich zwei Mal, und enthält außer politischen, meist aus französischen Blättern entlehnten, Nachrichten, örtliche Anzeigen, Tagsbefehle der Commandanten der verschiedenen Militärdivisionen und andre amtliche Bekanntmachungen. Ueber jedem Blatte steht als Andeutung des neuen Tages, der dem alten Mialde leuchten soll, eine Pyramide, hinter welcher die Sonne aufgeht.

sogleich herbeigeholt, um diesem Schaden abzuhelfen. Die Gemächer sind ohne Ordnung, Plan und Symmetrie; hohe Säle neben schmuzigen und niedrigen Löchern. Die von den Vornehmsten und Wohhabenden bewohnten Zimmer sind in der Regel groß, hoch, luftig, und umgeben einen Hof, der zugleich zum Aufenthaltsort während des Tages dient und in den die meisten Gemächer ausgehen. Uebrigens sind diese Höfe oft mit schönen Gallerien, Springbrunnen, weichen, von duftendem Gestrauch überschatteten Ruheplätzen u. s. w. verziert. Die afrikanische Bauart verläugnet sich auch in den Palästen Alexandriens und Kairo's nicht. Eritt man in das Vorzimmer, so findet man hier Wasserbehälter und Becken, um sich zu waschen; auch legt man hier, ehe man die andern Gemächer betritt, seine Pantoffeln ab. Nach den Vermeidensumständen des Besitzers sind in den innern Gemächern Matten oder Teppiche von verschiedener Kostbarkeit ausgebreitet; weiche Matratzen mit Lehnpolstern umgeben die Wände, und alles ist möglichst bequem eingerichtet. Das Tafelwerk an den Wänden ist kostbar verziert, oft auch gemalt und selbst vergoldet. Das Wohzimmer wird nicht selten durch in demselben angebrachte Springbrunnen kühl erhalten. — Tische, Sessel u. dergl. sieht man nicht; in Ermangelung der ersteren legt man beim Schreiben ein Bret auf das linke Knie. Als Tisch ist höchstens ein fuhroher Schemel mit runder fußfärner Platte vorhanden, um welchen man mit untergeschlagenen Beinen auf Polstern sitzt (s. Taf. IV.). Die Betten bestehen blos aus einer Matratze von Baumwolle, über welche ein leinenes Tuch genäht ist. Einen Theil der Kleider, besonders die Kopfbedeckung, behalten bei den Geschlechter des Nachts über am Leibe. Die Matratze wird auf der Erde ausgebreitet, mit einem Fliegengarne umgeben, und des Morgens wieder zusammengerollt, um in einem Wandschrank verwahrt zu werden. — Die Fenster sind durch enge, mitunter sehr zierliche, Gitter verschlossen, um viel Luft bei wenig Licht den Zutritt zu gewähren. Ohne selbst gesehen zu werden kann man durch diese Fenster sehr bequem beobachten, was auf der Gasse vorgeht. Glassfenster sieht man nur in den vornehmsten Häus-

fern der größern Städte. Die Wohnungen der Hellahs und der armen Städter sind nur aus mit gehacktem Stroh vermengter Erde aufgebaut. Nicht nur das Haus mit seinen Treppen, sondern häufig auch die Hausgeräthe, bestehen aus dieser Masse, und ganze Städte und Dörfer würden in einer Nacht einsfallen, wenn es in diesen Gegenden so stark und anhaltend regnete, wie bei uns. Die größte Unreinlichkeit, begleitet von entsetzlichen Schaaren von Ungeziefer, die dem Europäer gefährliche Hautentzündungen verursachen, gegen deren Stiche aber die harte Haut der Aegyptier ziemlich unempfindlich ist, herrscht in diesen überaus deengen Räumen. Die ägyptische Tracht ist ganz morgänlandisch. Der Beduine hat ein bis auf die Knie reichendes Hemd, ein Stück wollenes oder baumwollenes Zeug darüber, und ein Tuch turbanähnlich um den Kopf gewunden (Taf. III.). Das weibliche Geschlecht unterscheidet sich nur durch die Farbe des Zeuges und eine andre Art des Kopfpuhes. — Ein Hemd von blauer Leinwand und ein grober Mantel ist des Landmanns ganze Bekleidung, und die wenigsten haben Beinkleider. Den Kopf deckt eine Mütze von Filz oder dickem Tuch, mit einem Stück rothen Zeuges umwunden. Der arme Städter trägt ein langes, über den Hüften durch einen Gürtel zusammengehaltenes Hemd, darunter Beinkleider. Über dem Hemd tragen manche noch ein weites Gewand von brauner Wolle; barfuß aber gehen alle. — Der reiche Kahiraner trägt ein feines Hemd, wie unsere Frauenzimmer, und darunter Beinkleider von Leinwand; an den Füßen leinene Socken und Pantoffeln von dünnem Leder. Hierüber werden noch lange und weite Beinkleider, Schafschirrs, gezogen, an welche noch ein Paar leichte Socken gehetet sind. Statt der Strümpfe, die man nicht kennt, umwickelt man auf Reisen die Beine mit wollenen Tüchern, und zieht dann Stiefeln darüber. Über dem Schafschirr trägt man eine Art kurzen, gewöhnlich aus ostindischen Stoffen gefertigten und mit Leinwand gefütterten Schlafrockes, Entari, und darüber den noch reicheren und kostbaren Kaftan, den über den Hüften ein Gürtel fest hält, in welchen, nicht einem

langen Messer mit prächtigem Griff, oftmals die Zipfel des Kastans gesteckt werden, damit der Ganz freier bleibe. Ueber allen diesen Kleidungsstückern trägt man noch, um den Anzug ja recht vollständig zu machen, die Discubo, und über dieser wieder einen Benisch. Die erste ist dem Kastan gleich, nur das sie überall, besonders an den Armen, kürzer ist, und wird von seinem, im Winter mit Pelz besetztem Tuch gemacht. Der Benisch, ein langer weißer Mantel, ist das Staats- und Ceremonienkleid. Wie überaus unbequem eine solche Fülle von Kleidungsstücken, besonders in Aegyptens heissem Clima, sein mög, lässt sich leicht erachten, und dennoch wird häufig über alle diese Gewänder der Schirwal, ein großes, bis an die Brust hinreichendes, und besonders auf Reisen übliches Paar Hosen gezogen.

Die verschiedenen Stände Aegyptens unterscheiden sich vorzüglich durch Form, Größe und Umwindung der Kopftracht, von welcher man drei Hauptarten hat. Der Kanuk ist eine hohe Mütze mit wollnem Tuch überzogen, mit Baumwolle gefüttert und mit einem großen Stück seiner Leinwand umwickelt; der Kalpak aber, eine hohe, mit Baumwolle gefütterte und oben mit Tuch, an der Seite aber mit Lämmerfellen überzogene Mütze, der Sash oder Turban endlich, eine kleinere Mütze, um welche ebenfalls ein langes Stück Leinwand gewunden wird. Auf dem bloßen, bis auf einen einzigen Haarbüschen abgeschorenen Kopfe trägt man, unter den drei genannten Arten von Kopfbedeckungen, noch ein kleines rothes Käppchen, Fas genannt. Hohe und niedere Staatsbeamte, desgleichen die verschiedenen Soldatenkorps, haben ihre besondern Mützen, eben so auch die verschiedenen Nationen. Taf. V. sind mehrere ägyptische Kopftrachten abgebildet. Die erste Figur linker Hand zeigt einen Sash oder Turban mit einem großen Tuch gewunden, das ein jeder nach Belieben knüpft; er wird sowohl von Europäern als Türken zu Hause getragen; die zweite einen Kalpak, in welchem die Europäer gewöhnlich ausgehen; die dritte, Schiff genannt, eine Kopfbedeckung, die in der Regel nur von alten Leuten getragen wird; die vierte oder

erste linker Hand in der zweiter Reihe, einen Hut, dessen sich die höhern Civilstaatsdiener bedienen; die fünfte einen Kouf der niedern Offiziere, und die sechste endlich den Kouf eines vornehmen Türkens, dessen oberer Theil mit gelbem Tuch bezogen, dessen unterer Theil aber in der Regel mit feiner weißer Leinwand umwickelt ist. — Der Bart wird auch hier mannigfaltig gemodelt, parfümiert und nebst den Augenbrauen schwarz gesärbt. — Seltens hat der Europäer Gelegenheit, eine Aegypterin von Stande kennen zu lernen. Man weiß jedoch, daß die weibliche Kleidung auch hier der männlichen gleich, nur noch reicher und feiner ist. Das lange, schwarze, mit Esszenen parfümierte Haar, welches mit kostbaren Perlenschnüren umwunden ist, flattert in natürlichen Locken, oder in kleine Zöpfe geslochten (s. Taf. II. u. V.). Wenn sie Besuche giebt, zeigt die vornehme Aegypterin die grösste Pracht und läßt sich durch ihre Eleganz eine ganze Garderobe nachtragen, damit sie sich bei der Freundin wohl sechs bis acht mal umkleiden könne. Die Finger sind mit kostbaren Ringen geschmückt; die Augenlider, Augenbrauen und Augenwimpern sind schwarz, Hände und Füße aber entweder ganz oder doch an den Nägeln auroragelb gesärbt. Die Frauen der niedern Klassen tragen ein Kopftuch (s. Taf. II. u. III.), ein langes, blaues Hemd, und in der Regel auch weite Beinkleider; in den Haaren und Ohren sind kleine Schellen, in der Nase bleierne Ringe befestigt. Beim Ausgehen ist auch die gemeinste Aegypterin in die Falten ihres langen, vom Kopf bis auf die Füße herabgehenden Schleiers (Melay) gehüllt, der an der Stelle der Augen zwei Öffnungen hat (Taf. II.). Die arabischen, koptischen, wie auch die nubischen Weiber tätouiren sich, und es ist fast kein Theil des Angesichts oder übrigen Körpers ohne diesen widrigen Schmuck. Die Kunst der Tätouirung wird durch Weiber ausgeübt, die durch die Straße ziehend rufen: „Wer will sich tätouiren lassen?“ Auch die Sitte, die Menschenkörper zu durchrechen, um Ringe einzuziehen, findet man hier und da bei den Aegypterinnen.

Jeder Moslem kann, wie wir schon früher sahen, vier rechtwähige Frauen heiraten

then und nebenbei sich noch so viel Sklaven halten, als ihm beliebt. Die ersten nehmen die Türken Aegyptens nur aus ihrer Mitte, oder verbinden sich auch mit den Familien der noch vorhandenen Mamelucken; die letzten liegen der Sklavenmarkt zu Kairo, wo eine kleine zehnjährige Negerin 6 bis 800 Piaster, eine Georgierin von 10 bis 15 Jahren aber 6000 und noch mehr Piaster kostet. Im Serail selbst hängt das Loos des Weibes allezeit von der Eigenschaft ab, unter welcher sie dasselbe betritt. Die regelmäßigen Weiber sind zu keiner Arbeit verbunden, sie sind da, um zu befahlen und sich bedienen zu lassen; jede hat ihre eigene Einrichtung, ihre Sklavinnen und ihre besondere Wohnung, aus einem kleinen Saal, einer Küche u. s. w. bestehend. Die Nebenweiber sind zwar zu verschiedenen Geschäften verpflichtet, die sich jedoch alle ausschließlich auf das Vergnügen des Herrn beziehen. Manche sind musikalisch, andere Tänzerinnen, wieder andere bereiten Scherbet oder Kaffee. Auch die Besorgung der Pfeifen wird ihnen anvertraut, so wie die Besorgung der Wäsche und der Garderobe. Schwere und ermüdende Arbeiten aber werden in dem Innern des Harems von schwarzen Sklavinnen verrichtet, die auch die Hammendienste versehen müssen. — Bis zum 7. Jahre bleiben die Knaben im Harem, nachher werden sie einem Musti anvertraut, der sie im Lesen und in der Religion unterrichtet. Der hezige Pascha hat jedoch auch mehrere Schulen verschiedener Art errichtet, und bezahlt, vielleicht das einzige Beispiel auf Erden, nicht blos die angestellten Lehrer, sondern auch die Zöglinge dieser Anstalten, dafür, daß sie dieselben besuchen. So erhält namentlich jeder der zwischen 7 bis 30 Jahr stehenden Zöglinge der mit 31 vom Pascha bezahlten Lehrern besuchten Militärschule, in welcher Türkisch, Französisch und Italiänisch gerieben und Mathematik, Physik, Psychologie, Anatomic und der Dienst der Infanterie gelehrt wird, ein Sammthier nebst Futter, um bequemer in die Schule zu reiten, und die 60 ägyptischen Jünglinge, welche in Paris unterrichtet werden, haben bei einem Banquier einen offenen Credit von jährlich 125,000 Ehren.

Obwohl eingeschlossen, beschränkt und in völliger Sklaverei verstecken doch auch die ägyptischen Damen die Kunst, die Bügel des Haussregimentes zu führen, in beinem Grade, und wenn sich auch die Weiber des Harems oft gegenseitig intrigiren, so wissen sie sich doch eine Gewalt über den Mann zu verschaffen, die der gewandtsten Europäerin sehr nahe kommt, so daß es in der That ein großer Zerthum ist, wenn man sich unter dem Orientalen einen Hausherrn denkt, der es mehr ist als wir. — Die Eifersucht der Aegypter geht bis zur Ausschweifung. Man erkundige sich ja nicht nach seinen Weibern und wage es noch weniger, ein Weib, das man zufällig sieht, wegen ihrer Wohlgestalt im Angesicht ihres Mannes zu loben; die innigste Freundschaft würde sich in Kälte, wohl gar in blutigen Haß, verwandeln. Auch mag der Aegypter, namentlich in Brizna auf Europäer, Ursache zu solcher Eifersucht haben, da in den Augen seiner Weiber die Schönheit der europäischen Nation einen unwiderstehlichen Reiz haben und sie, besonders wenn der Europäer, der Landesritte sich fügend, einen Part sich wachsen ließ, für jede Gefahr blind machen soll. Freilich hat man hier wieder Bälle noch Theater, weder Spaziergänge, noch öffentliche Gärten, um den Hang zu solchen Abenteuern zu befriedigen, dafür hat man aber, sonderbar genug — Begrüßungsplätze. Diese mit der größten Sorgfalt unterhaltenen, mit Tempeln und Grabmälern, die unsern Gartenhäusern nicht unähnlich sind, ausgeschmückten und schattige Promenaden darbietenden Plätze dürfen von den Frauen ungehindert besucht werden, und es bringen dieselben namentlich zur Zeit des Bairamsfestes 3 Tage und 3 Nächte innerhalb der für diesen Zweck dasselbe aufgeschlagenen Zelte ohne männliche Beaufsichtigung zu; ja der Aegypter würde eine Religionspflicht zu verlesen fürchten, wollte er seiner Gattin die Teilnahme an solcher Festfeier verweigern oder überhaupt den Besuch der Begrüßungsplatze verbieten. Außer dieser Gelegenheit mit der Außenwelt in nähere Verbindung zu kommen, bieten sich den Aegypterinnen nur die Wallfahrten dar, an denen ihnen kein

Mann hinderlich sein darf und die sie, ohne meinem Holze ist das ganze Umenblement eines von argwöhnischer Eifersucht bewacht zu werden, solchen Etablissements In sehr kleinen irdenen gewöhnlich in Gesellschaft ihrer Väter, Mütter Schalen, die aus Fayence, selten aus Porzellan, oder einiger Nachbarinnen, die gleiches Gelübde gefertigt sind, wird den auf den Matten hock bindet und in Begleitung weniger vertrauter fenden Gästen der Kaffee gereicht, den man Dienstinnen antreten *).

Die Bäder, die in allen Gemeinden des Orients zu den vorzüglichsten Gegenständen des öffentlichen Lebens gehören und dem Sultan in Bereitschaft, um diejenigen damit zu bedienen, wie dem Bettler ein unentbehrliches Bedürfnis, welche sie fordern. Die Mundstücke sind sind, bilden auch in Aegypten einen nicht geringen Theil des Lebensbedürfnisses. Die Art back aber muss jeder selbst bei sich haben. Ueber zu baden ist genau dieselbe, wie wir sie (Abth. I. rigens sorgt jeder Wirth für einen Erzähler, S. 13) schon beschrieben haben. Jede Stadt hat mehrere öffentliche Bäder, jedes Haus sein Privatbad. — Nächst den Bädern werden die Kasse häuser am häufigsten besucht. Eine Art Divan oder Sofas ringum an den Wänden eines nackten Saales, einige Palmenmatten oder grobe Teppiche mit einem Tische von ges-

*) Einer der berühmtesten Wallfahrtsorte ist Tantah in Unterägypten, früher ein kleines Dörfchen, welches nichts als das unbedeutende Grab des frommen Said aufzuweisen hatte. Da träumt einem Name Lucifer bei, ein Mensch komme zu ihm, sprechend: „ich bin Said, der Beduine; gehe in einer bestimmten Richtung an den und den Platz, las nachgraben und du wirst einen ansehnlichen Schatz finden, Erbaue damit zu Tantah eine prächtige Moschee und las meine Gebeine in ihr zur Ruhe bringen!“ Der Bet gehorcht, geht voll Glaubens an den bezeichneten Platz, las nachgraben, und der Schatz kommt zum Vorschein. Die Moschee, eine der prächtigsten in Ägypten, mehr in gotischem als maurischem Style erbaut, ist in zwei Jahren vollendet, das Grabmal des Sants (s. Abth. I. S. 4.) mit einer prachtvollen gitterförmigen Palustrade eingefasst, überdeckt mit einem Zelt aus rother Seide und über diesem mit einem etwas kleinern grünen Teppich — diese Teppiche, Drainsane genannt, werden jährlich im Monat April erneuert — im südöstlichen Thalle des Heiligtums angebracht, und der Tag der Einweihung ist festgesetzt. Nun kommt es nur noch darauf an, durch ein recht auffallendes Wunder den großen Heiligen in Kredit zu bringen. Die Scheids, welche den Kirchendienst versiehen, sind darum nicht verlegen. Zwei Männer, an Händen und Füßen gebunden, werden auf die zwei hohen achteckigen Minarets, zwischen welchen sich der Außen mit Blei gedeckt und mit einem auf mehrern metallenen Ruggeln ruhenden Halbmond gekrönte Dom der Moschee befindet, gebracht, und ihnen angebietet, sich hier in einem der vielen Gemächer zu verstecken und erst auf ein gewisses Zeichen auf der Gallerie zu erscheinen. Am Tage der Einweihung ist der Hof der Moschee mit einer Menge Volks erfüllt. Ein Scheit hält eine erbauliche Predigt über das Leben und die Thaten des großen Said. Gegen das Ende seiner Rede kündigt er an: Said sei für den Augenblick nicht zugegen, sondern habe einen Abstecher nach Malta gemacht, um zw. i daselbst gefangen gehaltene Moslems zu befreien; er werde jedoch bald heimkehren und die Befreiten unschätzbar auf die Höhe der Minarets niedersez'n. Das Volk überlässt sich nun sogleich inbrünstigen Schreien, die völzlich durch ein Freudentgeschrei von der Höhe der Minarets herab, unterbrochen werden. Die Befangenen jubeln und das gläubige Volk schreit: sie sind da, sie sind da! Man holt sie im Triumph herab, befreit sie von ihren Ketten, kleidet sie neu und balgt sich um die Füßen ihres Gewandes als um die kostlichsten Reliquien. Seitdem ist Tantah ein von vielen Läufenden besuchter Wallfahrtsort. Der Zustuss der Menschen, besonders zur Zeit der drei jährlichen Märkte, auf denen man die Erzeugnisse Indiens, Europa's und Afrika's vereinigt findet und die in der Ebene errichteten Buden eine mehrere Stunden lange Reihe bilden, ist ungeheure, die Gaukleren werden von Zeit zu Zeit wiederholt, und niemand befindet sich dabei besser als die Moschee, welcher die bedeutendsten Geschenke zustießen; die Diebe, welche eine ungemeine Fingerfertigkeit an den Tag legen, und die Weiber, welche hier der moslemischen Sitte trotsend, der größten Ungebundenheit sich erfreuen, und gestärkt durch das in der Nähe der Moschee befindliche wunderhafte Bad, dem die Kraft der Umber-Hellquelle beiwohnen scheint, gewöhnlich mit mitternächtlichen Hoffnungen gesegnet, zurück kren. — Man sieht: auch der Islam bleikt die Hand zu ehlosen Beträgen und weiß die fromme Einsalz seine Beliebter für habgütige Pläne listig zu benutzen! —

ken hier zugleich der ägyptischen Improvisatoren, die zur Unterhaltung der Gäste über gegebene Gegenstände, ohne Mühe regelmäßige und zahlreiche Strophen aus dem Stearcif dichten. Eine eigne Klasse von Dichtern zu Kairo hat die Gewohnheit, des Jahres 12 Lieder, eins für jeden Monat, bald satyrischen, bald beschreibenden, bald erotischen Inhalts, zu fertigen; diese werden dann von den Ghassis und Almes, den Bajaderen Aegyptens, erlernt, und anfangs nur bei den Festen der Vornehmnen gesungen, bis sie endlich in den Mund des Volkes kommend zu Gassenhauern werden.

Der Feste und Feierlichkeiten giebt es in Aegypten wenige. Der Gang des Lebens ist ruhig und einformig. Man sieht früh auf, geht in die Moschee, dann in die Kaffeehäuser, und spät erst an seine Geschäfte, die man bald möglichst endet, um in träger Ruhe unter dem erstickenden Dampf der Tabakswolken den Tag in einem Kaffeehouse, wo der beste Mährchenerzähler zu hören und die geschicktesten Tänzerinnen zu sehen sind, würdig zu beschließen. Muhameds Geburtstag ist das religiöse Hauptfest. Man illuminiert die Stadt, fromme Gesänge erschallen ringsum, und die Straßen werden der Schauplatz öffentlicher Vergnügungen. Nach Carnes Reisen im Oriente ist die Nacht vor dem Durchstich des Nils bei Kairo das einzige wahre Volkfest, wo die Türken und selbst die bedrückten Araber ihr ernstes Neuherrn ablegen. Kanonenschüsse bezeichnen den Augenblick, in welchem, in Gegenwart des Kaya-Bei, ersten Ministers des Pascha, der mit seinen Wachen an einer gegenüberliegenden Stelle sich befindet, durch eine Menge Araber der Damm an der von der Regierung bezeichneten Stelle durchstochen wird. Wie ein Wasserfall strömt die Fluth hervor und der Minister wirft nach altem Brauch eine beträchtliche Summe Geldes in das Bettel des Kanals, durch den der Nil absiekt. Des steigenden Wassers ungeachtet fischt das Volk so lange als möglich nach den Geldstückchen, wobei jährling einige Personen ums Leben kommen. Alles beeift sich, von dem er-

sten ausströmenden Wasser zu trinken und sich damit zu waschen. —

Die Vergleichung der Sitten der alten Aegypter mit denen der neuern ist um so interessanter, je sicherer sie angestellt werden kann. Das alte Aegypten hat uns seine Gebräuche, Sitten, Lebensweise und Art zu sein bis auf die kleinsten Einzelheiten auf seinen Monumenten, besonders in seinen Hypogeen, unterirdischen Bauwerken, erhalten. Je mehr man diese Scenen aus dem Leben der alten Aegypter betrachtet, desto mehr überzeugt man sich, daß das Klima und die natürlichen Umgebungen den größten Einfluß auf die Sitten und Gebräuche der Bewohner ausgeübt haben! Die Stetigkeit des Klima's, die regelmäßige Wiederkehr der periodischen Naturerscheinungen, die Beständigkeit in allem, womit die Natur dieses Volk umgeben hatte, drückte natürlich ihm selbst einen Charakter der Beständigkeit in den einmal ausgeprägten Sitten auf. Hieraus erklärt sich die Erscheinung, daß die Bewohner des Landes, trotz der mannigfältigsten und gewaltsamsten Revolutionen, die sich folgten, trotz des Wechsels der Religionen, dennoch so Vieles von ihrem alten Glauben, ihren Sitten und Gebräuchen beibehalten haben. Der Religion nach sind zwar die Türken und Araber Moslems, die Kopten Christen, in der Masse des Volks aber ist noch immer ein Anstrich jener alten Getischreligion vorhanden, die hier einst ihre größte Blüthe und Ausbildung erhalten hat. Die Religion und Mythologie der alten Aegypter war zunächst auf die Verehrung der Gestirne oder vielmehr auf physikalische und mathematische Astronomie begründet, und ihre vielen Göttergeschichten, und alle unmittelbare Gegenstände ihrer religiösen Verehrung, alle Gebräuche ihres Kultus, lassen sich auf den Lauf der Gestirne und die wechselnden Konstellationen, und auf deren Verhältniß zu den Geschäftten des Ackerbaues zurückführen. Osiris, die Sonne, die befruchtende, wirkende, Isis, der Mond, die leidende, herabbringende Naturkraft — der Mond, der die in den warmen Ländern des Hauses und der Inselhalbinsel halber so angenehme Nacht regiert, ward

von den ältesten Völkern als die Ursache der Fruchtbarkeit und des Wachstums betrachtet — waren die Hauptgottheiten, und der Nil wurde mit diesen in einem sehr nahen Verhältnisse gedacht. Der Zeitraum von 360 Tagen, abgemessen nach des Nils regelmäßigen Überschwemmungen zur Sommersonnenwende, ward daher das Religionsjahr, in welchem jeder Monat und jeder Wochentag seine besondere Gottheit hatte. Der später entdeckte Mangel von 5 Tagen und 6 Stunden gab noch 7 Göttern, als Symbole dieser astronomischen Zeitrechnung, das Dasein. Zugleich aber dachten sie sich diese symbolischen Wesen als wirklich existirend, als Urheber und Regenten der Zeit und Welt, den Osiris und die Isis als lebende, willkürlich handelnde Wesen, voll unmittelbaren Einflusses auf die Erde und deren Bewohner. Jeder Gottheit war ein besonderes Priestercollegium zugeordnet, an dem die Weiber Anteil nehmen durften. Wallfahrten und Opfer waren in der Regel; die letztern benutzte man zur

Reinigung von begangenen Sünden, indem nämlich der Opfernde seine Hand auf des Opfers thieres Kopf legte, überhäufte er es mit Verschwüngungen, und mit dem letzten Atemzuge desselben hielt er sich für entsündigt. Der Kultus war überhaupt feierlich (s. Taf. IV.), die Tempel prachtvoll, die Feste zahlreich und glänzend. Bei einem dieser Feste, das alljährlich zu Bubastis gefeiert wurde, kamen gegen 700,000 Menschen zusammen. Die Priester der Isis waren, wie die Göttin selbst, die auf verschiedene Weise, bald mit kleinen Ochsenhörnern am Kopfe, bald mit einer Krone von Geiersfedern, bald mit einer Rosablume auf dem Haupte (s. Taf. IV.) abgebildet wird, in lange weite Leinwandkleider gehüllt. Neben dem Sterndienste bestand in Ägypten auch ein Thierdienst, in dem gewisse Thiere nicht etwa nur als Symbole betrachtet, sondern auch als wirkliche Götter verehrt wurden, z. B. das Krokoil, das Ichnemon, der Ibis und die Käze, am höchsten aber der Apis *). Außer

*) Die Flüsse wurden in den ältesten Zeiten wegen ihrer Gewalt unter dem Bilde eines Ochsen dargestellt; so soll auch nach Einig. n. Apis das lebendige Bild des Nils sein und seinen Namen von Apis, das ist Maas, in Bezug auf die Ausmessungen des Nils, erhalten haben; während Andere in dem Apis das Sternbild, worin die Sonne zu der Zeit erschien, da man den Pflug bespannen mußte, den Stier angewiesen sehen. Der Sitz der Verehrung des Apis war Memphis, an andern ägyptischen Orten verachtete man den Nil unter dem Namen Menphis oder Nunphis, gleichfalls in einem dem Osiris und der Isis geweihten Stier. — Ein Strahl vom Himmel oder der Blitze, zaben die Priester vor, befrouchte die Kuh, die den Apis gebürt. 29 Merkmale, unter denen die hauptsächlichsten waren, daß er schwarz und weiß gezeichnet sei, auf der rechten Seite einen weißen Flecken in der Gestalt des Mondes an sich tragen, auch einen weißen Flecken zwischen der Stiere, auf dem Rücken das Bild eines Adlers und im Schwanz zweierlei Haare haben mußte, s. ist zuweilen den Apis vor allen andern Thieren setzter Gattung aus. Besondere Rücksichten ließen nur bieweilen die Priester bei seiner Aufzündung zögern, da er zu anderer Zeit sehr bald wieder erzeugt wurde. Hatte man nun den neuen Apis gefunden, so begaben sich die Hieromanten (Ausläger der heiligen Schriften) zu ihm, untersuchten die Merkmale, und fanden sie dieselben, so erklärten sie das Kalb für den Apis. Ein allgemeines Freudenfest begleitete diese Erkundung. Der Apis wurde nun in eine besonders dazu erbaute Hütte gebracht, um dasselbe von seiner Mutter 4 Wochen lang gefüdigt zu werden, nachher aber wurde er auf den Nil, in einem in Gestalt eines Ruhebettes gebauerten Fahrzeuge, nach Memphis gebracht, wo er seinen Sitz in einem prächt'vollen Gebäude neben dem Tempel des Phtha, Vulkan, hatte. Zwei Rämmern, in welchen er auf den kostbarsten Teppichen liegend aufs Beste gefüttert, gewaschen und gesalbt wurde, dienten ihm zu seinem Aufenthalt, in dem jedermann ihm beobachten konnte. Seine Mutter wurde in dem nämlichen Gebäude verfiegt. Er hatte einen eignen Brunnen, aus welchem er trank, und in dem neben seiner Wohnung gel. genen Hofsraume wurden die schönsten Kühe ihm zugeführt, um sich mit ihnen zu vergnügen. So brachte er eine gewisse Zahl von Jahren, man mußhaft 25, zu. Länger durfte er nicht leben, sondern wurde alsdann in einem eigends dazu bestimmten Brunnen erdsuft, und nachher in alle Stille hingestellt. Starb indes der Apis vor der gesetzten Zeit und eines natürlichen Todes, so ward er mit ungeheuren Kosten, in dem Tempel des Serapis — auch ein Symbol des Nils und seiner Fruchtbarkeit, eigentlich Nilmeißer, von Gott, das ist Säule, und Apis, das ist Maas — beigelegt und durch ganz Ägypten erhob sich allgemeine Trauer, die so lange wähnte, bis ein neuer Apis, und das versog sich oft Jahre lang, gefunden war. Die Opfer, dem Apis dargebracht, durften in keinem andern Thiere als einem durchaus rothen Ochsen, der auch kein anderes Haar an sich tragen durfte, bestehen. Der nach sorgfältiger Untersuchung für das Opfer lächtig befundene Ochse ward mit einem Siegel an den Hörnern bezeichnet, und bei Lebensstrafe durfte kein ungezeichneteter dem Apis geopfert werden. Auch wurden dem Apis gewisse Feste, die den Namen Theophania, Gotteserscheinungen, führen

den lebendigen waren auch todte Embleme der Gottheit, Bilder und Statuen vorhanden, namentlich Sphynx, die hochberühmte Memnonssäule und dergleichen mehr, von welchen weiter unten. Wenn der Thierdienst der alten Aegypter zunächst vielleicht eine Folge ihres Sternendienstes war, indem man die göttlich verehrten, mit dem Namen des Stieres, des Hundes, der Schlange u. s. w. bezeichneten Gestirne des Himmels nun auch in den ihnen entsprechenden Thiergestalten der Erde anbetete, die an den Himmel versehzen Thiere von daher zurückholte, um sie auf Erden zu verehren; so ist ihre Lehre von der Seelenwanderung gewiss auch eine unmittelbare Ausgeburt ihres Sternendienstes. Sie ließen nämlich die unsterbliche Seele des Menschen in einem Zeiträume von 3000 Jahren die Reise durch den ganzen Umfang des Thierkreises, des Zodiakus, nicht der Thierwelt, machen, bis sie wieder in einen menschlichen Körper übergehe. Der Glaube an Unsterblichkeit der Seele und Belohnung und Strafe nach dem Tode findet sich unlesbar bei den alten Aegyptern, doch kennen wir ihre Ideen darüber nicht genau, und wissen nur, daß sie eine fortwährende Theilnahme der Seele an der Erhaltung des Körpers behaupteten und daß eine Folge dieser Vorstellung ihre Einbalsamungen, Mumien, und festen Gräber, Katakomben, waren. Man hatte drei, mehr oder weniger kostspielige Arten, die Todten in Mumien zu verwandeln. Eigens dazu bestimmte und dieser Kunst sorgfältig unterrichtete Menschen entledigten zuerst den todten Körper seiner Eingeweide, zogen mit einem eisernen Haken das

Gehirn durch die Nasenlöcher und gossen hämische Flüssigkeit in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man sie mit Palmwein gewaschen hatte, gegen die Sonne gehalten und an diese im Namen des Verstorbenen das Gebet gerichtet: habe der Verstorbene in seinem Leben irgend ein Verbrechen begangen, oder durch Essen und Trinken gescheit, so möge dieses den Eingeweiden beigebracht werden, in den Nil geworfen, und hierauf der ganze Körper 70 Tage lang in Salz gelegt. Dann geschah das eigentliche Einbalsamiren, die Mumification; der Unterleib wurde mit Balsamen, namentlich mit jenem kostbaren, noch heute mit Gold aufgewogenen Muminah, oder mineralischer Mumie, daher auch der Name der einbalsamirten Leichname Mumien, (s. Abthlg. I. S. 38. Anmerk.), einem zähnen, doch festen, wohlriechenden Bergbalsam, der sparsam in Khorassans Bergklüsten und in der Nähe von Schiras quillt, verrieben und der ganze Körper mit Binden, welche mit Zedernharz und wohlriechenden Oelen getränkt waren, umwunden, und hierauf in einen ausgeschlitzten mit mancherlei Malerei verzierten Sarg gethan, dessen Deckel in der Regel mit einer Mumienfigur bemalt war (s. Taf. VI.). Die Mumie selbst wurde im Sarge noch mit einer Decke umgeben, die aus vielsach zusammen gepapptem Byssus oder einer Art von Tatton bestand, sehr künstlich gearbeitet, ebenfalls mit Malerei versehen, und oft sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt war. Die Farbe dieser Mumien ist braun, der Körper so trocken und hart wie Holz und von einem schwach gewürzhaften Geruch. Gewöhnlich ist des Gesichts

ten, gefeiert. Ein solches Fest beging man theils bei der Auffindung eines neuen Apis, theils alljährlich um die Zeit, in welcher der Apis zu schwollen anfing. Es dauerte 7 Tage mit allerhand Aufzügen, Prozessen und Tänzen. Insonderheit war es gewöhnlich, an diesem Tage an einem besondern Orte, unter grossem Feierlichkeit, goldne und silberne Trinkhalen in den Nil zu werfen. Auch der Apis selbst wurde dabei öffentlich und mit einer grossen Begleitung ausgeführt, daher der Name des Festes Theophania. Auch Drakel ertheilte der Apis. Um seinen Tempel her war ein Spielplatz für Kinder; wer den Apis fragen wollte, ging in den Tempel, betete, hielt sich dann die Ohren zu und begab sich auf den Spielplatz der Kinder; das erste, was er hier hörte, war der Ausspruch des Drakels. Andere Drakel gab der Apis durch gewisse Gebärden, wenn er z. B. jemanden leckte, einem andern nicht aus der Hand fressen wollte u. s. w. — Die Perser schon, die seit 525 vor Chr. ganz Aegypten unterjochten, spotteten über diesen Apisdienst, der persische König Cambyses verwundete ihn, und später ließ der König Darius dem Apis sogar den Kopf ab, verzehrte den wohlgedachten Stier mit seinen Hofsleuten und entflammte dadurch das Volkes heilige Buch. Noch zu Ende des vierzen christlichen Jahrhunderts stand der Apisdienst der Aegypten in voller Blüthe.

frei gelassen und bisweilen so gut erhalten, daß die Augen ihre völlige Gestalt behalten haben, auch die Haare an den Augenlidern und Augenbrauen fest, der Todte selbst aber so unverändert bleibt, daß man die ganze Bildung seines Gesichts erkennen kann. Die Binden sind so fest umwickelt, durch die Länge der Zeit von den Balsamen so durchdrungen und eben so braun wie die Mumien gefärbt, daß sie mit dem Körper in eine Masse verwandelt zu sein scheinen. Die Kosten der auf die eben beschriebene Art bewirkten Mumifikation betragen gegen und wohl über 4000 Rthlr., so daß auf diese Weise nur die Leichname der Vornehmsten und Reichen einbalsamirt werden konnten. Auf eine wohlfeilere Art bereitete man Mumien, indem man die Eingeweide nicht aus dem Körper nahm, sondern denselben blos mit Zedernharz ausspritzte, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum legte und hierauf mit Binden, die mit einer Art Gummi überstrichen waren, umwickelte. Noch einfacher war eine dritte Art, da man blos die Körper 70 Tage lang in Salpeter und hierauf in den Sarg legte *). Nach dem Tode eines Familiengliedes ging der nächste Verwandte zu den Personen, welchen das Geschäft der Mumifikation geschicklich aufgetragen war; diese zeigten ihm hölzerne Todtenbilder, die durch Beimalung der Natur sehr nahe zusammen, vor und fragten, nach welchem Modell er den Todten zubereiten lassen wollte. — Die Einhüllung der Mumien war unendlich mannigfaltig und hing nicht von der Art der Mumifikation ab. Man findet kostbare Mumien, die in mehr hundert Ellen des feinsten

sten Byssus — die kostliche Leinwand, deren die Bibel mehrmals erwähnt — gewickelt sind. Einige sind mit Halsschmuck, Armbändern, Fingerringen u. s. w. aus Gold von seiner Arbeit und mit edlen Steinen geschmückt; oft bedeckt sogar ein dünnes Goldblech die Brust; bei andern ist das Gesicht, desgleichen die Nägel, auch oft Füße, Hände und Schamtheile vergoldet. Über die Binden, in die sie künstlich gewickelt sind, und zwar so, daß die einzelnen Glieder wie der Körper ganz den Umsang und selbst die Elastizität, wie im Leben haben, befindet sich zuweilen noch ein Netz aus Schmelzcorallen mit vergoldeten oder goldenen Knopfchen gezogen. Die Enden der Binden laufen gegen den Kopf zu und sind mit einem Siegel aus Mischlamm versehen. Man hat auch Mumien mit goldenen oder vergoldeten Kränzen entdeckt, vielleicht Jungfrauen, die im Sarge zu bekränzen in dem höchsten Alterthume schon gebräuchlich war. — Bei den Einbalsamirungen hatte man zweierlei Absichten: ein Mal, alles dem Leichnam zu entziehen, was Ursache seiner Auflösung werden könnte; und dann alles von demselben entfernt zu halten, was Ursache zu seiner Verstdührung werden mußte. Daher entfernte man alle flüssige und der Fäulniß vorzüglich unterworfenen Theile aus den Körpern, und setzte sie, so lange es nöthig war, der Einwirkung solcher Substanzen aus, die dörrend einwirken. Mit Naphtha und wohlriechenden Harzen füllte man die Körper, nicht blos um sie vor Fäulniß zu bewahren, sondern auch um Würmer und Leichenkäfer, welche die Leichname zerfressen, entfernt zu

*) Neuere Versuche, es den alten Aegyptern in der Kunst der Mumifikation gleich zu thun, scheltern in der Hauptfache, und nur in einem Kapuzinerkloster bei Palermo in Sicilien befindet sich eine Totenhalle, in welcher die Mönche dieses Klosters, durch besondere, wegen ihres Worthes geheim gehaltene Mittel, die Leichname vor der Verwesung zu verwahren wissen. An den Wänden des in viele breite und hohe Gänge eingetheilten Todengewölbes sind nach der Reihe hohe, schmale Nischen angebracht, in welchen mehrere Hundert menschliche Körper, deren Zahl sich noch alljährlich vermehrt, wohlerhalten und mit ihrem gewöhnlichen Anzuge bekleidet, aufgestellt sind. — Außer den künstlich bereiteten Mumien glebt es auch an verschiedenen Orten, namentlich in dem Bleikeller zu Bremen, einem Gewölbe der Domkirche derselbst, in welchem man vordem das Blei zu den Orgelpfeifen und Dachrinnen schmolzte, in den herrschaftlichen Gräften der Rittergut Riesa an der Elbe und Ebersdorf bei Chemnitz im Königreiche Sachsen, so wie in dem St. Bernhardskloster auf dem Bernardsberge, natürliche Mumien, die es durch Austrocknung der Luft geworden sind. In dem St. Bernhardskloster werden die Leichname der Reisenden, welche in dem hohen Schnee umgekommen sind, in einer Kapelle, welche mit Gittern verschene offene Fenster hat, versammelt, wo sie in fixirter Stellung, einer an des andern Brust lehnend, aufbewahrt werden. Die scharfe, kalte Luft verhindert die Verwesung der Körper und läßt sie nur langsam austrocknen.

halten; eben darum umwickelte man sie auch nachher mit mehreren Lagen von Binden und mit mit Harz getränkter Leinwand, um dadurch die Einwirkung des Lichts und der Feuchtigkeit abzuhalten, da diese Hauptursache der Gährung und Verwesung werden könnte. Durch Kalk, Natrum und Gewürze, die als Saugmittel dem Körper alle flüssige Theile entzogen, ohne jedoch die Haut zu zerstören, trocknete man die Leichname aus und brachte sie zuletzt in den Ödresofen, wo ein angemessener Wärmegrad ihnen vollends alle Feuchtigkeit entzog und die balsamischen Substanzen auf das Innigste mit ihnen vereinte. — Durch alle diese Mittel gelangten sie in verhältnismäßig kurzer Zeit zu jenem Grade der Austrocknung, in welchem wir sie noch heute so wohl erhalten vorfinden, daß man meistens auf den ersten Blick unterscheiden kann, ob die Mumie dem männlichen oder weiblichen Geschlechte, dem jugendlichen oder vorgerückten Alter angehöre. Daß zu dieser Erhaltung auch das trockne Klima Aegyptens und die sehr trockne Lufttemperatur der Katakomben beitrug, läßt sich wohl denken. Dafür, daß die alten Aegypter ein gesundes, langlebendes Volk waren, durfte vielleicht die auffallend geringe Zahl der Kindermumien zeugen. Außer menschlichen Leichnamen mumisierte man auch heilige Thiere, namentlich den Apis, wenn er eines natürlichen Todes gestorben war; bei Memphis fand sich ein Behdtnis mit prächtigen Särgen einbalsamirter Stiere, zu denen man durch einen Brunnen hinabsteigen muß, am häufigsten aber den zu dem Storchgeschlechte gehörenden, mit dem Ausstritt des Nils, von Abu-sfassien, seinem Vaterlande, einwandernden und von den Kärteln und Fröschen, die der Nilsschlamm zurückließ, lebenden Vogel Ibis (s. Taf. VI u. Taf. IV.) Die Ibis mumiieen befinden sich in großer Anzahl in kleinen, neben den menschlichen Begräbnissstätten angebrachten Gewölben. Die Urnen, in denen man sie aufbewahrte, sind 12 — 18 Zoll lang, 5 — 7 Zoll im Durchmesser, aus rothlicher und sehr grober Erde gebrannt, und haben einen rund erhabenen Deckel von der nämlichen gebrannten Erde. Die Mumie selbst ist in kleine Binden

von leinenem oder baumvollenem, ziemlich feinem Stoffe eingewickelt und mit einem kleinen Garnetz überzogen. Nimmt man die Binden weg, so findet man den Schnabel, den Kopf und einen Theil des Halses unter dem Flügel versteckt, die Füße gebogen und an den Bauch angeleimt (s. Taf. VI.); die Farben der Federn sind an den meisten Ibis mumiieen so gut erhalten, daß man noch sehen kann, ob es ein weißer oder schwarzer Ibis war; doch findet man nach Begnahme der Binden zuweilen auch nichts als schwarzen Staub und einige Ueberreste von Knochen, ein Beweis von der Auflösung der Mumie. — Aus dem Glauben einer fortwährenden Theilnahme der Seele an der Erhaltung des Körpers ging auch die hohe Achtung und Verehrung der alten Aegypter gegen ihre Todten hervor. Bei Gastmählern stellten sie die Mumien ihrer Verstorbenen auf; ein Sohn konnte auf ein zu leihendes Kapital kein sichereres Unterpfand anbieten als die Leiche seines Vaters, und der größte Schimpf war, nicht feierlich begraben zu werden. Damit aber nicht auch der Widerstand eines so feierlichen Begräbnisses gedeße, war ein besonderes Gericht, das Todengericht, eingeführt, das, aus 40 Richtern bestehend, alle Klagen gegen den Verstorbenen anhörte und darauf entschied, ob er die Ehre eines Begräbnisses und der Mumifikation verdient habe oder nicht. Selbst die Leichname der Könige waren diesem Gericht unterworfen, und es ist in der Geschichte nicht ohne Beispiel, daß sie unbegraben liegen blieben. — Freunde und Verwandte standen bei solchem Gericht nebst den Richtern in einem Halbkreis um den Verstorbenen, den jeder anzulagern das Recht hatte, versammelt. Die Schuldbefundenen irrten zur nachtlichen Zeit am Ufer des heiligen Flusses, verborgen sich in Schakale oder heulende Wölfe, wehklagend über ihr Los, bis alles, was sie im Leben gesündigt, gesühnt ist. Ungerechts Anklage gegen den Todten wurde daher auch auf das Strengste bestraft. — Der Sohn des Guten, die Strafe des Bösen gleich nach dem Tode wurde auf diese Weise dem Volke überaus anschaulich gemacht, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß diese Todengerichte auf die Sitt-

lichkeit der alten Aegypter den segensreichsten Einfluß hatten. Gern verzichtete er auf sündliche Lebensfreuden, legte den unruhigen, verlockenden Begierden und Leidenschaften seines Herzens Baum und Gebiß an, um nur nicht im Tode zu Schanden zu werden vor dem ganzen Volke, sich ein ehrliches Begräbniß versagt und ausgeschlossen zu sehen von jener prachtvollen Wohnung der Todten, die mit dem Lehmhütten der Lebenden so sehr kontrastirte. Merkwürdig ist, daß diese Sorgfalt für die Gräber der Verstorbenen und der Geschmack, ihre Grabstätten mit mehr Pracht und Reichthum als die Wohnungen der Lebenden zu schmücken, sich bis heute erhalten hat. Um jede Stadt der Lebenden befindet sich eine Todtenstadt, die an romantischer malerischer Ansicht die erste gar sehr übertrifft. Jede Familie hat hier ihre Ummauung, in welcher sie einen eigenthümlichen Begräbnißplatz besitzt, jedes Grab aber ist mit mehr oder weniger Pracht und zahlreichen Inschriften geschmückt. Schöne Mosaiken, prächtige Kuppeln, zierliche Säulengänge erheben sich über den Sarkophagen, und erzeugen in der That ein mit dem Tode versöhnendes Gefühl (s. Taf. XIII.). Wie vormals werden auch heute noch für die Friedhöfe hochgelegene, trockne Stellen gewählt, welche die Überschwemmung nicht erreicht, nach der von den alten Schriftstellern aufbewahrten Idee: „Die bewässerten Theile des Bodens gehören den Lebenden, die düren den Todten an.“ Auch würde der Pflug ihre Ruhe stören, die Gewässer ihre Asche zerstreuen.

Die Leichname in unterirdischen trocknen Felsenklüften aufzubewahren, mußte sich überhaupt schon den Bewohnern eines Landes, das häufigen Überschwemmungen ausgesetzt ist, und in welchem im Fäulniß übergehende Leichname sehr schnell die gefährlichsten Miasmen entwickelt haben würden, gar sehr empfohlen; zu dem bot der trockne Fels seinen Schoß gleichsam von selbst dar, um die Kinder seines Landes zu beherbergen. In ganz Mittel- und Unterägypten finden sich daher eine Menge unterirdischer labyrinthischer Berghöhlen, Hypogeen, Katakomben, die sich von Thebais bis ans Mittel-

meer herab ziehen. Die ganze lybische Bergkette bietet, auf der Oberfläche in allen Richtungen durchlöchert, den Anblick eines Siebes dar, während im Innern die Felsen mit Regelmäßigkeit und Sorgfalt durchgearbeitet und die Rämmern mit der größten Umsicht vertheilt sind. Diese Katakomben (s. Taf. XI.) bestehen gewöhnlich aus einer mit Hieroglyphen verzierten Vorhalle, aus welcher man, auf einem breiten, mit einer prachtvollen Arkade geschmückten Gange, in mehrere 15 — 20 Fuß hohe und mit aus den Felsen selbst gehauenen Pfeilern unterstützte Säle gelangt. An beiden Seiten dieser Säle finden sich tiefe Blenden und Nischen, die als Niederlagen der Mumien benutzt sind, und Pforten, die in tiefe Seitengänge führen. In diesen Seitengängen sind die Mumienbrunnen, vierseitige Vertiefungen, die 6 — 9 Fuß im Durchmesser halten und 24 — 50 Fuß tief sind, angebracht. Diese Brunnen sind senkrecht eingehauen, ihre Wände mit Malerei und Sculptur verziert, und nehmen, unvermuthet vor dem Besucher sich öffnend, fast die ganze Breite des Ganges ein. Am Ende des letzten Saales findet man oft Eingänge in Seitengänge, welche perpendicular auf die Axe der Katacombe eins fallen, mit breiten Treppen versehen und durch Halbsäulen getheilt sind. Man gelangt durch sie in neue Gänge, Säle und Bauten. Die Tiefe dieser Ruhestätten ist sehr verschieden und wechselt von 300 bis 1500 Fuß; alle Pforten sind mit Oberschwellen, Bildersfeldern und Vertiefungen verziert, als ob sie, was jedoch jetzt wenigstens nicht mehr der Fall ist, mit Thüren verschlossen gewesen wären. — Eine zweite an Pracht und Größe geringere Art von Hypothen nähert sich zwar der eben beschriebenen, doch übersteigt die Höhe ihrer Säle und Galerien selten 6 — 9 Fuß, die Brunnen sind enger und haben eingehauene Löcher, so daß man leicht in sie hinabsteigen kann, indem man bald rechts, bald links die Füße in die Brunnenwand einsetzt. Auf dem Boden dieser Brunnen liegen die Mumien. — Eine dritte Art von Katakomben könnte man die regellosen nennen. Sie scheinen ohne Ordnung angelegt,

Möden viele gebrochne Gänge, Säle und Nischen, welche auf den Wänden der Hypothen darsteigen oft schlängelnd nach unten und kehren wieder in sich selbst zurück, haben auch doppelte Eingänge über und neben einander. Das Durchwandern dieser Hypothen ist mit vielen Beschwörungen, ja sogar Gefahren, verbunden. Oft wandelt man in einem Gang getrost vorwärts und steht plötzlich erschreckt vor einem Abgrunde. Die Luft ist erstickend heiß und mit feinem schwarzen Staube geschwängert, welcher das Atemholen beschwerlich macht und die Luftröhren mit Utomen alter Ägypter anfüllt. In den meisten Katakomben sind die Mumien, die einen eisigen Geruch, der zwar nicht widerlich, aber doch sehr scharf und penetrant ist, von sich geben, außerordentlich angehäuft und so zerbrechlich, daß man alle Augenblicke einen Zeitgenossen der Pharaonen zerquetscht und dafür in eine dicke Staubwolke gehüllt wird. Oft macht ein unvorsichtiger Tritt oder Griff eine ganze Todtenlegion auseinander und man sieht und fühlt sie dann über sich einbrechen. Vor Hitze beinahe in Schweiße zerfließend, vom Staube fast erstickt, ist man stets in Gefahr, rettungslos in einem Abgrunde zu versinken. Zu allen diesen Unannehmlichkeiten und Gefahren kommen noch solche, die nicht immer zu vermeiden und von ernsterer Natur sind. Einmal nämlich sind die Gegenstände, von denen man umgeben ist, überaus entzündbar; ein einziger Funke, eine unachtsame Annäherung mit der Fackel kann, bei der über alle Beschreibung trockenen Luft der Katakomben, schnell zünden, mit Blitze schnelle greift dann die Flamme um sich, kein Mittel giebt es sie zu löschen und nur die eiligste Flucht kann vom Tode retten. Nicht geringer ist die Gefahr, wenn die Fackeln erloschen; ägyptische Finsternis umgibt dann den Wanderer, und ist er ohne Führer, so kann er aus dem Labyrinth von Gängen und Abgründen nur durch ein Wunder den Rückweg finden. — Die Masse, in welche die Katakomben gehauen sind, besteht aus Kalkstein, der von sehr feinem Korn, gleichmäßig, mittelmäßig fest, ja sogar weich und kussartig, zur Ausführung der feinsten und zartesten Sculpturen, mit denen man die Wände bedeckte, besonders geeignet war. Die Scenen,

welche auf den Wänden der Hypothen dargestellt werden, sind überaus merkwürdig, sie stellen nämlich die alten Ägypter in ihrer Lebensweise und allen ihren häuslichen, bürgerlichen und religiösen Verhältnissen dar; man sieht sie hier wachen, schlafen, arbeiten, ruhen, essen, trinken u. s. w. Die Art und Zahl ihrer Beschäftigungen sind mit der größten Lebendigkeit dargestellt. Die Trachten der verschiedenen Rassen, Nahrungsmittel, Hausrathäthe, musikalische Instrumente und ihre Anwendung, gymnastische Spiele der Männer und Weiber, alles findet hier seinen Platz. Interessant sind alle Scenen, so auch die Todtenscenen, von der Geburt bis zur Entscheidung des ewigen Schicksals ist alles treu dargestellt. Man sieht hier, woher die Griechen, zum großen Theil wenigstens, ihre Religion hatten. Hier ist das Vaterland des Minos, Cerberus, des Todtentgerichtes, der Seelenwanderung. Eine Scene, wo eine Seele ihrer Verbrechen wegen verurtheilt wird in ein Schwein zu fahren, welches auch sogleich von Uffen auf die Oberwelt getrieben wird, ist auf einem sehr vornehmen Grabe dargestellt, und zeigt, daß, wie schon erwähnt wurde, auch die Reichen und Mächtigen den Spruch der Todtentrichter zu fürchten hatten. — Diese Hypothen sind also eine reiche Schule für die, welche die Geschichte des Lebens und der Kultur der alten Ägypter studiren wollen, die, wie kein anderes Volk der Erde, auf das Umsichtigste dafür besorgt waren, sich mit ihrer ganzen Art zu sein und zu leben, für die späteste Nachwelt zu bewahren. Um ein anschauliches Bild von den unterirdischen Grabgewölben der alten Ägypter zu geben, lassen wir hier eine Beschreibung der unter dem Namen: „die Gräber der Könige“, in der Nähe von Theben gelegenen Felsengrotten folgen. „Das Thal Biban el Moluk bildet ein isolirtes Bassin, in dessen Felsenmauern die Gräber einiger Könige, wahrscheinlich aus der Familie der Nemesiden, gehauen sind. Keine Spur von Vegetation läßt sich in diesem Todtenthale blicken; es ist die döreste Oede auf Erden, die Wohnung des Todes selbst. Gegen die Mitte des Tages, wenn die Sonne ihre Strahlen senkt,

recht in dasselbe willst und es von allen Seiten erlenthet, ist die Hige außerordentlich. Kein Lüstchen hat in dieser Schlucht Zutritt, man bes findet sich in einem glühenden Ofen, alle Kräfte lassen nach, man fühlt sich tödlich ermattet. Dieses ist so arg, daß kein Mensch im Stande ist, hier 24 Stunden aufzudauern, wenn er sich nicht in die Todtengräfe flüchtet. Aus dem Gefolge des Generals Desaix, der am 2. Sept. 1799 diese Gräber besuchte, starben zwei an Erstickung. Uebrigens muß bemerkt werden, daß manche Särge in den Katakomben breiter sind, als der Eingang in das Thal selbst, und daß es daher schwer zu begreifen ist, wie man die Leichen bestattete, wenn sie nicht etwa von oben hinabgelassen wurden. Zu Strabo's Zeit gab man die Zahl dieser Gräber in runder Zahl auf 40 an, jetzt sind 13 dieser Königsgräber entdeckt; eins entdeckten die Franzosen, das schönste unter allen aber Belzoni. Sie sind sich alle in der Anlage ähnlich, aber nicht gleich; einige ganz mit Verzierungen bedeckt, andere noch unvollendet. Jede dieser Grotten bildet aber eine Reihe Gallerien, Kammern und Säle, von denen gewöhnlich einer der Hauptsaal ist und auch die Sarkophage enthält. Von 12 Grotten sieht man noch in 6 den Sarkophag, der zu gewaltig war, um fortgeschleppt oder zertrümmert zu werden. Die größte der Grotten wurde, zweier darin abgebildeten Harfenspieler wegen, die Harfengrotte genannt. Der Sarkophag hat hier 12 Fuß Länge, ist von rotem Granit, und giebt, wenn man mit einem Hammer daran schlägt, einen glockenartigen Ton von sich. Den gewölbten Hauptsaal, in welchem der Sarg steht, tragen 19 Pfeiler und man muß durch eine Menge Thore und Gänge dringen, bis man zu ihm gelangt. Wie gut aber auch der König seine Gebeine verwahrt zu haben glaubte, der Raublust der Menschen haben sie nicht entgehen können. Man findet in diesen Grotten die Mumie des Königs nie, denn wahrscheinlich haben die reich geschmückten Leichname schon zur Zeit der Perser die Raublust gezeigt, aber viele Mumien finden sich in den Seitkammern. Alle Wände sind voll von Bildwerken. Die Wände sind mit einem eigenen Märt

tel überzogen, der dem Sandsteine ähnelt und auf diesem sind die Sculpturen und Malereien ausgeführt. Die Verzierungen sindtheils religiösen Inhalts, Opfer und Feste darstellend, in denen Menschenopfer selbst durchaus nicht zu erkennen sind. Scenen von Schlachten Siegesauszügen, Triumphen, Gefangenen u. s. w. wechseln mit den ersten ab; Sklaven knien gebunden da, den Todesstrich erwartend, oder der Kopf liegt ihnen schon zu Füßen. Es sind nicht blos Neger, die geopfert, oder dem Könige vielleicht zur Begleitung geschlachtet werden, sondern auch Aegyptern widerfährt dieses Los. Außerdem sind kostbare Gesähe, Waffen, musikalische Instrumente, Mäbeln, kurz Alles, was Luxus und Reichthum hier aufzubringen konnte, dargestellt. Merkwürdig ist, daß diese Grotte eine gebrochne Axe hat, weil wahrscheinlich die Arbeiter, nachdem sie eine Weile in den Felsen gearbeitet, plötzlich abbrechen und zurückkehren mußten, um eine andere Richtung einzuschlagen, weil sie entweder auf unvorhergesehene Hindernisse in dem Steine stießen, oder vielleicht Gefahr liesen, in einen andern Bau einzuschlagen. — Daß es noch mehrere solcher Grotten gebe, die bis jetzt gar nicht gefßnet, oder unter dem Schutt und den herabgestürzten Felsmassen verschüttet und einer besseren Zeit aufbewahrt sind, ist wahrscheinlich. Belzoni war so glücklich, ein solches Königsgrab zu entdecken; es ist von allen das schönste. Prokesch, Ritter von Osten, der es 1826 besuchte, giebt in seinen Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien nachstehende Beschreibung: „Bei weitem das schönste und am besten erhalten ist das Grab, wozu Belzoni hat den Gang austäumen lassen. Wer es genau schreiben wollte, müßte Wände darüber schreiben, und würde, wie getreu er der Wahrheit bliebe, dem Leser ein Träumer scheinen. Diese Menge von Gängen, Gemächern und Sälen, zwei Stockwerke tief, und tiefer noch in das Leben der Felsen gehauen, diese Millionen Bilder und Hieroglyphen der feinsten Ausführung, dieser Glanz und die Unvergleichlichkeit der Farben, als wären sie eben erst aufgelegt worden, geht weit über den Maßstab des heut zu Tage Denkbaren hinaus. Der Aufwand von Pracht und Arbeit, von religiöser Gewissenhaftigkeit in Ausführung des

Kleinsten, wie des Größten, des Gesehnen, wie des Ungeschenen, ist so ungeheuer, daß man nicht begreift, wie ein Herrscher, und war er auch der mächtigste von der Welt, auf den Gedanken hat verfallen können, einen ähnlichen Bau anzubefehlen.“ Neun und zwanzig Stufen führen eine Felsenhalle hinab, zu einem Thorraume. Ueber demselben sind die allen Hypothen gemässamen Zeichen, der Scarabäus (ein Käfer) von Theben, wie er nach dem Fallen der Gewässer hervorkriecht und beim ersten Sonnenstrahl mit neugewachsenem Fittig fliegt, die beschwingte Kugel mit der Schlange, Strahlen, die sich von oben gleich einer Glorie niedersinken, und der Unubis (das Bild der auf- und niedergeschenden Sonne, oder insonderheit das Bild der Sonne in der höchsten Jahreszeit oder gegen den Aufgang des Sirius, der den Aegyptern die Annäherung der Nilüberschwemmung andeutete, daher als Mensch mit einem Hundskopf abgebildet) alles Zeichen, unter denen die mystische Weisheit der Aegyptier die Geschichte der Seelen zu verhüllen pflegte, abgebildet. Man tritt in einen Gang, 36 Fuß lang und 8 Fuß breit, der sich unter einem Winkel von 18° neigt. Die Wände sind mit den auf's Reinst geschnittenen Skulpturen verziert. Nun hat man eine zweite, 26 Stufen tiefe Treppe vor sich, die zu einem 37 Fuß langen gesenkten Gange führt, der in einem 14 Fuß breiten und 12 Fuß langen Raume endigt, welchen eine mit Hieroglyphen verzierte Mauerschloss. Belzoni ließ dieselbe niederschlagen und nun tritt man in einen von vier Pfeilern getragenen Saal, an dessen Mauern man die ganze Pracht ägyptischer Farbenkunst bewundern muß; sie scheinen mit Glanzfirniß überzogen und übertreffen bei Weitem Alles, was man in dieser Art sehen kann. Rings um den Saal läuft eine Schlange, die Mumien auf dem Rücken trägt. Auf jedem Pfeiler ist Osiris und Isis, die Hände verschlungen und auf den Wänden Barren dargestellt (vgl. Taf. XI.), auf denen der Seelenführer schifft. Vier Stufen abwärts führen in einen neuen Saal, 27 Fuß lang und 24 Fuß breit, in welchem die Hieroglyphen noch nicht bemalt, sondern nur erst angezeichnet sind. Aus dem Saale mit den vier Pfeilern

führt außerdem noch eine Treppe von 18 Stufen in einen weiten gesenkten, 76 Fuß langen und 6 Fuß breiten, prachtyoll gemalten Gang, welcher zu einem Thore leitet, auf dessen Pfeilern der König im Waffenkleide, auf einem mit Gold verzierten Throne sitzend, dargestellt ist. In der Hand trägt er den Scepter, ein Halsband mit Amulett auf der Brust, die in weiten Falten von einer reichen Halskruse bedeckt wird. Gürtel und Fußkleidung sind vor Allem herrlich. Ein Adler, in seinen Klauen den königlichen Siegerring tragend, schwebt über ihm. Dieses Thor führt weiter abwärts in einen Gang, aus welchem man in einen Vorsaal mit zwei Seitengemächern, in deren einem man die Verehrung des Apis, in dem andern die Seelenfahrt und Opfergaben abgebildet sieht, tritt. Endlich gelangt man in eine hohe, gewölkte, von Säulen getragene Halle, in dieser stand ein Sarg aus orientalischem Alabaster, 9 Fuß lang, 3 Fuß breit und 2 Zoll dick und ganz durchsichtig und mit vielen hundert Figuren bedeckt. Der Deckel schlußt, und eben so die Mumie; ersteren fand man endlich zertrümmert außerhalb des Gewölbes. Der prächtige Sarkophag, gewiß das kostbarste Stück des ägyptischen Alterthums, ist jetzt im britischen Museo. Die Decke dieser Halle ist mit kostbaren Bildern geschmückt. Völker dreier verschiedenen Menschenarten fallen hier vor allen auf; wir sehen hier an den Wänden Bilder von weißen, braunen und schwarzen Menschen, nicht blos durch die Farbe, sondern selbst durch die Physiognomie auf das Bestimmteste unterschieden. Es wird hier Ramses II. als Herrscher über die Völker Asiens und Afrika's dargestellt, deren Gesandte Huldigung und Tribut bringen. Der König sitzt auf seinem prachtvollen Throne in königlichem Ornate, den Scepter in der Hand, eine goldene Kette mit einer Botitvasel um den Hals. Die Gesandtschaften bestehen jede einzeln aus vier Männern, voran die Braunen, geführt von einem Priester mit einer Sperbermaske; es sind offenbar Nubier, denn sie sind in derselben Tracht, wie wir die Nubier heute noch sehen; beinahe nackt, eine weiße Schürze um die Lenden, und in der nubischen Haartracht, welche sich von der der Aegyptier wes-

fentlich unterscheidet. Weiterhin erscheinen Männer von weißer Farbe, unverkennbar Israeliten; ein Blick nur auf ihre Gesichtsbildung reicht hin, um darüber gewiß zu sein, ja ihre Physiognomie ist mit so komischer Laune aufgefaßt, daß jeder Künstler auch heut zu Tage nichts Vollkommeneres zu liefern im Stande wäre. Vier Babylonier in buntem Zeug gekleidet, mit Federn auf dem Kopfe und den herabhängenden Haarlocken; vier Neger endlich, an ihrer Farbe und ihrem Profil kennbar, lassen gar nichts zu wünschen übrig. Es ist daher gewiß, daß der hier ruhende Pharaon auch asiatische Völker beherrschte. — Hinter dieser Halle mit dem Königssarge folgt eine andere, die nicht vollendet wurde; in dieser fand Belzoni eine Stiermumie und eine große Menge Idole. Aus dieser Halle senkt sich ein Gang noch weiter in's Gebirge hinab; 300 Fuß tief verfolgte ihn Belzoni, fand ihn aber verschüttet; wohin er führt, weiß man nicht, ob unter Theben hinab? Beinahe sollte man nach diesem Wunder versucht werden, selbst das Unglaubliche zu glauben! Plinius wenigstens berichtet, Theben sei eine hangende Stadt gewesen, durch welche die Urmeen unter der Oberfläche durchmarschirten, so daß die Einwohner nichts davon wahrnahmen. Er findet dabei nichts wunderbar, als daß der Fluß die Stadt in zwei Theile sonderte und durch sie hinslehe. Da wären denn freilich die Engländer, welche nicht einmal ihren Tunnel zu Stande bringen, wahre Puscher. „Über die noch heute statthindrenden Plünderrungen der Hypoeen spricht sich Prokesch ernst tadelnd aus. Er schreibt: ich kann von dem Boden der heiligen Theba nicht scheiden, ohne noch einige Worte über den schändlichen Handel zu sagen, der natürlich unter Leitung von Europäern dort getrieben wird und welcher dem Verkümmern der Zeit, als Zerstörerin, in ihrem Umte mit großem Erfolge nachhilft. Ich spreche hier nicht von den Nachgrabungen, die zum wissenschaftlichen Zwecke unternommen werden, sondern von den Bewußtungen, die unter dem Schild der Liebe zur Wissenschaft von der schmählichsten Geldsucht täglich verübt wurden und noch verübt werden. Die ganze Todtenstadt ist ein Bergwerk und

für die Mumiensucher und gleich einem Schlachtfelde, denn er ist mit Gebeinen und Stücken von Leichentüchern übersät. Die herrlichsten Särge wurden in Trümmer zerschlagen, die Mumien mit der Art gespalten und in Trümmer gehauen, zertrümmert, durchwühlt, weggeworfen, warum? — um ein Halsband, eine vergoldete Scarabae oder ein Blättchen Goldes zu finden, womit die Nägel manchmal überdeckt sind. Ich wohnte der Offnung mehrerer Mumien bei und denke mit Ekel an das gottlose Verfahren dabe. Eine der reichsten war eine weibliche, die, sonderbar genug, in einem männlichen Sarge lag. Auf der Brust befand sich eine schöne, große, in Gold gefasste Scarabae, an der Seite eine Menge Idole. An den Fingern trug sie goldene Ringe, weiter Armbänder und Halsschmuck. Nach der ersten Ummicklung mit Linnenzeug, die unmittelbar auf dem Körper ruhte, hatte sie auf dem Kopfe eine Perrücke aus künstlichen und natürlichen Haaren, diese in Locken über die Stirne, jene in nubische Böpfchen geflochten über Achsel und Rücken hangend. Nachdem sie durchwühlt, beraubt, ich möchte sagen geschändet, war,warf man die Stücke zu einem Haufen anderer, die schon durch diesen Prozeß gegangenen waren.“ Den unterirdischen Diesenbauen der alten Ägypter entsprechen ihre über der Erde errichteten kolossalnen Monumente. Wir gedenken hier zunächst der Pyramiden. S. Taf. VIII. u. XII. Herodot, der Vater der Geschichte, besuchte die Pyramiden vor dritthalb tausend Jahren als Reisender, wie wir sie heute besuchen, und nach seiner Angabe betrachten die Ägypter die pyramidische Form als ein Sinnbild des menschlichen Lebens. Die breite Basis bedeutete den Anfang, und das Zusammenlaufen in einen Punkt das Ende unsers irdischen Daseins. Einige Schriftsteller leiten das Wort Pyramide von dem griechischen Worte Pyros, d. h. Weizen, Getreide, ab, und wollen unter Pyramiden Kornmagazine verstanden wissen; andere wieder denken an das griechische Wort Pyr, d. h. Feuer, weil die Gestalt der Pyramiden einer aufsteigenden Flamme gleiche; wahrscheinlich aber stammt der Name von dem koptischen Piramour, d. i. Sonnenstrahl oder Pyros.

ma, d. i. Höhe, hohes Denkmal, ab, daher man vielleicht auch richtiger Piramye schreiben sollte. Die ägyptischen Pyramiden, denn auch bei den Babylonieren, Indiern und in der neuen Welt, namentlich in Mexiko, wo die Pyramide von Cholula berühmt ist, finden sich ähnliche Gebäude, sind vergrößerte Obelisken, große vierseitige, inwendig aus mehreren Gängen und Kammern bestehende Gebäude, deren vier Seiten, von denen zwei gewöhnlich kleiner als die andern sind, genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind. Von einer breiten Basis gehen sie nach oben spitzer zu und endigen sich theils in eine völlige Spitze, theils in ein kleines Vier Eck; sie sind aus Kalksteinen, eine auch aus Ziegelsteinen, erbaut, die, über einander gelegt, bloß durch ihre Schwere zusammenhalten. Nach Herodots Angabe waren sie mit Granit oder Marmor belegt, welchen glaublicher Weise die Urahar abgetragen haben, wodurch die Stufen wieder sichtbar geworden sind, von denen die Alten nichts wissen. — Verschieden sind die Meinungen über den Zweck und die Bestimmung der Pyramiden. Nach einigen waren sie der Sonne oder einer andern Gottheit geweiht, nach andern dienten sie zu astronomischen Beobachtungen als eine Art Gnomons, d. i. Werkzeug zum Messen der Sonnen- oder Sternhöhe, nach andern zur Feier von Mystrien, zu geheimen Zusammenkünften, zu Kornmagazinen, oder — und dies ist die gewöhnlichste und wahrscheinlich auch richtigste Meinung der Alten — zu Begräbnissen. In allen Theilen der Welt, selbst in Oceani, werden Pyramiden auf den Gräbern errichtet; ein Zeichen, nicht sowohl der Seelenunsterblichkeit, als eines dauernden Andenkens nach dem Tode. Offenbar entstanden sie auf den Gräbern aus jenen Steinhaufen, die man von uralten Zeiten her, zum Denkmal einer Sache, bei mehren Nationen aufhäufte; der rohe Steinhouse formt sich selbst, damit er fester liege, zu einer Pyramide. Als die Kunst der Menschen, denen keine Veranlassung zum Denkmal so nahe lag, als das Begräbnis eines verchreten Todten, zu diesem allgemeinen Gebrauche hinzutrat, so verwandelte sich der Steinhouse, der Ursprung vielleicht den

begrabnen Leichnam auch vor dem Auffcharren wilder Thiere schützen sollte, natürlich in eine Pyramide oder Ehrensäule, mit mehr oder minder Kunst errichtet. Dass nun die Ägypter andere Wölker in diesem Bau Übertrafen, hatte mit dem dauerhaftesten Bau ihrer Tempel und Katakomben einerlei Ursache. Sie besaßen nämlich Kräfte genug zu diesen Denkmälern, da das meiste Ägypten eigentlich ein Fels ist; sie hatten auch Hände genug zum Bau derselben, da in ihrem fruchtbaren und volkreichen Lande der Nil für sie die Erde düngt und der Ackerbau ihnen wenig Mühe kostete. Ueberdies lebten die alten Ägypter sehr mäßig: Tausende von Menschen, die an diesen Denkmälern Jahrhunderte lang wie Sklaven arbeiteten, waren so leicht zu erhalten, (Plinius erzählt, daß die Pyramidenbauer nichts als Zwiebeln und Linsen gegessen hätten,) daß es nur auf den Willen eines Königs ankam, gedankenlose Massen dieser Art zu errichten. Das Leben einzelner Menschen ward in jenen Zeiten anders als jetzt geschäftigt, da ihre Männer nur in Bünden gerechnet wurden. Leichter opferte man damals die nützlose Mühe vieler Individuen dem Gedanken eines Beherrschers auf, der mit einer solchen Steinmasse sich selbst Unsterblichkeit erwerben und dem Wahne seiner Religion nach den einbalsamierten Leichnam für die einstige Rückkehr der abgeschiedenen Seele erhalten wollte. Ein König ahmte dem andern nach, oder suchte ihn zu übertreffen; indeß das gutmütige Volk seine Lebenstage am Bau dieser Monamente verzehren muste. So entstanden wahrscheinlich die Pyramiden Ägyptens; nur in den ältesten Zeiten wurden sie gebaut. — Cheops, Chephren, sein Bruder, und Mycerinus, sein Sohn, sollen von 1146 bis gegen 1000 v. Chr. weitersetzend die drei großen Pyramiden bei Memphis errichtet haben — denn die spätere Zeit und jede Nation, die ein nützlicheres Gewerbe treiben lernte, baute keine Pyramiden mehr. Weit gefehlt also, daß die Pyramiden ein Kennzeichen von der Glückseligkeit und wahren Aufklärung des alten Ägyptens sein sollten, sind sie vielmehr ein unwidersprechliches Denkmal von dem Überglauhen und der Gedankenlosigkeit, sowohl der Armen, die da

baueten, als der Ehrgeizigen, die den Bau beschlossen. Vergebens sucht ihr Geheimnisse unter den Pyramiden oder verborgene Weisheit an den Obelisken: denn wenn die Hieroglyphen der letzten auch entziffert würden, was könnte man an ihnen anders, als etwa eine Chronik unwichtiger Gegebenheiten oder eine vergötternde Lobschrift ihrer Erbauer lesen? Mit der Arbeit und den Unterkosten, welche die kleinste Pyramide erheische, hätte ein Kanal von dem arabischen Meere in einen Nilarm geführt und dadurch dreihunderttausend Jahre früher, als es durch Basco de Gama geschah und auf einem kürzern Wege die Verbindung des reichen Indiens mit dem Abendlande hergestellt und der eigentliche Weltthandel zu ganz unberechenbarem Vorteil der Menschheit gegründet werden können! — Man findet jetzt dieser Pyramiden noch an 40, sämmtlich in Mitteldägypten, in der Nähe des alten Memphis und von verschiedener Größe, undtheilt sie in 5 Gruppen. Die Pyramidengruppe von Ghizze ist die berühmteste. Hier steht die größte, angeblich von Cheops erbaute, Pyramide, welche nach Herodot eine Höhe von 80, nach Neuern eine Höhe von 500 Fuß hat — vielleicht hat der in diesen Gegenden häufige Flugsand, von dem ganze Dörfer vergraben wurden, sie so weit umschüttet; — ihre Basis beträgt über 72,000 Quadratfuß. Sie steht auf einer Anhöhe, 80 bis 100 Fuß über dem Nil, zu der ein aufgeworfener, 60 Fuß breiter, Damum führt. Wenn nun gleich die bei Herodot angegebenen 1600 Talente — ein Talent ist eine Geldsumme, nicht eine Münze, von ansehnlicher und bestimmter Stärke, wie bei den Türken ein Beutel, und mag ein Talent ungefähr 1000 Riklsr. zu rechnen sein — für Zwiesbeln und Knoblauch zur Bekleidung der Arbeiter, in dem wohlfeilen Aegypten übertrieben sein mögen; so sind doch wohl die Anzahl von 100,000 Menschen und die Zeit von 30 bis 40 Jahren nicht übertrieben, die man zum Ausheben der Steine in den östlichen Grenzgebirgen, zum Hobeln derselben auf dem Nil, zur Errbauung des Dammes, auf welchem sie zu dem Ort ihrer Bestimmung transportirt, zur Zubereitung des Felsenfundaments und der unterirdischen Ge-

mächer, zur Einleitung des Nils durch einen Kanal und endlich zum Bau der Pyramide selbst wohl gebracht haben mag. Der französische Reisende Miklas von Savary, der um 1776 Aegypten besuchte, brach, von einigen Freunden und einer Bedeckung, zum Schuge gegen die Araber, begleitet, um 1 Uhr nach Mitternacht von dem 3 Stunden von den Pyramiden entfernten Ghizze auf und wurde bald darauf durch den Anblick der beiden größten Pyramiden, deren Gipfel der Mond beschien, erfreut. Sie hatten das Unsehen ungleicher Felsenspitzen, welche durch die Wolken drangen. Um halb 4 Uhr Morgens machte sich die Gesellschaft bereit, in die große Pyramide, die einzige, zu welcher man bisher den Eingang geöffnet hatte (s. Taf. XII.), hineinzusteigen. Sie legten größtentheils ihre Kleider ab, und jeder nahm eine Fackel in die Hand. So begannen sie einen langen Gang hinabzusteigen, der zuletzt so eng wurde, daß sie auf Händen und Füßen kriechen mußten. Als sie ihn zurückgelegt hatten, mußten sie fast unter gleichen Umständen wieder aufwärts steigen. Am Ende dieses zweiten Ganges traten sie durch eine kleine Thür in ein weites, ländliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach. An dem einen Ende dieses Gemaches sah man einen leeren marmornen Sarkophag, aus einem Stücke, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße waren über den Fußboden verstreut. Sie besuchten noch ein zweites Zimmer, das unter dem eben erwähnten gelegen, und von kleinerem Umfange war. Es enthielt den Eingang eines damals mit Schutt angefüllten Ganges. Befriedigt stieg man jetzt auf denselben Wege wieder hinaus, nicht ohne Schwierigkeit einen tiefen und gefährlichen Brunnen zur linken Hand vermeidend. Als sie sich wieder in freier Luft befanden, waren alle bleich und erschöpft durch die Hitze, welche sie im Innern der Pyramide ausgestanden hatten. Nachdem sie sich erholt und gestärkt hatten, bestiegen sie die Pyramide von außen. Sie zählten gegen 200 steinerne Stufen, deren Höhe unregelmäßig von 2 bis 4 Fuß war, und genossen von oben der schönen Aussicht auf die Landschaft (s. Taf. XII. Spitze der großen Pyramide). Denon, der

die französische Expedition unter Buonaparte nach Aegypten begleitete, liefert über den gegenwärtigen Zustand der Pyramiden folgende Details. Buonaparte hatte beschlossen, die großen Pyramiden von Ghizze zu untersuchen. Es waren dazu gegen 300 Personen bestimmt, unter denen sich auch Denon befand. Man näherte sich auf Booten, vermittelst der unter Wasser gesetzten Kanäle des Nils, der Grenze der Wüste in einer Entfernung einer halben Stunde von den Pyramiden. Der erste Eindruck entsprach der Erwartung nicht, da es an Gegenständen zur Vergleichung fehlte. Erst als man ihnen näher kam und Menschen an dem Fuße der Pyramiden erblickte, trat ihre riesenmäßige Größe hervor. Man bestieg einen kleinen Hügel von Schutt und Sand, der zu der Öffnung der Pyramide führte. Große Steine liegen horizontal an den Seiten des Eingangs und über diesen befinden sich andere von ungeheurer Größe so gelegt, daß sie durch ihr Gewicht ihren Fall oder ihre Verdrückung unmöglich machen. Hier beginnt der erste Gang in einer Richtung gegen den Mittelpunkt und die Grundfläche des Monuments. An dem Ende dieses Ganges findet man zwei große Granitblöcke, welche ihn unterbrechen. Da die Versuche, dies Hinderniß zu überwinden, fruchtlos blieben, so ging man wieder etwas zurück, schritt um zwei andere Steinblöcke herum und entdeckte, über sie hinwegklimmend, einen zweiten so steilen Gang, daß man, um hinaufzusteigen, Stufen einhauen mußte. Dieser Gang führt in einen Raum, der eine Höhle ist, welche gewöhnlich der Brunnen genannt wird. Sie ist der Eingang zu einem horizontalen Gange, welcher in ein unter dem Namen „Gemach der Königin“ bekanntes Zimmer, ohne alle Zierrathen und Inschriften, führt. Von dem oben genannten Raume führt eine Öffnung in perpendiculärer Richtung zu dem Hauptgange, und dieser endigt in einem zweiten Raume, wo sich ein drittes und letztes Behältniß mit edriger architektonischer Sorgfalt und Eigenthümlichkeit gebaut, befindet. Zuletzt kommt das königliche Gemach, welches den Sarkophag enthält und der letzte Zweck eines so ungewöhnlichen Gebäudes ist. — Die seines Maße Bel-

zoni's, er starb 1823 zu Gata in Afrika, hat den Eingang auch zur zweiten Pyramide, die wovon die Spitze noch Reste zeigt, früher mit Marmor überkleidet war, erspäht und öffnet. Er brachte nämlich heraus, daß die alten Agypter nicht da, wo sich Spuren zeigen, nämlich in der Mitte, sondern 30 Fuß östlicher, den Eingang angebracht hatten. Hier brach er also ein. Ein Gang von 4 Fuß Höhe, 3 Fuß Breite und 104 Fuß Tiefe öffnete sich und führte schräg hinab in den Bauch der Pyramide. Hier theilte er sich in zwei andre, aus deren einem sich ein 15 Fuß tiefer Schacht abteufte. Hier fand sich wieder ein Gang, gegen den Mittelpunkt der Pyramide leitend, und am Ende desselben ein Saal von 23 Fuß Höhe, 46 Fuß Länge und 16 Fuß Breite. Die Wände waren aus großen Blöcken gebildet, welche gegen die Decke immer weiter vorspringen und in der Mitte sich vereinigen, so daß sie die Pyramide selbst nachbilden. Die Decke ist bemalt, an der Ostseite des Saals steht der Sarkophag aus Granit, der Deckel ist halb zerbrochen und im Sarkophage selbst finden sich Steine und Stierknochen. Vor Belzoni waren, wie eine arabische Inschrift bezeugt, schon früher Araber hier, die jedoch den Eingang wieder verschlossen. —

Wenn die Pyramiden aus mäheren Felsblöcken gehauert wurden, so bestehen dagegen die Obelisken, Spissäulen, aus einem einzigen Stein von der härtesten Granitart, die in den östlichen Gebirgen ausgehauen, wahrscheinlich mit Sandstein geglättet, auf Blöcken durch die Kanäle des Nils fortgeschafft und entweder am Nil oder vor den Tempeln aufgestellt wurden. Wie sie wahrscheinlich, gleich den Pyramiden, in der kunstmäßigen Erhöhung der auf Gräber geworfenen Steinhaufen ihren Ursprung haben; so dienten sie Anfangs auch nur als Denkmäler von Gegebenheiten und Menschen; dann als Ziarden freier Plätze und Tempel und später erst als Gnomons. Um sie für den lehtern Zweck brauchbar zu machen, wurden auf die Spitze einiger Obelisken Kugeln gestellt, wie z. B. auf den, welchen Augustus auf dem Marsfelde zu Rom hatte aufrichten und durch den Astronomen Manilius zum Sonnenzeiger

hatte einrichten lassen. Schon Seostris, der Alexander Aegyptens, der Asien bis an den Indus bezwungen haben soll, 1200 v. Chr., baute Obelisken. Seine Nachfolger trugen diesen Bau um die Zeit des trojanischen Krieges mit erheblichem Eifer, einer suchte den andern an Größe in der Ausschüttung zu übertragen, und der reiche Ramses oder Rampsinitus errichtete den höchsten. Nach der Eroberung Aegyptens durch die Perser, 500 v. Chr., wurden keine Obelisken mehr gebaut und das später erbaute Alexandrien ist nur mit den Obelisken der alten Könige ausgeschmückt. Die Obelisken sind viereckige, aus einer Basis von 5 bis 25 Fuß, 50 bis 180 Fuß hoch, oben spitzig zulaufende und in einer kleinen Pyramide endigende, aus einem einzigen Stein gehauene Säulen. Einige sind bald auf allen vier Seiten, bald nur auf einigen mit Hieroglyphen geziert, die vertieft (oft zwei Zoll tief) ausgearbeitet, meistens felder- oder etagenweise eingetieft und mit Farben ausgefüllt sind (s. Taf. X.). Einige Obelisken sieht man auch ganz glatt und ohne Hieroglyphen. Der Fuß derselben steht auf einem einfachen viereckigen Postamente, das in der Regel 2 bis 3 Fuß breiter ist, als der Obelisk selbst und eine Aussöhlung hat, in welcher er ruht. Man hat es für unmöglich finden wollen, solche ungeheure Steine aus den Felsen zu brechen und manche andere Erklärungsart versucht; aber nach dem Zeugnisse der Reisenden findet man, vorzüglich noch in Ober-Aegypten, die alten Steinbrüche und in einigen derselben schon angehauene Obelisken. Die römischen Kaiser ließen mehrere Obelisken nach Rom schaffen, wo sie zum Theil noch stehen, zum Theil aber auch bei der Zerstörung Roms durch die Barbaren umgestürzt und zerbrochen wurden. Den größten Obelisk, den von Ramses erbauten, ließ Kaiser Constantius II. im großen Circus zu Rom aufstellen; doch auch er wurde im 5. Jahrh. n. Chr. von den Vandalen umgeworfen und lag seit der Zeit in 3 Stücke zerbrochen, unter dem Schutt vergraben bis ihn, nebst 3 andern, Domenico Fontana, unter dem Papst Sixtus V. um 1588, auf dem Platz vor der Johanniskirche vom La-

teran, daher der lateranische genannt, wieder aufgerichtet. Sein Gewicht beträgt, ohne das Fußgestell, über 13,000 Centner. Außerdem befinden sich noch viele Obelisken in Aegypten zerstreut, namentlich zwei zu Alexandrien, unter dem Namen: die Madeln der Kleopatra (s. Taf. X.) bekannt, aus rotem Granit; einer davon steht noch aufrecht, und gehörte dem Könige von Frankreich, dem er von dem Pascha geschenkt wurde. Der andere ist umgestürzt und wurde dem Könige von England geschenkt. In dessen hat man diese kostbaren Geschenke wegzuführen bis jetzt noch kein Mittel gefunden. Diese Obelisken haben auf jeder Seite drei Hieroglyphensäulen. Es war ursprünglich nur die mittlere Säule eingehauen, zu deren beiden Seiten spätere Herrscher die andern beifügten.

In der Nähe der Pyramidengruppe von Ghizze befindet sich jene ungeheure, aus einem einzigen Felsstück gehauene Sphinx (s. Taf. X.), die 143 Fuß lang und vorn 62 Fuß hoch, jetzt nur noch 27 Fuß hoch aus dem Sande hervorragt. Dieser Koloss, der wohl mehr als vierzig Jahrhunderte an sich vordberzichen sah und auch darum merkwürdig ist, weil man in dem Gesichte desselben die ächte Negerphysiognomie entdeckt, war früher bemalt; man sieht noch deutliche Spuren der rothen Farbe, die ihn einst bedeckte. Ueberaus malerisch soll die Aussicht von dem Kopfe dieser Sphinx sein. Mit freiem Auge zählt man 73 Ortschaften, Kairo prangt im Zauberlanze ausgebreitet, und der ungeheure Friedhof von Memphis mit den großen Pyramiden, zeigt sich in seiner ganzen Pracht. Minutoli, ein geborner Genfer, der seit 1820 das nordöstliche Afrika bereiste, vermutet aus den zwischen diesem Kolosse und der mittleren Pyramide entdeckten Gängen und Brunnen — dieser Brunnen, deren wir schon öfter gedacht, bedienten sich allerdings die alten ägyptischen Priester nur aus einem unterirdischen Bauwerke in das andere zu gelangen, als Durchgänge, — daß vielleicht über oder unter der Sphinx und durch dieselbe der Eingang zu den Pyramiden gewesen sei. Was nun überhaupt die Sphinx, jene alten Symbole Aegyptens, anlangt, so kennt man die eigentliche Bedeutung dieser wunderba-

ren Gestalten bis heute noch nicht genan. Die Mythologie der Griechen redet von einer Sphinx als von einem grausamen Ungeheuer, welches den Thebanern allerhand von den Mußen erlernte Rätsel, insbesondere auch dies: „welches Thier geht am Morgen auf vier, des Mittags auf zwei und am Abend auf drei Füßen?“ vorgelegt habe. Wer das Rätsel nicht löste, wurde zerrissen. Oedipus löste es endlich und Sphinx stürzte sich verzweifelt vom Felsen herab. Die ägyptische Sphinx unterschied sich in der Vorstellung dadurch, daß die Grausamkeit und die Kunst, spitzfindige Rätsel aufzugeben, nicht zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört zu haben scheinen. Man findet die ägyptischen Sphingen in mancherlei Abbildungen, gewöhnlich wie ein Löwe gelagert mit vorgespannten Vorderfüßen und einem Menschenkopfe, auf dem ein in Falten gelegtes Kopftuch besetzt ist. Doch werden sie auch anders abgebildet. Solche Gestalten nun wurden in den Vorhöfen der Tempel aufgestellt; aber was sie eigentlich bedeuten, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, und nur Vermuthung ist's, wenn man annimmt, es habe durch dieselben die Zeit des Milaustritts, oder überhaupt die Fruchtbarkeit des Mils, sinnbildlich dargestellt werden sollen. Man setzte das Zeichen eines Löwen und einer Jungfrau zusammen, um damit anzudeuten, daß der Mil sich ergieße, wenn die Sonne in den Monaten Julius und August in diese Zeichen eentrete.

Wer hat nicht von der Memnonssäule zu Theben gehört? Von jenem wunderbaren Standbilde, dessen zitternde, den Klängen der Acolsharfe verwandte Stimme Jahrtausende durchhebt hat? Dem der erste Strahl der aufgehenden Sonne fröhliche, der letzte der sinkenden wehmuthige Ände entlockt? Memnon, es zählt die Sage, war ein Sohn des Lichon und der Aurora, und König der Aethiopier. Priamus, König von Troja, bewog ihn, durch das Geschenk eines goldenen Weinstocks, ihm gegen die Griechen zu hülfse zu kommen. Vor Troja verrichtete er mehrere tapfere Thaten, verwundete selbst den Achilles, wurde aber endlich von denselben erlegt. Auf Bitten der Aurora, ihren Sohn auf eine ausgezeichnete Weise zu ehren,

lich Jupiter aus seiner Asche eine Menge Vogel, Memnonsvögel, die als schwarze Haubchte, welche sich in der Gegend von Troja zur Herbstzeit blicken ließen, beschrieben werden, entstehen. Diese Vögel kehrten alljährlich zu Memnons Grabe zurück, kämpften hier mit einander und feierten so gleichsam Leichenspiele zu seinem Andenken. Die Stimme des geliebten Sohnes kannte die zärtliche Mutter in jenen Tagen, der noch heute als die Memnonssäule berühmt ist. Diese Bildsäule besingt schon Homer, und keiner hat seitdem über Aegypten geschrieben, ohne ihrer zu erwähnen. Ein glücklicher Zusell hat uns diese Statue bis heute erhalten. Es sitzen nämlich in der Ebene von Theben auf massiven Thronen zwei Kolosse, aus dem umgebenden Minoseugebüsche gleich Thürmen hervorragend. Diese zwei Kolosse (s. Taf. IX.) schauen nach O. S. O. gegen den Nil hin, und sind im Lande unter dem Namen Thama und Kama bekannt; dieser ist der südliche, jener der nördliche. Der erstere hat in seinem Angesichte so gräßliche Verstümmelungen erfahren daß man keinen Zug darin erkennen kann, nuc der Kopfspuz hat sich erhalten. Eben so haben Brust, Arme, und ein Theil des Leibes ihre Schuld der Zeit bezahlt; auch hat die Länge der Zeit, verbunden mit den Strahlen der Sonne, beide schwarz gefärbt; und die einst ganz glatt polirte Oberfläche ist durch Ausfall einiger Theile rauh geworden. Beide Kolosse sind auf vierfüige, rechtwinkelige Fußgestelle gestellt, welche jedoch, bis auf einen kleinen Theil, unter der Oberfläche liegen, was von den Verküttungen, als Ablagerung des Nilschlammes, herrührt. Oben lauft um jedes Piedestal ein Band von Hieroglyphen herum, die in diesem harten Stein um so mehr Bewunderung erregen, als sie bis zu den einzelnen Federn der Vögel mit einer Genauigkeit ausgeführt sind, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der südliche Kolos sitzt auf einem Throne, der 14 Fuß hoch, und fast eben so breit ist; die zwei Seiten sind mit trefflichen Hieroglyphen, dem Namenschildre Amenophis II., verziert. — Amenoph oder Phameropha, d. i. die aufgehende Sonne, war bei den alten Aegyptern so viel als Memnon bei den Griechen. — Der Namenschild, mit seinen ihn um-

gebenden Hieroglyphen ruht auf einem Tische, der einen Fuß hat, um welchen zwei weibliche Gestalten Lotos binden. Hinten erhebt sich die Lehne bis über die Ellbogen der Kolosse. Die Beine, vom Kniehögel bis zum oberen Theil der Knien, haben 18 Fuß, sind aber verstimmt und die Füße gänzlich zerstört. Zu jeder Seite der Füße und in der Mitte zwischen beiden Waden sind drei aufrecht stehende Figuren aus ganz erhabener Arbeit angebracht, aber sehr verstimmt; sie haben 15 Fuß, sind weiblichen Geschlechts, in lange Gewänder gehüllt, mit hängenden Händen, in deren einer sie ein Kreuz — nicht nur der Gebrauch, die Sterne mit dem Kreuze zu bezeichnen, sondern auch die Taufe und die Weihe des Brotes findet sich in den mysteriösen Ceremonien der alten Agypter, denen das Zeichen des Kreuzes das Symbol des künftigen Lebens war — halten. Den Kopf ist mit einer Geierhaube bedeckt und auf dieser trägt jede ein mystisch verziertes Gefäß. An den Schenkeln der Kolosse bemerkte man noch Reste von Beinkleidern aus gestreiftem Zeuge; die ganze Höhe derselben aber beträgt, mit Einschluß des Fußgestelles, 60 Fuß; die Breite von der rechten zur linken Achsel 19, die Länge des Mittelfingers 4 Fuß. Der nämliche Kolos zeigt dieselben Dimensionen; auch sind die Verzierungen dieselben, und nur die Hieroglyphen zeigen einzigen Unterschied. Was jedoch diesen Kolos vor dem andern merkwürdig macht, ist, daß er allgemein für die Statue des Memnon gehalten wird, die jenen wunderbaren durchdringenden Ton bei dem ersten und letzten Grus der Sonnenstrahlen von sich giebt. Schon in den ältesten Zeiten war diese wunderbare Stimme bekannt. Der Fuß des Gestelles, so wie die Füße des Kolosses selbst, sind mit Inschriften bedeckt, welche alle bezeugen, daß die wunderbare Stimme von den Besuchenden gehört worden sei. Strabo, der so berühmte, um Christi Zeit lebende Geograph, berichtet hierüber: „Die Stadt Theben enthält viele Tempel, größtentheils durch Cambyses zerstört. Man sieht jetzt nichts mehr, als eine Ode rfer da, deren ein Theil auf der arabischen Seite liegt, wo noch eine Stadt steht.“

Auf dem andern Ufer in dem gegenüber liegenden Theile findet sich das Memnonium. Es gibt hier zwei nicht weit von einander entfernte Kolosse; einer ist noch ganz, der andere dem oberen Theile nach, man sagt, von einem Erdbeben, umgestürzt — vielmehr hatte ihn Cambyses, der wütende Herrscher Thebens, um seine Stimme zu vernichten, absägen lassen, Septimius Severus, um 200 n. Chr. römischer Kaiser, ließ ihn wieder herstellen. — Es ist die allgemeine Meinung, daß alle Tage ein Ton wie der eines gelinden Schlages aus dem Theile, des Siches der Statue vorkomme. Ich selbst als ich mit Aetius, Gallus und einer Menge meiner Freunde da war, hörte ungefähr um die erste Morgensonne den Ton, ob er jedoch von der Basis oder dem Kolosse ausging, oder einer der Umstehenden ihn hervorbrachte, will ich nicht entscheiden.“ In den neuern Zeiten schrieb ein englischer Reisender, Arthur Smith, dem Belzoni schon bei seinen Streifereien in Agypten begegnete, dem russischen Gesandten in Rom, aus Theben, daß er nun auch die berühmte Memnonssäule besucht habe. Er behauptet, früh um 6 Uhr den Ton, von welchem die Alten so vieles gesagt, deutlich vernommen zu haben. Seiner Überzeugung nach kommt derselbe nicht aus der Bildsäule, sondern aus dem Fußgestell; er sieht ihn als eine Wirkung des Luftzuges auf die Steine des Fußgestelles an, welche absichtlich zur Hervorbringung dieses Tones geordnet waren. Was der neueste englische Reisende, Wilkinson, über die Memnonssäule berichtet, ist offenbar irrig. Er will nämlich ermittelt haben, daß die wunderbare Harmonie, wodurch dieselbe so berühmt geworden durch einen klingenden Stein in ihren ungeheuerlichen Seiten hervorgebracht werde. Ein Mann, in einer innern Nische verborgen, schlage mit einem eisernen Stabe zu gewissen Stunden des Tages an diesen Stein, und bringe dadurch die geheimnißvollen Klänge hervor, die das Staunen eines abergläubigen unwissenden Volkes erregten. Nein, vom Orinoco her kommt die Erklärung der ganzen Sache. Allgemein nämlich ist in Amerika unter den Unwohnern des Raus-

dales von Maypures und Apures bekannt, daß manche Klippen der Katarakten bei aufzachender Sonne einen Ton, wie von einer im Schwunge geöffneten Saite, von sich geben, und Humboldt, der scharfsinnige Beobachter, erklärt es genügend aus gewissen Rissen und Spalten des Felsens, in denen der Ton, durch das Bestreben der eingeschlossenen Luft, bei der schnell aufgehenden Sonne sich in's Gleichgewicht mit der äußern Atmosphäre zu schen, erzeugt wird. Wohl unmöglich, ja selbst höchst wahrscheinlich, daß dies auch hier der Fall ist. Die Ruinen der Tempel zu Ombos (s. Taf. X.) und zu Tentyris (s. Taf. VIII.) beweisen, daß auch ideale Schönheit und architektonische Vollendung den ägyptischen Bauten nicht fremd war. Freilich muß man eingestehen, daß gerade die schönsten Monumente zu Philä, Ombos, Apollinopolis, Tentyris u. s. w., in denen die beweglichen weichen Formen der griechischen Kunst mit jener den uralten ägyptischen und indischen Bauwerken eigenthümlichen hohen Kraft sich vermählte, einer späteren Zeit, der Zeit der Nachblüthe Aegyptens unter den Ptolemäern, seit 307 v. Chr. angehören. Was Bankunst, Bildschnizerei und Farbengebung vereint vermag, ist hier bis zum höchsten Gipfel der Vollendung ausgeführt. Um zu beweisen, daß hiermit nicht zu viel behauptet wird, thellen wir im Nachstehenden aus einem der neuesten und besten Werke über Aegypten eine lebendige Beschreibung des großen und berühmten Tempels der Aphyrobite in Tentyris mit. „Es ist unmöglich, dieses erhabene Gebäude zu sehen, ohne von dem Adel seiner kolossalen Formen, der Reinheit des Stils, der Schönheit der Vollendung tief ergriffen zu werden. Welch ein Gemälde bietet nicht an und für sich schon die Fassade (die Stirnwand oder Vorderseite eines Gebäudes, doch nicht sowohl die Wand selbst, als ihr Aussehen) dar. Sechs kolossale Säulen; im untern Theile durch die mit den schönsten Kornischen (Gesims-Rändern) verzierten Zwischensäulenmauern verbunden; in der Mitte die zwei eleganten Thürstücke, welche als Eingang dienen. Ein prachtvoller Architrav, (der unterste Theil eines über der Säule befindlichen Gesims-

ses) übertragt von einer wahchast anmutigen Kornische und zuletzt die ägyptische Rolle, welche die ganze Fassade unterhalb der Kornische einfasst, dieses Ganze aber, verziert im schönsten ägyptischen Stile, das bildet die schöne Fassade dieses prächtigen Nestes aus dem Alterthume, wo vor Alles in den Schatten treten muß, was man sonst der Art, selbst den Minervatempel auf der Akropolis zu Athen nicht ausgenommen? Das freudige Staunen, von welchem man ergriffen wird, nimmt in dem Maße zu, als man sich dieser Fassade nähert, die Kunswelt, welche hier sich öffnet, deutlicher und deutlicher die Lassende der schönsten und lieblichsten Gestalten unterscheiden läßt, welche der reinste Meißel, dessen je die Kunst sich rühmen konnte, hervorgebracht hat..... Die Außenwände des Gebäudes sind alle genau behauen, gegen den Boden zu, nach auswärts geböscht, was dem Gebäude selbst sowohl eine Ansicht von Solidität, als Grossartigkeit gewährt. Alle diese Wände sind mit Bildhauereien von so kostbarer Arbeit überdeckt, daß man gestehen muß, hier habe die Kunst sich selbst übertragen. Aus jeder Seitenwand schauen Löwenfiguren von vollendetem Schönheit mit halbem Leibe hervor; sie ruhen auf einem verzierten Sockel (Fußgestell) und bedecken mit ihren ausgestreckten Läufen Röhren, welche zum Abzug des Regen- oder Reinigungswassers von der Terrasse gedient zu haben scheinen. Zwei ähnliche Löwenköpfe zieren auch den Hintertheil des Gebäudes, und zwischen ihnen ist ein kolossales Iissibild angebracht, d. h. nur Kopf und Hals, welches den frommen Wanderer mit überirdischer Schönheit anlächelt. — Die dargestellten Scenen auf den Außenwänden sind sehr mannigfaltig. Der Sockel ist mit einer Menge vierseitiger Abtheilungen, in deren jeder eine gehende, bald männliche, bald weibliche, Figur dargestellt ist, welche eine unendliche Mannigfaltigkeit an Gaben tragen. Mehrere darunter haben Thiermasken, und vor den meisten geht ein Thier, entweder ein Widder, ein Stier, oder auch ein Ibis. Alle diese Gaben scheinen einem Königspaare dargebracht zu werden, welches man in dem Mittelpunkt dargestellt sieht, wo an der äußern Hinterwand des Tempels sich

die Geschenke tragenden Figuren begegnen. Ueber diesem Sockel erblickt man ein breites Band trefflich gearbeiteter Hieroglyphen, und über demselben zieht sich um den ganzen Tempel eine Reihe kolossaler Figuren, Weiber, Männer, Götter und Götterinnen, Priester und Priesterinnen, Könige und Königinnen. Auch hier werden Gaben und Opfer dargebracht. Das Prächtigste jedoch bietet die Hinterwand, aus deren Mitte der schon erwähnte Isioskopf anmutig heraus schaut. Nie hat eine Phantasie schöner gebildet, nie ein Gemüth Herrlicheres gedacht, als diesen Kopf! Von diesem Isioskopf haben sich nach beiden Seiten eine Reihe von 6 Gestalten weg gewendet und sind im Begriff, einem Königspaare entgegen zu gehen, welches ihnen, wie es scheint, opfernd entgegenkommt. Unendlich reich und anmutig sind die Stellungen und Gewänder dieser 12 Gestalten; den Gipfel der Kunst haben jedoch die Bildner der zwei, sich auf's Genaueste ähnlichen Königspaare erreicht, welche die beiden Winkel der Wand zieren. Vorne steht der König, jung, schön, in voller Blüthe männlicher Kraft. Es ist unmöglich, den angeborenen Adel, die Hoheit und Würde zu beschreiben, welche in diesen Köpfen ausgedrückt ist. Eine weite, schönsfältige Tunika bedeckt ihn, worüber ein Waffenrock, welcher wenigstens so viel beweist, daß auch zu jener Zeit die Menschen zu sticken, zu weben und kostbare Stoffe zu bereiten verstanden. Diesem Waffenrocke ist jenes mystische Bild eingemeißelt, welches wir so häufig auf den Pylonen bemerkten, nämlich die kolossale Figur, welche eine Gruppe kleiner Figuren schützt. Ueber dieser Figur schwebt der königliche Geier mit dem Schwerte. Hieroglyphenreihen umgeben das Ganze. In der Hand hält er einmal ein sehr einfaches, das andere Mal ein sehr prachtvoll verziertes Rauchfaß, in welches er Beihrauchdrner wirft. Hinter ihm steht eine Gestalt im Kostüm der Isis, wahrscheinlich die Königin..... Ueber dieser Reihe Kolossalfiguren folgt ein Sterngürtel durch die ganze Wand; darüber in der Hinterwand eine, und an dem Portikus drei Reihen von Gemälden oder viereckigen Tafeln, auf welchen Opferscenen, die von den verschiedensten Göttern und

Götterinnen vorherrschend, dargestellt sind. Ein Sternenband folgt wieder auf diese reich mit Hieroglyphen versehenen Gemälde, darüber das Fries. Es besteht aus einem Isioskopfe, ähnlich dem großen, welches den Mittelpunkt der Verzierungen der Hinterwand bildet; zu beiden Seiten sitzt eine hockende Gestalt mit der Sphähermaske und dem Nilchlüssel (wie man dies mystische Zeichen, das Niemand kennt, gewöhnlich heißt) auf dem Knie; nun folgen zu beiden Seiten Königsschilde, darunter ein Geier, der seine Flügel schützend um das Ganze schlingt; hinter dem Geier sind drei Scepter ähnliche Säulen und hinter diesen eine Hieroglyphensäule. Ueber dem Fries sieht man jene Rolle, welche alle Wände ägyptischer Bauten einfasst, darüber die prachtvolle Kornische mit einem stets sich wiedeholenden Gemälde: verziert; dieses besteht aus einer Scheibe oder Ringel, in welcher eine hockende Gestalt zu sehen..... Diese Millionen schöner Figuren mit ihren schönen weichen Umrissen, mit ihren Leben atmenden Gliedern sind alle mit lebhaft glänzenden Farben bemalt.... Diese Gestalten haben nicht ihres Gleichen auf Erden, und wahrlich der war zu beneiden, der sie gedacht hat!..... Wir eilen nun in das Innere. Die Säulen des Porticus sind von eigener Structur, sie haben einen auf rundem, niederm Sockel stehenden, runden, sich unmerklich verjüngenden Schaft; darüber statt des Kapitols jene viergesichtigen Isisköpfe, deren Gesichter wunderschön sind, obwohl eine frevelnde Hand allen die Nasen abgeschlagen hat. Ueber diesem Isiskapital steht ein kleiner Tempel, auf welchem die säugende Isis, der Opfer dargebracht werden, zu sehen. Ueber dem Tempel liegt ein niedriger, mit Hieroglyphen verzierter Würfel und darauf der Architrav, auf diesem aber die ungewöhnlichen Werkstücke der Decke. Die Halle wird von 24 Säulen getragen und bietet einen über allen Ausdruck erhabenen Anblick. Die Architrave ruhen, gegen die Tiefe des Porticus gerichtet, auf den Säulen; dadurch entstehen die Deckfelder zwischen den Architraven, welche den prächtigen Plafond (Deckengemälde) bilden. Das Mittelfeld des Plafonds ist doppelt so breit, als die andern drei Felder zu jeder Seite. Einfache

lee mit gespreizten Flügeln, Schwert und Siegels-
ring in den Krallen haltend, bilden, in den blauen
Grund gehauen und gemalt, das prachtvolle
Mittelfeld. Zwischen jedem Adlerpaar ist der
gestügelte Diskus (Scheibe), das Symbol
der Gottheit, angebracht. Zu beiden Sei-
ten laufen Hieroglyphenbänder hin, neben
diesen ein breites blaues Band mit goldenen
Sternen besetzt. Zu jeder Seite des breiten
Mittelfeldes folgen nun zwei andere Felder, die
mittelst Hieroglyphenlinien in zwei, wohl auch
drei, Felder getheilt sind. Zwischen jedem der
Hauptfelder ist noch eine Reihe von vier Säu-
len befindlich, die alle mit den manigfältigsten,
festlichen Aufzügen bedeckt sind, die sich alle auf
himmlische Erscheinungen, Wohl- und Neumonde,
Sollstitionen, Sternerebungen u. s. w. beziehen.
Die merkwürdigsten Felder sind die zwei äu-
ßersten Deckenselder, da sie den ägyptischen
Thierkreis enthalten. Jedes dieser Felder ist
durch ein Hieroglyphenband in zwei Theile ge-
theilt, das vordere Halbfeld enthält 6 Zeichen
des Thierkreises, das hintere Halbfeld eine Reihe
von Barken mit astronomischen Zeichen, wahrs-
cheinlich Sternbildern. Der Thierkreis fängt mit
dem Löwen an und schließt sich mit dem Krebs,
der als das Zeichen des damaligen Sollstiums
aus der Reihe geworfen ist.... Dieser Plafond
ist beinahe ganz unbeschädigt. — Aus dem Por-
ticus tritt man in einen Saal mit 6 kleinen
Säulen und von diesem in das Sanctuarium,
mit einem Ossirisgrab. Ein und zwanzig Ge-
mächer bilden eine Gallerie um den Tempel und
münden alle in denselben. Die kostlichen Sculp-
turen und Malereien, von denen manche aber
erst vollendet scheinen, sind unermesslich an Zahl,
unbeschreiblich an Schönheit. Aus einem Mit-
telsaale zwischen dem Porticus und dem Heil-
thrum, tritt man rechts in einen Gang, und
aus demselben, mittelst einer Treppe, welche nur
Ägypter so bequem zu bauen verstanden, auf das
Dach des Tempels. Dieses ist seltsam gebaut,
wie man es nicht wieder findet. Die Terrasse
ist nämlich sehr tief und die Brustmauern durch
Fries und Kornische gebildet, sehr hoch. Die
Terrasse war mit Gemächern und kleinen Säu-
lenhallen besetzt, deren Bestimmung nicht sicher
ermittelt werden kann. In einem jener Gemä-
cher fand man den schönen Planiglob, jenen
Thierkreis, den vor einigen Jahren die Fran-
zosen herausgesägt und nach Paris geschleppt
haben! — Alle Bauwerke des früheren und
späteren Ägyptens, mit alleiniger Ausnahme der
Pyramiden, sind mit Hieroglyphen, (s.
Taf. VI.), d. i. allegorischer Bilderschrift oder
dem Wortsinne nach eingegrabenen Zeichen
von heiliger Bedeutung, versehen; denn auch
als im gemeinen Leben die Buchstabenschrift
längst im Gebrauch war, fuhr man fort, bei
öffentlichen und heiligen Denkmälern, bei Mu-
sizienbinden und auch in Priesterschriften der Hier-
oglyphen sich zu bedienen. — Der Mensch,
welcher so gern sich und andern Denkmale baut,
welchem so manche Erinnerung fest zu halten,
Genuss und Bedürfnis ist, konnte wohl zu-
nächst kein einfacheres und leichteres Mittel,
zur treuen Bewahrung solcher Gedächtnisse fin-
den, als das Zeichnen oder Malen der That
der Person, des Gegenstandes u. s. w., wovon
die Erinnerung bleiben sollte. So verstanden
auch jene Mexikaner die ihnen unerhörteste
Sache, sogar die Unkunst der Spanier, durch
solche Bilderschrift oder richtiger Schrift-
malerei zu melden; denn als die Spanier un-
ter Cortez gelandet waren, zeichneten Einge-
borne die großen Schiffe, die rothen Menschen
und ihre Bewaffnung auf eine Art weißes Zeug,
und sendeten dieses Gemälde durch Eilboten ih-
ren Herrn zu. Diese Schriftmalerei aber,
welche für das Kindesalter der Menschheit, zur
Auseinandersetzung der wenigen Begriffe, welche sie be-
saß, wohl hinreichen möchte, hatte zwei wesent-
liche Gebrechen; sie war mühsam und langwierig
und konnte unmittelbar blos zur Darstel-
lung sichtbarer Gegenstände dienen. Also kürzte
man sie ab, indem man statt der ganzen Sache
etwa nur einen Theil derselben, z. B. zwei Hör-
ner anstatt des ganzen Stieres, malte, und
stellte die Gegenstände, die nicht in's Auge fal-
len, durch entsprechende Bilder vor, z. B. die
Belagerung einer Stadt durch eine Sturmleiter,
die Vorsicht durch ein Auge, die Vergänglichkeit
der Schönheit durch einen Pfauenschwanz, die
Ewigkeit durch eine sich in den Schwanz bei-

hende Schlange u. s. w.; so entstanden die den Gebrüdern Champollion, einem Spohn Hieroglyphen; deren Wesen in der Darstellung eines Gegenstandes durch einen andern besteht, welcher durch was immer für eine Beziehung geeignet ist, die Idee des ersten herzurufen. Unermeßlich war das Feld, welches durch diesen Schritt der menschliche Verstand sich öffnete. Denn Ähnlichkeiten der Dinge findet er ohne Maas und Zahl, und die leiseste Beziehung ist hinreichend, die sonst verschiedensten Ideen in der Einbildung zu verknüpfen. Daher konnten jetzt nicht nur alle sinnliche Gegenstände, sondern auch abstrakte Begriffe, und die Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge, durch Bilder dem Auge bezeichnet werden. Von der Geschichte, welcher sie ursprünglich so wie der Schriftmalerei angehört, wurde die Hieroglyphe nun auch in die Religion eingeführt, fand hier einen fruchtbaren Boden, und erhielt durch die Ideen, die sie vermittelte, ihren Namen Hieroglyphe, d. i. eingegrabenes Zeichen von heiliger Bedeutung. Ungeachtet nun der vielfachen Unwendbarkeit der Hieroglyphe, ungeachtet ihres mächtigen Vorzuges vor der Schriftmalerei, ist es doch einleuchtend, daß Hieroglyphen schon ursprünglich eine mangelhafte und unvollkommene Bezeichnung der Thatsachen und Ideen seien und manche Verwechslung des Symbols mit dem eigentlichen Gegenstande, des allegorischen Zeichens mit dem Bezeichneten, veranlassen müssten. Da nun vollends im Laufe der Jahrhunderte ihre Gestalt und Bedeutung nicht unverändert sich erhalten konnte, ja sogar die nämliche Hieroglyphe, je nachdem man sie da oder dort, z. B. in der Astronomie, Religion oder Geschichte, gebraucht, eine ganz verschiedene Bedeutung erhielt, so war es unvermeidlich, daß unzählige Missverständnisse sich einschleichen müssten und die Deutung dessen, was vielleicht schon den späteren ägyptischen Priestern nicht immer völlig klar war, noch weniger einem Zoëga,

den Gebrüdern Champollion, einem Spohn und dessen würdigem Schüler Seyfarth gelingen konnte. Auch nachdem die Ägypter von Phönizien her, wo sie schon um 2000 v. Chr. wohl bekannt war, die Buchstaben-schrift erhalten hatten, behielten sie doch, sei es nun, daß die Priester, dem Alten und Einsheimischen anhängend, und etwa wie die Chinesen der bessern, aber fremden Kenntniß widerstrebt, den Gebrauch der Buchstaben verschmähten, oder daß die geheimnisvolle Hieroglyphe, u. de. sie allein den Schlüssel bewahrten, ihren angemahnten Alleinstellz der Kenntnisse zuträglicher fanden, die Hieroglyphen bei, und erst um die Zeiten Psammetichs, 700 v. Chr., wurde die Buchstabschrift unter ihnen allgemeiner. — Die Buchstabschrift der Mumiæ oder die Papyrus-schrift (s. Taf. VI.) ist nichts als die alte phönizische Schriftart, vermischt mit hieroglyphischen Zeichen, die man aller Wahrscheinlichkeit nach von handelnden Phöniziern lernte. Diese Papyrus-schrift findet man häufig in der Katakomben. Viele Mumien nämlich haben unter den Armen, auf der Brust, oder zwischen den Füßen mit Nilschlamme besiegelte Rollen von Papyrus*), die theils mit der sogenannten Currentschrift der Hieroglyphe (s. Taf. VI. zwischen den Hieroglyphen- und der Papyrus-schrift) eine zur Erleichterung der Schreibenden erfundene Abkürzung der Hieroglyphe, die meist nur den äußern Umriss derselben hinzichnete, theils mit der gedachten phönizischen Schriftart beschrieben sind, und außerdem noch reiche Federzeichnungen enthalten. — Man hat viel darüber geredet, ob die Hieroglyphen Priestergeheimnisse enthalten haben? Ob, wenn sie entziffert würden, für die Wissenschaft viel gewonnen wäre? Ich glaube nicht! Denn eben, daß die Ägypter so lange bei dieser unvollenommenen Schrift blieben, und sie Jahrhunderte hindurch auf Felsen und Wände malten, welche Armut von Ideen, welche ei-

* Die ägyptische Papierstaude, Cyperus Papyrus, gehört zu den Gräsern. Ihr Halm ist in seiner Basis von Scheideblättern umgeben, auf dem Gipfel trägt er eine Blühdolde. Den auf uns gesammelten Nachrichten zufolge löste man vom Halm des Papyrusstiel des Häute in ganz feinen Schichten ab, breitete diese auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel aus und überstrich sie mit heisem, klebrigem Nilwasser. Auf die erste Lage ward eine zweite gelegt, zusammengewryckt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahn geglättet. Das Alter dieser Erfindung ist ungewiß.

nen Stillstand des Verstandes zeigt dies? Wie eng mußte der Kreis von Kenntnissen einer Nation und ihres weitläufigen gelehrten Ordens sein, der sich Jahrtausende hindurch an diesen Strichen begnügte? Für die Geschichte des Landes und Volkes allein dürfte durch die bestimmte Deutung der Hieroglyphen viel gewonnen werden. Und doch, wenn zuletzt auch die Hieroglyphen der Obelisken, Katakomben und Tempel entziffert würden, was würde, was könnte man an ihnen anders lesen, als etwa eine Chronik für uns unwichtiger Begebenheiten, oder eine vergötternde Lobschrift ihrer Erbauer? — Wenn übrigens neulichst der Professor Drumann in Königsberg behauptete, die ägyptischen Hieroglyphen seien nur Schnörkel und Verzierungen, so möchte ich dem doch nicht beistimmen.

Wenn die bis jetzt beschriebenen ungeheuerlichen Bauwerke der alten Ägypter mehr dem Ehrgeize seiner Beherrschter, von denen einer den andern in Ausführung ungeheurer Massen überbieten wollte, ihre Entstehung verdankten, so ist dagegen der große See Merdis in Mittelägypten (s. Taf. VIII.), welchen die Kunst gegraben und durch kostbare Wasserbauten mit dem Nil in Verbindung gesetzt hatte, ein unvergängliches Denkmal der Weisheit eines der frühesten Pharaone. Die Nachrichten, welche die Alten uns von diesem See hinterlassen haben, sind so außerordentlich, daß wir sie mit den Begriffen, welche uns von dem, was Menschenhande vermdgen, eigen sind, kaum zu reimen wissen. — Die außerordentliche Fruchtbarkeit Fayums ward schon von den Alten hoch gelobt, und neuere Reisende bestätigen einmuthig die Schönheit dieser Provinz; ohne den Josephskanal, der den Kessel von Fayum bewässert und in einen Garten verwandelt, und den See Merdis, oder, wie er jetzt heißt, Wirket el Kerum, wäre am Fruchtbarkeit nicht zu denken. Die

alten Urme des Josephskanals sind heutzutage tiefe Schluchten und beinahe trocken, derjenige jedoch, welcher über El Maglab geht, hat ungefähr 50 Loisen — eine Loise = 6 Fuß — Breite und 20 bis 30 Fuß Tiefe. Seine Ufer sind lothrecht und zeigen an manchen Stellen bis 21 Fuß Dämmerde über der Kalkbank, welche eigentlich die ganze Gründeste Ägyptens, von da an, wo der Granit aufhört, bildet. Selbst zur Zeit der niedrigsten Wasser rollt im Grunde dieser Schlucht ein Kanal von 15 Fuß Breite, der sich in den See ergiebt. Wo die Schlucht in den See mündet, ist sie nicht mehr als 19 Fuß breit und mit Rohr eingefasst. Der Boden umher ist unangebaut und mit Aschensalz, Soda, bedeckt. Die Steufer sind mit einer 50 Loisen breiten Salzrinde eingefasst. Der Boden zittert hier unter den Füßen; dringt man tiefer ein, so bricht die Salzkruste. Es ist kein Zweifel, daß hier der ganze Boden eine Decke des Sees sei, die trügerisch sich über sein Wasser breitet. Nur ein Rest des einstigen großen Sees Merdis, dessen Länge sich auf 22,000 Loisen, die Breite 5000 Loisen erstreckte, scheint der jetzige See Kerum zu sein. Eine steile Felswand, in der sich jetzt nirgends eine Öffnung findet, durch welche der See in die lybische Wüste hätte absiezen und mit dem Mittelmeere zusammenhängen können, bildet sein nordwestliches Ufer, und doch behaupten die Alten ausdrücklich, daß derselbe oberhalb Memphis durch einen unterirdischen Kanal ins Mittelmeer abfließe. Herodot, 484 v. Chr., berichtet über diesen See Folgendes: „So prächtig das Labyrinth *) ist, so verdient doch der See Merdis, umsoviel dasselbe erbaut ist, noch mehr Bewunderung.“ Er hat 3600 Stadien, (eine Stadie ist = 125 Doppelschritten) das ist 60 ägyptische Meilen, im Umfange, so viel als die Breite

*) Das Labyrinth, d. i. Bergstadt, soll vom König Psammethichus 650 v. Chr. und seinen 12 Mirkönigen erbaut worden sein. Es bestand aus 12 Palästen, mit 3000 Gemächern, wovon 1500 über und eben so viel unter der Erde waren; in den unteren, erzählten die Priester, standen die Särge der 12 Erbauer und der heiligen Krokodile. Hieraus scheint zugleich der Zweck dieses ungeheuren Gebäudes deutlich zu werden; wenigstens möchte Gatterers Deutung, als sei es eine durch die Baukunst bildlich dargestellte Nachahmung des Thierkreises und Sonnenlaufes gewesen, wohl zu spitzfindig sein. — Die Zwölfherren wollten sich ein Grabmal erbauen, das an Größe die Grabmäler ihrer Vorfahren, die Pyramiden, übertreffen sollte; das Mahnsame aber war den Ägyptern groß. Daher jener ungeheure Palast, den Herodot als den wundervollsten Bau, den je die Sonne beschienen hat, beschreibt,

Egyptens am Meere beträgt. Seine Länge Egyptens, so wie die Erfindungskraft des Kd^e geht von Mitternacht gegen Mittag und die nijs, kann niemand genug loben. Da der Nil grösste Tiefe beträgt 50 Klafter. Das er aber nicht immer in gleicher Höhe das Land überwunden haben, dennoben gegraben ist, das ist sichtbar; denn in der Mitte desselben stehen zwei Pyramiden, wovon jede 50 Klafter über und eben so viel unter der Wasseroberfläche steht. Auf beiden befindet sich ein auf einem Throne sitzender Koloss. — Das Wasser des Sees quillt nicht darin, weil dort die ganze Gegend an Wasser Mangel leidet, sondern es fließt aus dem Nil durch Kanäle dahin und zwar 6 Monate lang, und dann wieder 6 Monate zurück in den Nil. Beim Ausfluss des Wassers aus dem See trägt es der königlichen Schatzkammer 6 Monate lang täglich ein Talent Silber (1000 Rthlr.) als Pacht für die Fischerei ein, hingegen bei dem Einfluss in denselben täglich nur 6 Minen (135 Rthlr.). Die dortigen Einwohner sagten auch, daß der See bei dem Gebirge oberhalb Memphis durch einen unterirdischen Kanal ins Mittelmeer entfließe. Da ich nun, allein meiner Mühe ungeachtet, die ausgegrabene Erde nirgends sah, so fragte ich bei den Nachbarn des Sees nach, wo sich dieselbe befindet. Sie gaben mir die leichte Erklärung, daß sie in den Nil geworfen worden sei, was ich leicht glaubte, weil mir ein ähnliches Beispiel bei Tigris — Semiramis ließ zu gleichen Zwecke bei Babylon einen ähnlichen See graben — vorgekommen war. Der Nil trug den Schutt fort." So weit Herodot. Diodor von Sicilien, Verfasser einer allgemeinen Geschichte, die brinahie bis zu Christi Geburt reicht, berichtet über den Mdris also: „Oberhalb der Stadt Memphis ließ Mdris einen See graben, dessen außerordentliche Mächtigkeit eben so unglaublich ist als die Größe des Werkes selbst. Der Umfang desselben soll 3600 Stadien sein, die Tiefe aber an mehreren Orten 50 Klafter, so daß, wenn man die Größe des Werkes überrechnet, man mit Recht fragen könnte, wie viele Tausende und in wieviel Jahren sie dieses vollendet hätten? Den Vortheil jedoch für alle Einwohner lehrt es; daß Menschenhände bei dessen Anlegung so verwickelt angelegt waren, daß kein Fremder ohne Führer sich wieder herausfindenkonnte, und dessen Trümmer, aus losen Werkstücken bestehend, noch heute einen 900 Fuß langen Hügel bilden.

gung thätig waren, zeigt der Fels, welcher diesen See einsaß und der nach dem Zeugniß solcher Männer, die mit eigenen Augen gesehen haben, von Menschenhänden behauen ist. Ein natürlicher See auf diesem Platze, wo weder Quellen vorhanden sind, ihn zu unterhalten, noch Flüsse, sich in ihn zu ergießen, würde bei weitem wunderbarer erscheinen als dessen von Einigen bezweifelte Ausgrabung durch Menschenhand. Für uns mag freilich das Durchbrechen einer Bergkette, das Ausheben eines Sees, der noch heute 25 Meilen im Umfange hält, als ein zu kühner Gedanke erscheinen, aber wo man Berge zu Grabmählern ausghöhlte, Pyramiden und Obelisken thürmte, war es anders, und ein solches Werk ganz im Geschmack einer Zeit, welche an solchen Riesenunternehmungen Gesäß fällen fand, und allenfalls sagte: Lässt uns einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reicht! Der See selbst ist noch vorhanden, aber jene kostbaren und segnenden Schleusen, welche die Gewässer des Nil bald aufhielten, bald austordnen ließen, sind nicht mehr da; — niedlerliche Erben haben die Schäze der Vorwelt verschleudert — doch unzählige Kanäle, Spuren ungcheurer Bauten, sind noch heute redende Zeugen, daß sie einst da waren. —

Der Nil ist für Aegypten, was die Uterien und Venen für den menschlichen Körper, was Ackerbau, Industrie und Handel für den Staat sind. Um mit einem Wort Aegypten zu malen, muß man sich von der Ostseite ein schmales Meer und kahle Felsen, von der andern aber unermäßliche Sandwüsten vorstellen, inmitten dieser beiden einen Fluß, seine Fluthen durch ein 100 Meilen langes Thal wälzend, welches überall nur 3 bis 7 Meilen breit ist. Der Nil ist der einzige Fluß Aegyptens; außer ihm ist auch nicht ein Bach vorhanden. Nachdem sich dieser wohlthätige Strom durch die Katarakte bei Syene durchgearbeitet hat, fließt er ruhig seiner Einmündung durch das ganze lange Aegypten entgegen. Ohne Störung durchzieht er Ober- und Mittelägypten, außer daß er sein Wasser vielfachen Kanälen abgeben muß, welche früher noch bei weitem zahlreicher waren und alle durch Menschenhände gegraben sind. Beim Eintritt in Unterägypten

theilt er sich endlich in zwei Hauptarme, um jenes berühmte Delta zu bilden, dessen unermäßliche Fruchtbarkeit von keinem Flecke auf Erden übertroffen wird. Diese zwei Mälarme verästeln und verzweigen sich durch das ganze Dreieck Unterägyptens, theils durch natürliche, theils durch künstliche Kanäle auf so mannigfaltige und wirklich unzählige Weise, daß dadurch ein Flußnetz entsteht, welches die kostliche Gabe des Nils die befeuchten und befruchtenden Wasser, allen Theilen des Unterlandes reichlich zuführt. — Beinahe alle Flüsse der Erde sind plötzlichen und unerwarteten Anschwellungen unterworfen; beträchtliche Ergiebungen, häufige Veränderungen ihrer Wassermenge sind ihnen eigen und der Nil ist vielleicht der einzige, dessen Wachsthum und Abnahme nur allmälig und in bestimmten Zeitpunkten statt findet; der einzige, dessen Überschwemmungen nie großen Schaden verursacht haben. Auch kann man behaupten, daß kein Fluß in der Welt für das Land, das er bewässert, nützlicher sei als dieser; keiner verdient so sehr als er ein Wohlthäter des von ihm durchströmten Landes, ein Pfleger seiner Unwohner, genannt zu werden. — Es ist nicht zu läugnen, daß die periodischen Auftretungen des Nils zu einer bestimmten Zeit, sein zunehmendes und beständiges Wachsthum, seine unveränderliche und regelmäßige Abnahme, demjenigen unerklärbar vorkommen muß, der mit den allgemeinen Naturgesetzen wenig vertraut ist. In früheren Zeiten schrieb man das Steigen des Nils theils dem Schmelzen des Schnees in abyssinischen Hochgebirgen, theils den im Sommer an der Küste Aegyptens wehenden etesianischen, d. i. jährlich sich gleichbleibendem oder Passatwinde zu; allein genauere Untersuchungen haben das Dasein der Gletscher der abyssinischen Hochländer, wie auch die großen Schneemassen, die sich dort befinden sollen, als nichtig erkennen lassen, jene Passatwinde aber, die übrigens nur bei Tage wehen, haben nicht die Kraft, die Gewässer 15 bis 20 Ellen zurückzutreiben und dadurch so hoch zu heben, daß eine Überschwemmung bewirkt würde. Vielmehr hat die erweiterte Erdkunde gelehrt, daß das Steigen des Nils eine Erscheinung sei, die allen Strömen der Tropenländer gleichförmig

zukommt. Es zeigt sich sogar, daß auch die Zeit, zu welcher die Strome der heißen Zone ihren hohen Wasserstand erlangen, ziemlich dieselbe sei, und der Orinoco in Amerika, der Ganges in Indien, ziemlich zu derselben Zeit als der Nil anschwellen. Diese Gleichförmigkeit der Erscheinung läßt auf Gleichförmigkeit der Ursache schließen; und da nun der Schnee und die Passatwinde durchaus als unzählig erscheinen, müssen wir zu einer andern, allein richtigen, Ursache unsere Zuflucht nehmen; nämlich zu den periodischen Regen. Mit dem Eintritt des periodischen Regens, welcher in den Tropenländern auf das Regelmäßigste erfolgt, fangen auch die Flüsse zu wachsen an. Der Nil bleibt zwar in Unterägypten um 2 Monate zurück, denn indem die andern Tropenstrome bereits im April steigen, fängt der Nil bei Kairo erst im Juni *), gewöhnlich um den 17. dieses Monats, zu steigen an. In Ägypten steigt er jedoch auch schon im April und nur wegen seines langsamem Laufes gelangt er im Juni zu dem tief im Norden liegenden Kairo. Der schnelle Wachsthum der Strome in andern Welttheilen geschieht auch daher, daß diese Strome, meist parallel mit dem Äquator strömend, auf ihrem ganzen Laufe durch Regengüsse vermehrt werden; der Nil empfängt aber nach seinem Zusammensluß im Oberlande keinen Tropfen weder durch Zufluß, noch durch Regen mehr. Anfangs ist der Wachsthum des Nils nur langsam und allmälig; bald aber kennt er weder Maas noch Ziel; entweder er gleicht auf einmal seinen ganzen Vorwath aus, oder nur so schwach, daß man keine beträchtliche Veränderung bemerkt. In einem der letzten Jahre stieg er vom Anfang Juni's jeden Tag nur 1, 2, 3 bis 4 Zoll, plötzlich aber wuchs er täglich 8 bis 10 Zoll. Als er diesen Grad des Wachsthums erreicht hatte, hörte er auf zu wachsen und blieb still stehen. Sein Stillstand dauerte ungefähr 48 Stunden, wo er dann von neuem, schneller als im Anfang, stieg. Bei dieser zweiten Anstrengung stieg er in Zeit von 24 Stunden $1\frac{1}{2}$ Zoll; dann stieg er weniger, um kurz darauf wieder zu steigen und zu fallen. Auf diesen nur kurzen Stillstand folgte eine neue Anstrengung, wo er innerhalb 24 Stunden eine Höhe von 14 Zoll erreichte. Vom 19. August an bis zu Anfang des Octobers, stieg und fiel er wechselseitig, nur mit dem Unterschiede, daß das Steigen das Fallen bis zum 11. September übertraf; von dieser Zeit an aber, wo seine wirkliche Abnahme geschah, war das Fallen beträchtlicher als das Steigen, und bis Ende März sinkt er dann auf den niedrigsten Wasserstand, auf welchem er bis zum Juni bleibt. Die Höhe, welche er erreicht, ist zwar nicht jedes Jahr dieselbe, sondern wechselt nach der größern oder geringern Quantität des tropischen Regens in den Alpenländern. Gewöhnlich sind Regenschauer, wenn einer oder zwei derselben in der Thebalde, d. i. der Gegend um Theben, fallen, Vorboten niedriger Überschwemmung, dagegen durchgängige Jahresdürre hohes Wasser erwarten läßt. — Das allgemeine Steigen des Nils wird an einem besondern Maastabe, dem Nilometer (s. Taf. IX.), welcher bei der Nilinsel Rhodda, Ultkairo gegenüber, angebracht ist, beobachtet. Schon in den ältesten Zeiten ist dieser Nilometer, Metias, eingerichtet worden. Das Gebäude, in welchem er sich befindet, hat nichts Merkwürdiges; der Metias selbst aber ist eine 24 Ellen hohe achteckige Säule aus weißem Marmor, in der Mitte eines vierseitigen, mit dem Nil in Verbindung stehenden Beckens oder Brunnens. Die Säule, die man an der Ostseite des Metias findet, sind verfallen und wahr-

* Ein älterer Reisender, der vor ungefähr 40 Jahren einige Beobachtungen über Ägypten mitgetheilt hat, bemerkte, daß nach der koptischen Zeitrechnung der 17. Juni der Tag des Erzengels Michael sei, von dem folgende Fabel nicht minder von den Türken, als auch von den Kopten und andern Christen des Landes geglaubt wird, nämlich, daß der Erzengel Michael an diesem Tage einen Tropfen Wasser von so wunderbarer Beschaffenheit in den Fluß fallen lasse, daß dadurch die Überschwemmung über das ganze Land erfolge. Deshalb wird auch der 17. Juni von allen Einwohnern Ägyptens Stockta, d. i. Tropfen, genannt; und wer jener Meinung widersprechen wollte, wäre sich bei ihnen der größten Unwissenheit verdächtig machen, eben sowohl als wenn er die prophetischen Kräfte des Brunnens zu El Carmes in Mitteldägypten läugnen wollte, welcher im ersten Monat des Jahres durch das Steigen seines Wassers die Höhe der nächsten Überschwemmung anzeigen.

scheinlich Ueberreste des einst hier befindlichen Serapistempels. Ein eigner Scheik ist angestellt, um zur Zeit des wachsenden Nils diesen Petras zu beobachten und den Augenblick anzugeben, in welchem der Damm des Kanals, der durch Kairo geht, durchstochen werden soll. Dieser Kanaldüsning gehen immer große Ceremonien voraus, der Tag wird festlich gefeiert und unter den Einwohnern herrscht allgemeine Freude; s. S. 26. Von dem hohen oder niedrigen Wasserstande des Nils hängt die gute oder schlechte Uernte ab. In den ältesten Zeiten war ein Steigen von 16 Fuß hinreichend, um die erwartete Fruchtbarkeit zu erhalten, bei 13 und 14 Fuß Höhe aber trat Mangel und Hunger ein; jetzt aber ist eine ungleich größere Höhe; man giebt, aber gewiß zu hoch, 40 Fuß an, dazu erforderlich, denn der ganze Boden des Landes ist durch den seit Jahrtausenden abgesetzten Schlamm bedeutend erhöht worden. Aus dem Hochlande Abyssiniens nämlich und dem tiefen Marschlande Sudanns (Marschland ist, im Gegensage gegen die Geest hochgelegenes, wenig fruchtbare, Heideland, niedriges, sumpfiges Land, das zwar gewöhnlich fett, aber doch mehr zum Grasland als zum Acker paßt) führt das Nilwasser eine unendliche Menge jenes Staubes mit sich, der aus der Auflösung jener üppigen Tropenvegetation entsteht. Geschwängert mit jenen Theilen einer höchst fruchtbaren Erde setzt der Nil durch seine Überschwemmung, und so weit diese reicht, diese Theile als einen grauen Schlamm ab. Da dieser Schlamm aus zersepten oder eingedäschten Pflanzentheilen besteht, so ist er, überdies noch vermisch mit den Staubtheilen, die aus Zersetzung der Steinarten entstehen, ganz geeignet, die größte Fruchtbarkeit zu veranlassen. Je höher nun die Wasser des Nils steigen, desto weiter verbreiten sie sich, desto mehr Erdreich wird anbaufähig und desto dicker die Schlammlage. — Die obgedachten Eigenschaften des Nils bewirken, daß Aegypten im Laufe eines Jahres ein dreifaches Bild darbietet. Vom März bis Juni ist es eine dürre Wüste, voll Staub, der glühende Boden zerklärt sich, die Bäume stehen entlaubt, und selbst der Sand flüchtet sich alsdann mit seiner Heerde

in schattige Thäler, um Weide für sein lebendes Vieh zu gewinnen. Anders ist der Anblick vom Juni bis October; jetzt ist die Wüste verschwunden und ein Meer breitet sich über das Land; wie Inseln ragen die mit Dreschen geprägten zahlreichen Hügel aus der Fluth hervor und mittelst kleiner Bähne nur wird die Verbindung der Bewohner unterhalten. Das Wasser hat aber keine bleibende Stütze; sobald die Zuflüsse aus dem Nil aufhören, geht die Verdunstung desselben unter dem ewig klaren Himmel Aegyptens schnell vor sich. Der ausgestreute Samme, den man, will man nicht pfügen, durch Viehherden in den weichen Schlamm eintreten läßt, gründt nach wenigen Tagen üppig der Uernte entgegen, die kaum eingebracht ist, als auch schon die zweite, der oft noch eine dritte folgt, vorbereitet wird. — Eine besonders bemerkenswerthe Eigenschaft des Nilwassers besteht noch darin, daß es nicht faulig wird, selbst wenn es bei seiner Abnahme endlich in kleinen Gefäßen in den Häusern oder in großen Eisternen gesammelt zurückbleibt. Den besten Beweis für diese kostbare Eigenschaft liefert die Bemerkung eines Reisenden, daß, während in andern Gegenden, wo Reis gebaut und die Felder unter Wasser gesetzt werden, das Klima ungesund ist und Fieber entstehen, selbst in Unterägypten, wo man unzählige Reisfelder antrifft, weder die Eingeborenen noch die Fremden oft von Fiebern ergriffen werden. Diese Bemerkungen widerlegen die Meinung, daß die Pest, welche einzelne Theile Aegyptens so oft verheert, eine Folge des stagnirenden Wassers sei, welches der Nil nach einer Überschwemmung auf den Feldern zurückläßt. Auch als Trinkwasser war das Wasser des Nils im Alterthume als äußerst wohlthätig, gesund und lieblich berühmt, und alle Neueren bestätigen, daß im Monat Januar an Wohlgeschmack und stärkender Eigenschaft kein anderes ihm gleich komme; sobald jedoch der Nil zu steigen anfängt, wird sein Wasser außerordentlich schlammig und kann nur abgeklärt getrunken werden; zur Zeit des niedrigsten Nilstands aber wird es so sumpfig und heiß, daß es nur erst dann trinkbar ist, wenn man es, in porösen Gefäßen der Zugluft ausgesetzt, sorgfältig gereinigt und abgekühlt hat. (s. Taf. XVI.)

2. Die Bewohner der Barberei und Raubstaaten.

Welchen Stoff zu großen Erinnerungen bietet dieses Land dar! der Bewohner der Barberei wird von den erhaltenen Geistern der Vorwelt umschwebt, überall trifft ein Blick auf Spuren vormaliger Gedhe. Auf demselben Boden standen einst: Scipio, Hannibal, Massinissa und Syphax, Jugurtha, Sylla, Marcius, Catō; denn hier galten einst Roms Gesetze und von hier holte sich Rom Kaiser. Hier erhob sich das heilige Kreuz, dessen Andblick einen Augustin, Athanasius und Cyprianus begeisterte. Nach der Eroberung dieses Landes durch die Araber um 647, entstanden verschiedene Staaten, welche, seitdem die Spanier sich gegen ihre arabischen Gebieter erhoben, mit ersteren in unaufhörlichem Kriege waren, und kaperten spanische Schiffe; seit dem sechzehnten Jahrhunderte wurde der Seeraub auf alle christliche Schiffe ausgedehnt. Zu dieser Zeit sah der kühne türkische Seeräuber Horuz (Barbarossa) in Algier festen Fuß und unterwarf sich verschiedene Provinzen. Nach seinem Tode (1519) erkannte sein Bruder Schereddin die Hoheit des türkischen Sultans an und erhielt den Titel eines Pascha mit einem Heer Janitscharen. Zwar musste sich später auch Tunis und Tripolis vor dem Sultan beugen, jedoch herrschten seit 1710 die von den Soldaten gewählten Deis nebst ihrem Divan unumschränkt und jetzt kann man diese Staaten als unabhängige betrachten, wie dies mit Marokko stets der Fall war. Durch die englische Expedition 1816 wurde das Raubsystem dieser Staaten sehr beschränkt und durch die Eroberung Algier's und die zwischen Frankreich und den Regierungen von Tripolis und Tunis 1830 geschlossenen Verträge sind sie dem Handel völlig unschädlich geworden. Großmuthig wird sich Europa an den Verfehlern der Civilisation durch Civilisation rächen. Die gegenwärtige Bevölkerung bedarf zu einem neuen Ausschwunge nur der Moralität, welche ihm der tausendjährige Despotismus und das Räuber gewerbe gezaubt hat, um seine Kultur zu entwickeln.

Die Barberei, Barbarei, Barbare,

Babaresken, sogenannt von den Berbern, welche die erste Bevölkerung zu bilden scheinen, das große schöne Nordland von Afrika, erstreckt sich eigentlich vom Vorgebirge und Flusse Noun an der Westküste bis zu Kap Bon und dem Busen von Gabes an der Nordküste; gewöhnlich versteht man aber unter jenem Namen die ganze Nordküste Afrikas bis nach Egypten hin. Da es feste Grenzen gegen die Wüste nicht gibt, so kann der Flächeninhalt nicht genau angegeben werden. Die eigentliche Barberei bildet ein Gebirgsland. Das Gebirge des Landes, welches unter dem Namen Atlas schon im Alterthume bekannt ist, nimmt einen Raum von 34,945 geogr. □ Meilen ein. Man unterscheidet den großen Atlas, die Grenzberge gegen die Sahara, den mittlern und den hohen Atlas, Dyrus der Alten, Daran der Neuern. Noch hat kein Fuß eines Naturforschers die Berge des Landes betreten. Alexander von Humboldt war kurz vor seiner Reise nach Amerika im Begriff hieher zu kommen, den Atlas zu durchforschen und seine Herrlichkeit vor der Welt auszubreiten; allein die Thoheit der Regierung von Tunis vereitete den Plan des großen Mannes. Mit Gewissheit kann man jedoch behaupten, daß reichige Bewohner einst Kupfer, Eisen, Blei, Spiegelglas, Zinn, Gold und Silber finden werden; Soda ist in Menge vorhanden; treffliches Baumaterial in Ueberfluss und eine Fülle mineralischer Quellen, unter denen mehrere die hohe Temperatur der Siedhöfe besitzen.

Das Land selbst, so sehr es von zwei Seiten vom Meere und von den andern zwei Seiten von Wüsten umgeben ist, ist dessen ungeachtet eins der schönsten der Erde. Nahe dem unedlichen Wendekreise liegt es doch wieder weit genug von denselben entfernt, und ist hoch genug, um mit nichts weniger als mit unerträglicher Hitze geplagt zu werden. Die Berge, auf welchen es liegt, geben kalte, thaureiche Nächte, wozu die Kürze der Tage kommt; denn der längste Tag hat 13 Stunden. Eben so erfrischt die kühlende Brise, von der See her und bewahrt die Gefälle vor den Gluthströmen der Sahara. Unter der Nordküste sind vom Mai bis September Ostwinde, während des Restes des Jahres Westwinde herrschend. Der biswellen fassendende

hohe Temperaturgrad scheint mehr durch den heißen Sand, der die Luft erfüllt und kaum atmen lässt, als durch die Beschaffenheit der Atmosphäre erhöht zu sein. Oft überfällt das Land auch der Samum von der Wüste her, der als Sirocco nach Spanien und Italien und unter dem Namen Föhnwind sogar bis in die Schweiz und Tirol streift. Beim Einstrom dieses därenden Gastes verschließen sich die Einwohner des Atlas in ihre Häuser, die Geschäfte werden unterbrochen; zum Glücke dauert er nie über 5 bis 6 Tage.

An der Westküste tritt der Winter im September, in den östlichen Staaten aber erst im October ein, und dauert bis April. Nun bedeckt sich der Himmel mit Wolken, gewaltige Unwetter umstürmen die Küsten und haben schon manche gegen die Barbaren abgeschickte Flotte vernichtet. Die häufigsten Regen fallen im December und Januar; selten dauern sie über drei Tage nach einander, und haben mehrere Wochen lang schönes Wetter im Gefolge*). Gegen Osten sind die Regen häufiger und kühler. Es fällt manchmal auch auf kurze Zeit Schnee, der jedoch auf dem Hochgebirge tief und dauernd wird, was natürlich ist. An der Küste erreichtindeß die Kälte nie einen hohen Grad. Zu dieser Regenzeit steht aber das Land in seiner größten Pracht, und besonders zu Ende Januars hat sich der Frühling Südeuropa's bereits in seiner ganzen Herrlichkeit und Schönheit entfaltet.

Das Klima ist freilich, der Nähe der heißen Zone wegen, sehr warm, doch im Ganzen nicht unerträglich, sehr gesund, aber dennoch zur Förderung gewisser Krankheiten geeignet. Diese sind der Aussatz. Wer damit behaftet wird, sieht, wie Hiob, vor dem Orte auf einem Aschenhaufen, wo ihm mitleidige Seelen Almosen von weitem zuwerfen. Bei der starken Neigung zu Ausschweißungen in der Liebe sind syphilistische Uebel häufig und furchtbar. Augenentzündungen herrschen in ganz Nordafrika, sind aber

bei den Städtebewohnern häufiger, als bei den Beduinen, die sie trotz ihrer Lebensweise nicht kennen. Hautausschläge, weiße Geschwülste, Wechsel- und Gallenfieber, Magenbeschwerde, Rheumatismen kommen auch vor; endlich versucht aber die Pest oft große Verheerungen längs der Küste.

Der Boden ist, im Ganzen genommen, von überaus großer Fruchtbarkeit und lohnt selbst die tragen Dienste, welche ihm seine Bewohner leisten, mit Wucher. Er besteht meist aus sandigem Thon und enthält so viel Salz, als zuträglich ist, um seine Kraft zu erhalten. Er ist von schwarzer und brauner Farbe; im Sommer wird seine Pflanzendecke oft durch den Glühwind und die große Dürre zerstört; die ersten Regenschauer rufen sie aber in neuer, unbeschreiblicher Pracht hervor. Um fruchtbaren ist der Boden wohl in Algier, welches aber auch am besten bebaut ist, und die meisten Flüschen und Bäche hat. Alle Ebenen zwischen dem Ozean und Atlas sind an Getreide und Vieh sehr reich, und noch reicher sind die von der Küste nach dem Atlas hin sich erstreckenden Ebenen, welche von der Straße Gibraltar bis nach Tripolis sich hinziehen, und oft 30 Meilen breit sind. — Die Ernte wird manchmal durch die Landplage Afrika's, die Heuschrecken, vernichtet, welche sich in ungeheuerlichen Schwärmen über das Land herstürzen. In solchem Fall entsteht dann wohl Hungersnoth, die oft schrecklich wüthet. Etwas Fleisch würde jedoch solchen Uebeln leicht vorbeugen.

Die Berberei wird in mehrere Staaten eingeteilt, von denen jetzt besonders folgende vier Reiche bestehen: Algier, Tunis, Tripolis mit Barka, Marokko mit Fez.

Ein Gemisch verschiedener Menschenrassen bewohnt den gesegneten Boden dieser Kelche und zeigt ein buntes, lebendiges Bild der Menschheit, das dem Menschenbeobachter wichtig ist. Der jetzige Zustand ist zwar nichts weniger als erfreulich; allein diese Völker sind frucht-

*) Bleibt der Winter zu lange aus, so werden Prozessionen veranstaltet; hilft dieses Mittel nicht, so müssen wohl auch die Juden solche Umgänge halten. Dies geschah auch 1789 auf allerhöchsten Befehl, und siehe da, es regnete. Dieses sah die Mauren denn doch in Erstaunen und sie trösteten sich nun damit, daß sie sagten: Gott habe Regen gegeben, um das widerige Geschrei der Juden los zu werden; denn daß Gott auch die Kinder Israel lieben könnte, kommt in keines Mauren Sinn.

barem Boden gleich, die Keime des Lebens und der Größe ruhen in der Brüche der Zeit, ihre Zukunft aber in der Hand der Vorsehung! Der Gährungsprozess hat bereits begonnen, und es ist uns verdaut, zu den Bewohnern der Berberei eine edle Menschenklasse zu zählen, mit welcher Künste und Wissenschaften und der dem Mutterlande eigne Geist der Humanität einz wandern wird. Algier ist nun wieder ein christlicher Staat, die übrigen dürfen es werden, oder doch zu einem Erwachen kommen.

Die Bewohner der Berberei (s. Taf. XXI). gehören alle den Kaukasiern an und sind Ureinwohner und Eingewanderte. Jene sind bekannt unter den Namen: Berbern und Kabylen (im S. W. Schelluhs genannt), unter letztern begreift man die Kraber (Mauren).

1. Die Berbern,

die ältesten Einwanderer, sind jener weit ausgedrehte Volkerstamm, der von Bordindien bis an das atlantische Meer gleichsam einen diazonalen Volkerstrich bildet. Sie heißen Berbern, Barabre, Breeben, Barbaren, und das Land hat von ihnen den Namen der Berberei, Barbarei erhalten. Sie selbst nennen sich Amaziri. Ihre Heimat sind die inneren Gebirgsgegenden; von den freudnen Eroberern gefangen, suchten sie nämlich in dem Alpenlande und dem Innern des Atlas ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu erhalten, was ihnen auch zum Theil gelungen ist. Sie bewahren in ihren fruchtbaren Thälern, auf ihren lustigen Höhen noch immer einen glühenden Hass gegen ihre Verdränger, und haben es nicht vergessen, daß diese auf ihr Land kein anderes Recht, als das der Stärken besitzen. Sie vermisschen sich weder durch Heirath noch durch andere Bande, sprechen ihre eigene Sprache und zwar überall, wo sie leben, was sie als ein Driz gimalvoll charakterisiert. Sie sind ein großer, nerviger, dunkelhäutiger und hagerer Menschenstamm, der Hunger, Durst, Hitze und Kälte mit gleicher Leichtigkeit erträgt. Ihre Kost ist Brod und Oliven, ihr Getränk Wasser, ihr

Bett der Erdboden. Sie tragen weder Hemd noch Hose, noch einen Kaftan, und ein lumptiger Haik ist oft ihre einzige Bedeckung, welche sie um ihre Glieder werfen. Knaben und Mädchen gehen nackt. Den Vorderkopf scheeren sie und lassen vom Hinterkopfe die Haare hinabhangen. Ihre Häuser sind große Birecke, von denen jeder Flügel von einer eigenen Familie bewohnt wird. Manche dieser Häuser sind mit Thüren versehen, von welchen sie im Fall eines Angriffs den Nachbarn Zeichen geben. In den Wänden derselben sind Schießscharten, um auf den Feind zu feuern. Ihr Pulver versetzen sie sich selbst, wiewohl von geringerer Eigenschaft als unseres; eben so ihre Gewehre, die sie mit Lunten losbrennen und als kostbarsten Hausrath ansehen. Sie sind mit Gold und Elfenbein verziert, und kosten oft 80 Dukaten. In Ermangelung des Bleies schließen sie mit Dattelkernen, die schwer zu heilende Wunden verursachen. — Sie sind sehr elstige Muslime und aner, ohne etwas vom Koran zu wissen, essen Schweinesleisch und trinken Wein, werden aber von Christen und Juden, die durch ihre Gebiet nur mit Bittern reisen, gefäthigt. An den Gräbern der Heiligen, deren jeder Stamm anzuhweisen hat, wohnen Marabouts oder Priester, welche im Namen der Stämme Frieden schließen, Abgesandte senden, das Volk zur Andacht versammeln, und überhaupt großen Einfluss haben. Bei diesen Gräbern stecken sie ihre Flagge aus, die als Zeichen zum Gebet, aber auch als Zeichen von Annäherung wilder Thiere und Feinde dient. Diese Priester sind jedoch von besserer Art, als die, welche unter den Mauren auftreten; so wie auch die Berbern selbst zwar wilder, aber nicht so moralisch verderbt sind, als die Mauren. — Ein großer Theil der Männer beschäftigt sich mit der Jagd. Es ist der Löwe und der Leopard, den sie mutig durch Wildnisse verfolgen, mit deren Fell sie sich bekleiden und Handel treiben; die wilde Hyäne, der scharfaugige Luchs, der heulende Schakal zieht vor dem gewandten Bergbewohner. Die Weiber liegen dem Ackerbau und der Weberei ob. — Ein Hauptzug ihres Charakters ist unbezähmbare Liebe zur

Freiheit, die sie mit Muth vertheidigen, und die algerischen Türken haben mehr als einmal auf Dornen tanzen müssen, während Europa vor ihnen zitterte. Werden sie in ihren Gebirgspässen besiegt, so zerstreuen sie sich schnell und überlassen nur leere Hütten den getäuschten Siegern. So wie wir nur wenig von ihren Sitten und häuslichen Einrichtungen wissen, so ist uns auch nur wenig von ihrer Regierungssform bekannt. Sie sind in mehrere Stämme getheilt; an der Spitze eines jeden steht ein Scheik mit sehr eingeschränkter Gewalt. Gegen Marokko zu giebt es Stämme, wo das Unsehen der Oberhäupter, die sie Amegre nennen, größer ist; degn sie können Diebe und Mörder am Leben strafen, dagegen sind östlichere Stämme reine Volkherrschaften. Nur zum Theil erkennen sie die Oberherrschaft des Kaisers von Marokko, wo sie am zahlreichsten sich finden, an, dem es nichts hilft, daß er Vermeen zur Erhebung der Stämme gegen sie ausschickt, da sie weiter ziehen, wenn sie sich nicht mehr vertheidigen können. Die das Alpenland Susa bewohnenden Berbern, welche hier Schelluh's heißen, führen ein unabhängiges Leben, denn ihre Abhängigkeit vom Kaiser ist noch nicht erwiesen. Sie zahlen keinen Tribut und regieren sich selbst, so gut sie können. Die Beschaffenheit des Landes macht Einfälle marokkanischer Reiterzi, wo nicht unmöglich, doch unndz. Der große Atlas bildet hier eine Reihe Berge, Ausläufer und mit hohen Bergebenen versehene Terrassen. Das ganze Land ist mit kleinen Städten, Flecken und Kastellen bedeckt, die alle mit Ringmauern umgeben sind, um gegen Ungriffe sicher zu sein. Jeder Ort hat seine Vorsteher, und die kleinen Republiken sind oft in Feinden mit einander begriffen. Die Bewohner Susa's werden, weiße und schwarze Sklaven mitgerechnet, auf eine Million ange-

schlagen, die, wohlgemerkt! alle lesen und schreiben können, strenge Muhamedaner sind, übrigens aber nur wenig Moscheen haben. Ob sie gleich an die See grenzen, so haben sie doch mit der Wüste weit mehr Verkehr. Statt Seeräuber sind sie daher Wüstenräuber und treiben dieses Handwerk zum Nachtheile der Karawanen beständig. Sonderbar genug hält Ritter sie für Araber und schreibt ihnen Patriarchenleben und Sitten zu; waren doch die Patriarchen weder schwarz noch Räuber!

2. Die Kabylen

sind dasselbe Volk, mit verändertem Namen und einigen Modifikationen ihrer Lebensart; im Bau und in Bildung wenigstens mögen sie den Berbern am meisten ähnlich sein. Es sind wilde, rauhe Menschen; Schmutz und Lumpen vermehren ihr furchterliches Unsehen, so wie der in der Mitte des kahl geschorenen Kopfes ringsum abfallende Schopf. Sie treiben mehr Ackerbau, als Viehzucht, dienen als Tagelöhner und Winger, und bringen Korn, Oliven &c. auf die Märkte. Sehr elstig in ihrem Muhamedanismus machen sie sich ein Verdienst daran, einen Juden oder Christen zu tödten. Ihre Sprache unterscheidet sich nur wenig von den berberischen. — Das Reich Algier kann man als ihren Haupthüg betrachten. Sie leben da auf den Bergen in kleinen Dörfern, deren Gebäude Schuhhütten sind. Die auf den Bergen der Provinz Titteri wohnenden Kabylen erkennen die Oberherrschaft Algier's nicht an, und eben so unabhängig haben sich diejenigen erhalten, von welchen die unwezamen Gebirge und enigen Pässe *) besetzt sind, durch welche der Weg von Algier nach Constantine führt. Von den in der Nähe der sogenannten bezauerten Wälder **) Haianu Sekut (östlich von Constantine) hausenden Kabylen ist es unentschie-

*) Einer dieser Pässe wird das eiserne Thor genannt, und ist durch Menschenhand in einen Felsen gehauen, und von einem Kastell gedeckt. Auch enthält diese Gegend viele Ruinen und Alterthümer, unter andern einem prächtigen Triumphbogen, römische Städteruinen, Straßen, die Grabmäler des Cyphax, des Gemahls der Gothonis; und bei Herba, jenseits des Gebirges Kureb, umfassen die Ruinen fast drei Meilen. Aus ihnen ragen die Reste eines Amphitheaters, das Frontispiz eines ionischen Tempels und ein Mausoleum wohl erhalten hervor.

**) Auf einem 1200 Fuß langen und eben so breiten Raum von Bergen umgeben, sprudeln heiße Quellen aus der Erde hervor. Das auffprudelnde Wasser setzt viele Kalksteine ab. Das Thermometer steigt in den

den, ob sie oder die vielen Raubthiere dieser auch, wie sich von seher Fremdlinge so leicht Gegend, Regenten sind. Ihnen verwandt dieser Länder bemächtigen konnten. Dieses scheinen die *Bissaris* zu sein, die das Hunde- Land hat nur so lange Vertheidiger, als die fleisch sehr lieben sollen.

Die Berge der Raubstaaten wimmeln überhaupt von kräftigen Naturvölkern, die unter allen Wechseln der Zeit ihre Unabhängigkeit bewahrt haben. Sie bauen ihr Land auf den freien Bergen, weiden ihre Herden und jagen die reisenden Thiere. Wir kennen sie nur nach der Aussage einiger Reisenden, die uns bald von dunkeln, bald von hellen Stämmen mit blauen Augen erzählen. So viel ist gewiß, daß diese Bergvölker seit den ältesten Zeiten ihre Wohnsäte behaupten; und wenn sie auch die in den Ebenen und an den Küsten geschlagenen Völkerreste unter sich aufnahmen, sie selbst doch nie ihren Macken unter das Joch beugten. Nicht immer aber befriedeten sie sich in ihren Bergen selbst, wie sie jetzt thun; sondern sie vermieteten sich häufig an die Küstenbeherrscher als Halsvölker, und bildeten als solche den Kern ihrer Armeen. So bildon schon die Karthager aus ihnen ihre Heere. Bei einem Heere von 50,000 bis 70,000 Mann befanden sich nur zwei bis drittthalb Tausend Karthager. Sie dienten zu Fuß und zu Ross und waren stark gerung, um selbst römische Legionen zu vernichten. Bei diesem Gewerbe kam ihnen ihre berühmte Pferdezucht sehr zu statten. Die numidischen Reiter machten den Kern des karthagischen Heeres aus, und selbst den Römern gelang es nur mittelst dieser Reiter, welche *Masinissa* zu Hilfe führte, den Sieg zu erkämpfen. Noch im Falle Karthago's bestand in diesen Halsvölkern die einzige Hoffnung der Republik. 30,000 dieser Soldner ließen sich in die belagerte Stadt einschließen und legten ihr Blut in die Wagschale des Geschicks. Daraus erklärt sich aber

dieser Länder bezahlten. Gewiß ist immer der Herr des Landes, der die Kabylen bezahlt. Noch mehr aber würde dies der Fall sein, wenn es gelänge, diese Völker zu civilisiren und ihnen Liebe zum Vaterlande einzufüßen. Werden sie nicht als Hülstruppen gemietet, so sind sie gefährliche Räuber, welche mit den Herren der Küste in beständiger Fehde leben. Sie leben unter selbstgewählten Scheits, welche im Falle der Not sich verbinden und einen Überschiff wählen. Leicht ist daher ein Heer von 100,000 Mann zusammengebracht, aber schwer gegen die geübte europäische Feldtruppe etwas damit auszurichten.

3. Die Mauren *) in den Städten (s. Taf. XX).

machen die Mehrzahl der Einwohner aus: Für Ureinwohner dürfte man sie doch wohl nicht halten, ihres Namens ungeachtet, denn die Kleste der Ureinwohner sind nur an den unwirthbarsten und am leichtesten zu vertheidigenden Partien des Landes zu suchen. Im Grunde mögen sie doch wohl Araberblut als Basis führen. Sie werden gewöhnlich Mohren genannt, sind jedoch nichts weniger, als schwarz, und nur, je nachdem sie südlicher oder nördlicher wohnen, heller und dunkler gefärbt. Zum Letztern trägt außer der Polhöhe gewiß auch die gewöhnliche Vermischung mit Negerrinnen bei. Die Mauren in Algier sollen fast so weiß sein, als die südlichen Europäer. — (s. Taf. XIX). Der Gliederbau der Mauren ist rein, muskulös und geschmeidig, namentlich sind die marokkanischen sehr

höchsten Quellen auf 76° R. Die Rönen, welche sich hier befinden, zeugen davon, daß die Römer diese Völker nicht unbewußt gelassen haben. Nicht weit davon sind kalte Quellen, und eine Römerstraße führt in der Nähe vorüber.

*) Die Mauren, von welchen hier die Rede sein wird, dürfen nicht mit den Mauren der Wüste, die wir später kennen lernen wollen, verwechselt werden. Die Beduinen-Mauren sind verdrängte, in die Wüste verschossene Stämme; diejenigen, von denen wir hier sprechen, sind Bewohner der Städte und Dörfer.

wohl gewachsen. (s. Taf. XXI). Ihre Gesichtsbildung ist ausdrucksvooll, ihre Zähne weiss, das Auge feurig; Grausamkeit spricht aber aus den Augen der Erwachsenen sehr unheimlich hervor. Die Weiber sind von vorzüglicher Schönheit und die schwarzgeschmückten Augenbrauen erhöhen ihre Reize. Das Bestreben, seit zu werden, ohne welchen Vorzug Schönheit im Morgenlande wenig geachtet wird, verleiht ihre schönen Züge. Sie sind schon im zwölften Jahre mannbar, altern aber schnell. Die Mauren führen trefflich zu Pferde, tummeln ihre Rosse mit Geschicklichkeit, sind aber auch unglaubliche Fußgänger, mit denen es die englischen Schnellgeher noch immer nicht ansnehmen können. Sie gehen des Tages bis 12 deutsche Meilen, und segen dies Geschäft oft mehrere Wochen lang bei karger Kost fort. — Früh ist man eine Suppe aus Gerstenmehl und Wasser, Mittags Weizenbrot mit Feigen, Trauben, Melonen, und des Abends wird der Kus-
sus aufgegraben, ein Brei aus Weizengehirn und Wasser, mit Fleisch, Kartoffeln, Eiern, mit Butter und Safran zugedeckt. Dies ist die Hauptmahlzeit. Man setzt sich mit kreuzweise zusammengelegten Beinen um die Schüssel, greift mit den Fingern zu, die hier die Stelle des Messer, Löffel und Gabeln vertreten. Ochsenfleisch und Geflügel kommt nur auf den Tisch der Reichen und auch da nur selten. Man trinkt Wasser; Wein wird von Manchen heimlich genossen; den Thee lieben sie sehr, weniger den Kaffee. Das Tabakrauchen ist nicht durchaus gewöhnlich. Um sich zu berauschen, kaut man ein narzotisches Kraut, Haschischa genannt, und ist Opium. Vorzüglich röhmt man die Weisheit des Algierers in seinen Genüssen; er meidet Überladungen des Magens, ist aber um so mehr besorgt, sich jenes wohlbehagliche Gefühl der Weichlichkeit zu verschaffen, welches durch Pflege des Körpers erlangt werden kann. Wein trinkt er wenigstens nicht öffentlich, aber ein Opiumrausch ist ihm ein liebliches Gefühl. Will man von Jemandem sagen, es gehe ihm recht wohl, so heißt es: Er lebt vom Opium. In der heißen Jahreszeit steht der reiche Maure zwei Stunden vor Tage auf, um die Kühle des Morn-

gens zu genießen, besucht das Schlafzimmer seiner Kinder, trinkt Kaffee, am liebsten aus Tassen und geht wieder zu Bett. Um acht Uhr steht er zum zweiten Male auf, besucht seinen Harem, trinkt wieder Kaffee, raucht eine Pfeife, speist um 10 Uhr und geht wieder zu Bett. Steht er wieder auf, so nimmt er ein Bad, setzt sich in den Saal; vier Sklaven mit gekrümmten Beinen führen da und stützen ihn an, um jeden seiner Bewegungen mit Blitzeile zu vollziehen. Diese Morgenbeschäftigung beschließt ein Spaziergang auf der Terrasse. Um Sonnenuntergang wird zu Abend gespeist, geschlafen und dasselbe Leben wiederholt. So ist das Leben des Mauren ein Wechsel von Sinnentlust, der oft jedoch sich schnell in das Gegenthell verwandelt, wo dann der Bettelstab mit einem Gleichmuthe ergriffen und die Fügung des Schicksals gehetzt wird. Um schöner noch, d. h. wohlbeleibter, zu werden, essen die algierischen Stadtadamen Handfleisch!

Wichtig, wie in allen Ländern der Moslims, sind die Bäder. Die algierischen stehen selbst denen in Konstantinopel nicht nach. Der Borsaal ist eine große Rotunde mit Bänken, auf welche die Kleider abgelegt werden. Nach der Entkleidung wirft der Maure ein großes Reintuch über, und wird in einen Korridor, der nur wenig geheizt ist, geführt, von da geht er langsam aus dem Edelen in das warme Gemach. Hier angekommen streckt man sich auf Polstern mitten in einer Wolke von Wohlgerüchen aus, wo, nachdem die Glieder die gehörige Gelüftigkeit erhalten haben, zwei Personen den Badenden ergreifen und wie ein Stück Teig durchkneten. Dieses verursacht anfangs einige Beschwerden, bald aber fühlt man sich von einem unbeschreiblichen Gefühl des Wohlbehagens durchdrungen; man fühlt sich freier um die Brust und rascher rollt das Blut durch die Adern, indem alle Lebensfunktionen leichter vor sich gehen. — Für die Damen ist das Bad der einzige Ort, wo sie einer unumschränkten Freiheit sich erfreuen und ihren Purz vor ihren Freundinnen auskramen können. Im Baden werden sie vom Kopf bis zu den Füßen mit Rosenwasser, wovon hier eine erstaunliche Menge ver-

braucht wird, übergoßen und ihre Haare mit kostbaren Delen eingeschmückt. Die Kleider werden, ehe sie dieselben wieder anziehen, mit Aloeholz durchröhrt. Nach vollendetem Toilette verfügen sie sich in das äußere Gemach, wo überzuckerte Früchte, Confituren und andere Erfrischungen nebst Gesang und Tänzen ihrer harren. Letztere werden von öffentlichen Dirnen auf eine Art ausgeführt, welche der schroffsten Gegensatz mit den Begriffen der weiblichen Sittsamkeit bildet. Indessen dürfen nur zwei Personen mit einander tanzen; so wie bei den Alten führt immer eine Tänzerin nach der andern ihre Scene durch. — In der Stadt Käf ist bei jeder Moschee ein Bad zu religiösen Uewaschungen, und mehrere öffentliche Bäder erlauben auch den Unbedarften, dieses Bedürfnis zu stillen. Desgleichen hat man dort mineralische Bäder, die künstlich bereitet werden. Die Stadt Tripolis, deren Pfeifer und Tänzerinnen Aufsehen erregen (s. Taf. XVIII), hat nur zwei öffentliche Bäder, denn das Wasser ist seit der vom Pascha zerstörten Wasserversorgung viel zu thuer, um viel zu den Vergnügungen des Badens catbehren zu können. — Uebrigens bemerken wir noch, daß die Badehäuser Vormittags von den Männern und Nachmittags von den Weibern benutzt werden. Auch die Männer belustigen sich zuweilen an öffentlichen Versammlungsplätzen an den wohltägigen Scenen, welche öffentliche Tänzerinnen, den Bahaderen Indiens ähnlich, vor ihnen aufführen, ohne jedoch den schwelgamen Ernst auch nur einen Augenblick abzulegen. Ganze Gesellschaften reden stundenlang keine zehn Worte. Unsere gesprächreichen Gesellschaften sind ihnen gänzlich fremd. Dafür treten die bei den Arabern so beliebten Mährhenerzähler auf, welche den Rhapsoden der alten Griechen ähnlich sind. Nach einer Geschichte lassen sie die Flöze in einer Gesellschaft herumgehen, wie die Improvisatoren Italiens. Ein Sammelplatz für Geschwätz sind aber die Barberstuben, welche in der ganzen Welt privilegierte Neugkeitsbusden sind. Sie sind vom Morgen bis Abend mit müßigem Volke angefüllt, das, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, oder die Arme

Rosendranzes abzählend, mit offenem Munde den Drakeln zuhört. Gauleiter aller Art, Schlagzeuger, Geißlauer &c. sind häufig, und werden in hohen Ehren gehalten, und ebenso wohl die Blodsinigen und Rasenden, denen man allen und jedem Unfug erlaubt, und an deren völliger Mackheit Niemand Anstoß nimmt. Der Maure liebt Glücksspiele, wiewohl es der Koran verbietet, und ist im Schachspiel erfahren. Von Musik hält er wenig. Er hat jedoch Violinen, Gitarren, Schalmeien, Trommeln und messingene Schlagzettel.

Die Kleidung der Mauren ist sehr einfach. Der Mann trägt ein Hemd, und darüber einen Kastan von Tuch, der mit einem Gürtel befestigt wird. Der Hals oder Burnus, d. i. ein großes Stück Stoff, meistens aus Wolle, doch bisweilen auch von Baumwolle oder Seide, wird über den ganzen Körper geworfen. Dieses Kleidungsstück steht auf dem Rücken nicht und dient ihm oft statt des Bettels. Einige ziehen darüber den Hals nach den Zillan, der von dem nämlichen Zeuge gemacht ist, und eine Kappe hat, den Kopf bei rauher Witterung zu schützen. Die gewöhnliche Kopfbedeckung ist eine rothe Mütze. Seltener trägt man eine weite Hose von Baumwolle oder Linnen, noch seltener Strümpfe, dagegen trägt Jedermann Saffianpantoffeln, und zwar die Männer gelbe, die Weiber rothe. (s. Taf. XVII). Die Stände unterscheiden sich durch die Turbane und durch andere Auszeichnungen in der Kleidung. In Algier und Tunis haben die Türken größeren Wohlstand und mehr Luxus in die Kleidung gebracht; der wichtliche Turban, den in Marokko nur Beamte und Geistliche tragen, ist hier allgemein. (s. Taf. XX und XXI). — Die Frau trägt im Hause (s. Taf. XIX.) blos ein Hemd, beim Ausgehen einen Haik darüber. Verheirathete erkennt man am seidenen Schleier über dem Haare. Sie haben Ringe, sowohl unten, als oben in den Ohren, wohl an 12 Perlenschnüren um den Hals; oft hängen auch Goldstücke an den Schnüren. Die Füße, Arme und Hände der Wohlhabenden sind oft mit kostbaren Ringen geschmückt. Die Mädchen lassen die Haarschleifen auf dem Rücken herabhängen.

zugleich mit seidenen Schnüren, an deren Enden Algier muß, den Gesegen gemäß, sein ganzes
Quasten und Schellen befestigt sind. Sie haus jährlich einmal weiß übertränken. Es
schminken sich rot, punktron auch wohl den herrsche jedoch auch im Innern derselben eine
Haus mit Spiegelglas. Der äußerste Rand der Augenlider muß schwarz gemacht sein, Hände
aber und Finger mit dem Gewicht aufzumittet
ranzengelb.

Die Gebäude in den Städten sind im Block gebaut, so daß dadurch ein Hofraum eingeschlossen wird, welcher gepflastert ist, und sehr reinlich gehalten wird. Nach den Straßen zu leidet man keine Fenster; die Dächer sind flach, was den Städten das Unsehen einer Verfallenheit giebt. Der innere Hof der Häuser im Algier *) ist mit einem Säulengange umgeben; in der Mitte befindet sich ein Brunnen. Von vier Seiten zeigen sich die Zimmerthüren. Auf den flachen Dächern trocknet man Leinwäsche, ergeht sich in der Abendluft, und stattet sich mittelst in Bereitschaft gehaltener Leitern Besuche ab. Die Häuser sind nicht über zwei Stockwerke hoch, im Hintertheile befindet sich der Harem, an die Stelle der Fenster ist ein vergitterter Balkon angebracht, auf dem sich die Familie bei Festlichkeiten versammelt. Die Fußböden sind mit einem aus Italien kommenden Puzzolanaquartett bekleidet; der Herr, die Söhne, die Domestiken wohnen abgesondert. Gekocht wird in kleinen niedrigen Oefen, die im hohen Häusern und mit einer Brustwehr verschraume stehen, sauber geweist sind, und in Kuppeln endigen. Jeder Hauseigenthümer in gen- und Abendkleide dienen. Das Regenwasser

Algier (s. Taf. XVIII.) ist eine alte Stadt und war einst die Residenz des numidischen Königs Juba, *Tus gut in u m* genannt. Dem von der See kommenden Fremden bietet Algier einen überraschenden Anblick dar. Es ist amphitheatralisch gebaut und bildet ein Dreieck. Die Anhöhen, auf denen es erbaukt ist, die zahlreichen Gärten mit Weinböcken, Del- und Orangenbäumen bepflanzt, stellen, vom Meere gesehen, einen unübertraglichen Anblick dar; bis man in die füssten, krummen und schmutzigen Gassen tritt, wo man kaum atmen, oder einem Entgegenkommenden auswichen kann. Es hat 4 Thore und ein heimliches Thor zum Ausfall. Ueber jedem Thore sind Kanonen aufgepflanzt. Die Moscheah, 10 große und 50 kleine, haben nichts Auszeichnendes. Der Palast der Regierung, die Cassaubah, und fünf Kasernen sind solide Gebäude; das solideste jedoch der Schatz der Cassaubah, ist erlost worden und in alle Welt gegangen. Zwölf prächtige Bäder sind sehenswerth, 5 Gefängnisse für Christensklaven sind jetzt zu einem andern Zweck verwendet. 80,000 Mauern, keine Türken, sondern, 16,000 Franzosen und 8000 Juden bewohnen Algier. Vor dem Königspalast ist der einzige Platz der Stadt, 80 Fuß im Umfange, in der Mitte desselben ist ein schöner marmorne Springbrunnen. So schmutzig, düster, dumpfig und stinkend aber auch diese Stadt in ihrem Innern ist, so ist sie desto schöner nach Außen. Die Gegend ist wirklich lieblich, und auf drei Meilen im Umkreise mit Landhäusern bedeckt, deren Zahl sich bis 12,000 belaufen soll. Einst hatten die Römer hier ihre vieldichten Villen. Der gute Boden giebt zwei Obstsorten, ja man sieht Tepf'l zum dritten Male blühen. Südöstlich, von der Stadt eine Viertelmelle, liegt das berühmte Kaisersthof, unregelmäßig ohne Schanzen und Gräben. Es besitzt zwar die Stadt, aber mit seinem Schicke ist auch das der Stadt entschieden.

wird durch Rhren und Häuser geleitet, welche, sind die Männer nicht ungeschickt. (Heute freis mit Ausnahme derer der europäischen Konsuln, sich ist alles barbarisch, ihre Werkzeuge sind keine Fenster nach der Straße haben. Die plump und zeitraubend, ihre Verfahrungsart häuser der Großen haben hier ebenfalls, wie die in Algier, zwei und drei Stockwerke, sind aber nicht so kostbar eingerichtet. Seltens findet man außer einigen Matto und Divans anderes Gerät. Für das bequeme Sitzen ist im Marokko sogar beim Bettler gesorgt. Für die Fremden besitzt Tripolis Karavanserais, welche die gute Einrichtung besitzen, daß die Stuben für die Personen oben sind, die unten Räume aber zu Magazinen, Ställen u. d. gl. verwendet werden. Ein Hauch aus Europa weht herüber, denn es giebt auch 3 nach Europäerart eingerichtete Gasthäuser, deren Chefs ein Spanier, Italiener und Franzose sind. Die Stadt ist reich an Altherthümern, besonders zierte sie ein prachtvoller Triumphbogen aus schbnem Marmor, mit Bildereien und Inschriften bedeckt. Er gehörte dem grössten der Cesaren, dem tugendhaftesten Mark Aurel, an. Die marokkanischen Häuser sind ganz nach der beschriebenen maurischen Art gebaut, nicht selten mit einem platten Thurm in der Mitte, der zum Gebrauch der Weiber, um sich daselbst zu vergnügen, dient. In Marocco *) (s. Taf. XXII.) sehen aber selbst die Häuser der Reichen verfallen und armlich aus; wenn auch im Innern Wohlstand herrscht, so sucht man doch vor der Gerde der Regierung den letzteren unter den Ruinen zu verbergen, nur um arm zu scheinen. Schmutz, Wanzen, Skorpione und Schlangen sind eine gröbere Hausplage, als unsere Ratten und Mäuse.

In Künsten und Handwerken sind aber die tunessischen Mäuse, deren Färbung be-

*) Marocco liegt unter $31^{\circ} 37' 31''$ nördl. Br. und $9^{\circ} 55' 45''$ östl. L., 15 Meilen vom Meere, 6 Meilen vom Atlas, 24 Meilen nördlich von Larundant, 18 Meilen östl. von Magador und 7 Meilen südlich von Tangier, folglich zu einem Mittelpunkt des Reichs sehr geeignet, für den Winnenhandel wohl gelegen; doch alle Begünstigungen der Natur schieden am erschlafften Geiste eines durch muhammedanischen Despotismus erdrückten Volkes. Die Stadt liegt in Ruinen, die Straßen sind höchst unrein, was wieder, trotz der gesunden Lage, den Krankheiten, z. B. der Pest, leicht Eingang verschafft. Die Gipfel des Atlas im Hintergrunde liegen hier zu einer Höhe von 13,200 Fuß an. Prachtvoll wurde sie erbaut 1052 von Jusuf Lechfa aus der Familie Kuntana. Der kaiserliche Palast liegt gegen den Atlas hin und bildet durch hohe Mauern abgesondert ein eigenes Stadtviertel. Nähe bei dem Palast ist ein großer vierseitiger, mit einer Mauer umgebener Platz, wo der Kaiser seinen Unterrathen Sitzt gestaltet, Audienz giebt und Urtheile fällt. In der Stadt sind viele Moscheen, darunter jedoch 6, die sich durch die Pracht ihres Bauens auszeichnen. Rings um die Stadt läuft ein Werk der Vorzeit, eine aus guten Ziegeln erbaute Wasserleitung, von der alle 100 Ellen Röhren das Wasser in die Häuser leiten. Der Kaiser wohnt meist in Melines und selten in Marocco, welches nach einigen 20, nach andern 30,000 Bewohner zählt.

sonders schön ist. Seidene und wollene Zendo, treffliches Leder, Teppiche, Stickereien und die feinste Leinwand der Berberet wird in Tunis verfertigt. Es wird viel Öl gepreßt und schwarze Seife gesotten. Ausgezeichnet fleißig und sinreich sind die Bewohner der Insel Jerbi oder Jerbi *). Sie fertigen schöne Stoffe aus Wolle, und mischen auch Seide darunter. Sie machen Decken, Teppiche, und die berühmten Buntus oder Beduinemäntel, auch Shawls. Hier sind die vollkommensten Manufakturen der Art in ganz Afrika. Sie verwenden sowohl einheimische Wolle, als auch die sehr feine Wolle aus Kairwan. Die einzigen Manufakturen, welche Tripolis besitzt, beschäftigen sich mit Verfertigung der grünen Teppiche von Mesurate, der Barakans oder Mäntel und des gelben und rothen Matoguins, denn die feine, grüne und blaue wird einzig in Taflet bereit. In Tripoli werden jährlich 5000 Ziegenselle verarbeitet. Die Potaschenmanufaktur ist ein Monopol des Bei. Mesurate liefert Fußdecken, mit sehr schönen Farben; Strohmatten, Säcke von Ziegenhaar und, irgende Krüge.

Werfen wir hier einen Blick auf den Handel der Berberen (s. Taf. XXI). Der Staat Marokko hat nichts, als wenige Produkte, von denen er ohne eigene Roth nur wenig entbehren kann; keine Straßen, noch Brücken, schlechte Transportmittel versandete Häfen, hohe Zölle, keine Posten und schlechte Münzen. Im Innern treibt Fes den größten und lebhaftesten Verkehr, besonders mit Algier und Tunis, wohin es Mützen und Seidenzeuge sendet. Die Mekka karavane geht alle Jahre über Tripolis und Fezzan nach Marokko; sie nimmt Mützen, Haits, Pantoffeln, Goldstaub, Wachs u. dgl. mit, und bringt Seidenzeuge, Musselins, rohe Baumwolle, Moschus, Ambra, Essenzen und Mauliesel zurück. Mehrere Karavane gehen nach Timbuktu und Sudan. Sie fahren rohe Wolle, Seidenzeuge, Tabak,

Leinwand, Salz hin, und bringen Sklaven, Goldstaub, Straußfedern und Elfenbein zurück. Der Handel mit Europa ist unbedeutend, beträgt nicht über 500,000 Piaster. Die Regierung von Tripolis ist ohne staatswirtschaftliche Einsicht und hemmt den Verkehr durch die den Juden, Spekulanten, und sich selbst vorbehaltenen Monopole, so wie durch die auf Ausfuhr der Natureprodukte lastenden Taxen. Die gewöhnlichen Ausfuhrartikel sind: Salz, Wolle, Öl, gehälgene Butter, Gerste, Datteln, Safran, Wachs und Krapp; so wie auch Rindervieh nach Malta, und Pferde. Die Ausfuhr aus dem Lande beträgt jährlich ungefähr 449,000 Dollars, die Einfuhr 524,000, welcher Handel hauptsächlich auf italienischen und französischen Schiffen betrieben wird. Die Eingeborenen haben nur für Küstenfahrt geeignete Boote, von höchstens 30 Tonnen, womit sie früher mit Tunis und Aegypten Küstenhandel trieben, welcher jedoch seit den griechischen Unruhen auch sehr beeinträchtigt ist; besonders der Handel von Derna. Der Bei hat nur 4 bis 5 Briggs und Schooner. Der Tauschhandel mit dem Innern bildet einen andern Zweig des Handels von Tripolis, welches eine Haupttriederlage europäischer Waaren für den Handel mit dem innern Afrika ist, und noch mehr werden könnte. Von Tripolis ziehen die Karawanen nach Muzuk, wo in den Monaten December und Januar eine große Messe gehalten wird. Hier werden die Waaren aus Bornu, Sakkatu, Haussa, Kaschan und Timbuktu ausgetauscht. Die Handelsleute von Fezzan und Ghadames kommen: im Februar und März nach Tripolis und nehmen die nach Sudan bestimmten Waaren auf Kredit. Nach 12—13 Monaten kehren sie zurück, und zahlen pünktlich in Goldstaub und andern Artikeln. Der Gewinn bei diesem Tauschhandel ist ungeheuer. Sie bringen aus Sudan Goldstaub, Straußfedern, Elfenbein, Sennesblätter, rohen Alaun, feine Baumwolle, Datteln von Fezzan und schwarze — Sklaven.

*) Diese Insel ist die östlichste Befestigung des Bei von Tunis. Der Oddi nennt sie die Insel der Lotosfische (Lotosphagen). Sie ist durchaus flach und ohne alle Erhöhung; die einzigen Bäume sind die Oliven, die Datteln und das Johannissbrot. Es regnet hier außerst selten, sonst würde der Delbaum viel ergiebiger sein. Nach allen Nachrichten, ist der Lotos, welcher einst der Insel den Namen gab, nicht mehr vorhanden. Die Bewohner sind saust, gasfrei und sehr redlich.

Nach dem Innern von Afrika sind die gesuchtesten Waaren: Schwerter, Pistolen, Feuer gewehre, Glasperlen, grobe französische und italienische Tücher, Seidenstoffe, Steingut, levantischer Messing, Zige, Kattun, Schreibpapier, Korallen, Spiegel, Scheermesser, Spezereien und Gewürze. Gegen 2000 arme Sklaven, welche die Fezzaner auf ihren Raubjügen einsangen, werden jährlich nach Tripolis gebracht und nach Egypten und der Türkei verführt. Nur wenige bleiben in Tripolis im Dienste der Einwohner zurück, wo sie mit Menschlichkeit behandelt werden. — Die Bewohner von Tripolis haben seit kurzem eine direkte Verbindung mit Bornu und Waghermi eingeleitet, und bringen auch mittelbar Waaren durch die libysche Wüste nach Egypten. Früher kam auch die aus Marokko und den übrigen Raubstaaten kommende Mekka Karavane nach Tripolis; in neuerer Zeit scheint sie jedoch ins Stocken gerathen zu sein, indem viele Pilgrime auf christlichen Schiffen diesen Weg zu Wasser unternehmen, und der bei von Tripolis winen Unterthanen diese Wallfahrt möglichst erschwert. — Es wird wenig beachtet, daß der Sklavenhandel, der auf dem Ozean verboten ist, auf dem Mittelmeere offen getrieben wird. Die Sklaven werden von Tripolis aus noch der Levante offen gebracht. Auch kommen albanische Schiffe mit Ladungen von Schiffbauholz, das sie gegen schwarze Sklavinnen vertauschen und diese dann mit großem Gewinn in Konstantinopel wieder verhandeln. Die Christensklaverei ist abgeschafft, und Christen, die vormals kaum über die Schwelle ihres Hauses hinausgehen durften, ohne sich der Gosp. he, vom fanatischen Volke mishandelt zu werden, anzusehen, können jetzt das Land nach allen Richtungen durchstreifen, ohne alle Bedeckung.

Die Regierungsform, welcher die Beherrscher der Berberei huldigen, kann, der so

eben erwähnten Wilderung des Drucks, unter welchem die Christen bisher lebten, ungeachtet, doch auf keinen andern Namen, als den eines despötischen Anspruch machen. Mit uns umschranktem eisernem Scepter werden alle Staaten der Berberei regiert. Leben, Eigenthum, Freiheit und alles, was das Leben hat, hängt von den unwiderstehlichen Winken des Despoten ab, der jedoch, wie das immer der Fall ist, von seiner Leibwache wieder despotisiert wird. Wie äußerst selten starb ein Dei von Algier eines natürlichen Todes, und daraus kann man sich die Gleichgültigkeit erklären, womit der Epsi dei seine Staaten den Franzosen überließ! — Wir verweilen zuerst einige Augenblicke bei Marocco *), welches sogenannte Kaiserthum seit 1670 besteht. Die Geschichte des Hoses von Marocco besteht in einer Reihe von Schandthaten, welche jedoch alle von dem mächtigen Mulei Ismail, der 1727 im 81. Jahre starb, übertragen wurde. Leidenschaftliche Willkür, Missbrauch der furchtbaren Gewalt, Lust, Habsucht und der schmugligste Geiz sind Hauptcharakterzüge der Regierungen in den Barbarenstaaten. Man kennt hier gar keine andere Art zu regieren, als zu rauben, und die einzige Beschäftigung derselben besteht darin, wie man sich des Vermögens der Unterthanen bemächtigen könne. Menschenleben ist hier das allergeringste Hinderniß der Herrscherlaunen und hat keinen weiteren Werth, als in sofern es dem Despoten wuchert. Der jetzige Beherrscher ist seit 1827 Mulei Abderrhaman Ben Hirscham. Von Konstantinopel selbst ist dieser Herrscher der Form nach ganz unabhängig. Selbstsam ist seine Erziehung. Sobald ein Prinz geboren wird, so wird er einem vornehmten Mauren zur Erziehung übergeben. Ist er 12 Jahre alt, so sieht er zum ersten Mal seinen Vater, der ihn nun öffentlich anerkennt und prüft. Besteht er wohl, so hat der Maure sein Glück

* Die Bevölkerung des Kaiserthums Ges und Marocco schwankt zwischen 15, 8 und 14 Millionen. Letztere Berechnung zu 14,836,600 scheint in so fern richtig zu sein, wenn man dazu alle Menschen rechnet, die sich innerhalb des Gebietes befinden, welches der Herrscher von Marocco als das seine zu Anspruch nimmt. Da jedoch die Berber und viele Araberstämme in Biledulgerid wirklich unabkömig leben, so kann man für die eigentlichen Unterthanen des Kaiserthums wohl nicht mehr als die Hälfte der obigen Zahl annehmen.

gemacht, im Gegentheil wird der Erzieher in Stds
gen gehauen. — Die Einkünfte des Kaisers
betragen ungefähr 10,000,000 Piaster, welche
aus den Zehnten, Zöllen, Monopolen, Geschen-
ken, Confiscationen und Expressungen fließen.
Früher brachten die Seeräubereien wohl viel ein,
in Ermangelung derselben aber die Tribute und
Geschenke der Seemächte Europa's. Durch Als-
gier's Occupation steht zu hoffen, daß dieses
schmähliche Joch für immer abgeschüttelt sei.
Das Heer beträgt 12,000 Mann, von denen
7000 gute Reiter, aber 5000 schlechtes Fußvolk
ist. Im Nothfall kann die maurische Macht
auf 100,000 vermehrt werden. Die Seemacht
bestand, ehe die Pestreicher Larache sie
größtentheils verbrannten, aus 24 Fahrzeugen,
darunter 10 Fregatten und 6000 Seeleuten;
doch war auch diese Flotte nur schlecht bemann-
ten Kauffahrern furchtbar. (Als Seeräuber sind
die Mauren sehr behende, entschlossen, und fech-
ten brav. Ihre Geschicklichkeit besteht im En-
tern, wo sie dann Mann gegen Mann kämpfen.) — Algier *) war früher türkische Pro-
vinz, machte sich aber nach und nach vom Pas-
scha der Pforte unabhängig. Die Türkensetzung
wählte sich einen Del, welcher Ahmed II. zu
seinem Pascha ernannte und seitdem war Als-
gier eine Soldatenrepublik, die den härtesten
Despotismus über das Land ausübte. Die
kaum 10,000 Mann starke türkische Miliz betrug
sich ganz so, und spielte dieselbe Rolle, welche
einst die Prætorianer unter den Cäsaren spielten.
Sie ernannten Deis und ermordeten sie, sobald
sie wollten. Sie verkauften auch wohl die kraus-

ige Würde dem, der das meiste dafür bieten
konnte; und thaten dies, so oft es ihnen einfiel,
daß sie Geld brauchten. Von dem Tribut der
Europäer, dem Seeraube, und dem Edfegele
der Christensklaven, wie auch den namenlosen
Expressungen häufte sich jener große Schatz in
der Cassa u b a h auf, der den Franzosen in die
Hände fiel. Algier zerfällt in drei Provinzen, des
Westen, Osten und Süden: Tlemfan oder Da-
ran, Constantine und Titteri. Algier mit sei-
nem Gebiete gehört zu keiner dieser Provinzen.
Die ehemalige Regierung setzte jeder dieser Pro-
vinzen einen Del vor, der vom Del zu Algier
abhing, und ihm zinspflichtig war. Wie es die
neue Regierung damit hält, ist bekannt. — Die
Verfassung von Tunis **) hat den Vor-
zug, daß die Würde des Bei im Hause Morat
erblich ist, und folglich Herrscher und Beherrschte
durch innigeres Interesse mit einander verbun-
den sind, als in der Wahldespotie Algier's dies
der Fall sein könnte. Der Bei war bisher vom
Del zu Algier abhängig, in wiewfern er ihm Tribut
zahlte; und es scheint, daß die neuen Herren dieses
Verhältniß um so lieber fortdauern lassen wer-
den, als sie dadurch eben Mittel in Händen ha-
ben, dem Gewerbe des Seeraubs zu steuern,
welchem der jetzige Bei in den neuesten Ver-
trägen auch seiterlich entsagt hat. Von Konstan-
tinopel ist der Bei unabhängig, nicht dem Na-
men, aber der That nach, und wir wissen, daß
Reschid Pascha mit dem grossherzlichen Ziel
man das Land nicht betreten durfte. Indes kan-
men bisher auch nach Tunis türkische Willigen,
welche das Land in Gehorsam und unter Druck

*) Es liegt zwischen 34 bis 38° nördl. Br. und 15 bis 26° östl. L. Grenzen sind in Osten Tunis, im Ge-
den die Sahelwüste, im Westen Yes, im Norden das Mittelmeer. Die Grenze gegen Süden ist sehr
zweifelhaft; manchmal erstreckt sie sich bis an den Raum der Wüste, manchmal kaum einige Meilen
landeinwärts von der Küste. Der Flächeninhalt ist daher nicht zu bestimmen; gewöhnlich nimmt man
8,957 Quadratmeilen an. Dieses Land ist gebirgiger als Marocco, ob es gleich nicht so hohe Berge ent-
hält. Dieser landeinwärts herrscht der grosse Atlas. Der Boden des mittleren und östlichen Landes ist
vulkanisch. Das Klima Algiers entspricht dem des südlichen Europa; die Jahreszeiten folgen sich regelmäßig; die Hitze im Sommer, die Kälte im Winter sind beide mäßig. Die Luft ist daher gesund,
und sogar die Pest, welche so oft in Malta, und selbst in Gibraltar Verbreitung antrifft, verscherte
hier ihre tödtende Kraft und gedehnt nicht. — Der Boden giebt selbst bei der ausorgfältigsten Be-
handlung das zwölfteste Korn.

**) Es ist dieses das alte Tunis, einst eine phönizische Pflanzstadt. Der muhammedische Staat Tunis hat
eine Breite von 150, eine Länge von 180 Meilen und 3400 Quadratmeilen Flächeninhalt. Die Küste
ist eben so felsig, wie die von Algier. Die Vorgebirge Serra und Bon sind die nördlichsten Punkte
des Kontinentalsafsa. Der Hauptfluß des Landes, Mescerda, tritt sährlich aus seinen Ufern. Die
Luft ist in dem bergigen Lande gesund und rein. Die Volksmenge schätzt man auf 3 Millionen. —
Bon dem gesegneten Dattelande betrachtet jeder der Küstenstaaten einen Theil als sein Eigenthum.

hier den Einfluss, welchen sie in Algier hat. Bei ist Sidi Yusuf, ein Mann, der zu den ten, konnten sie hier schon darum nicht behaupten, weil der Bei nicht so leicht stranguliert werden konnte, als in Algier, sondern gewöhnlich auf seinem Bett stirbt. Die Regierung ist übrigens mahamedisch, d. h. gewaltthätig und unumschränkt. Dieses Land trieb bisher mit den übrigen Barbaren um die Wette Seetaub. Die Staatsinnahme wird auf 200,000 Dukaten geschätzt. Die Landmacht besteht aus 6000 Türken, welche das Fußvolk ausmachen, und 7000 Reitern. Die Seemacht ist noch umbedeutsender und nicht mehr furchtbar. Die Hafen sind versandet und Karthago's Flotten verschwunden. Das Land wird in keine Provinzen getheilt, sondern vom Bei in Person regiert, der auch selbst den Tribut eintriebt, und deswegen jährlich sein Land durchreist. Von den Bewohnern des Dattellandes zieht der Bei eine sehr beträchtliche Einnahme. Er sendet ein wohlbewaffnetes Heer aus, um den Tribut einzutreiben; dieses geht dann 20 bis 25 Meilen weit ins Innere und in die großen Städte, wo die Contribution immer sehr ergiebig aussfällt. Der Bei ist mit dem Tribut zufrieden, und hat er den, so bekümmert er sich nicht weiter, wie sie sich regieren. — In dem Staate Tripolis *) hat sich das ganze System des Lebens und Seins seit kurzem verändert. Das Volk scheint durch die Regierung dazu angeleitet, den Geschmack an Seerauberel abzulegen, und auch ohne den Zwang, welche die Occupation von Algier den abeigen Korsaren auflegt, eine verhängnisige Lebensweise ergreifen zu wollen. Sehr interessant ist daher die Schilderung, welche vor kurzem der schwedische Consul Gräberg davon gegeben hat. Die Regierung von Tripolis ist schon seit Jahrhunderten von erblichen Weis aus der Familie Tramanni geführt. Der gegenwärtige

Die Religion aller Mauren ist der Islam. Sie sind von der Sekte der Malik, die zu den orthodoxen gehörten. Sie beobachten die Vorschriften des Propheten sehr genau, verrichten ihre Gebete, Abwaschungen, Moscheengänge, Fasten, und eine Wirkung ihrer Religiosität ist auch ihre berühmte Reinlichkeit. Eine nothwendige Bedingung des Muhammedismus ist aber der Fanatismus, daher auch ihr Christenhass **)

*) Der Raubstaat Tripolis mit der Küste Marko ist größer als Tunis; denn er enthält 4687 Quadratmeilen und beträgt 4150; aber schwächer bewohnt, minder fruchtbar und minder wohhabend. Auch dieser Staat ist bergig, da die Zweige des Atlas in demselben gegen Osten hin auslaufen. Sehr fruchtbare Streifen wechseln mit großen unabsehbaren Sandstreichen ab. Schon an der wenig fruchtbaren Küste sind die Sandstreichen nicht selten, aber abschreckend ist das Innere, wo man oft Tage lang im Sande reist, ohne eine menschliche Wohnung zu finden. Das Land ist überhaupt schwach bewohnt; doch in solchen Gegenden ist der Wassermangel besonders drückend. Die Küste ist mit niedrigen Sandhügeln besetzt, die aus lauter kleinen Conchylien bestehen; weiter gegen Osten schließen sich Kalkberge an.

**) Gewiß beachtenswerth ist indeß die Ursache, welche Grabney von der Verachtung giebt, worin die

undüberwindlich. Sie tragen Amulete gegen der Hochzeit wird der jungen Frau die Mitgabe Krankheit u. s. w., Wallfahrten auch nach von den Eltern mit Musik zugeschickt. Vier Mekka, in welchem Fall sie hohe Ehre empfan- Frauen erlaubt Muhammed; nur Reiche haben gen. [Das Kameel, in Algier das Schiff der Wüste, auch Hadschi Baba, der Va- ter des Pilgers, genannt, trägt die Geschenke welcher man sich, gegen die im Ehevertrag auf des Großherren nach Mekka, und Muhammed ge- stattet ihm den Eintrett ins Paradies.] Häufig treten Schwärmer und Betrüger als Mar- buten und lebendige Heilige auf, treiben Handel mit Amuletten und Wunderkuren, schaffen sich Anhang im übergläubigen Volke; und mehr als einmal haben solche Betrüger den Thron bestiegen. Je toller seine Lebensweise, je schmuckiger er ist, je heuchlerischer seine Geberden, desto größer sein Anhang. Ob es gleich den Mauren nicht an natürlichem Verstand fehlt, so sind sie doch in die tiefste Unwissenheit versunken. Die Wissenschaften sind gleich Null *). Koran-lesen und Auswendiglernen einiger Sprüche ist die ganze wissenschaftliche Bildung, und wer besonders ersteres gut kann, und noch ein klein Bischöfchen arabischer Geographie auf bringt, ist ein Talb, und hat auf die höchsten Priester-, Richter- und Staatsränter Anspruch. Die Aerzte heilen durchere Wunden mit Salben und innere Krankheiten mit Amuletten. — Man schickt die Knaben in die Schule, bis sie lesen und schreiben können. Man beschneidet sie im sechsten oder siebenten Jahre in der Moschee, wohin sie zu Pferde durch die Stadt geführt werden. Die Operation verrichtet ein Kadi oder Talb (Priester). Der Maure hestrathet früh — ganz nach muhammedanischen Sitten. Die Ehen werden leicht geschlossen, leicht gelöst. Tags nach

dass selbst die Lebensmittel auf dem Markte ein. Das Weib ist nichts als das willenlose Werkzeug der Lust; es wird gekauft und verlassen, oft ohne seinen Willen. Sie werden auch als bloße Ware betrachtet, sind aber im Durchschnitt sehr wohldig, eitel und nach Sinnenlust durstend. Diesem Hange indigen sie denn auch die Sklaverei, in der sie leben, zu verdanken haben. Sie dürfen nie unverschleiert ausgehen und haben immer ein Gefolge. Sie sind indessen sehr schlau, wozu ihnen die Judenhäuser zu statthen kommen. Die des Ehebruchs Urberführten erwartet der unvermeidliche Tod. — Die Gestorbenen werden abgewaschen, mit einem Hemde bekleidet und in Leinwand gehüllt. Auf einer Bahre trägt man die Leiche nach der Moschee, wo die Gebete darüber gesprochen werden, und nach dem Begegnungsplatz außerhalb der Stadt. Ein großes Gefolge singt das muhammedische Glaubensbekenntniß; die Weiber, zum Theil gemischt, heulen und zertrümmern das Gesicht. Die Gräber bedeckt man mit Steinen, fährt

Christen an den Küsten der Barberei stehen. Er sagte: „Der europäische Geist mit seinem Eigen-
tum und seiner Intriguenucht hat sich dem schlichten, aber angebildeten und fanatischen Bewohner der Barbarenküste noch nie im günstigen Lichte gezeigt. Die Abenteurer aus Italien, Frankreich und Spanien, die an den Ufern landen, sind meist blos Auswurf jener Männer. Mit entwendeten oder erschlichenen Pässen, so wie mit Würfeln und Karten, wissen sie den Mauren in seiner Einfalt zu betrügen. Mit dem auf diese Weise erlangten Gelde öffnen einige von ihnen Weinschenken und liederliche Häuser, wo sich der Pöbel in den ihm verbotenen geistigen Getränken verauscht. Andere ziehen mit obsconen Kunststücken, Puppenspielen u. ceterum, die oft so sehr jeder Sittenohn sprechen, daß die Barbaren selbst ein Vergnügen daran nehmen, und ein Maure von Tunis einmal entrüstet ausrief: „Wenn die Christen Religion hätten, so würden sie den Werkstättigen solcher Gräuelt die Finger abhauen!“ Auch die Leichtigkeit, mit weicher solche Abenteuer ihre Religion abschwören und zum Islam übertreten, macht ihnen den christlichen Namen verächtlich.“

*) Dem berühmten Baron von Tott antworteten seine hörtigen Schüler in der Mathematik, die Hofmathematiker Konstantinopels, auf die Frage: wie viel rechte Winkel in einem Dreieck enthalten wären, ganz nativ; das läne auf die Größe des Dreiecks an. Hier würde der Freiherr noch übler fahren.

anch wohl Gebäude darüber auf, und hält sie hoch in Ehren, so daß sie Verbrechern zur Freiheit dienen.

Folgende Charakterzüge sind leider der ganzen Nation eigen. Bei aller äußeren Feinheit und Geschlossenheit bedarf es doch nur des geringsten Anlasses, um die rohste Brutalität hervortreten zu lassen. Der Maure ist eben so wollüstig, wie sein Weib; und die Glut, die seine Adern durchströmt, verbunden mit Mangel an Geistes cultur, reißt ihn zu den unnatürlichsten Ausschweifungen hin. Trotz der abschrecklichsten Ausartung, welche Abscheu gegen die Weiber zur Folge zu haben pflegt, ist er eisfrochtig bis zur Wuth. Mirgend auf Erden erscheint der Egoismus so vollendet, wie hier; und der Maure ist bereit, seinem Vortheile eine ganze Welt zu opfern. Nicht nur die entehrnde Behandlung erduldet er, sobald er Nutzen davon hat; sondern er summt eben so wenig, Blut zu vergießen, und die Brust seines Bruders zu durchbohren, sobald es der Eigennutz gebietet. Trägheit, Haag zum Müßiggang, Kriegerrei, ränkvolle Schaltheit ist ihm eigen. Habsucht ist die einzige Triebseder und erstickt alle bessern Gefühle und Neigungen. Dazu ist der Maure feig, misstrauisch, denn er läßt Niemanden gern in sein Haus, sondern thut, wo möglich, alles auf einem Teppich vor der Haustür ab, auf dem er seine Besuche annimmt; der Wuthfräherer Zeiten ist ihm gebrochen. Tief in religiöse und politische Sklaverei herabgewürdigt, sind diese Numidier und Mauritanier, die Erbauer Espaniens und Siciliens, der Schrecken der Jahrhunderte, zu seigen, heuchlerischen, heimtückischen und falschen Sklaven geworden und dem Unwillen und der Verachtung der Menschen Preis gegeben. Das einzige Gute hat der Maure, daß er Jedermann, der Lust dazu hätte, an seiner Mah'zeit Theil nehmen läßt. Er befolgt hierin den Willen seines Korans.

Was bisher von den Mauren gesagt ist, gilt von denen, welche in den Städten wohnen; dieseljenigen, welche der Sitte der Väter getreu auf dem Lande geblieben sind, werden

Araber

genannt. Dieser Missbrauch des Namens geht

so weit, daß, wenn ein Maure die Stadt verläßt, um auf dem Lande zu wohnen, er sogleich ein Araber genannt wird. Die außerhalb fester Wohaplätze wohnenden Mauren sind Nomaden (s. Taf. XXI.), die in ihren Sitten, Tugenden und Lastern, so ziemlich den Mauren der Wüste, die wir noch später zeichnen werden, gleichen. Nur ist zu bemerken, daß die nomadischen Mauren, welche in der ganzen Berberei den Namen der Araber führen, mit ihren Stammvätern nur wenig Ahnlichkeit haben. Sie theilen hingegen die Laster der Stadtmäuren. Die Sprache der Mauren ist arabisch, neben welcher auch noch die Frankensprache, ein Gemisch europäischer Sprachen, gilt; in Algier sprechen sie ein besseres Arabisch. — So mäßig auch die Lebensweise der Stadtmäuren ist, so ist doch die der Araber oder Landmauren noch viel einfacher, d. h. elender, und Rustikus ist schon ein Festessen. Sie kleiden sich schlechter, scheeren die Haare, und kennen weder Turban, noch Mütze, noch Pantoffeln. Die Frauen sollen überaus häßlich sein, und bemahlen die Backen mit schwarzen Figuren. Die Kinder der Landmauren müssen vor Tagesanbruch vor einem großen Feuer Gebete auswendig lernen. — Das ist ihre ganze Erziehung. Ihre Wohnungen sind Zelte, die aus Haaren gemacht sind, bis 10 Fuß hoch und etwa 25 Fuß lang, schwarz angestrichen und ohne Thüre. Um hinein zu kommen, hebt man ein Stück des Zeltes empor. Junges Vieh und Menschen wohnen hier beisammen. Ein Paar Strohmatten oder Felle dienen als Betten, und diese, nebst einer Handmühle, das Korn darauf zu mahlen, einige hölzerne Schalen und elende Topfe sind das Gerät. — Oft stehen mehrere Hundert solcher Zelte beisammen, und machen ein Lager aus, welches nach Bedürfniß der Welde fürs Vieh verändert wird. Dieses Lager wird durch Hunde, und gegen die Löwen durch Dornhecken geschützt. Es ist bemerkenswerth, daß diese wandernden Horden Ackerbau treiben, wiewohl sich dies zu widersprechen scheint. Sie müssen also wohl zu bestimmten Zeiten an bestimmte Plätze zurückkehren, um zu sien und zu kultivieren. Die marokkanischen Araber,

erzählen Reisende, wandern, wenn sie einer Gegend überdrüssig sind, ohne jemanden zu fragen, in eine andere, ackern wieder ein Stück Land um und lassen es nach einigen Jahren wieder liegen. Es überwächst nun wieder mit Gras, wird wohl auch von einer nachziehenden Horde in Besitz genommen, und wieder besetzt. Es fällt gar Niemandem ein, Grund und Boden als Erbe oder Eigenthum zu betrachten, noch viel weniger als eine verkaufliche Waare. Dieses ist die einzige Art des Uckerbaues, die man hier kennt. Viehherden sind zahlreich, das Wollenvieh gut und schön, die Wolle sehr fein und geschmeidig. — In Algier sind manche ganz unabhängig, und bei einigen verlohnt es sich, ihrer Armut wegen, nicht einmal der Mühle, sie abhängig zu machen. Viele leben vom Schlachten des Vieches, Reinigung der Kloake &c. Sie unterscheiden sich nach Familien und Stämmen, die von Schechs oder Aeltesten regiert werden. — Höchst armselig ist das Leben der Landmäuren im Staate Tunis. Sein Zelt ist nur durch einen Pfahl gestützt, in der Mitte durch einen Vorhang in zwei Theile gesondert. — Der eine Theil gehört den Verheiratheten. Ein grobes Stück Tuch (Burnus) ist fast die einzige Kleidung, und zugleich auch das Bett, — wer wohlhabend ist, schlafst auf Binsenmatten. Diese, nebst einigen hölzernen Schüsseln, iedernen Töpfen, einigen Schläuchen und einer Handmühle sind alle ihre Geräthe. Die Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung, denn Getreide erbauen sie nur wenig. — Die Zelte stellt man so, daß dadurch ein großer Raum eingeschlossen wird, in welchem des Nachts das Vieh steht. Nur zwei Eingänge führen in den innern Raum, die man aber des Nachts durch Bündel von Dornstrüchen verschließt. — In Tripolis macht der Baz i ha oder Bassina die Hauptnahrung vieler Mauren, und oft die einzige aus. Es ist ein Teig von Gerstenmehl, in Form eines großen Kloßes, welchen man mit Oel, oder etwas Brühe und Gewürz schmackhaft zu machen sucht. Wer mehr hat, ist Hammelfleisch. Uebrigens sind die tripolitanischen Mauren zum Theil sehr räuberisch, und häufig gezeigt, sich der Regierung zu widersezten. —

Die Natur der alten Stammyäder verleugnet sich doch nicht ganz. — Die Einwohner von Zaffran, Beduinen-Ueber in der Nähe der Syrte im tripolitanischen Gebiete, sind indeß gastfrei, gesällig, und der Fremde findet in ihren Zelten immer herzlichen Empfang. Benchy sagt: „Freizügig boten sie uns von ihrer einfachen Kost Milch und Datteln, während unsfern Pferden Korn gereicht wurde. Frische Milch war nicht immer zu haben, aber nie fehlte es uns an gegorener saurer Molke, Lebabu genannt; und selten vergaß es uns, von unsern Pferden zu steigen, und diese patriarchalische Kost zu genießen, welche nach einem beschwerlichen Ritte eines langen Tages in weglosen Gegenden unter den Strahlen der afrikanischen Sonne unendlich schwachoster ist, als es sich diejenigen einfallen lassen mögen, die solche Mahnung für ihre Schweine aussparen können. — Die Neugier unserer arabischen Freunde gewährte uns oft viele Unterhaltung. Wenn wir uns auf den Matten, die sie uns zum Nachtlager hingebreitet, zur Ruhe gelegt hatten, schlichen sich Weiber und Männer langsam und schein heran; jene, um aufs Aufmerksamste unsere Kleider, diese, um unsere Waffen, Säbel und Gewehre in Augenschein zu nehmen. Die Erstern waren vor allen über die weiße Leinwand unserer Turbane und Unterkleider, die letztern vorzüglich über unsere Doppelflinten und Sackpistolen mit Steinhähnen erstaunt. In kurzer Zeit schwand alle Zurückhaltung, die ganze Familie drängte sich um uns heran und jeder wollte vor dem andern gehobt sein.“ Eben so interessant ist, was Pacho über dieselben berichtet: „Auf den ansässigen Uckerbauer sehen sie mit tiefer Verachtung herab und betrachten eine Verbindung mit einem solchen als Schmach. Im Ganzen sind sie weniger von der muselmännischen Eisersucht angestellt. Die Frauen unterhalten sich unverschleiert mit den Fremden, und selbst die jungen Dirnen, ob sie sich gleich verschleiern, werden nicht eingesperrt, sondern zu den Geschäften der Haushaltung verwendet. Während die ältern Frauen das gastliche Mahl zurechten und die Leppiche auf den Boden des Zeltes breiten, gehen die Mädchen hinaus, um

dürres Gras und Pflanzenstengel, das einzige zuweilen auch tiefer Schnee, von starkem Frost begleitet. Es sollen gegen hundert Dörfer zu dieser Gegend gehören, deren jedes seinen Schach hat und einen festen Thurm. Nach der Safrans ernte erhebt der Bei den Tribut an Safran, und hält sich dann in seinem Schlosse (Kassa) auf, welches Magazine, Bisternen, einige Kanonen und 20 Mann Besatzung hat. — Die Landmauren in mehrern Gegenden der Berberei scheuen sich nicht, z. B. Wasser unter das Oel zu mischen, welches auf den Bazar kommt, Steine in die Wolläcke zu legen u. s. w., lauter Dinge, die früher, wo muselmännische Redlichkeit auch sprachwörtlich war, noch unbekannt waren.

Außer diesen Völkerschaften finden sich noch Türken, Juden, Christen, Meger und Renegaten in der Berberei.

Türen,

ungefähr 13,000, haben bisher die östlichen Barbarenstaaten bis Marokko hin beherrscht. Sie wurden immer von Konstantinopel aus erängt, bestanden aber zu allen Zeiten aus dem niederrücksigsten Auswurf der türkischen Hauptstadt. Selbst aus den Gefängnissen werden sie genommen und höher geschickt. Bald nach ihrer Ankunft in Afrika spielen sie die Herren des Landes, gelangen zur Gewalt und nicht selten auf den Thron. Leute also, nach denen in Konstantinopel der Henker schon seine Hand ausgestreckt hatte, sieht man hier mit den Strahlen der Souverainität umgeben. Auch auf diesem Boden der Erde verleugnen sie ihre türkische Ge-

a) Der Boden besteht nämlich aus Kalkstein, worauf Sand gelagert ist, wenigstens gilt dies von der Umgebung des Dorfes Tegersma. Es wird nun in diesen Boden eine Vertiefung ausgehauen vom 25 Kubikfuß Gehalt mit senkrechten Wänden. Diese bildet den Hofraum, um welchen herum Räumen ausgehauen werden, die durch den Eingang leicht erhalten. Es sind ihrer von 1 bis 4 an jeder Seite. In der Mitte des Hofs ist ein 10 bis 12' tiefer Brunnen. Der Eingang zu diesem Hofe ist 70 bis 80' entfernt, und über demselben steht ein Kellergeschoss, bedeckt mit einer starken Thür. Der Gang ist finster, oft durch mehrere starke Thüren unterbrochen und daher sehr gut zu verteidigen. Nicht alle in Felsen gehauene Grotten sind also Grabmäler.

b) Der Tripel verdient hier Erwähnung, weil er seinen Namen von Tripolis hat, wo er, und natürlich auch in diesen Bergen von vorzüglicher Güte gefunden wird. Es ist ein seines und trockener Thos von gelbgrauer Farbe, der im Wasser nicht weich wird. Wegen seiner Feinheit und Härte benutzt man ihn zum Poliren der Metalle und Gläser, der Steine und des Marmors.

c) Man gewinnt durch Einschmelzen in den Dattelbaum ein geistiges Getränk, Zaqbi genannt, welches anfangs süß und kührend, nach der Gährung aber stärker als Brannwein wird.

wüthhart nicht: sind ernst, gemessen, feierlich, müs-
segan. Sie sind ernst, gemessen, feierlich, müs-
segan und tapfer, aber auch unwissend und übermu-
thig gegen ihre Unterdrückten, von denen sie wieder mit Haß und Abscheu belohnt werden.
Hart, träge, ausschweifend, grausam und hab-
süchtig kann ihren Durst nach Gold und Wohl-
lust nichts stillen. Sie rauben den letzten Pfennig
derer, die unter ihrem eisernen Scepter stehen, ges-
fühllos und ungerührt. Sie hehrathen oft die
Töchter der Mauren, die aber diese Verbindung
verabscheuen, und nur mit dem größten Wider-
willen sich unterwerfen. Die Mütter erziehen
daher ihre Kinder aus solchem Vette mit dem
Haß gegen ihre Väter. Diese Mischlinge des
Türken- und Maurenblutes bilden eine eigene
Klasse der Bevölkerung, welche den Wohlstand
der Väter mit den Lastern beider Nationen teilt;
in Wollust und Ausartung, Weichlichkeit und
Vollerei versunken, an die berüchtigten Cynas-
den des Alterthums erinnern. Sie werden
Cöslris oder Euloglier genannt, und sind
in den Hauptstädten und deren Nähe sehr zahl-
reich.

S u d e n .

Ihre Zahl in der ganzen Verberei ist sehr
bedeutend. Sie sind größtentheils Nachkommen
der Juden, welche vertrieben aus Spanien und Portugal hier einwanderten, obwohl
auch schon früher deren aus Phönizien einwander-
ten. Sie sind nicht sehr zahlreich in den See-
städten, sondern in dem innern des Landes und
selbst auf dem Atlas; leben aber überall in der
höchsten Verachtung und Bedrückung. Sie
dürfen weder arabisch sprechen, noch schreiben,
damit sie nicht den Koran entweihen, wenn
sie ihn lesen. Sie dürfen kein Pferd, sondern
nur einen Maulesel reiten und müssen vor den
Thoren der Stadt absteigen. Es ist ihnen nicht er-
laubt, ohne vorherige Anzeige ans Lande zu ge-
hen, so wie auch nicht, ein Schwert oder irgend eine
Waffe bei sich zu führen. Vor jeder Moschee
müssen sie die Schuhe ausziehen, und dürfen
sich keinem Brunnen nähern, so lange ein Mus-
selmann daraus trinkt, auch sich in Gegenwart
eines solchen gestrengen Herrn nicht nieder-

segan. Jede andere als die verhasste schwarte
Farbe ist ihnen verboten; Mützen, Pantoffeln u. c.
müssen schwarz, das Haar geschoren sein; und
ist man gegen ihre Weiber, die hier sehr hübsch,
aber auch sehr leichtfertig sind, auch etwas
nachlässiger, so dürfen sie doch nicht verschleiern
ausgehen, da sie sich übrigens wie die Maurer-
nen kleiden. Geht ein Jude auf der Gasse,
so laufen ihm manische Jungen nach, zupfen
ihn beim Bart, spucken ihm ins Gesicht, und
Jedermann erlaubt sich gegen ihn, was er will,
da ein Judenmord selten oder nie bestraft wird.
Erhebt er die Hand etwa zur Selbstverteidigung,
so verurtheilt sie das Gesch zum Abhauen.
Macht er Bankrott und hat türkische Gläubi-
ger, so wird er als des Betrugs überwiesen ge-
henkt. Alle erniedrigenden Handlungen liegen
ihnen ob: z. B. Tode zu beerdigen, Verbrecher
hinzurichten, die Thiere des Geraals zu füttern
und Leidende auf dem Rücken aus Ufer zu
tragen. Selbst von den Berbern werden sie
sehr verachtet. Allen diesen können sie nichts
entgegensetzen, als stoischen Gleichmut, worin
sie es so weit gebracht haben, daß sie selbst so no
mit Bewunderung betrachtet würde. Dieses
Drucke ungeachtet haben sie auch hier ihre Za-
lent entwickelt, bedeutende Reichthümer zu erwer-
ben, ohne den äußern Schein der Armut ab-
zuwerfen. So verachtet sie sind, so geschehen doch
alte Geschäfte von Bedeutung durch sie. Sie
sind Kaufleute, Dolmetscher, Gouverneure, Münzmeister,
Zöllner, Gehetzschreiber, Münzmeister, Münzmei-
ster der europäischen Mächte, und üben selbst
in der Regierung oft große Gewalt aus. Auch alle
nützliche Handwerke betreiben sie; sie sind die
einzigsten Schmiede, Goldarbeiter und Juweliere.
Sie müssen jedoch starke Abgaben entrichten,
und zwar von jedem über 13 Jahre alten, männl.
Kopf jährlich einen Dukaten, alles Gewürz
an den Hof ohne Zahlung liefern, alle Hand-
werkssachen, z. B. Goldarbeiten, umsonst für
den Kaiser fertigen, und bei allem noch
darauf gefaßt sein, daß die Regierung, um ihre
aufrührerischen Truppen zu bezahlen oder zu
besänftigen, sie der Plünderung derselben Preis
giebt. Eine solche schauderregende Plünderung
der Juden von Zekuan ward 1790 von

Mulei Tazib, Kaiser von Marokko, angeordnet und vollzogen. Wenn daher der Jude hier durch Niederträchtigkeit charakterisiert und für Geld zu allem zu haben ist, so darf man nach der Ursache nicht weit forschen. S zwar werden die Juden in Algier (s. Tat. XX.) etwas besser behandelt, aber das Jahr 1830 mußte ihnen doch höchst willkommen sein!

Die ärmsten Juden im Marokkanischen tagelhnern beim Aus- und Einladen der Schiffe, die andern treiben, wie auch in den übrigen Staaten, Handwerke, Mäkler und Handel. Acker und Gartenarbeit darf Niemand, selbst als Tagelhnner, nicht treiben. In der Hauptstadt Marokko liegt im östlichen Theile derselben nächst dem kaiserlichen Palaste das Judenviertel el Mellah. Es hat einen eigenen Schuhherrn, wird jede Nacht geschlossen, und zählt 2000 Familien aus Israel, die alle arm scheinen, aber so wohlhabend sind, daß eine Bastonade, den Ältesten gegeben und von diesem wieder an ihre Glaubensgenossen vertheilt, jede beliebige Summe in den Schatz ließert. Indessen sind viele ausgewandert nach dem Atlas, wo sie keine Abgaben bezahlen. — Die in der Stadt Tetuan lebenden Juden beschäftigen sich außer dem Handel auch damit, daß sie aus den daselbst gezeihenden herrlichen Trauben den Brantwein Masa ya destilliren, der selbst von Mauren, trotz Muhamed's Verbot, sehr gesucht wird. — In der Stadt Algier haben die Juden, 8000 an der Zahl, in ihrem Viertel eine Synagoge, so wie auch in Bon a, welche letztere selbst von Muhamedanern heilig gehalten wird. Die Juden der Stadt Bengasi in Tripolis sind nicht nur die besten Kauf- und Handelsleute, sondern auch die fleißigsten, reichlichsten und gedrücktesten Bewohner.

Chresten.

Die Anzahl der in den Raubstaaten ansässigen Christen ist nicht bedeutend; die meisten kommen des Handels wegen dahin und kehren wieder in ihr Vaterland zurück. Aller Verträge ungeracht waren sie dennoch seither vielen Bedrückungen ausgesetzt; selbst die Consuln müssen sich vieles gefallen und sich von der Hoheit auch

II.

wohl Christenhundeschelten lassen. Der letzte französische Konsul hatte sogar die besondere Ehre von dem jüngsten Exdei eigenhändige Liebesungen mit dem Fliegenwedel, sonst Schläge genannt, zu erhalten. Algier ist nicht mehr gefährlich und die übrigen Raubstaaten zahlen lieber Tribut. Jetzt werden also von den Christenauflieuten weder Geschenke, noch Tribute entrichtet.

Meger

sind in den verschiedenen Provinzen der Verbesrei auch nicht selten und am häufigsten in Algier. Schon seit länger als 4000 Jahren werden sie durch Handelskarawanen aus dem Süden eingeführt und als Sklaven verkauft. Sie sind entweder schon Muhamedaner, wenn sie ankommen, oder werden es erst; eben darum ist es aber auch Juden und Christen nicht erlaubt, Neger zu halten. Diese Sklaven werden von ihren Herren sehr gut behandelt, haben Gelegenheit zum Gelderwerb, um sich loszukaufen, oder erhalten nach einiger Dienstzeit die Freiheit. Besitzen sie diese, so dürfen sie sich ankaufen und selbst Maurinnen heirathen, woraus denn die dunkle Färbung der Mauren leicht zu erkennen, denn es bedarf mehrere Menschenalter, bis sich das Negerblut bleicht. Mulei Ismail, Kaiser von Marokko, errichtete aus dieser starken, feurigen und mutigen Menschengattung eine Art Prætorianer gegen 100,000 Mann; so wie sie der Schutz dieses Kaisers waren, so wurden sie aber auch ihm und seinen Nachfolgern furchtbar. Die Überreste dieser schwarzen Leibgarde spukten noch bis auf den heutigen Tag. — Negerinnen sind besonders gesucht und werden zu dem Dienst in den Harem und zu Erzieherinnen der Kinder gebraucht. Sie führen den Haushalt und haben großen Einfluß, besonders auf den Herrn des Hauses.

Renegatten

(von der christlichen oder jüdischen Religion zur muhammedanischen Uebergangene) sind theils geflüchtete Deserteure oder Verbrecher aus christlichen Festungen, theils Abenteurer, die nirgends sonst auf der Welt ihr Glück auf ehrliche

10

Weise machen konnten und, wie alle Renegaten, loses Gesindel. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß dieses eine der niederrächtigsten, und aller Schurkerei fähige Menschenklasse sei. Eben so unzuverlässig als Muhammedaner, wie sie treulos als Christen waren, werden sie von den Moslemens aufs Tiefste verachtet, dürfen keine Maurin heirathen und werden für schlechte Menschen gehalten. Nur mit Negerinnen und Renegaten-Ädchtern dürfen sie sich ehelich verbinden. Sie werden als Renegaten in Maurentracht durch die Stadt geführt. Durch sie wurde einst die Marine der Barbaren auf jene Stufe der Furchtbarkeit erhoben; sie sind es heute noch, welche den Mauren manches Talent, manche Kunst zuführen, sich oft unentbehrlich machen, und dadurch manche bedeutende, vortheilhafte Stelle sich erschleichen. Misstrauisch bleibt man aber stets gegen sie.

Dieses Gemisch verschiedener Menschenarten bewohnt den gesegneten, klassischen, an Alterthümern reichen Boden des Atlaslandes. Stumpfsinnig geht der Barbar an diesen ehrwürdigen Trümmern einer geistvollen Vorzeit vorüber, oder zerstört mit seinem rohen Werkzeuge, was Künstlers Hand einst schuf, um seine elende Hütte aufzurichten. Uns sei jene schöne Zeit mit ihren Schöpfungen lichter Menschen geister unvergessen! Darum mögen wir nicht aus diesem Erdengebiete scheiden, ohne aus der Gegenwart, deren Schilderung nur Gefühle der Wehmuth und des Unwillens in den Herzen unsrer Leser erwecken könnten, in jene Vergangenheit, wenn auch nur mit flüchtigem Auge, zurückzuschauen.

Geisteskultur anlangend, so ist im Staate Tripolis, wie nirgend sonst auf Erden, ein interessanter Punkt. Hier ist es, wo die Mussen des Alterthums sich besuchen, um auf den Trümmern ihrer vergangenen Herrlichkeit ihr Geschick zu belagern. Der Geist dreier großer Völker des Alterthums berührt sich hier. Ägypten, Griechenland und Rom trauert hier über seinen Trümmern und wartet eines neuen Tages seiner Auferstehung, wo die Künste des Friedens und der Humanität ihren Wohnsitz hier wieder aufschlagen möchten. Jetzt ist das ganze

Land mit römischen und griechischen Trümmern bedeckt, unter denen sich jedoch die Nähe Ägyptens, vor dessen Riesenwerken wir unlängst bewundernd standen, und der Einfluss daher nicht erkennen läßt, wenn auch die Namen nicht daran erinnern. Römische Trümmer zeugen, daß Roms Geist hier wie nirgend sonst in seinen Provinzen wirksam und einflußreich war. Cyrene war eine der glänzendsten griechischen Pflanzstädte und die Waterstadt des vernünftigsten Schülers, des Sokrates, des geistvollen edlen Aristipp. Hier erhoben sich einst Tempel und Altäre im Geiste Griechenlands; eben aber hier berührt sich griechische mit ägyptischer Kunst, denn Cyrene konnte sich vom Einflusse des Nachbarlandes nicht frei erhalten, und da auch Roms Adler siegreich hier ihre Fittige erhoben, so findet man auch dieses Geistes Trümmer.

Zu den Trümmern von Cyrene gelangt man, indem man das Hochland Barca ersteigt. Die Stadt Merga, welche man auf diesem Wege antrifft, wird für die alte Stadt Barca gehalten. Der Weg ist mitunter in Felsen gehauen, und zeigt noch Wagengleise, Spuren vergangener Zeiten. Die ganze Straße ist mit Ruinen bedeckt. Das Erste, was man vom Batterlande des Aristipp und Karneades erblickt, ist die Totenstadt. Die große Menge Gräber wird erklärt, wenn man bedenkt, daß diese Stadt 610 v. Chr. G. erbaut war. Sie waren theils in den Felsen gehauen, theils über der Erde errichtet. Aber alle zeugen von einer Verwandtschaft der Menschen mit den — Hyänen; denn alle sind erbrochen, alle durchwöhlt. Cyrene darf in Hinsicht der Anstrengung, das Andenken der Todten zu erhalten, sich kühn selbst mit dem in dieser Beziehung unübertrefflichen Ägypten messen. Cyrene liegt auf der Hochebene von Barca, ungefähr 1800' über dem Meere, unter 32° 49' 38'' n. Br. und 39° 30' 5'' L. Unbeschreiblich reizend ist die Aussicht über das große Meer hinaus. Die Abhänge, in welche das höhere Gebirge, an dessen Abhang die Stadt erbaut ist, sich niedersenkt, sind von den Griechen zu ordentlichen Straßen ausgehauen worden, welche hinwieder an einigen Stellen durch regelmäßige Felsentreppen in Verbindung

standen. Man sieht auch auf diesen Straßen noch alte Wagengeleise, und durchaus sind in den Seitenwänden dieser Felsenstraße Grotten eingehauen, welche zum Begräbnisse gedient haben, und deren Eingänge mit Portikus geschmückt sind. Die ungeheure Nekropolis zeugt vom Glanz und Reichthum der ehemaligen Bewohner, so wie von der großen Bevölkerung der ehemaligen Hauptstadt des afrikanischen Griechenlands. Zehn Reihen von Mausoleen ziehen sich terrassenförmig um den Berg herum; die Grotten, in welchen man ganze Gruppen von Gräbern, Sarkophagen und Inschriften findet, sind voll reicher Sierathen. Es wäre hier Stoff genug, um Jahre lang Zeichner, Maler und Kunstskenner zu beschäftigen. Unter die merkwürdigsten Kunstschätze gehörend zwei prächtige Sarkophage, von weißem Marmor in einer der Grotten, deren einer, sehr schön erhalten, mit weiblichen Gestalten, und der andere mit Ungeheuern verziert ist; beide gehörend dem schönsten Zeitalter griechischer Kunst an. Werthvolle Relieftafeln liegen andere Grotten und machen das Schauspiel aus, was uns von Kunstwerken dieser Art aus den schönen Zeiten Griechenlands übrig ist. Das anziehendste Denkmal aus dem Alterthume der Stadt ist die dem Apollo geheiligte und mit einem Tempel überbaute Quelle. Immer noch frisch und rein, wie vor 2400 Jahren sprudelt sie hervor, Menschen und Thiere labend. — Etwas tiefer als die Quellen liegen die Ruinen eines Tempels, welcher, aus der Inschrift, die noch bruchstückweise vorhanden ist, zu schließen, der Diana gehelligt war. Bruchstücke einer marmornen Bildsäule, welche hohe Kunst andeuten und vielleicht die Göttin selbst dargestellt haben, liegen umher. Desgleichen liegt ein prächtiges Bassrelief und ein männlicher Torso, der sich mit dem berühmten Torso in Rom messen könnte, unter den Trümmern. Auch finden sich noch Überreste von zwei Theatern zu Cyrene, alles aber freilich mit Pflanzen überwachsen. Der ganze Boden der alten Stadt ist mit prachtvollen Trümmern korinthischer Säulen und schön gearbeiteter Statuen bedeckt. Da viele Standbilder Porträts zu sein scheinen, so kommt das Theater wahrscheinlich aus den Zeiten der Cäsaren. Es scheint mit Integriß der Säle und des Orchesters 150' Länge und eben so viel Weite gehabt zu haben. Besonders verschieden ist das zweite Theater, welches viel kleiner ist. Für die Zuschauer sind an den Seiten 5 Eingänge angebracht gewesen, und die Säulengänge zeigen die dorische Ordnung. Die Trümmer großer Gebäude, Säulenhallen und Spaziergänge, die an das Theater angebaut und mit hohen Mauern umgeben zu seyn scheinen, liegen an der Ostseite umher. Auch findet man hier in der Nähe viele Bildsäulen von weißem Marmor und trefflicher Arbeit in Lebensgröße ausgeführt. Cyrene ist es daher, welches als die versteinerte Stadt der Araber angesehen werden muß. Von einem Amphitheater, welches sich außerhalb der Stadt an der Westseite befindet, sind nur noch Reste vorhanden. Es ist am Abhange eines Berges nach dem Meere zu errichtet, und mußte von diesem aus sichtbar sein. Es hat auch den freien Genuss des in Afrika so angenehmen Nordwindes. Von den hintern Sälen ist eine große Masse mit dem Felsen zugleich herabgestürzt, so daß nur noch etwa 40 Säulen erhalten sind. Der Durchmesser der Arena ist schwer zu ermitteln, möchte aber etwa ungefähr 100 Fuß betragen haben und sie scheint kreisrund gewesen zu sein. Der Eingang war oben am Berge. Die Nordseite der Stadt scheint weniger bebaut gewesen zu sein. Man sieht indessen hier Reste ansehnlicher Tempel, so wie eines Stadiums. Die interessantesten Trümmer liegen in der Mitte der Stadt zwischen dem Theater und der Wasserleitung.

Unter den vielen Pflanzen, welche die Trümmer Cyrenes vor den Blicken der Barbaren verhüllen, nimmt eine besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch, nämlich das Silphium (Lasorpitium (?) varius). Dieses Kraut, welches einige Nehnlichkeit mit dem Kraute und Stengel der gelben Rüben hat und auf den Münzen von Cyrene prangt, war im Alterthume sehr berühmt. Es war ein besonderes Kleid bei den Cyrendern und zog den Meid der Wölter auf sie. Unter den Ptolemäern und Cäsaren war es mit einer ungeheuern Abgabe belastet. Jetzt bedeckt das Silphium die Berge

und Cyrene selbst, hat aber aufgehört, ein Geschenk für Könige und Götter zu sein, sondern wie vor Unkunst der Griechen in Lybien die Alsythen thatten, so verzehren es jetzt vom Feuerbrände weg einige Hirten der Gegend. Für das Vieh aber, besonders für Kameele, ist es sehr ungesund.

3. Die Bewohner der Landschaft Fezzan.

Fezzan ist eigentlich eine der nördlichen Däsen der Sahara und gehörte insofern nicht zur Verberei, wird aber gewöhnlich noch dazu gerechnet, weil es in einiger, wenn auch unbedeutender, Abhängigkeit von Tripolis steht. Es ist ein 60 Meilen langes, 40 Meilen breites, von zahlreichen Felsenketten, dem Harudsch und Sudahgebirge durchzogenes dürres Land, wenig bebaut und der Wüste fast gleich. An Brunnen fehlt es zwar nicht, aber an lebendigen Quellen, deren man nur 4*) auf dem großen Flächengebiete von 5,400 Quadratmeilen findet, die nicht einmal einen reinen Geschmack haben, sondern mehr mineralisch sind. Wie in Oberägypten, so ist auch hier der Regen eine seltene Erscheinung, weshalb die von den Gebirgen herabkommenden Bäche als eine große Wohlthat für das Land zu betrachten sind, indem sie die Niederungen bewässern und ziemlich fruchtbar machen. Das gewöhnlichste Erzeugnis des Pflanzenreichs sind Datteln**), mit deren Kernen man hier die Esel füttert, welche statt der Pferde zu Feld- und Gartenarbeiten gebraucht werden. Das Laub eines Buschwerks, das den Namen Agul führt, dient den Kameelen zum Futter. Nur in der

Nähe der bewohnten Ortschaften werden Palmen gepflegt, und Korn nebst einem Gemüse gedeiht künstlich. Es gibt verschiedene Arten von Korn und anderm Getreide, Gafooly, Gummah, Gussub (Durrha), Shair, Tareedi und Lubia genannt. Korn und Gerste wird im October gesät und im März und April geerntet. Während dieser Zeit müssen die Felder mittelst kleiner Kanäle, in welche das Wasser aus Brunnen geleitet wird, bewässert werden; Gafooly, eine Art Hafer, und Gussub werden im Sommer gesät und sind im Herbst reif; oft aber füttet man ihn den Pferden auch grün. Die Halmre sind sehr süß wie Zuckerrohr und erreichen oft eine Höhe von 7 bis 8 Fuß. Gudub ist eine Art Klee, die im Februar gesät und im November geschnitten wird; er ist sehr thuer, aber ein sehr nährendes Futter für Pferde und Kameele. Mais und einiger Reis wird hier und da gebaut — doch Alles nicht so häufig, daß man nicht von benachbarten Gemarkungen noch kaufen müßte. Obst gibt es nur in sehr geringer Menge. Von sehr gutem Geschmack sind die Wassermelonen, Feigen und Granatäpfel, schlecht und unschmackhaft hingegen Aprikosen und Äpfel. Corna ist eine den Äpfeln an Gestalt und Geschmack ähnliche Frucht, die auf einem oft 30 Fuß hohen Baum wächst und in die Gattung der Lotos gehört. Diese Frucht hat drei Kerne, ist sehr süß und nicht grüher als eine Walnuss. Man ist auch die Saamenträger der Sonnenblume und Rosquinten. Große und gute Kürbisse gibt es häufig, aber nur wenig Rüben und anderes Gemüse, das übrigens von geringer Beschaffenheit ist. Von den Produkten des Mineralreiches

*) Westlich von Marzuk, nicht weit von der Stadt Traghen. Es sind 4 Zweige, deren jeder 30 bis 40 Fuß Durchmesser hält, mit einer grünen Haut überzogen ist und von Fröschen wimmelt. Das Wasser ist eben nicht frisch, und die damit bewässerten Gärten sind eben so weiß von Salz, wie die, welche aus Brunnen begossen werden. Traghen selbst liegt in einer fast ganz mit einer Salzkruste bedeckten Ebene.

**) Der Dattelbaum, von 30 bis 100 Fuß Höhe, mit einem ungeteilten Stamm. Die Früchte, welche in großen Büscheln zusammenhängen, rot und gelb von Farbe sind, von der Länge eines Fingers, haben ein saftiges und süßes Fleisch mit einem Stein. Außer Afrika findet man die Datteln auch in Syrien, Palästina, Persien; auch wachsen sie im südlichen Europa, doch wird die Frucht hier nicht vollkommen. In Oberägypten leben ganze Familien von Datteln. Man ist sie frisch, oder auch auf mancherlei Art zubereitet. Getrocknet schmecken sie fast wie Felsen. Von den frischen Früchten erhält man einen Sirap, der wie Butter gebraucht wird. Die jungen Blätter geben ein Gemüse, das man Palmenkohl nennt. Aus den Blättern werden außerdem Sonnenschirme, Körbe und kleine Säcke gemacht.

kennt man nur Salz, welches in hinreichender Menge vorhanden ist, und Troma, ein mineralisches Laugensalz, welches in einer Provinz oben auf den dampfenden Seen schwimmt und in Afrika zu Färbereien gebraucht wird. — Der Sommer dauert vom April bis November, und die Hitze dasselben erreicht vom Mai bis August einen solchen Grad, daß sich von 9 Uhr Morgens bis Sonnenuntergang Niemand aus dem Hause wagt, welcher nicht dazu geneigt ist. Die Hitze vermehrt sich bis zum Ersticken, bei südlichem und südöstlichem oder südwestlichem Winde, kühlst sich aber auf einige Tage bei nordlichem und nordwestlichem ab.

Die Bewohner, vielleicht 60,000 bis 70,000, sind ein Gemisch vieler Stämme und Völker. Die Ureinwohner sind theils durch friedliche und gewaltsame Einwanderungen, theils durch das häufige Einführen der Neger so sehr vermischt, daß Hornemann nur in der Provinz Schaty eigentliche Fezzauer zu finden glaubte. Hier sind die Menschen von mittler unterseigter Statur, dunkelbrauner Farbe, schwarzen, nicht langen Haaren, regelmäßigen, nicht negerartigen Gesichtszügen. Die Männer der übrigen Fezzauer haben keine schöne Gestalt, sind nicht robust, haben starke, hervorstehende Backenknochen, platztes Gesicht, kleine Augen, großen Mund, und die Frauen sind auffallend häßlich. Sie haben auch wenig Mut und sind durch den drückenden Despotismus sehr herabgewürdigt. Die Araber im nördlichen Theile sind gastfrei, die übrigen aber ungestlich, mißtrauisch, heimtückisch. — Die MahlungsmitteL der Fezzauer bestehen in Datteln, Brot mit Fett, Obst- und Gartenfrüchten, und Brod von schlechter Art. Reiche essen Weizenbrot, Kameel-, Ziegen- und Hammelfleisch, und ein reicher Mann muß der sein, von dem man sagt: „Er ist alle Tage Brod und Fleisch.“ Getränke lieben sie jedoch unmäßig. Palmwein wird sehr gern und auch ein anderes berauscheinendes, aus Dattelkernen bereiteteS, Getränk, Buza, häufig getrunken. Sie sind dafür aber als Trunkenbolde berüchtigt. Daher kommt es auch, daß Trinkgelage, die oft durch Tänzerinnen (Kandankas) belebt werden, zu den alltäglichen Erscheinungen gehören. Die

Weiber lieben nämlich den Tanz, welches Vergnügen sie nach Sonnenuntergang beim Klange einfacher Tambourins auf öffentlicher Straße genießen. Hestentliche Tänzerinnen, durch starke Getränke berauscht, führen in den Häusern sehr uppige Tänze auf, denn die Sitten sind überhaupt sehr frei.

Die Kleidung der Männer besteht in einem Hemde von grober Leinwand oder grobem Zeuge aus Baumwolle, die von Kairo eingeführt werden, eben solchen Beinkleidern und Sandalen aus Kameelhaut. Über jenes kurze Hemde zieht man eine ärmellose Weste, darüber eine Jacke mit langen Ärmeln, darüber wieder ein weites, bis unter die Knie herabreichendes Kleid, welches durch einen rothseidenen Gürtel um den Leib befestigt wird, namentlich beim Ausgehen, eine Art Mantel geworfen. Die Vornehmen kleiden sich tripolitanisch und werfen ein seines sudanischen Hemde, Tor genannt, über. Statt der Strümpfe hat man lederne Bedeckungen, die bis an die Waden hinaufgehen, wo sie an die Beinkleider anstoßen. Den Kopf bedeckt eine Mütze, um welche der musselinene oder seidene Turban gewunden wird. Und nun denke man sich! über diesen gesammten Anzug wird ein Mantel getragen, der Buraoose heißt, eine Kappe für den Kopf hat, und bei gutem Wetter auf die Schultern gelegt wird. Dieser Mantel mag ihnen nöthig scheinen, da sie gegen rauhes Wetter sehr empfindlich, und der Hitze so gewohnt sind, daß die Höflichkeit es bei ihnen zur ersten Frage macht: ob man nicht friere. — Die Weiber tragen ein blaues oder weißes Hemde, auf der Brust mit bluter Wolle oder Seide gestickt, und darüber ein Tuch, Abbe genannt. Ringe an Armen und Füßen sind ein sehr gewöhnlicher Schmuck. Das Haar wird in Zöpfchen mit Leder durchflochten, woran Stückchen Bernstein, Korallen, silberne Glöckchen und Ringe hängen. Die Ringe an den Ärmeln bestehen aus Glas, Horn und bei den Wohlhabenden sieht man auch wohl silberne Armspangen. Der Halsschmuck besteht aus Seidenbändern, Schnüren und Perlen, wie bei uns; die gemeinen Weiber nehmen eben so mit Glaskosrallen vorlieb. Das Haar wird auf der Stirn

in dicke Locken gelegt, mit Öl bestrichen und mit einem, *Atria* genannten, Puder bestreut. An den Füßen tragen sie rothe Pantoffeln.

Das Volk wohnt meist in schlechten, niedrigen Wohnungen, die nur aus Steinen oder rohen Backsteinen erbaut sind und das Licht durch die Thüre erhalten. Sie werden ohne Werkzeuge bloss mit den Händen erbaut; sind die Mauern fertig, so werden sie von den Nachbarinnen und Freundinnen des Erbauers überstrichen und getäuft, ebenfalls mit den Händen. Die Breiter zu den Thüren und einigen Bänken liefert schlechtes faseriges Palmenholz. In den Städten sind die Häuser etwas bequemer, haben ein Thor, groß genug, um ein Kamel einzulassen, dann kommt man zu einem Gange, der zum Saale führt, neben welchem sich eine Sklavenkammer befindet, der gegenüber man in einen großen Saal gelangt von 18 Fuß Höhe und oben mit einem vierseitigen Loche statt Fenster versehen. In diesen Raum münden die anliegenden Kammern und Gemächer. Die Decke des Saales wird von Palmtümmlen, dem Urbilde alter Säulen, getragen und dem Eingange gegenüber befindet sich ein Tisch von Erde, 18 Zoll hoch und 12 Fuß lang. Aus diesem Saale kommt man in einen von diesen kleinen Gebäuden eingeschlossenen Hof. Von dieser Verschaffenheit sind die meisten Häuser selbst in der Hauptstadt Murzuk, die auch den Namen Fesana führt. Sie ist mit einem Erdwall umgeben, 15' hoch und 8' dick, mit Schießscharten für Flinten und mit sieben Thoren versehen, von denen jetzt vier zugemauert, die andern drei aber Tag und Nacht mit Wache besetzt sind, damit (denn Murzuk ist zugleich Haupthandelsplatz) keine Waare heimlich gebracht oder fortgeschafft werde. Die Straßen sind klein und enge; es gibt aber auch große, mit Palmen besetzte Plätze. Die größte Straße ist die, welche zur Residenz führt, die aus einem Schlosse oder Kastelle (s. Taf. XXIII.) besteht, das ein Gebäude von Erde und 90 Fuß hoch ist. Es hat 50 Fuß dicke, mit kleinen Zimmern versehene Ringmauern. Des Sultans Gemächer sind weiß getüncht und mit rothen Flecken bemalt. Vor dem eigentlichen Kastelle ist ein geräumiges

Wetterdach, unter welchem ein großer altmodischer Armstuhl steht, der chemals verziert und vergoldet war. Hier giebt der Sultan alle Freitage öffentliche Audienz. In der Stadt sind Teiche mit salzigem Wasser. Von jem, nördlich von Murzuk, ist merkwürdig wegen der eine Viertelstunde davon entfernt liegenden römischen Feste (s. Taf. XXII.). Sie liegt zwischen einigen hohen Hügeln, ist ein längliches Gebäude und hat an jeder Seite einen großen gewölbten Thorweg mit zwei Thürmen. Im Innern stehen hohe Steinblöcke aufgerichtet und über dem Thore liest man eine römische Inschrift aus den Zeiten Septimius Severus. Das Gebäude, selbst an dieser äußersten Grenze seiner Herrschaft, zeugt von dem großen Geiste dieses zwar strengen, aber sorgfältigen Herrschers, womit er die Herrschaft dreier Welttheile besorgte. In der Nähe der Stadt Bellad el Sheriffe findet man Ruinen einer schönen Moschee aus besserer Zeit, und 5 alte Gebäude, die man der Vorzeit zuschreibt. Sie halten 20 Fuß Durchmesser, 30 Fuß Höhe mit gewölbten Dächern und Fenstern, und sind in der Mitte Afrika's sehr wichtige Monuments. Bis zur Höhe der Höhe sind sie mit rothen Steinplatten überzogen, mit Inschriften versehen, die aber größtentheils verwischt sind und von Thoren für arabisch gehalten werden; so wie dieser Meisende glaubt, daß diese Monuments selbst Gräber der ältesten Sheriffe seien, die sich hier vor 5 bis 600 Jahren angesiedelt haben und deren Nachkommen sich heute noch Sheriffe oder Abdalmalinge des Propheten nennen, denn sie durch ihre Sitten auch nicht widersprechen. Bis und da findet man noch Ruinen, welche beweisen, daß in früherer Zeit geschicktere Baumeister, als die jetzigen, in jenen Gegenden lebten.

Handwerker sind außer Schustern und Schnellern, die mit plumpen Werkzeugen in allen Metallen arbeiten, nicht vorhanden. Die Beschäftigung der Landesbewohner ist Handel, denn Murzuk ist der Mittelpunkt, wo sich aus beiden Wüsten (Sahara und Sahel) die Karavanenstraßen vereinigen. Es gehen und kommen Karavanan nach und von Kairo, Tripolis, Bornu und ganz Sudan, und bringen

und holen fremde Produkte. Einst im hohen Alterthume trafen hier die Karavanen der Karthager, Cyrenäer, Ammonier, und die der Aegyptier und Diospoliten oder Thebäer zusammen. Dieselben Wege werden auch heute noch betreten. [Die Natur selbst hat sie durch Reihen von Quellen, die sich in der Wüste in gewissen Zwischenräumen zerstreut finden, vorgezeichnet, und sie sind oft so betreten und bewandert, daß der Boden selbst sich ihnen angebildet zu haben scheint, weil die Karavanenführer die Straßen am Geruche des Bodens unterscheiden.] Von hier ging alsdann dieselbe Sudankaravane zu den Karantanen und Atlanten. Heutzutage geht sie zu den Libbo's, Quarits nach Dornau. Der Handel mit eigenen Erzeugnissen des Landes ist sehr unbedeutend. Man handelt mit Gold und Goldstaub, mit seidenen, wollenen und indischen Waaren, mit Taback, Kupfer, Schiebpulver, Säbeln, Messer, Papier, Spiegeln, Glascorallen, &c.

Der Landbesitz befindet sich allgemein in den Händen der reichen Klassen, welche seine Beworgung und Verarbeitung ihren Sklaven oder freien Dienern überlassen. Das Landeigenthum erbenloser Besitzer und großer Verbrecher zieht der Sultan ein. Der Wert des Grundstücks wird nach der Zahl der Dattelpalmen und Bäume, die sich darauf befinden, bestimmt. Im Umkreise weniger Meilen um Sokna stehen 400,000 Dattelpalmen.

Schulen sind allenfallsen, und die meisten Kinder lernen lesen und schreiben. Sie schreiben noch nach Art der Aten, auf kleinen Beetchen von hartem Holze, die aus Sudan kommen, mit Rohfedern. Alle lernen den Koran lesen, und gehen vier Jahre lang in die Schule. Der Schulmeister heißt Fighi, bekommt monatlich etwas Korn und jährlich einen Dollar für jedes Kind, und hat ein Kind genug gelernt, noch ein besonderes Geschenk. Er steht in Unschéen, und wird sehr geehrt. Die Byzantin sind alle Muhamedaner, lieben den Koran, haben auch Gefallen am alten Testamente, lesen mit Andacht die Bücher Moses, Salomo und die Psalmen. Sie sind mit dem neuen Testamente unzufrieden, weil sie glaub-

hen, daß es verfälscht und in den Stellen verschümmelt sei, wo Muhamed's Unkunst verkündigt wird. — Gräber und Moscheen sind nicht selten mit Strauheneiern geschmückt. Das Seelenheil besorgen die Marabuts, die trotz der erheuchelten Heiligkeit die größten Schelme von Fezzan sind und Befürderer des Überglaubens. Bei den Moscheen sind nebst den Kasdis auch Imans angestellt, die Gebete verrichten und predigen, zugleich Amulete und Zauberformeln schreiben und damit um so viel mehr verdienen, je größer der Ruf der Heiligkeit ist, darin sie stehen, je frömmher ihre Mienen, je öffentlicher ihre heuchlerischen Gebrüder sind. — Die herrschende Sprache ist die arabische, die Schriftsprache ist die Magarabini sche, oder Verberssprache, die in Westafrika allgemein üblich ist.

Die Regierung war früher in den Händen der Mauren und zwar erblich in einer Familie, die aus der Nähe von Fezz herstammte. Sie hat sich 500 Jahre lang behauptet. Mukni, dem jetzigen Sultan, gelang es, sie zu stürzen und sich auf den Thron zu setzen. Er regiert mit großer Strenge und sein Wille ist Gesetz. Thronrevolutionen werden im Oriente überall, wo Laune und nicht Geseze regieren, also in allen außereuropäischen Staaten der alten Welt, mit Gleichgültigkeit vom Volke angesehen. Das Band der Liebe, welches bei uns Völker an ihre Fürstenhäuser bindet, ist unbekannt, es fällt daher gar nicht auf, wenn man heute dem ein Almosen reicht, vor dem man gestern geziert hat. Um sich auf einem Throne zu behaupten, gehört Kraft und eine willige Leibwache. Darum behauptet sich auch der jetzige Sultan von Fezzan. Von Goldurst geleitet erlaubt er sich jeden Missbrauch, seine Untertanen auszusaugen, und seine ganze Regierungskunst besteht in dem Talente, alle Habe seiner Untertanen in seinen Schatz zu bringen. Er ist zwar in einiger Abhängigkeit von Tripoli, dessen Del über Krieg und Frieden zu entscheiden hat; allein er thut doch, was er will, und wartet nie in dieser Hinsicht Befehle ab, sondern unternimmt jährlich seinen Raubzug nach Sudan, um in den Libesgebirgen Sklaven zu jagen.

Als Lyon in Fezzan war, weinte der Sultan Freudenthren über seinen Sohn, der von einer solchen Grazie, wie sie die Raubzüge nennen, 1500 Sklaven zurückbrachte. Sultan Mukni hat eine Kriegsmacht von 5000 Mann, meist Araber, denn die entnervten und mutlosen Fezzaner werden fast nie zum Militair genommen. — Die Verwaltung und Justiz wird eben so, wie in allen Barbarenstaaten, durch Radis, die bisweilen erhlich sind, besorgt; eben so die Criminaljustiz. Gehängt wird nicht so viel, als erdrosselt, weil letzteres dem Geschmacke des Sultans zusagt, von dessen Willen auch dieses abhängt. Wird ein Mensch ermordet gefunden und der Urheber des Mordes nicht ermittelt, so muß die Stadt, in deren Weichbilde der Tote gefunden wird, 2000 Pfäster an den Sultan entrichten. Eben so sind für Diebstähle und Beraubungen die Ortschaften verantwortlich; gewiß ein sehr weises Gesetz und ganz geeignet, Sicherheit zu gewähren. Auch Moses traf schon eine solche Anordnung in Israel. Hat jedoch ein Vornehmer einen Mord begangen und entflieht, so kann er nach einiger Zeit wiederkommen, ohne Strafe zu fürchten. Dasselbe gilt in Tripoli, wo Mukni, der gegenwärtige Sultan von Fezzan, in dem Falle war, als er noch im Privatstand lebte. Das Vermögen des Verurteilten wird confisziert und die ganze Familie kommt an den Bettelstab. Die Enkelin des vorigen Sultans lebt jetzt von Almosen.

Zu Herodots Zeiten wurde das heutige Fezzan von den Garamanten bewohnt, deren Uaklang sich noch in dem Orte Garama oder Germe erhalten hat. Vielleicht ist eine Vergleichung dessen, was jener treueste und älteste Geschichtsschreiber uns aufbewahrt hat, mit dem, was heute ist, keinem unserer Leser un interessant. „Von Augiles aus,“ sagt Herodot, „zehn Tagereisen weiter, befindet sich wieder ein Sandhügel mit einer Quelle nebst vielen fruchtbaren Palmen, wie in den übrigen Gegenden. Hier wohnt eine sehr zahlreiche Nation, die Garamanten. Diese überschütten das Salz mit Erde und säen dann darauf. Von hier aus hat die schlanken Gestalt herrühre.“ Tegerr, man gar nicht weit zu den Lotophagen. Von

diesen aber sind 30 Tagereisen zu dem Lande, wo man die Kinder findet, die bei dem Fressen auf der Weide rückwärts gehen. Dieses thun sie deswegen, weil ihre Hörner vorwärts gebogen sind (vermutlich durch Kunst). Bloß das durch unterscheiden sie sich von andern Kindern, wie durch die dicke, geschmeidige Haut.“ Alle diese Angaben passen genau auf Fezzan. Der Ackerbau auf salzigem Boden, der mit Erde überschüttet wird, ist auch jetzt noch vorhanden, und daß Salz, als Dürnger, besonders im Kalkboden gebraucht werden kann, ist den Landwirthen bekannt. „Sie pflegen,“ sagt Herodot, „die troglodytischen Aethiopier mit Wiergespannen zu jagen.“ Diese waren also ein Negervolk, das in Höhlen wohnte, von den Garamanten geraubt wurde, um in die Sklaverei verkauft zu werden. Die neuesten Berichte versprechen über die Nachrichten Herodots ein trauriges Licht. Arme Meier von Mandara! also seit drei Jahrtausenden jagt man euch wie das Wild! Ja sogar der kleinste Umstand trifft überein. „Sie haben keine verwandte Sprache, sondern zwischern, wie die Fledermäuse.“ Hornemann berichtet dasselbe, „daß ihre Sprache dem Zwitschern der Edget ähnlich sei.“ Südlich führt uns die Straße Herodots zu den Utaranten und nördlich zu den Atlanten. Die Utaranten hatten nach Herodot keine eigenen Namen einzelner Personen unter sich, und waren das einzige Volk dieser Art. Diese sonderbare Erscheinung bestätigt Leo der Afrikaner, welcher den Herodot nicht gelesen, indem er sagt: „Ein Kaufmann, der aus Bornu kam, und lange unter diesem Volke lebte, erzählt, daß es dort gar keine eigenen Namen gäbe; denn alle nennen sich blos in zufälligen Körper eignenschaften und hätten also blos Beinamen, wie: der Dicke, Lange, u. s. w.“ Ueberraschend hören wir von Mukni, dem Sultan von Fezzan, daß eine seiner Gemahlinnen, aus der Gegend von Tegerr, wo die Burusprache anfängt und die Leute schwarz sind, keinen eigenen Namen habe, sondern Zeitun, der Delbaum, heißt, was von

Digitized by Google

heute noch der gewöhnlichste Ruheplatz der Karawanen, wo für theures Geld Lebensmittel an die Kaufleute abgelassen werden, wie im Alterthume. Datteln gibt es hier im Ueberflusse, doch sie haben hier ihre Grenze. Die Atalanten des Herodot sind also in Tegarri zu suchen bis auf den heutigen Tag. Noch berichtet uns der Vater der Geschichte von den Atlantik, mit denen Herodots lybische Volkerkunde endet. Zwanzig neue Tagereisen führen in das Land der Libbos. „Die Landschaft von Libbo“ sagt Lyon „ist sehr bergig, einzelne schwarze Felsen erheben sich fast senkrecht so hoch, daß man kaum hinaussiehen kann, oder wie die Araber sich in ihrer Bildersprache ausdrücken: „„daß dem, der hinaussieht, die Mütze vom Kopfe fällt.““ Der afrikanische Löwe fügt hinzu: „Sie rufen die aufgehende Sonne mit Hestigkeit an.“ Nun Herodot: „Von den Garamanten 20 Tagereisen weit ist wieder ein Sandhügel, der eine Quelle und rings umher Bewohner hat, welche Atlantik heißen und die einzigen Menschen sind, die ich kenne, die keinen eigenen Namen haben; denn die ganze Nation führt den Namen Atlantik, die einzelnen Personen aber haben keinen. Sie fluchen der Sonne, wann sie am höchsten über ihnen steht, weil sie ihr Land nebst den Einwohnern verbrennt. Zwanzig Tagereisen weiter kommt wieder ein Salzhügel mit Wasser und Menschen, die um ihn herum wohnen. An derselben grenzt der Berg Atlas. Dieser hat keinen großen Umfang, ist aber überall rund, und, wie man (auch heute noch) sagt, von einer solchen Höhe, daß man seinen Gipfel nicht sehen kann, weil er sowohl im Sommer, als im Winter mit Wolken bedeckt ist. Die Einwohner dieses Landes nennen ihn daher Himmlischdialekt. Dieser Berg hat ihnen den Namen Atlantik gegeben.“ Hier also wäre der berühmte Atlas des Alterthums zu suchen, und neuere Forschungen haben gezeigt, daß Herodot eben so genau als wahrhaft die Bilder der Erde und Völker zeichnete, die gleichsam zu seiner Rechtfertigung bis heute dieselben geblieben sind. Die Karawanen gehen noch denselben Weg, führen dieselben Waaren, behaupten dieselben Sitten.

II.

4. Die Bewohner des oberen Theils von Sudan oder der Sahara.

„Die Erde war wüste und leer!“ ruft die Wüste jedem Wanderer bei seinem Einstritte zu. Wir schaudern vor dem furchtbarenilde des Todes und der Erstarrung zurück. Wer vermag den Eindruck zu schildern, welcher gefühltdtend den Wanderer besäßt, der das frucht- und volkreiche Sudan durchzogen hat, und nun plötzlich die kahle, tote, erstarrte Wüste betritt! Welches Ereignis hat hier der Erde die Pflanzenzendecke geraubt? Dem geschundenen Marshas gleich, zeigt sie hier ihre nackten Knochen, ihre entblößten Muskeln. So weit das Auge reicht, zeigt sich oft auch nicht ein Gegenstand, auf dem der Blick des Menschen aufruhren könnte. Denkt man nun diese Wüste sich riesenhaft auf 80,000 Meilen ausgedehnt, so bemächtigt sich unser ein eigenes Gefühl der Ermattung und des Entsezens. Die Wüste heißt bei den Arabern bezeichnend genug: *Sahara bela ma*, Meer ohne Wasser. Sie fügt mit Ausnahme der Verberei, Aegyptens und Nubiens das ganze Nord-Afrika in sich, 600 Meilen lang und an einigen Stellen 200 Meilen breit. Wie entstand sie? Ist sie ursprünglich mit allen ihren Schrecken so vorhanden gewesen? So weit die Geschichte reicht, erscheint sie zu allen Zeiten in derselben Gestalt. Herodot kennt sie als Wüste und schildert sie nebst den Wäldern in Karman, Mekran bis Multan in Perserindien, als ein zusammenhängendes Sandmeer. Doch aber sind Spuren vorhanden, daß es eine Zeit gegeben haben mag, wo dieser Theil Afrika's eine andere Gestalt hatte. Baumstämme von ungewöhnlicher Größe, zuweilen sogar noch aufrecht stehend mit Rücken und Rinde und jetzt in Stein verwandelt, der überall häufig in der Sahara vorkommende Holzopal, nebst den trockenen Flußbetten, lassen auf ein in früherer Zeit regeres Naturleben in diesem Hause des Todes mit Recht schließen. Dasselbe vermutet auch Humboldt: „Zu den Wirkungen heißer Landwinde gesellt sich in Afrika noch der Mangel an großen Flüssen, an Wasserdampf austauuchenden, Kälte erregenden Wäldern und

11

hohen Gebirgen. Vielleicht wären aber alle (1805) den Untergang und die zerstreuten Ge- diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme, der vielen Versteinerungen und in weichem Kalktuffe vorhandenen Seegeschäfte nicht zu gedachten, nicht hinlänglich, jene afrikanische Ebene in ein furchtbare Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht irgend eine Naturrevolution, z. B. der einbrechende Ozean, einst die flache Gegend ihrer Pflanzendecke und der nährenden Dämme erde beraubt. Dann diese Erscheinung sich zutrug, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt." Den Aufenthalt des Meerwassers in der Wüste beurkundet jeder Schritt daselbst. Vielleicht war es ein plötzliches Verlassen des Meerwassers, welches dieses Meeresbett als Wüste trocken legte.

Mantheilt den ganzen Landstrich in den östlichen und westlichen. Der Westteil (Sahel) ist der dödeste; selten sind dort Quellen und Berge, daher wenig fruchtbare Stellen. Der Boden ist tief mit dem feinsten Sandstaube bedeckt, den die oft furchtbar tobenden Stürme wie Meereswogen in Bewegung setzen, in Wellen fortreiben oder auch als ungeheure Sandsäulen in die Höhe wirbeln. Dadurch werden Quellen und Brunnen verschüttet, und selbst Flüsse gezwungen, ihren Lauf zu ändern oder ganz aufzuhalten, so daß sie im Sande sich versperren. Gräßlich ist die Noth, wenn Karavinen die erschöpften Quellen so verschüttet finden; 2000 Menschen fanden so auf ihrem Wege und Wind sind also des Nachts eben so un-

*) Das Wort *Dasis*, welches Herodot für den Namen einer Stadt nahm, galt bei den Ägyptern für jeden von der Wüste umgebenen Wohnort der Menschen. Wah, *Dase*, das ägyptische oder altägyptische Wort *Duah* ist bezeichnen indessen bloß Wohnung oder bewohnten Ort. Dessen ungeachtet gebrauchte man im Alterthume diese Benennungen, besonders unter römischer Herrschaft, bloß von dem inneren, vor allem mit dem Nil hinlaufenden Daseinzone, welcher unter dem Namen der großen und kleinen Dase zwei kleine ägyptische *Nomos* ausmachte. Sie bildeten von dieser Seite gleichsam die Vorhut des ägyptischen Reichs, die durch starke militärische Besitzungen gedeckt wurden. Es wurden sogar Münzen für die Dase geprägt, von denen sich welche mit dem Bildnisse Antoninus des Frommen erhalten haben. Selbst Dichter und Schriftsteller, wie der Grammatiker Aelian und der Epiker Ciceronius, sind daraus hervorgegangen; so daß diese von den Römern als Verbannungsorte benannten Inseln der Selingen sich gewiß dreizig hohen Kultur erfreut haben, deren sie fähig sind; Strabo erwähnt sogar eines guten, daselbst gedehnden Meines. Jetzt werden sie durch Scheiks mit einer Art republikanischer Form regiert, müssen aber dem Palcha von Ägypten einen Tribut in Datteln und Kerse entrichten. Der Glanz einer hohen Kultur ist hier, wie dort, verschwunden und hat der Barbarei Platz gemacht. Die Bewohner dieser Dase sind Berbern. Zu Herodots Zeiten wurden sie von Samierern bewohnt, diese aber wurden von den Blemhern unterjocht. Im 4. Jahrh. waren die Ariane die Herren und im 5. Jahrh. ward *Morius*, Bischof von Konstantinopol, zu ihnen verbannt. Noch im 6. Jahrh. waren sie Sitz eines Bischofs, bis sie 943 n. Chr. von den Arabern erobert wurden. Alslein schon 950 wurde die Dasis wieder, wie vielleicht 5000 Jahre früher, von dem Beherrschter Kubiens erobert, die Bewohner theil ausgerottet, theil als Sklaven fortgeführt. Da sie mit den Siwa her zu dieselbe Sprache der Berber und Tuareks sprechen, so ist ihre Identität nicht unwahrscheinlich.

quem, wie am Tage die Gluthitze, welche selten. Oft versiegt plötzlich ein Brunnen, der den Athem beengt. Der Glutwind, der Jahrhunderte lang geflossen; in diesem Falle gesamum, Asshum, Samiel, Timoon, rath die ankommende Karavane, die darauf rechnete, in die äußerste Noth. Da werden dann die Kameele geschlachtet, um durch ihren Wasservorrath des Magens das Leben bis zur nächsten Wasserstelle zu fristen.

wandelt sich schnell in ein bewegliches Meer, und ist gefährlicher, als dieses. Karavanen, die sich gelagert halten, brechen bei seinem Eintritt schnell auf, um so dem Verschütten zu entgehen, welches schon viele Tausend Säumige begraben hat.

— Der tropische Regen ist hier nicht mehr beständig, und außer dem Wendekreis sind selbst im August bis Oktober die Regenschauer selten und kurz. Dieser Mangel an Regen verursacht auch, daß der Sand und die Steine nur äußerst langsam zersehen, und es dem Winde leicht wird, die durch Karavanen abgelösten Staubtheile fortzuführen, da sie keine eigentliche Dammerde bilden kann. Wo daher auch Thonlagen vorhanden sind, ist der Boden hart wie Stein, zerklüftet und unfruchtbar. In manchen Jahren fällt in der Wüste gar kein Regen, dann versiegen die Quellen auf den Karavanenstrassen, selbst in den Oasen entsteht Wassermangel und allgemeine Durstnoth wird den Kindern der Wüste gefährlich und tödt ich. Ganze Karavagen haben verschmachtend ihr Grab in der Wüste gefunden. Oft giebt es hitzige, blutige Kämpfe um Wasser. Sind Stämme mit einander in Krieg verwickelt, so läuft die Karavane ebenfalls Gefahr, geplündert zu werden, und bei den unruhigen Nomaden sind solche Feinde nicht

Dass ein solches Land arm an Naturprodukten sein müsse, leuchtet ein. Um Sehnebal sind die Gummiwälder *), in den Oasen ist die Heimath der nahrhaften Dattel, deren Wälder die durch die ewige Dürre ermüdeten Augen erquicken und dem Wanderer der Wüste als Paradiese erscheinen. In den Thälern des Hauntsch wachsen Mimosen, aber die große Wüste bringt nichts hervor, als sparsame Distanzsteine, die Mannastande, eine Art wohltriegenden Thymians, welche dem Kameele als Weide dient. Mit diesen und noch einigen andern Pflanzenarten, z. B. Farrenkräutern, Beerengetrockneten, Trüffeln u. s. w., welche geeignet sind, die Unbill eines rauhen Bodens unter heissem Himmel zu ertragen, hat sich die Kraft der Natur hier erschöpft. — Darum flieht auch das Leben diese Wüste. Raubthiere, Löwen, Panther, Hyänen, Schakale lassen sich nur in der Nähe derselben sehen; blos die gejagte, schnellfüßige Antilope und der eilende Strauß **) kann vor den Feinden Zuflucht finden in der leblosen Verlassenheit. Affen sind da und dort auch vorhanden und unter den Schlangen einige von ungeheurer Größe. Schnecken, sonst nur das Eigenthum feuchter Gegenden, mancherlei Eidechsen, und verschiedene Insekten sollen hier

*) Der Baum, welcher Gummi liefert, ist eine Art Akazie oder Mimosé (*Acacia olea*), das Gummi schwächt häufig aus und wird von den Mauren gesammelt und in den Handel gegeben. Es werden in den Gummiwäldern jährlich zwei Ernten gehalten; die erste und reichlichere im December. Sie liefert das schönste und trockenste, mithin das beste Gummi. Die zweite Ernte wird im März, die weniger und geringere Art liefert, da die Regenzzeit Einfluss ausübt. Vor dieser Gummiwälder entdeckt wurden, brachte man alles Gummi aus Arabien, seit dieser Entdeckung aber wird das Senegalgummi weitest vorgezogen.

**) Die Antilopen (Gazellen) sind niedliche, schnellfüßige Thiere, die zwischen Hirischen und Ziegen in der Mitte stehen. Sie gleichen an Gestalt und Farbe den Rehen, in der Weisheitheit der Hörner aber mehr den Ziegen. Sie leben in Herden zusammen. — Der Strauß, der Riese unter den Vogeln, wenn man den langen Hals mit rechnet, 8 bis 10 Fuß hoch. Er hat weiße und schwarze Federn, keine Daunen, Flügel ohne Schwungfedern, auf der Brust und am Hinterleibe Schwülen, sich daran beim Niederlegen und Aufstehen zu stützen. Fliegen kann er nicht, aber schallend laufen, als ein Pferd. Die Araber haben veracht, ihn zu reiten; doch gewährt dies keinen Nutzen, weil sie nicht zu lenken sind. Sie lassen sich übrigens leicht zähm machen. Die Eier, die sie in großer Menge legt, geben eine nahrhafte Speise; aus den harten Schalen macht man Schüsseln. Mit den Federn wird ein starker Handel getrieben; man benutzt sie zu Damenpus, Schmuck der Turbane u. s. w.

leineswegs selten sein. Unter den Insekten ist das Gesicht mit dem Schaume des Kameels, der heilige Käfer in Aegypten bemerkens- wech. Gewöhnlich ist er auf ägyptischen Mo- numenten in kriechender Stellung abgebildet, zwischen den Vorderfüßen eine Kugel wälzend, in welcher manche Alterthumsforscher das Weltei erkennen wollten. „In der schaudervollen Tod- senstille der alles anfeindenden Wüste hörte ich blos das Wiederlauen der Kameele und das Ge- schnarche meiner schlafenden Begleiter, als ich plötzlich durch ein leises, aber bestimmtes Geräusch aufmerksam wurde. Da die Wüste durch ihre eigenthümliche Oede die Sinne täuscht, so wurde wie beim Tage der Sehsinn, bei Macht der Gehörsinn getäuscht; ich glaubte daher anfangs, daß Verzinnen zu einem Ueberfalle auf dem Bauche herankrochen, bis ich zu meinen Füßen eine rollende Kugel von 3 bis 4 Zoll Durchmesser erkannte. Ich fasste darnach und hielt eine feuchte Sandkugel in der Hand. Als ich noch mehrere Kugeln rollen hörte, nahm ich die Laterne aus dem Zelte, bei deren Scheine ich bei jeder Kugel einen Käfer, bei den Eingebor- nen Rummus genannt, sah, welchen die Aegypter als einen heiligen Käfer (Ateuchus sacer) kannten und verehrten, indem er ihnen das Sinnbild des Weltschöpfers wurde.“ Ehrenberg. Es ist ein Unglück, daß sich selbst hier noch Heuschrecken finden, die alles auffressen, was Pflanzen- laub heißt. Wo inselartig Weideplätze vorkom- men, haben die Araber sie mit Heerden bevöl- kert. Die' bestehen aus Schafen, Ziegen, zwei Arten des dem unsern ähnlichen Rindviehes. Die eine Art ist kleiner, als unser Rindvieh, die andere aber groß und häckerig, sehr gelehrig, und wird von den Mauren auch zum Reiten gebraucht, indem man ihm ein Haarzel durch die Nase zieht. Die Pferde der Mauren sind trefflich und von arabischer Zucht, weltberühmt (s. Abth. I. S. 29). Sie werden mit Kameel- misch auferzogen, mit einer Sorgfalt, wie sie wohl keinem Thiere auf Erden zu Theil wird. Das nützlichste und unentbehrlichste Thier, ohne das jeder Verkehr in und durch die Wüste auf- hören möchte, ist jedoch das Kameel, das Schiff der Wüste (s. Taf. XXV.). Wie der Hindu mit dem Miste der Kuh, wascht sich der Araber

Es trägt ungeheuere Lasten, oft sieht eine ganze Familie auf seinem geduldigen Macken. Es lie- fert Fleisch, Milch, Haut und Haare; sogar der Mist dient zur Feuerung. Ermüdet der Reiter, so sucht er Schutz im Schatten seines Leibes; es wacht, wenn er schläft, und wie der treue Hund warnt es vor der Annäherung des Feins des. Seine Sitten sind sanft, sein Naturell geduldig, sein Magen gendgsam; es trägt alle Beschwerden, bis es unterliegt. Kein Thier auf Erden ist ihm an Nutzbarkeit gleich! — Unter den Produkten des Mineralreichs kennt man nur etwas Eisen, das sich vorzüglich am rechten Senegalufser in schwarzen Felsen gediegen findet (man vermuthet, es gehöre zu dem meteorischen Eisen). Salz gibt es in großer Menge. Es efflorescirt überall und bildet oft ganze Salz- felder, welche die Gestalt geackerten Eises dar- bieten. Wie ein Ackerfeld gefurcht, wie Eis- schollen kristallisiert! Mittlen unter den Salz- schollen brechen oft süße Quellen hervor. Das Salz wird durch die Bewohner der Wüste nach Sudan versührt und das weitberühmte Tim- buktu dankt dem Salze der Wüste sein Dasein und Bestehen.

So furchtbar aber auch uns die Wohnung der Wüste und der Oede erscheint, so findet der Mensch mit seiner geschmeidigen Phantasie Wohl- gefallen an ihr. Die Bewohner der Wüste sind: im Westen die Mauren, arabischer Ab- stammung, die Libbos ganz in Osten, die Zu- aiks in der Mitte, gegen Westen bis Marokko hin, beide vom Berberstamme (genau sind die drei genannten Völker nicht getrennt, und nat- urlich sind die Mauren im Süden sehr weit verbreitet), die Beduinen-Araber an der Küste des Mittelmeeres und in der Nähe Aegyp- tens und Nubiens. Alle diese Völkerschaften leben frei und unabhängig unter ihren Scheiks, als Nomaden, nur wenige zahlen den Paschas von Tripolis und Aegypten Tribut. Die Ein- wohner der wenigen Städte sämmtlicher Dosen sind ein Gemisch aus diesen verschiedenen Na- tionen, stimmen in ihren Sitten mit den um- herziehenden überein, können bei weitem noch nicht einmal mit den Städtebewohnern der Ber-

bereit verglichen werden, und daher kein Gegenstand besonderer Schilderung sein. Nur etwa die südlichste Oase, Dar-Fur, die größte von allen, unter einem Sultane, eine Art Königreich, dürfte eine Ausnahme machen, zwar nicht hinsichtlich der Besitzung ihrer Bewohner, die man vielmehr für räuberische Quarks halten kann, als vielmehr der zahlreichen, festen Wohnplätze daselbst und des, wenn man's so nennen darf, wenigstens etwas mehr zusammengehaltenen äußern Verbandes wegen: Aus diesem Grunde wollen wir dieselbe auch, nach vorausgegangener Schilderung jener Hauptvölkermasse, besonders ins Auge fassen, um dem Leser zugleich einen Maßstab zu gewähren, nach welchem er die übrigen, freilich ungleich kleineren Oasen, beurtheilen kann.

Die Mauren, (s. Taf. XXIV.)

arabischer Abstammung, sind die spätesten Anzömmlinge in der Wüste. Hören wir darüber die Geschichte. — Die Römer nennen einen Theil des westlichen Afrika Mauritanien und die Einwohner Mauroi. Nach schweren und langen Kriegen mit den Römern kam dieses Land unter die Herrschaft der Vandalen, deren König Genserich (429) ein mächtiges Reich stiftete, das aber wenige Jahre darauf durch Belisar zerstört wurde. Die Saracenen (Araber), Muhamed's Anhänger, breiteten ihre Eroberungen im 7. Jahrh. auch in diesem Theile Afrika's aus, der durch einen Stathalter des Khalifen von Damaskus regiert wurde. Diese Araber und Saracenen, welche die spanischen Geschichtschreiber los Moros (Mauros) nannten, weil sie in dem alten Mauritanien wohnten, suchten auch in Spanien Eroberungen zu machen. Sie benutzten die Unordnungen in dem Reiche der Westgoten und unterwarfen sich (711 — 13) ganz Spanien, mit Ausnahme eines kleinen Theils. Sie brachten Wissenschaften und Künste mit nach Spanien und noch jetzt findet man in diesem Lande merkwürdige Überreste davon. Aber die Theilung des Landes unter verschiedene Herrscher und ihre Unciwigkeiten schwächten sie so, daß sie den unaufhörl-

lichen Angriffen der Regenten der nun entstandenen christlichen Königreiche in Spanien nicht mehr widerstehen konnten und zuletzt blos auf das Königreich Granada eingeschränkt wurden. Ferdinand der Katholische eroberte nach einem 10jährigen Kriege (1491) auch dieses und machte dadurch der beinahe 800 jährigen Herrschaft der Mauren in Spanien ein Ende. Ein Theil der Mauren ging nach Afrika, die meisten blieben in Spanien, lebten als fleißige, ruhige Untertanen und nahmen größtentheils das Aeußerliche des Christenthums an. Diese letzteren nannte man in Spanien Moriscos; Philipp II., in seinem grausamen Eifer für das Christenthum, beschloß ihren gänzlichen Untergang. Seine Bedrückungen und Verfolgungen hatten einen bewaffneten Aufstand der Moriscos in Granada (1571) zur Folge, nach dessen Dämpfung über 100,000 derselben verjagt wurden. Philipp III. endlich vertrieb sie ebenfalls aus übertriebenem Religionseifer (1610) gänzlich. Fast eine Mission Morisken gingen nach Afrika über. Noch jetzt besingen sie unter ihrem brennenden Himmel Granada's gesegnete Gefilde, noch sehen sie mit Thränen hinüber über das Meer und vorerst die Schlüssel ihrer Häuser, die man vertragswidrig ihnen entrissen hat, nebst ihrem Christenhasse, auf ihre Kinder. Der letztere ist leider der charakteristische Zug im Gemüthe der maurischen Stämme, welche die westliche Wüste von Marokko aus bis zum Senegal inne haben. Noch bis auf den heutigen Tag sind sie eifige Verbreiter des Islam, ihre Missionäre haben denselben tief gegen Südafrika hin verbreitet. Die muhammedanischen Völker der Mandingoterrasse, Senegambiens und Sudans sind ihre Zöglinge. Ausgerüstet mit dem ganzen Stolze der Kinder Ismaels machen sie zugleich überall Anspruch auf Herrschaft, welche Ansprüche gestend zu machen, ihnen auch sehr oft gelingt. — Von der hohen geistigen Bildung, welche ihnen einst in Spanien eigen war, sind ihnen nur ihre schöne Arabersprache, eine vornehme Haltung und ein scharfer Verstand geblieben. Man findet sie auch in Westafrika in der maniafältigsten, die Gewandtheit ihres Geistes verhahenden Gestalt. Sie sind, nachdem es ihre

Umkände mit sich bringen, Herrscher, Stattshalter, Imans, Kaufleute, Diplomaten, Beduinen, Hirten und Räuber. In ihrem Charakter sind Misstrauen, Heimtücke, Habesucht und Fanatismus vorherrschend. Von den Reisenden wird den meisten Stämmen ein schlechtes Lob ertheilt. Mehrere Stämme sind stets auf Raub bedacht und führen bei ihren Streifereien Menschen und Thiere mit fort. Reisende, die man unterwegs trifft, ohne Unterschied des Glaubens und der Nation, werden angegriffen, und als eine Gabe betrachtet, die Gott sendet. Man nimmt denselben Waffen und Beute und plündert sie rein aus. Die Stämme selbst sind unter einander stets in Kriegen begriffen, welche jedoch fast niemals sehr blutig werden, sondern sich mit Plünderungen endigen. Die Kameele sollen mit ihrem Biß mehr Schaden thun, als die Leute. Kommen jedoch zwei tüchtige Kämpfer aneinander, so suchen sie sich mit Messerstichen zu verwunden, und zerreißen sich mit den langen Nägeln, womit sie alle versehen sind. Sie suchen sich, so gut sie können, Pistolen, Flinten und Säbel zu verschaffen und erhalten dieselben von Europäern; aber freilich nur in schlechter Beschaffenheit. Die in der Nähe Maroko's sind mit besseren Flinten und Dolchen versehen. Viele haben auch nur Hassagaien, in Form einer Hellebarde, und Stöcke, die an der Spitze mit Eisen beschlagen sind. Wie alle halbcivilisierte Volker der Wüste sind sie gästefrei, und die Fremde findet für sich und sein Pferd Aufnahme und Futter. Mehrere Reisende, die auf einmal ins Lager kommen, werden auf gemeinschaftliche Kosten bewirthet. Den einzelnen unbekannten Reisenden muß der Nächste aufnehmen. Man bewillkommt denselben, hilft ihm vom Kamel, trägt sein Gepräck hinter den Strauch, wo er die Nacht zu bringen soll, (dann ins Zelt wird er nicht genommen), und wenn er kein reicher Mann ist, dem zu Ehren man den Hammel oder Bock schlachet, so wird ihm Abends um 10 Uhr die

Mahlzeit — Milch und Gerstenmehlbrei — vorgesetzt, der Wirth selbst bedient den Gast. — Die Mauren lieben ihr Waterland als das herrlichste der Erde. „Schau jene Sonne an,“ sagte ein Maure zu einem gefangenen Christen, „in diesem Lande kennt man sie nicht, ihr habt keine Bäume, keine Schafe, keine Kameele, keinen Sand, keine Ziegen, und eure Weiber sind nicht so fett, als die unsrigen.“ Bei ihrer natürlichen Heftigkeit und Grausamkeit werden selbst die häuslichen Angelegenheiten nicht ohne Zorn und Wuth und Brüllen verhandelt. Christen, die durch Schiffbruch in ihre Hände fallen, werden sehr gemüthhandelt, besonders von Weibern und Kindern. Diebstahl ist kein Verbrechen, wenn er des Nachts geübt wird; und selbst Leute, die gleichsam Richter und Urteile im Dörfe sind, rühmen sich damit. Diebstähle am Tage werden mit Stockschlägen bestraft, wenn der Dieb von demselben Stämme ist und auf frischer That ertappt wird; Diebe von fremdem Stämme bringt man um. — In den Tagen des Novembers und Decembers verlassen die Maurenstämmen, deren Eigenthum die Gummiwälder *) sind, ihre Wohnungen und jeder Stamm macht sich nach seinem Gummiwalde auf; blos die Alten, Abgelebten, Greise, Kinder, Sklaven und was zur Pflege der Herden durchaus nöthig ist, bleibt zurück. Alle Uebrigen, selbst Säuglinge an der Mutterbrust, die Herden ebenfalls, Ochsen, Kameele und Ziegen brechen mit auf, und man kommt in einigen Wochen zum Gummiwalde. Sechs Wochen wird der am Stämme in kleinen Tropfen ausgeschwitzte und verdicke Gummi gesammelt, auf die Lastthiere geladen und in die Gegend der europäischen Besitzungen gebracht, wo die einige Tage reisen vorausgegangenen Oberhäupter den Handel über den Preis abwickeln, wobei beide Theile alle List und Kunstgriffe anwenden. Man giebt außer bedeutenden Geschenken, welche die Oberhäupter erhalten, Waaren statt des Geldes, vorzüglich Guincees, eine Art indischer baumwoll-

*) Die Dosen der mit Gummi handelnden Mauren liegen im Westtheile der Wüste Sahel, wo sie sich in der Regenzeit aufhalten. Die Gummiwälder, welche jene reichen Enten liefern, sind nur noch wenig bekannt. Drei liegen östlich von Portendik am nördlichen Senegalufcer, ein vierter soll sich miten im Gande der Wüste befinden.

lener Zeuge, die mit Indigo gefärbt sind. Jetzt nun, wenn sie von den abgeschlossenen Bedingungen Nachricht erhalten haben, brechen die Lager auf und der Gummimarkt wird in einer großen Wüste gehalten, wo keine Pflanzen und keine Quellen anzutreffen sind. Mit großem, in bedeutender Entfernung hörbarem Geräusche brechen sie auf und kommen bei den Ufern des Senegal an, wo sie ihre Lager ausschlagen und tausend Handel und Verdruss den Europäern verursachen, welche sie zu betrügen und selbst zu bestehlen suchen. Sie kommen zu Hunderten aufs Verdeck der Senegalsfahrer, denn sie schwimmen bis an die Schiffe heran, klettern an den Tauen hinauf, zanken, lärmten, drohen, ohne daß man eine Hand an sie legen darf, was sogleich einen Kampf herbeiführen würde. Man hält sie blos durch einige Kanonen in Respekt, hinter welchen die Negermatrosen mit brennenden Luntens stechen. Überall, wo sie Esswaren im Schiffe riechen — und diese riechen sie vorzüglich — da sind sie, verfolgen die Essenden, und nehmen ihnen, was sie haben, vor dem Munde weg. Selbst in den Kajüten, wo der König mit den Weißen ist, ist keine Ruhe; denn sie machen Versuche, einzudringen, und verlangen von dem Könige, daß er ihnen dazu verhelfe; dieser entschuldigt sich, daß es die Weißen nicht verstatten wollten; aber dennoch drängt sich mancher ein, wenn Einer oder der Andere von des Königs Leuten einz- oder ausgeht. — Sonst sieht der Maure sein Zelt, auch — wo Weide für sein Vieh ist — große Gesellschaft. Er ist gesprächig mit starker Gestikulation, frugal, ausharrend.

Das gewöhnliche Mahlungsmitte ist Milch von Ziegen, Kühen und vorzüglich von Kameelen. So lange sie Milch haben, fragen sie nicht nach Wasser; überdies ist ein Brei von Gerste, Hirse oder Mais (Kuskus) bei ihnen sehr beliebt, aber auch Heuschrecken werden nicht verachtet. Datteln werden häufig genossen; die Fürstenfrauen essen fast nichts als Datteln, und trinken den aus der Frucht derselben gepreßten Honigsaft, um die gehörige Corpulenz zu bekommen. Seltens, äußerst selten schlachtet man ein Thier; aber man tödet es, sobald man sieht, es werde ohnedies sterben müssen, da ihnen ihre Religion

nicht erlaubt, Ersticktes oder Gefallenes zu essen. Ihre Hauptmahlzeiten werden des Abends gehalten, und selbst Fremde, welche ankommen, müssen so lange warten, ehe man ihnen etwas vorsetzt. Bei der äußersten Frugalität und Dürftigkeit, an welche diese Menschen von Kindheit auf gewöhnt sind, ist es begreiflich, daß sie einige Tage ohne Nahrung zubringen können; aber dafür sind sie unmäßig, sobald sie etwas umsonst bekommen, denn es fehlt ihnen nie an gutem Appetit. Diejenigen, welche in der Nähe der Gummiwälder sich aufhalten, behelfen sich lange Zeit mit dem Gummi, namentlich während der Zeit der Gummiernte. Die Armuten essen dasselbe stets, indem sie es im Munde zergehen lassen; Andere lassen es in Milch aufweichen; man macht Brühe davon aus Fleisch, bereitet Taseln daran, die sich Jahre lang halten, versetzt es, zur Fütterung der Pferde und Kameele, mit Hirse- oder Maismehl. Einige, die an Meerestümern wohnen, nähren sich von Fischen.

Die Kleidung ist einfach. Der Maure trägt nur ein blaues, langes Hemd mit weiten Ärmeln, einen Mantel aus Ziegen- und Kameelfellen, und wenn er wohlhabend ist, eine Pagne aus gestreiftem Baumwollstoffe, die er malerisch überwirft, nebst Maroquinpantoffeln. Nur die Anführer tragen Halbstiefeln. Ein Tuch wird turbanartig um den Kopf gewunden, an der Seite hängt ein lederner Beutel, worin alleslei Bedarf, als: Pfeife, Tabak, Feuerzeug. Die Pfeife wird leidenschaftlich geliebt. Ihr Schmuck sind ihre Waffen, viele haben Flinten, Dolch, Säbel; die Uermern Messer und einen mit Metall beschlagenen Knittel. Haar und Leib salben sie gern mit Fett; die Weiber thun daselbe, hängen jedoch diesem allen noch, wie in allen Zonen, einigen Puß hinzu. Goldene Ringe in Ohren, um Hals und Arme breite Schnüre aus Glaskorallen, Gewürznelken und dergl. schmücken die Weiber. Eine Art Tuch, welches bis auf die Hälfte der Nase den Kopf verhüllt, und unter dem Kinn zugebunden wird, muß ebenfalls eingesalbt sein. Zur weiblichen Schönheit gehört Corpulenz, weshalb die Erziehung der Mädchen darin besteht, daß man sie

mästet. Findet sich eine, die nicht selbst mehr gehen kann, sondern geführt werden muß, so ist ihr Glück gemacht und sie in der ganzen Wüste beschwimmt. Die Weiber gebären leicht und die Geburt des Knaben ist ein Fest. Dieser wird dann mit Sorgfalt erzogen und muß lesen und schreiben lernen. — Die Haarsfarbe der Mauren ist braungelb und wird desto dunkler, je mehr sie sich dem Äquator nähern. Sie sind ernst, mit einem scharfen Blicke, einer Adlernase, hoher Stirn, schönen Zähnen und Feueraugen ausgerüstet; die Kopshaare sind etwas kraus und gelockt, ohne gerade ein Negerhaar zu sein, die Ohren herabhängend, der Bart lang. Meist sind sie hager, haben dünne Schenkel, aber einen raschen und gewandten Gang, etwas einwärts gebogenes Rückgrat, schlanke Taille, und sind im Ganzen ein schöner Menschenstamm. Die Weiber sind schön, geistreich, fröhlich und frühlustig. Die vornehmen Frauen haben, da sie der Sonne weniger ausgesetzt sind, als die Männer, eine hellere Farbe. — Die Wohnungen der Mauren sind Zelte, welche von den Weibern versorgt werden, entweder aus gegerbten Ochsenhäuten, oder aus Kameelhaaren, welche ohne Webestühle gewebt werden, und sehr regendichtes Zeug geben. Das Gerippe, welches das Zeug trägt, besteht aus Pfählen. Die Gestalt des Zeltes ist eiförmig, nach der Sonne zu offen, und häufig im Innern in Verschläge abgetheilt. In diesen Zelten und um dieselben herum, lebt die ganze Familie und Mensch und Hausthier; Eins wächst mit dem Andern zusammen auf und lebt mit ihm in großer Eintracht. Die Pferde gehen mitten durch die kleinsten Kinder behutsam hin, um keines derselben zu verlegen und geneigt, ihnen Lieblosungen zu erweisen. — Die Besorgung des Hauseswesens, so wie der meisten Geschäfte bei den Heerden und dem wenigen Ackerbau, liegt den Weibern ob, wobei sie von den Sklaven, deren auch der Uermiste einen hat, unterstützt werden. Diese Sklaven sind Neger, dürfen nur mit Negerinnen sich verheirathen, und ihre Kinder sind wieder Sklaven; die Sklaverei ist jedoch nicht so hart und wenig vom Zustande des Herrn verschieden. Der Hansvater ist Souverain seiner Familie; in seiner Ge-

genwart wird das Vieh gemosken; er vertheilt die Milch, liegt auf seiner Matte, jagt den Strauß der Wüste und zieht auf Raub aus. Liebhaber von gymnastischen Spielen, zu Fuß und zu Pferde, so wie vom Tanze, macht er sich diese mit den Seinen und den Nachbarn zur Beschäftigung der kühlen Abende und der Festtage. — Handwerker giebt es unter ihnen nicht. Was sie an Geräthen oder Prunkstückchen etwa bedürfen, fertigen ihnen Handwerker und Künstler, die aus Biledulgerid kommen, und die Wüste, so weit sie bewohnt ist, durchziehen. Mit Freuden werden sie aufgenommen, und für die Schlosser- und Schmiedearbeit, für die hölzernen Schalen, Mörser u. s. w., welche sie fertigen, ernährt und mit Kameel- oder Ziegenhaaren, selten aber mit Gelde, gelohnt. Am besten werden die Goldschmiede bezahlt, denn sie erhalten, außer ihrer Belohnung, den zehnten Theil von dem Gewichte des Goldes, das sie verarbeiten. Auch Arzte haben sie nicht. Krankheiten, welche selten sind, heilt man durch Binden, Salben und Brennen; Amulete und Priester thun das Uebrige. Bleiben alle Mittel unwirksam, so ergiebt sich der Sohn der Wüste in sein Schicksal, kehrt den Kopf nach Mekka, und ist glücklich, wenn er sich an der Erinnerung stärken kann, einmal die Wallfahrt nach dieser heiligen Stadt gemacht zu haben. — Obschon Nomaden, treiben die Mauren doch auch Handel, indem sie die Wüste fast in allen Richtungen durchziehen; ja manche machen mehr, als einmal, eine Pilgerreise nach Mekka und Medina. Die Unwohner des Senegals gehen jährlich in kleinen Tagereisen bis an den Fuß des Atlas, und kehren mit Eintritt der Regenzeit zurück. Sie bringen den Negern am Seeegal Salz, Eisenwaren und Zeuge, und tauschen dagegen Sklaven, Gold und Bibeth ein. Ihre unståte Lebensweise gestattet natürlich keinen ordentlichen Ackerbau, und wo daher auch einige etwas Gerste und Hirse, oder auch wohl Weizen aus säen, so wird dabei keine Sorgfalt angewendet, das Getreide sogar oft unreif gemacht. Hier und da finden sich nur einige Mörser, deren Bewohner mehr Fleisch auf die Kultur des Bodens verwenden und mehrere

Getreidearten bauen. In einigen Gegenden ist der schon ein reicher Mann, welcher zwei bis drei Pferde, mehrere Kameele, Ziegen und Schafe hat; in andern Gegenden sind die Herden sehr zahlreich, und vorzüglich hält man viel auf Lastochsen, die auch oft zum Reiten gebraucht werden, bisweilen namentlich von den Frauen der Reichen, wie Reisende erzählen. Sonderbare Liebhaberei!!

Die Ehe schlicht vor Maure selten mit mehr als einer Frau, obgleich ihm bekanntlich Muhamed vier Frauen erlaubte. Die Armut hindert ihn, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen. Der Mann sowohl, als die Frau, können sich mit Bewilligung der Ältesten andere Ehegatten wählen. Hat eine Mutter einen Sohn geboren, so färbt sie ihr Gesicht 40 Tage lang — nur halb so lange bei der Geburt einer Tochter. Über der Knabe wird auch von der Mutter, sobald er nur gehen kann, eben so ehreerbietig behandelt, wie der Vater; sie bringt ihm das Essen und ist erst nach ihm, da hingegen die Töchter ein viel härteres Loos haben. — Die Ehe wird auch hier unter Tanz und Schmaus geschlossen. Den Tag nach der Hochzeit nehmen die Freundinnen die junge Frau in ihre Mitte, waschen sie von den Hüften bis zu den Füßen mit Wasser, welches sie sich verschafft haben, bemahlen sie, flechten ihr das Haar, schmücken sie aufs beste, und schenken ihr ein neues Tuch.

Zu Sterbenden holt man den Falbe oder Priester, welcher zugleich den Kindern Unterricht giebt, indem er von einer Horde zur andern umher zieht. Er spricht über den Sand in einer Muschel einige Worte und streut ihn auf den Sterbenden hin, drückt ihm den Daumen auf die Stirne und legt ihm einen Rosenkranz auf den Leib. Der Todte wird in seinem Grabe mit dem Gesichte nach Mekka gelegt, und ist er in einem Treffen erschlagen, so werden Steine um sein Grab gehäuft; Klageweiber müssen heulen; das Bett des Gestorbenen muss an einen andern Ort gebracht, seine Habe geflüstert und eine Mahlzeit gegeben werden, wo bei der fetteste Bock geschlachtet wird, welchen die Gäste fröhlich verzehren.

II.

Der Falbe ist durch seinen langen Bart, durch den halb weißen, halb karmoisinfarbigen Haar und an dem langen Rosenkranze — 115 kleine schwarze Riegel auf eine Schnur gereiht — kennlich, und steht überall in Achtung. Der Hauptgebrauch des Islam, das Waschen, wird hier häufig nur durch das Abreiben mit Sand verrichtet. Ueberhaupt ist hier Muhamed's Glaube mit vielem Negerglauben vermischt, mit Grisgris namentlich (Amulete). Blödsinnige, stumme und taube Menschen werden auch hier als Gottes liebe Kinder angesehen, und daher mit derselben auszeichnenden Achtung behandelt, wie im übrigen Orient, wo Muhamed gilt. Auch haben die Pilger, welche nach Mekka gewallfahrtet sind, großes Unsehen und mancherlei Vorrechte, wie es der Had schi (heilige Pilger) im ganzen Morgenlande hat. Sie heißen „Herr“ (Sidi), werden als Ausleger des Gesetzes betrachtet, und ihr Rath wird vorzüglich gehört.

Die Marabuts (Morabitzen) sind die eisrigsten Muhamedaner und zugleich eine besondere Partei, (Kaste) derselben, Ausleger der Gesetze, Priester, Kaufleute, und überaus verschmitzt; man könnte sie die muhammadanischen Scheinheiligen nennen, die sich durch Frömmigkeit und Gaukelei viel Unsehen verschafft haben; die Neger fallen sogar vor ihnen nieder. Sietheilen Grisgris aus, auf die man sein ganzes Vertrauen setzt, werden dem Herrscher oft gefährlich und ziehen bisweilen fünfzig Meilen weit, um Geld zu verdienen. Ursprünglich waren die Marabuts ein eigener arabischer Stamm, der sich durch Aegypten bis zu Afrika's westlichstem Ende zog. Jetzt betrachtet man sie hier und in andern Gegenden noch als große Heilige, die auf höheren Untrieb handeln, und denen man daher Betrug, Diebstahl und selbst Mord zu Gute hält, zumal, da sie das Volk nicht nur betrügen, sondern auch belehren.

Die Wüsten-Mauren sind in Stämme eingetheilt, die mehr oder weniger zahlreich sind; die Stämme bestehen aus Horden, die Horden aus Familien, deren eine oft aus 120 Haushaltungen besteht, welche ihr Oberhaupt oder ihren Scheit haben. Das Oberhaupt einer Horde oder eines Lagers thut Alles mit Beziehung der

Ueltesten — sucht den Lagerplatz, entscheidet festen Gang, dicke Lippen, keine Negernase, lange Streitigkeiten u. s. w.; hat aber keine andere Auszeichnung, als ein höheres Zelt, und kann in wichtigen Fällen, ohne Einstimmung der ganzen Horde oder des Stammes, nichts thun. Ueberhaupt kann Niemand freier sein, als der Maure der Sahara, und das ganze Ansehen der Fürsten und Oberhäupter beruht mehr auf Kunst und Geschicklichkeit, als auf Rechten, und sie müssen ihre Unterthanen höchst gütig und schönend behandeln, wenn diese nicht unzufrieden und aufgeregt werden sollen. Nur das Recht, im Tressen voran zu stehen und den Oberbefehl zu übernehmen, machen sie ihren Herrschern nie streitig. In den Lagern, in den Dosen ist der ärme Mann eben so gut gekleidet, als der vornehmste — nur wenn es eine Verhandlung mit den Europäern gilt, kommen die Oberhäupter im Gesolge vieler angeblicher Sekretaire und Dolmetscher vieler Großen und Angesehenen an, und geben sich den Schein hoher Gewalt. Allein dies Alles ist verabredet; denn in den Lagern sieht oft der gemeinste Mann an der Seite seines Königs, nimmt ihm die Pfeife aus dem Munde und raucht, fährt ihm mit der Hand in seine Schüssel und nimmt, und umgedreht macht der König bei seinem Unterthan auf gleiche Weise.

Zu den bekanntesten Maurenstämmen in der Nähe des Senegal gehören die Taras und Braknas; letztere theilen sich deutlich in 5 Kasten; a) Gassans, Krieger, reine Araber. b) Marabouts, Priester, ebenfalls ein rein arabischer Stamm, wahrscheinlich zu den Morabeths der früheren Zeit gehörig. c) Zenguer, Unterthanen, ein einheimischer Berberstamm, der den Arabern unterlag. d) Parekins, Leibeigene, die aber nicht verkauft werden, Milchlinge von Mauren und Negern. e) Sklaven.

Die Tibbos. (s. Taf. XXV.)

ganz im Osten, sind schwarz, aber weder Neger, noch Araber, offenbar vom Berbernstamme, aber in einigen Gegenden stark mit Negern gemischt; schlank, haben gut gesetzte Glieder,

ges, nicht rausches Haar, schöne Zahne und feurige seelenvolle Augen. Sie wohnen östlich und südlich von Fezzan und stoßen westlich an die Tuaregs. Ihre Unlagen zu Kästen der Civilisation sind nicht zu erkennen; ihre Bewegungen sind rasch und edel; man nennt sie daher in Afrika: Wdgel. Durch die Gefahren, welche sie zu bekämpfen haben, den Verkehr und die Reibungen mit Udkern stärker als sie, sind sie mißtrauisch, hinterlistig und betrügerisch geworden. Diese bösen Eigenschaften sollen in dem Grade zunehmen, wie sie sich von Fezzan entfernen; und je näher sie Fezzan wohnen, desto civilisirter sind sie. Sie theilen sich in viele Stämme, wie alle Beduinenvölker; manche davon sind Raubstämme. Ihre verfünglichste Mahnung besteht in der Frucht der Doumpalme und dem Fleische ihrer Herden. Wenig Getreide und kein Brod findet man bei ihnen, hingegen mehr die Edloquinte, welche die Nahrung einiger Stämme ausmachen soll. — Ihre Sprache ist eine schnelle, zischelnde Sprache, die nicht angenehm klingt. — Sie haben Kleider aus Fellen, aber auch Sudanhemden aus blauer Leinwand. Von denselben Farben sind auch die Lücher, welche sie um den Kopf winden und über das Gesicht künstlich falten, so daß nur das Auge sichtbar bleibt. Die 6 Fuß lange Lanze und ein langes, am Arme befestigtes Messer erinnert an die Berbern in Nubien, mit denen sie auch verwandt sind. Sie tragen auch kurze Schwerter. — Die Mädchen lassen ihre Haare in schönen Zöpfen über die Schultern herabhängen, und kleine silberne Ketten mit Glöckchen zieren sie. Den Kopf bedeckt ein ledernes Käppchen, dessen Lappen über die Wangen gehen und das mit silbernen Plättchen verziert ist. Bunte Halsbänder, mehrere Ohrringe aus Silber und von verschiedener Größe vollenden den Kopfschmuck. Die Arme sind bis auf die Schultern entblößt und ebenfalls mit silbernen Ringen verziert, und ein Stück rother Koralle, durch den rechten Nasenflügel gesteckt, zeigt, daß Eitelkeit auch hier wohne. Die Kleidung besteht aus einem blauen oder gestreiften Tuche, das, auf den Schultern befestigt, über

den Busen geht und den rechten Arm bloß läßt. Die Frauen verhüllen ihr Gesicht nicht, bleiben lange schön und jugendlich, sind häuslich und gute Mütter ihrer Kinder. Die Mädchen tanzen eben so gern, wie bei uns, brauchen aber die Vorsicht, keine Schnürbrüste anzulegen und bleiben daher, trotz des Laufes im Freien, von der Schwindsucht verschont. — Die Tibbos führen, wie schon gesagt, ein verschiedenartiges Leben. Einige bilden einen Staat und wohnen in Städten. Diese sind Muhammedaner. Ihr Hauptort ist Bilma. [Bei dieser Stadt sowohl, als in der ganzen Oase von Bilma finden sich viele Salzseen, welche fast ganz Sudan und Nordafrika mit einem kristallisierten Salze versorgen. Nur ein einziges Thal in der Nähe von Bilma bringt Gräser und Straüche, so wie einzelne Dattelpalmen hervor; sonst ist überall nichts, als tote, leblose Wüste. Zwei andere Städte in derselben Oase sind Unay und Kisbe, große Versammlungsplätze für alle Karawanen und Kaufleute, die dem Sultan der Tibbos für die Erlaubnis, sein Gebiet zu durchreisen, Tribut zahlen müssen. Eine bedeutende Tibbostadt ist Ulgura in der Oase von Izziah. — Der Weg von Murzuk nach Bilma, welcher bis jetzt nur von den Engländern Denham, Dudney und Clapperton betreten wurde, geht durch viele Wästen, die nur nach mehreren Tagereisen durch einzelne Brunnen und Oasen unterbrochen werden. Mühsam ersteigt der Wanderer die steilen Stufen, welche von einem Plateau zum andern emporführen, und versuchen, daß man sich unbemerkt von der 500' hohen Höhe von Fezzan über 2000' emporhebt. Daher empfanden auch die Europäer nach und nach diese gegen Süden hin anwachsende absolute Höhe in der Strenge der nach und nach eintretenden kalten Nächte, in deren einer die Wasserschläuche hart froren und Erkältung den Tod des gelehrtesten Mitgliedes zur Folge hatte. Die Felsarten, durch welche der Weg führt, sind alle vulkanisch und Basaltkegel von 400 bis 600' Höhe über der Wüste sehr häufig. Nach

11 Tagereisen, wo man nur durch vegetationslose Wüsten zieht, die kaum hin und wieder durch ein kleines Dorf belebt wird, wo nur eine Kasila oder Karavane, die manchmal begegnet, an das Leben erinnert und nur zwei Tagereisen von einander entfernte Brunnen Erquickung bießen, gelangt man in die erwähnte Oase Izziah, von der wieder mehrere Tagereisen auf das Plateau Bilma führen.] Die Tibbos von Borgu sind Heiden und werden als Sklaven gesagt; sie sind Hirten mit wenig Ackerbau und noch sehr wenig bekannt. Die Rehadesstämme sind Höhlenbewohner in den Libesti gebirgen südöstlich von Fezzan und sind auch Muhammedaner. — In der Nähe der sezzanischen Stadt Gatrone leben Tibbos in Hütten (s. Taf. XXV.).

Die Tuaregs (s. Taf. XXVII.).

Diese große Nation bewohnt den ganzen Raum zwischen Fezzan, Marokko, Sudan und den Tibbos, oder die westliche Wüste (Sahel). Auch sie werden für einen Zweig der großen Berberfamilie gehalten, also für eine Urnation Nordafrika's. Ihre Sprache ist in dem östlichen Oasenzuge bis Augila die herrschende und wir finden sie wieder in Nubien. Sie machen auch jetzt noch den Haupttheil der Oasenbewohner aus und ihr Einfluß reicht durch ganz Nordafrika, von den östlichen Oasen bis an die Mauren, und von der Tiefe des Gussdans bis an den Berggrücken des Atlasgebirges, und zwar nicht von heute an, sondern zu der Karthager und der Römer Zeit, wie heute. Ganz rein sind sie jedoch, wie natürlich, nicht geblieben, und die gewaltsaften Volkerbewegungen, welche sich in den Nachbarstaaten der Wüste getragen, haben ihnen wohl im Alterthume, wie heute, noch manche Kolonien zugesendet. Sie sind alle Wanderbeduinen, Karavanenführer, Handelsleute, Räuber, Mäkler, auch Eroberer, je nach dem Zeit, Umstände und Gelegenheit sich darbieten. Auch die Darfurier, die Bewohner von Agades *) (s. Taf. XXIV.) sind Tuas.

*) Die Oase Agades oder Aghades ist ein bedeutendes Land, welches der Tuaregstamm Kolluw besitzt, dessen Sultan sich das Haupt der Tuaregs nennt, aber nicht so unabhängig und geachtet ist, wie der von Fezzan.

rits. Als Kinder und Eigenthümer der Wüste Afrika's war es ihnen leicht, das alte Erbtheil der Urväter zu bewahren, bis auf den heutigen Tag. Je nachdem die unzähligen Stämme durch den Kontinent vertheilt sind, je nachdem sie andere hell- oder dunkelfarbige Völkerzuschlüsse in sich ausgenommen haben, sind sie hell- oder dunkelfarbiger. Sie wechseln von Hellgelb bis Liefbraun, bis Schwarz. Hier erkannte man den Einfluß des Aequators und des Negerblutes. Sie sind mit keinem Volke vergleichbar, haben aber von allen Völkern einige Züge an sich, und es wird nicht schwer, den Handelsgeist Karthago's, den Uebermuth der Römer, die Genusssuche der Cyrenäer und den großen Ernst der Araber zu unterscheiden. Sie sind nicht alle Muhamedaner und ganz weiße Stämme in Timbuktu haben zur Sage von christlichen Tuarits Veranlassung gegeben. — Ihre Kleidung besteht in weiten, dunkelblauen Hosen und einem kurzen Hemde von derselben Farbe mit weiten Ärmeln, die sie hinten zusammenbinden, wos neben sie die Arme nackt lassen. Um den Kopf binden sie ein Tuch von schwarzer oder bunter Farbe in Form eines Helms. Das Gesicht wird verhüllt bis über die Nase, daß nur die Augen frei sind. Ein dunkler Gürtel um den Leib, ein Sudanhemd als Ueberwurf und schwarze Pantoffeln vollenden den Anzug. Die Anhänger Muhameds tragen in einer ledernen Tasche einen Koran und — Amulete in ledernen Beutelchen an Niemen gereicht, alle. — Ihre Waffen bestehen aus einer zierlichen Lanze, Feuer-

gewehren und Messern; ein schwarzer Ring von Horn oder Basalt sitzt am linken Oberarm und ein Schwert mit zierlichem Kupfergriffe, dem sie einen trefflichen Glanz geben, hängt über die Schultern. Im Kriege führen sie, nebst der Lanze, leichte Wurfspeiche. — Sie waschen sich selten, denn die wasserlere Wüste stellt kaum ihren Durst und der Koran muß sich auslegen lassen: daß man auch Sand zu den vorgeschriebenen Reinigungen nehmen dürfe. — Sie reiten auf Kameelen und Dromedaren, die man Maharrav, d. h. Kuriercameele, nennt (s. Taf. XXIII.), die sie in den nordwestlichen Theilen mehr als Pferde lieben. — Ihre Sitten sind die der Beduinen. — Sie haben gewöhnlich nur einen Weib, aber mehrere Magde und Sklavinnen. — Von Seiten des Charakters sind sie unter einander treu, redlich, offen, gastfrei. Alle Tugenden und Fehler einfacher Naturvölker findet man auch bei ihnen. Die Männer sind tapfer, streitbar, freiheitliebend, Niemandes Untertanen. Sie sind lebhafte und regsam, gesund und an die Gefahren des Landes gewöhnt, aber auch grausam, hart gegen Feinde, die muhamedanischen Stämme noch dazu fanatisch. Fremder und Feind sind eins. Die Weiber sind schön, langblühend, häuslich, treu und feusch und mildherzig, wie überall. — Sie wählen ihre Anführer, die jedoch innerhalb des Lagers sehr beschränkten Anschens sind.

Die Beduinen-Araber.

Der Beduinenaraber in Afrika kann allen

Die Hauptstadt Agadès ist gut gebaut, indem mehrere Häuser zwei Stockwerke haben, und mit einem starken Masse aus Erde umgeben sind. Die Hauptmoschee hat einen sehr hohen Minareh. Das Land ist gut angebaut. Die Felder tragen Mais, Getreide und Gemüse, schöne Herden von Schafen, Ziegen und Kühen beweiden die Thäler; auf den Bergen wachsen Senneshälder, die nach Fezzan ausgeführt werden. Die thebalsche Doumpalme ist sehr häufig, während die Früchte der gemetzten Dattelpalme nicht gut werden. Die Bewohner, strenge Muhamedaner, sind die größten Salzhändler Afrika's. Sie holen das Salz von Bilma mit offensichtlicher Gewalt und verführen es nach Sudan und Timbuktu, oft 20,000 Säcke in einem Jahre. Die friedlichen Tibbos sind zu schwach, den Tuarits zu widerstehen, die sich in der ganzen Wüste fürchtet gemacht haben. — Die Bewohner der Oase Tzat sind Tuarits, haben zahlreiche Herden und gute Pferde, handeln nach allen Seiten und sind wohlhabend. Ain el Saleh, Quelle der Heiligen, wird als Hauptort genannt. Sie wird so genannt, weil alle ihre Bewohner für Heilige oder Marabouts gelten. Es sollen daselbst 360 Kaschelle sein, die von den ersten muhamedanischen Eroberern erbaut sind. Sie werden sehr gerühmt, sind aber wahrscheinlich nichts als Gräber. — Die von Tuarits bewohnte Oase Ghraat wird von einem Sultane beherrscht, der aber durch einen Senat sehr eingeschränkt ist. Die Frauen dürfen hier frei herumgehen und mit den Fremden verkehren. Das Volk ist durch Handel reich; die Lebensmittel sind teuer, die Datteln wenig und schlecht, und das meiste Getreide wird aus Murzuk für Sklaven, Gold und andere Waaren eingeführt. Die durchziehenden Karavanen müssen den umliegenden Tuaritsstämmen ein Sicherheitsgeld zahlen.

dings seine Abstammung von seinen asiatischen Brüdern nicht verleugnen; indes ist doch uns verkennbar, daß der afrikanische Himmel nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist, und man würde sich täuschen, wenn man in dem

Sahara-Araber gerade wieder nur den Bewohner des wüsten Arabiens zu finden meinte, obgleich Rifaud und Prokesch im Lobe des Urwolfs übereinstimmen. Der Letztere äußert sich auf folgende Weise: „Die Araber-Beduinen-Stämme sind theils Hirten, theils Wanderstämme. Die Wanderstämme betrachten die Stämme der Hirten als einen ausgezeichneten Zweig ihres gemeinschaftlichen Baumes. Beide haben große Heerden von Kamelen, Büffeln, Kindern und Schafen. Dromedare aber und Pferde sind ihr edelster Besitz. Der ärmlste besitzt fünf Kameele, aber es giebt deren, die (wie Hob) tausend besitzen. Jeder Stamm zerfällt in Familien, jede Familie lagert für sich und gehorcht dem Vorfesten. Die Familien eines Stammes, durch das Band der Abstammung verbunden, gehorchen dem Häuptling. Die Würde ist erblich und geht nur durch außerordentliche Ereignisse verloren. Frei, wie die Wüste, will auch der Beduine sein; er erkennt keinen Oberherrn, noch giebt er das Mindeste von seinem Erwerbe und Besitz ab und betrachtet sich selbst mit der hohen Pracht nur durch das Band der Religion verbunden. Er verlangt aber auch von Niemanden Schutz oder Recht.“

Die Nahrungsmitte des Beduinen-Arbers sind sehr einfach: Datteln, Durra, und was ihm seine Herde an Fleisch und Milch giebt, sehr selten Korn. Er hat Wein (Jermias 35, 5 — 11); ist daher von unverwüstlicher Gesundheit. Er schläft unter freiem Himmel; noch ist ihm die Augenpest fremd, welche der Aegypter, wie der Dattelwein trinkende Oasenbewohner, dem Einflusse des Nachthaus und dem Sande zuschreibt.

Das Pferd des Beduinen ist edel, von reinem arabischem Schlage, ausharrend, leichtfüßig und scharfsehend, wie sein Reiter. Das Dromedar ist sein im Bau, gewandt und von unbegreiflicher Ausdauer im Laufen. Es geht am häufigsten einen Passgang, an den auch das

verschnittene Pferd gewöhnt wird. Die Waffen des Beduinen sind Säbel, Messer, Pistolen, oft ein Spieß und jederzeit eine Flinte mit Schloß oder Lunte, die über der Schulter hängt, wenn er zu Pferde sitzt.

Es ist eben so seltsam, als überraschend für den Fremden, sagt Rifaud, wenn er eine Gegend, gelegen am äußersten Saume der Wüste, durchwandert, und es verursacht ihm keinen kleinen Schrecken, wenn ihm so ein Körps beduinischer Reiterei, in seinen Exercitien begriffen (s. Taf. XXVI.), begegnet. Der Barakan, eine Art Mantel aus weißer Wolle, von ihnen selbst gewebt, ist materisch um ihren wohlgebildeten Körper gefaltet. Die Kleinheit des Sattels begünstigt die Leichtigkeit ihrer Bewegungen, ihre Waffen vollenden das Bild, und die Masse dieser Reiter erscheint alle Zeit gebietend.

Alle häusliche Arbeiten besorgen die Frauen. Die Kinder sammeln Kamelmist zur Feuerung, und das reine glänzende Wüstensalz, das sich in Menge findet. Die Männer sind den ganzen Tag auf Streifereien zu Pferde und zu Füße, schen die Herden nach und besorgen ihr Geschäft. — Die Sitten sind eben so rein und streng, wie im Alterthume. Das gefallene Mädchen wird getötet, indessen sind Beispiele solcher Schwäche unerhört. Der Beduine ist bescheiden, nie neugierig, nie bettelhaft; er lägt nie und betrügt keinen Fremden. Weniger rein sind schon die Sitten der Hirten-Beduinen, welche Erdhütten bauen und mehr an die Scholle gefesselt, ihre Farbe annehmen. Der Beduine ist weniger fanatisch in Bezug auf Religion, als die übrigen Bewohner der Wüsten. Sie verdammen nicht Undersdenkende und beweisen sich duldsam; auch ist die Uebung des Islams bei ihnen viel einfacher und reiner, obwohl er dafür vom fanatischen Oasenbewohner des Unglaubens beschuldigt wird.

Die Gastfreundschaft, sagt Prokesch, ist heilige Pflicht unter ihnen; sie üben sie aber selbst gegen Fremde. Es geschah, daß ich auf die Zelte des Stammes Fazajeh stieß. Ich war von einem Diener begleitet und nur mit einem Jagdgewehr bewaffnet. Ein junger Mann, das Haupt der Familie, trat mir ent-

entgegen und lud mich freundlich in sein Zelt, wohin ich ihm folgte. Dort fand ich zwei junge Frauen, seine Mutter, ein Kind, eine schwarze Sklavin und im Nebenzelte andere Dienerschaft. Die Frauen richteten sich auf, als ich eintrat, und hießen mich willkommen. Sie trugen das Antlitz unverhüllt, ihre Züge waren angenehm und fein, ihre Körperform leicht und lieblich. Sie trugen das lange, glänzend schwarze Haar in Zöpfchen um die Stirn geschlagen und über den Nacken rollend, darüber ein schwarzes Florstück als Schleier gelegt war. Um den Hals trugen sie Korallen, in den Ohren große Silberreise, an den Fingern Ringe aus demselben Metall mit geschliffenem Wüstensiesel (Rauchtopas?) eingelegt. Ihr Anzug bestand aus einer Tunika von weißgrauem Wollengezeuge, über dem Busen mit Dornen des Sissabamabaumes aufgenadelt, ohne Ärmel und an den Seiten offen, so daß die schrängesetzten Arme und Seiten entblößt waren. Jede Bewegung war frei und züchtig, ihr Benehmen ohne Zwang und Rohheit.

Das Zeltgeräthe bestand aus Holz- und Erdgefäßen zur Bereitung der Speisen, aus einer Handmühle, dem Sattelzeng für Kameele, einer Hängewiege aus Leder, sowohl für das Kind, als die neugeborenen Kameele, endlich aus einigen Schläuchen und Teppichen. Eine der Frauen, die Schwester des Mannes, wob Teppiche aus Kameelhaaren und Schafwolle; die andere, Gattin desselben, zerrieb Weizenkorn zu Mehl auf der Handmühle, um schmackhaftes Festbrot zu backen. Die Mutter bereitete das Mahl, das aus Schafffleisch in Butter geröstet, aus jungem Kameelfleisch in Asche gebraten, aus Brod und Kameelmilch bestand, welche letztere als Trank diente. — Ich kann die Herzlichkeit nicht genug rühmen, die genossene Freundlichkeit, den Takt in Ausübung der Gastfreundschaft, welcher dieses Mahl beseelte. Wir Männer saßen im Kreise am offenen Eingange des Zeltes auf der Erde, zwischen uns lagen die Speisen, welche die Frauen auftrugen; der Milchkrug ging die Runde. Das Gespräch handelte von Beduinen-Leben und Gesinnung. Die Leute schienen mir so glücklich, als man sein kann. Sie sind zufrieden! — Man vergleiche mit dieser

Erzählung 1 Buch Mose 18, wo Abraham im Hain Mamre sitzt.

Ihre Begräbnisse sind rührend; denn wo immer einer aus ihrer Mitte stirbt, wird er in die Wüste, diese allgemeine Mutter der Beduinen, gebracht. Männer tragen die Leiche, und heulend folgen Klageweiber nach, unter deren lobpreisendem Geheul er auch ins Grab gelegt, mit Palmenmatten bedeckt, und im Sande vergraben wird. Ein großer Stein bezeichnet oft die Ruhestätte. An gewissen Tagen kommen dann die Frauen, um auf dem Grabe zu beten. Ost sieht man deren in der menschenleeren Wüste wie aus dem Grabe gestiegene Gespenster an den Gräbern. — So wie sich aber die dem Menschen natürlichen Tugenden in diesem alten Stammvolke der Erde rein und scharf ausgespielt darbieten, so sind sie auch den Verirrungen ihres Geschlechts nicht fremd geblieben. Noch immer ruht auf ihnen das Orakel der Vorwelt 1. Buch Mose 16: Ich will deinen Saamen also vermehren, daß er vor der großen Menge nicht soll gezählt werden. Er wird ein wilder Mensch sein; seine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn, und wird gegen alle seine Brüder wohnen." Dies gilt bis auf den heutigen Tag.

Sie sind das älteste schreibende Volk. Ihre überaus gebildete Sprache war früh Schriftsprache. In ihr haben sich die ältesten Stimmen der Vorwelt erhalten. Hiobs rührende Geschichte im herrlichsten Buche, das für die Edeltheit des Menschengeistes zeugt; die Urkunden der Weltgeschichte, die enthüllten Geheimnisse der Vorwelt sind in der schönsten Sprache der Erde geschrieben. Diese schöne Sprache lebt auch heute noch in ihren bildreichen und seelenvollen Akkorden fort. Sie ist reine Naturpoesie in sich selbst und keiner gemeinen Prosa fähig, ein treues Bild des Volkes, aus dessen Geist sie lebt.

Die Bewohner der südlichsten Sahara-Dase Dar= (Land) Tur.

Diese Dase ist von der Wüste, die sich gegen Süden immer mehr erhebt, ganz eingeschlos-

sen, im Norden därrer, im Süden reichlicher mit Quellen versehen und daher auch fruchtbarer; — uneben, denn mehrere Klippenzüge umgeben oder durchsetzen es, — von Flüssen ganz entblößt und nur von Seen und Bächen, die sich in der nassen Jahreszeit füllen, bewässert; Brunnen werden jedoch, wie auf der ganzen Ostseite der Wüste leicht ausgegraben und geben überall, wenn auch trübes, doch gutes Wasser. Nach Browne's Aussage ist im südlichen, wasserreichen Theile der Oase die Pflanzendecke ziemlich dick und manchfältig, der nördliche Theil aber dorrt während der 7 bis 8 Monate langen Trockenheit aus, und die zarten Pflanzen, welche in der nassen Jahreszeit hervorsprossen und blühten, sterben ab, sobald diese vorbei ist. Die Bäume sogar, deren Fasern doch tiefer in den Boden dringen, verändern alsdann die Farbe ihres Laubes und stellen dem Auge nur noch den Umriss ihrer grössten Zweige und Astes dar. Die schattigen Bäume unserer Wälder sind hier nur selten; sie zeigen sich durch festes Holz und spitze Dornen aus. Der Es-smarindenbaum erreicht eine bedeutende Höhe und trägt viele Früchte; der Ahorn, aus Aegypten hierher verpflanzt, erinnert an ehemalige Verbindung mit diesem Lande, eben so der Eyskomoreseigenbaum, der hier wenig Früchte trägt. Von dem Palmarus, von den Eingeboren Nebbek genannt, gibt es zwei Arten, eine als Baum, die andere als Strauch; beide sind mit Dornen bewachsen. Eben so trifft man auch die Hennepflanze, Mimosen, Bohnen, Zwiebeln, Kürbisse, Gurken, Melonen u. dergl. m. — Wohl fehlt es nicht an sogenannten Haustieren, indeß begegnet man auch häufig Löwen, Leoparden, Hyänen, Schakals und Wölfen, wilden Büffeln und Elefanten, und dann und wann einem Rhinoceros. Außerdem sieht man Stachelschweine, Uffen, Gazellen, Ziegen, Raubvögel, in Menge, Tauben, Rebhühner, und an Insekten und Würmern ist Überschuss; besonders scheinen die Termiten einheimisch zu sein. — An Metallen soll Fur Eisen, Kupfer, auch etwas Gold besitzen, Salz aber in Menge; Alabaster, Marmor und Granit sollen nicht selten sein. Auf dem Berge

Mara sprudeln heiße Quellen hervor. — Die Luft ist heiß und drückend; bei anhaltendem Regen mit dictem Dunst erfüllt und bei Süd- und Südostwind sehr ermattend; die Nord- und Nordwestwinde sind zwar erfrischend, halten aber nicht lange an.

Die Bewohner von Fur sind ursprünglich wohl ein schwarzes Negervolk. Andern Ansagen zufolge sollen die Ureinwohner olivenfarbig und wohlgewachsen sein. Allein später hat sich ein Berberkamm (vom Nil her?) hier festgesetzt, das Land erobert und die Herrschaft an sich gerissen. Diese Einwanderer haben das Land erst zur Handelsoase erhoben und sprechen die Berbersprache. Die Einwanderung wurde durch einen fremden Anstoß veranlaßt. Die Araber drängten die Berber am oberen Nil. Diese wanderten nach Fur und verdrängten die Neger; später folgten noch andere Nachzügler aus Kordofan, Sennaar und Oberägypten, meist Gewerbetreibende und Handelsleute. Vor der Unkunft dieser Fremdlinge wußte man wenig von diesem Lande, dessen ursprüngliche Bewohner in ziemlicher Abgeschiedenheit und ohne weitere Verbindung mit Auswärtigen lebten; durch die Eingewanderten erhob es sich aber aus seinem Dunkel, denn diese traten namentlich mit Kairo in Handelsverbindung, und eben so fasste erst seit ungefähr 170 Jahren der Islam, zu dem sich nun alle bekennen; festen Fuß das selbst, zugleich mit der arabischen Sprache. Die Zahl der Einwohner wird in der ganzen Oase auf 200,000 geschätzt. Die Hautfarbe ist vollkommen schwarz, aber ihr Negerprofil hat sich bereits durch den Einfluß des Barabras und Araberblutes manchfach verändert. Sie haben meist kurzes wolliges Haar, und es gilt für eine große Schönheit, dieses auf 8 bis 10 Zoll Länge zu bringen. Die Araber an den Grenzen haben sich von Vermischung reiner erhalten und daher noch eine hellere Farbe. Auf Reinlichkeit und Ordnung halten sie eben nicht viel; denn der Waschgebote ungeachtet sind sie immer schmutzig und unrein und mit ungekämmtem Haare. — Ihre Nahrungsmittel werden ganz kunslos bereitet. In einigen Gegenden wird das Getreide blos in Wasser geweicht ver-

speist, in andern mit Milch zu Brei verkocht oder zu Mehl gemahlen, in dünne Kuchen gebacken. Butter wird nur gering genossen und überhaupt selten angetroffen. Ein nordischer Bauer würde sich kaum an der Tafel eines asrischen Sultans gefallen. Die Früchte des Palmarusbäums essen die Furer theils frisch, theils trocken. Aus den trocknen bereitet man einen nahrhaften Teig, der besonders auf Reisen gute Dienste leistet. Außerdem nähren sie sich von dem Fleische des Kindeches, welches, da die Stiere verschlissen werden, gut ist; der Schafe, deren es zwei geringe Arten gibt; der Kameele *), der Büffel, Elefanten und selbst des Rhinoceros. Ihr Trank ist theils Kameel-, theils Kuhmilch, die aber besser sauer, als frisch ist. Melonen und Gurken müssen ebenfalls zur Stillung des Durstes dienen. Auch Eselmilch wird genossen; doch gelten die einheimischen Esel wenig; wer schöne und theure Esel haben will, holt sie aus Aegypten. — Hinsichtlich der Kleidung unterscheiden sich die Furer nur wenig, oder gar nicht von den übrigen Bewohnern der Wüste, besonders von den Tuaregs. Das Kleid der Armen bedeckt kaum die Blöße. Reiche und Angesehene tragen sich morgenländisch. Die weibliche Tracht besteht aus zwei Stücken baumwollenen Zenges, eines um die Schultern, eines um den Leib, und bei Vornehmen noch ein Schleier. — Ob sie gleich noch zum Theil Nomaden sind, und der Sultan selbst keinen festen Wohnsitz hat, so haben sie doch Wohnungen und Städte und die Sultane weitläufige Bauten, die den Ringen der Avaren nicht unähnlich sind. Die Wohnungen in Darsfur sind sehr leicht. Man hat mehrere Arten von Gebäuden. Die Donga, wie sie ihre Hütte nennen, ist 20 Fuß lang, 12 Fuß breit und eben so hoch, hat ein flaches Dach von Stangen gemacht, welche man über die Lehmvände legt, und dann mit Matten oder leichtem Holze bedeckt, worüber noch eine Schicht von trockenem Kameel- oder Pferdemist und dann

wieder Lehm liegt. Die Wohlhabenden überziehen ihre Dongen mit einem Anwurf, den sie bald weiß, bald schwarz bestreichen. Die Thür ist ein rohes Bret. Das Dach hat eine etwas schräge Richtung und einige Rinnen, damit das Wasser ablaufe. Ein solches Gebäude dient mehr zu einer Vorrathskammer der sämlichen Habe, als zur Wohnung. — Geräumiger ist der Kurnack, ohne Thür, mit einem Strohdach, das auf einem leichten Sparwerk ruht, und eine abhängige Lage hat. Da es in diesen Gebäuden kühler ist, so bedient man sich ihrer als Besuch- und Schlafzimmer. — Die Sukeja ist rund, eben so gebaut, wie der Kurnack; hat 20 Fuß im Durchmesser und ist die Wohnung der Weiber, welche hier kochen und andere Hausgeschäfte verrichten. Gewöhnlich sind die beiden letztern Gebäude niedriger, als die Donga. Ein vollständiges Haus, das aus zwei Dongas, 2 Kurnacks und 2 Sukejas besteht, ist geräumig genug, den angesehensten Kaufmann aufzunehmen. Gewöhnlich steht dann auch noch ein Rukuba oder eine Hütte dabei — ein blößer bedeckter Platz für gesellige Unterhaltung. Man umgibt diese Gebäude noch mit starken Zäunen von Dornen. Der Boden ist überall mit reinem Sande bedeckt und zur Aufnahme der Fremden sind auch Gemächer vorhanden. Die Häuser der Bauern sind fast so eingerichtet, wie die Sukejas, nur daß man dazu die elendesten Materialien — Maisstroh u. s. w. — nimmt. Manche Vornehme wohnen auch unter Zelten. Cobbé, die Hauptstadt von Darsfur, ist ein Hauf von Gehägen, welche Hofräume darstellen und die verschiedenen Bauten nach dem Bedürfnisse der Besitzer einschließen. Sie ist zwei Meilen lang, aber sehr schmal mit 6000 Einwohnern, die aus Handelsleuten und deren zahlreichen Sklaven bestehen. Jeder baut sich in der Nähe seiner Grundstücke an. Da die Stadt stark mit Bäumen besetzt ist, so gewährt sie nach einer langen Reise durch die dure

* Die Kameele von Darsfur zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie mehrere Tage Durst leiden können. Obwohl sie nicht so schwere Lasten, als die ägyptischen tragen können, so laufen sie doch schneller und dauern lange aus, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen. — Pferde sind wenig vorhanden, werden aber aus Dongola eingeführt.

Wüste einen sehr erfreulichen Anblick. Seichte Brunnen versorgen in der trockenen Jahreszeit die Einwohner mit Wasser. Bleibt aber der Regen lange aus, welcher der Regel nach in der Mitte Juni unter heftigen Gewittern und Stürmen, die von 3 Uhr Nachmittags bis Mitternacht anhalten, eintritt und bis halben September dauert, dann entsteht allgemeiner Wassermangel, so daß die Menschen oft gendhigt sind, grüne Baumzweige zu einem Brei zu stampfen, um sich davon eine feuchte Nahrung zu verschaffen. Um Cobbs herum liegen noch eine Menge Weiler und Dörfer, die zur Stadt gehören.

Viehzucht und **Ackerbau** sind des Kretz Lieblingsbeschäftigungen nicht; der größte Theil des Jahres wird ohne Arbeit hingebraucht, nur die Regenzeit weckt zum Fleiße. Als dann sieht man die ganze Bevölkerung sich regen, und als einen Herüberklang aus der alten Zeit der Pharaonen kann man die Sitte betrachten, daß der Sultan mit seinem Gefolge aufs Feld geht, Furchen und Gruben macht mit einer Hacke, Adener hineinwirft und mit dem Fuße verscharrt. Mit dieser Feierlichkeit ist der Feldbau des Jahres eröffnet. Die Saat keimt schnell und die Ernte reift bald. Nur die Lehren werden, wie vor 4000 Jahren, in Krüppel gesammelt, das Stroh bleibt stehen und wird später zum Bauen verbraucht. Das gedroschene Korn wird an der Sonne gedreht und in Gruben aufbewahrt. Dortha oder Dolhem wird nebst Weizen und Gerste, auch etwas schlechtem Reis gebaut. Hans, Pfeffer, Sesam und wenig Tabak sind auch Gegenstände des Ackerbaues.

Der Handel ist ungemein bedeutend, da dafür eine der Hauptstationen für die Mekka- und Sudankaravane geworden ist. Zweimal in der Woche, Montags und Freitags, wird

in Cobbé Markt gehalten, wo dann alle Produkte des Landes und aus Aegypten im Überfluss zu haben sind. Der ganze Handel ist meist Tauschhandel, da eigentliche Münze eher Handels- als Tauschmittel ist. Als Scheidemünze gelten Sinnstücke, Ringe, Blechwaren, Messer, Scheeren, Glasperlen, Kugelchen und Blättchen von Zinn, Kupfer und Gold. Hauptmünze bei grössten Gegenständen sind Sklaven. Wie man bei uns nach Gulden oder Thalern rechnet, so dort nach Sklaven. Ausfuhr sind also: Sklaven, Kameele, Eisenbein, Rhinocerosdräne, Straußfedern, Gummi, Tamarinden, Schläuche, Papageien, Matron, Alau, Bibeth und Bibeththiere*). Einfuhr: Ambra, Zinn, Korallen, Ringe aus Zinn und Silber, Teppiche, Baumwollzeugen von weißer und blauer Farbe, Söbel, Flinten, Schuhbedarf, Spiegel, Draht, Kupfergeschirr, rothe Mützen, französische Lücher, Seidenzeugen, Schuhe von rothem Leder, Papier, Seife, Kaffee u. dgl. — Der Sammelplatz der Sudankaravane ist Cubocabia**) am südwestlichen Ende der Oase. Von hier aus werden auch unter Anführung des Sultans selbst jene abscheulichen Sklavenjagden in dem uns noch unbekannten Donga, dem Quellende des weißen Nils, unternommen. Schweini (bisweilen des Sultans Residenz, von Hofgesinde und Kaufleuten bewohnt, die neben der Fürsprache einen Dialekt des Ursprünglichen sprechen) ist das Emporium, wo sich die Sudankaravane mit diesen nöthigen Waren versieht. Ihr Abzug nach Kairo gehört unter die Festtage des Landes, und nach ihr zählt man die erlebten Jahre. Es bedarf einige Monate Zeit, bis sich die 2000 Kameele versammeln und die 1000 Sklaven, welche dazu gehören. Eine solche Karavane ladet 3 bis 400 Kameelladungen Elephantenzähne, 2000 Rhinocerosdräne, 2000

*). Die Bibethklage, von 2 Fuß Länge, mit langem Ragenschwanz, weißgrau von Farbe, hat hinten am Unterleibe einen Beutel, worin sich eine schleimige, stark riechende Materie, der Bibeth, sammelt. Sie wird er nicht mehr so häufig zum Parfümire und zur Arznei gebraucht, als sonst. Der beste kommt aus Holland, wo man ehemals diese Thiere in Ansichten um jenes Produktes willen zu ziehen pflegte.

**). Eine beträchtliche Stadt. Der Weg dahin ist felsig und bergig; es wird hier aus dem salzigen Erdreich Salz gekocht, welches zugleich als Tauschmittel auf dem dasigen stark besuchten Markte gilt. Auch werden hier Baumwollzeugen von 5 bis 8 Ellen Länge und bis 23 Zoll Breite gefertigt. In den daselbst befindlichen Gerbereien werden die Häute zu Schläuchen bereitet, wovon die Wasserschläuche Fay, die Getreideschläuche Geraub heißt.

Rantor Guimini, 1000 Rantor Tamarinden, ohne seine Erlaubniß darf keine Karavane ab- außer andern minder ins Gewicht fallenden Waaren. Bisweilen bilden sich in sichern Zeiten auch gröbere Karavane von 6000 Kameelen und eben so viel Sklaven; auch kommt wohl nach mehrjähriger Unterbrechung eine sogenannte große Karavane zu Stande, die wie ein großes Heer einherzieht und wohl 30,000 Sklaven mit 15,000 beladenen Kameelen führen soll. Fünf und vierzig Tagesmärkte führen sie über die kleinen Däsen nach Syut bis Karato, von wo dann die etslichen Hundert Führer und Eigenthümer mit der Hälfte Kameele, oder mit kostbaren Waaren des Orients und Nordens beladen, zurückkehren. Dieser Zwischenhandel bringt für Tur natürlich großen Gewinn.

Die Regierung ist despotisch; der Sultan ist unumstößlicher Herrscher und sein Wille ist Gesetz. Mit aller Eitelkeit und leerem Prunk umgeben, beruht sein Urschen auf dem Militär, dessen Gunst zu seiner Erhaltung nothwendig ist und um welche er daher immer besorgt sein muß. Viele derselben sind jetzt mit Flinten bewaffnet, ehemals jedoch hatten sie nur einen Schild aus Elephantenleder und einen Spieß. Auch Reiterei ist vorhanden. Wo er hinkommt, wirft das Volk sich nieder, und selbst die Großen des Reichs nahen nur kriechend dem Throne. Indessen ist er jetzt durch den Pascha von Aegypten in seiner Herrschaft sehr beschränkt. Eben so unumschränkt wie der Sultan walten seine Statthalter in den Provinzen unter dem Titel Melki. Es sind aber auch tributäre Sultane in den eroberten Provinzen vorhanden. — Die Einkünfte des Sultans bestehen in Zölle von den Waaren und Sklaven, deren Markt hier blüht. Der Zoll beträgt nicht selten ein Zehntel des Wertes; von dem Betrage der Sklavenjagd im benachbarten Sudan, die er oft persönlich leitet, gebührt ihm ein Fünftel. Außerdem besitzt er die Zehnten von der Viehzucht, dem Ackerbau und dem Ertrag seiner eigenen sehr ausgedehnten Ländereien. Bedeutende Einkünfte gewähren auch die Geschenke, ohne die Niemand nahen darf; überdies aber ist er der erste Kaufmann des Landes, denn

ohne seine Erlaubniß darf keine Karavane abziehen; und er weiß dieses Recht sich sehr zu Nutze zu machen, indem er sie so lange aufhält, bis er seine Waaren zu dem beliebigen Preise abgesetzt hat. — Jährlich feiert der Sultan das Fest der Paukenbespannung, wobei noch viele heidnische Gebräuche gewöhnlich sind, und ein Knabe und ein Mädchen geschlachtet werden sollen. Die Weiber im Harem sollen noch Götzenbilder anbeten, und die Bergbewohner ihren Göttern Opfer bringen, wenn es an Regen schlägt. Muhameds Religion scheint also mit Ueberresten heidnischer Zeit verschmolzt zu sein. — Bei einer öffentlichen Audienz, welcher ein Reisender beiwohnte, saß der Sultan auf seinem Thron, unter einem Sonnenschirm, der aus lauter seidenen und baumwollenen Stücken von verschiedenen Farben bestand. Der Boden unter dem Sonnenschirm war mit kleinen türkischen Teppichen belegt. Zur Rechten und Linken des Sultans saßen die Vornehmsten des Reichs, und hinter denselben hatte sich die Leibgarde aufgestellt, deren Mützen mit einer kleinen Kupferplatte und einer Straußfeder geschmückt waren. In der einen Hand führte jeder einen Speer und an dem andern Arm eine Tasche. Die Kleidung war ein baumwollenes Hemde. Hinter dem Throne standen 15 Verschnittene, welche prächtig, aber geschmacklos in seidene Zeuge gekleidet waren. Der Vorderplatz war mit Zuschauern und Bittenden angefüllt. Zur Seite des Sultans hatten bezahlte Lobredner ihren Platz, die mit lauter Stimme riefen: „Seht hier den Büffel, den Sohn des Büffels, den Stier der Stiere, den überstarken Elephanten, den mächtigen Sultan! Möchte Gott sein Leben verlängern! O Herr! möge Gott dir bestehen und den Sieg gewähren!“

Die Geisteskultur kann da nicht groß sein, wo bisheriges Bild hinpaßt. Die Fakirs lesen den Koran, schreiben Koransprüche zu den Umaleten. Der Araber erzählt in seiner schönen Sprache Märchen aus der schönen Zeit seines Volks, die vorüber ist; der gemeine Mann betet seine Gebete und damit hat die Geistes- kultur ein Ende. In der Hauptstadt sorgen zwei Moscheen und fünf Schulen, wo die Kinder

lesen und schreiben lernen, für das Seelenbedürfnis der Einwohner, welche keine eigentlichen Furer sind, sondern meist Kaufleute, die sich des Handels wegen hier niedergelassen haben. — Der Religion nach sind die Furer fanatische Muhamedaner. Staatsämter bekleiden meist die Araber. Nach den Beamten genießen die Priester (Fakis) das größte Ansehen, die wohl selbst den Sultan derb auszankten, welcher sich diese Freiheiten in Demuth gefallen lassen muß. — Die Sprache ist überall, Cobbs und die Grenze ausgenommen, dieselbe; doch versteht man überall arabisch. Vor Gericht sind beide Sprachen angenommen, und was in einer vorgetragen wird, übersetzt ein Dolmetscher sogleich in die andere.

Selbst die Furer ein Handelsvolk sind, haben sie an Moralität nichts weniger als gewonnen. Selbstsucht ist die Triebfeder ihres Lebens, weshalb auch Stehlen, Lügen und Beträugen häufig unter ihnen ist, so daß Browne bei seinem jahrelangen Aufenthalte nur einen, den alten Misä zu El-Fascher, fand, den er des Namens eines ehrlichen Mannes würdigten konnte. Beim Handel betrügt der Vater den Sohn, und kein Eigenthum ist sicher, als welches durch Körperkraft behauptet werden kann. Obgleich ihr Sultan bei Todesstrafe das Verkaufen verboten hatte, unterblieb es doch nicht. Fröhlichkeit und Tanz sind hier höchst beliebt. Ihre Tänze sind sowohl ernst, als ausgelassen und unanständig. Die Wuth zu tanzen ist so groß, daß selbst Sklaven, die in Fesseln gelegt sind, sich des Vergnügens nicht begeben, nach einer kleinen Handtrommel zu tanzen, wobei sie mit einem langen Stabe den Takt angeben. Außer der Trommel der Neger bedienen sie sich auch der Instrumente der Araber, seit sie sich mit diesen gemischt haben. Uebrigens haben sie auch einige Spiele, mit welchen sie sich die Zeit verkürzen und zum frohen Muthe stimmen. — Die Enthaltsamkeit ist in dieser Dase eben keine Tugend; gegen alle Sitte der Muhamedaner ist der Umgang zwischen beiden Geschlechtern außerst frei, sogar die Verhältnisse zwischen Bruder und Schwester sind nicht vermindert,

den Begierden dieser unzüchtigen Menschen Einhalt zu thun.

Die Verhältnisse, Gemüth- und Behandlungskunst der Frauenzimmer in Darfur stimmen weder ganz mit den Sitten der Usaten und anderer afrikanischer Völker, noch mit denen der Europäer überein. Sie essen zwar nie mit den Männern, verkürzen ihnen aber bei Tische die Zeit. Bei alledem verrichten, wie in ganz Afrika, die Weiber auch hier die mühsamsten Geschäfte, bestellen den Ucker, säen das Getreide, helfen bei der Ernte, mahlen das Getreide auf Handmühlen und backen das Brod. Sie bereiten, was kein Araber dulden würde, auch die Speisen, bauen Wohnungen u. dgl. Dafür ist aber auch die Darfurin Hausfrau, und der Mann muß sie eben so das große Wort führen lassen, wie in Europa; nicht selten ist dieses dann entscheidend. Sie mischt sich in Alles, was auf das Hauswesen Bezug hat, und zählt bei vorkommender Gelegenheit ihren Mann tüchtig aus. Ist die Frau gar eine Tochter des Meier oder Königs, so darf der Mann nur getrost auf alles Hausservice verzichten und die Allgewalt des Pantoffels ist entschieden. — Eine Furianerin, die auf Ehrbarkeit Anspruch macht, unterscheidet sich von einer Aegyptierin dadurch, daß sie, sobald ein Fremder ins Haus tritt, sich zwar ein wenig entfernt, gleich nachher aber wieder erscheint, immer ab- und zugehend und sich im Beisein der Männer allerlei zu thun macht. Eine Aegyptierin wird nie ohne Schleier erscheinen; die Darfurinnen sollen es nur aus Gesellsucht thun. — Uebrigens ist Weitweiberei herrschend, und jeder nimmt der Weiber, so viel er will. Der Sultan Teraub hatte Weiber, die im Kriege eine eigene Art fliegendes Corps ausmachten, zu Fuße marschierten, das Feldgeräth trugen und die königliche Hofküche besorgten. Wer jedoch eine Mirjam, d. h. eine Sultans- oder Melschochter, hat, darf keine zweite Frau nehmen.

Auch die Saharah, oder der östliche kleinere Theil der großen Wüste gehörte dem klassischen Boden an. Der Geist der Völker des

Ulterthums war hier wirksam und hinterließ Denkmale seiner Thätigkeit.

Siwah *), die weltberühmte Oase des Jupiter Ammon, das **Ammonium** der Aken.

Seit Alexanders Zeit (333 v. Chr. G.) wurde dieses Orakel besonders berühmt und blieb es, bis die Boten des Christenthums siegend auch diesen Götzentempel niedermachten. Was noch übrig ist, ist wenig. Noch steht die alte Burg des Priesterfürsten, jetzt **Schargieh** genannt, gerade 320 Schritte vom Haupteingang des Ammontempels entfernt. Die Hauptthore sind gegen einander gerichtet. Die Ruine des alten Tempels wird von den Eingebornen Birbe (Tempel), gemeinlich aber **Umebeda** genannt. Der Eingang des Tempels ist gegen Norden gerichtet. Südlich von demselben in der Entfernung einer guten Viertelstunde entspringt in einem Dattelhaine der Ammon geheilige Sonnenquell, welcher hier einen kleinen See bildet. Ganz in der Nähe desselben entdeckt man Unterhauten eines alten kleinen Gebäudes. Der See soll 6 Klaftern tief, aber so klar sein, daß man bis auf den Grund sieht, aus welchem beständig eine Menge Blasen aufsteigen. — Der Ueberrest des Tempels ist nach ägyptischer Weise mit einer Umwallung umgeben, die den heiligen Raum vom Vorhof abschied. Sie war von beträchtlicher Dicke aus Quadern erbaut, ist aber ganz vom Erdboden verschwunden, und nur die gewaltigen Eckquadern zeigen den Umsang an, in dem sie ihre alte Lage einnehmen. Ihre Länge betrug 70, die Breite 66 Schritte. Die Seiten waren nach den Weltgegenden gerichtet. Innerhalb dieser Mauern entdeckt man die Reste einer zweiten

Umwallung. In der Mitte des ganzen Raumes erhebt sich eine Felsenmasse, etwa 8 Fuß über die jetzige Bodenfläche. Der Felsen besteht aus einer Menge kleiner, Seethiere enthaltender Kalksteine, aus denen auch der ganze Tempel erbaut ist. Der Tempel selbst besteht aus zwei Abtheilungen; einer Vorhalle oder **Pronaos**, und einer innern Kammer oder dem eigentlichen Heiligtum. Da der hintere Theil des Tempels verschwunden ist, so läßt sich weder seine Form, noch seine Ausdehnung genau bestimmen, auch ist es noch Niemandem eingefallen, zu untersuchen, ob nicht behufs der Orakel unterirdische Schlupfgänge vorhanden waren. Die Bauart stimmt ganz mit der des alten Aegyptens überein. Da die fanatischen und zerstörenden Horden des Cambyses dieses Heiligtum nicht erreichten, so darf man wohl annehmen, daß hier eines der ältesten geschichtlichen Denkmäler aufzuhalten sei. Wie die Reste zeigen, war der ganze Tempel von Innen und Außen mit Bildwerken bedeckt. Die Zwischenräume sind mit Hieroglyphen angefüllt, und das Ganze war mit glänzenden Farben, die ihre Frische noch behalten haben, bemalt. Die Bildwerke, auf den Ammondienst hinweisend, enthalten auch die Prozession mit dem heiligen Schiffe, welche Vorstellung an die Mysterien erinnert, welche hier, Alexandern zu schmeicheln, begangen wurden. Man kam ihm in Prozession mit dem heiligen Schiffe entgegen, geleitete ihn in den Tempel, vor welchem sein Gefolge warten mußte, und wurde eingeweiht, wobei die Stimme des Orakels, vermutlich durch die akustische Bauart der geheimen Gänge, so verstärkt ertönte, daß die Stimme, welche den Erbauer und klugen Wiederhersteller der Religion Aegyptens, für den eigentlichen und leiblichen Sohn Ammons **), erklärte, über-

*) Bisher eine oligarchische Republik, gehorcht seit 1820 dem Pascha von Aegypten, dem sie 2000 Rameeladungen Datteln Tribut zahlen muß. Die Bevölkerung wird auf 8000 Köpfe berechnet, und in 6 Stämme abgetheilt. Sie sollen ein sehr unruhiges Völkchen sein, und ihre Feinden in förmlichen Scharmschlügen ausfehdeten. Tödtet ein Siwaher den andern, so steht es dem nächsten Verwandten frei, 1400 spanische Thaler oder den Mörder sich ausliefern zu lassen, den er tödten kann. Dieses Edsegeld deutet auf den Reichtum der Siwaher. Die Justiz ist streng. Die Lebende verlieren eine Hand. Der Verföhner einer Jungfrau empfängt 80 Streiche mit dem Ochsenlemer, muß die Gefallene ausstattan und betrachten. — Gegenwärtig ist die Zahl des Schelks bestimmt; außer dem Oberhaupte der Religion zählt man noch 10 Scheiks.

**) Ammon, eine libysche Gottheit. Einige erzählen, Ammon sei in einem Walde gefunden worden,

natürlich in die Ohren des zahlreich versammelten Volkes drang, welches vor dem Tempel auf seinen König harrte. Indessen wird von dem Alterthume einmuthig bezeugt, daß dieser Tempel mehr berühmt, als prächtig und reich war. Strabo beschreibt ihn als klein und Lukan als arm. — Das Alexander das Heilighum selbst betreten durfte, war eine Ausnahme für den Sohn des Gottes; sonst durfte das Volk nur im Vorhofe in Demuth auf die Entscheidung warten. — Zu Strabo's Zeit (19 n. Chr. Geb.) wurde das Orakel wenig mehr besucht, und die Zeit verschlang auch ihn, den gewaltigen Vater Ammon, dem einst der Weltkreis huldigte, und dessen Mysterien in Kreta, zu Theben und Meroe gefeiert wurde. Sein Orakel ist verstummt.

Als Zeugen vormaliger Kultur und starke Verödierung, die immer beisammen sind, dienen die verhältnismäßig überaus zahlreichen Katakomben. Alle Berge der Oase enthalten Gelen; viele sind unterirdisch ohne einen sichtbaren Eingang; manche grün, roth, gelb und blau ausgemalt, manche mit Skulpturen bedeckt. Die merkwürdigsten sind die in der Nähe des Ammontempels, welche weitläufig sind und aus mehrern Gemächern bestehen. Goldgierde und Gedimmelei haben übrigens hier übel gehaust, und Leichentrümmer und Schutt zeigen, daß Menschen auch hier den Händen ins Handwerk gerissen haben. Seit 1820 sind diese Rämmern des Todes Zufluchtsort der Lebenden vor den Lebenden geworden. Minutoli war sehr überrascht, die Grabgewölbe von mehrern hundert Arabern mit ihren Familien und ihrem Scheit hier bewohnt zu finden. Sie gehörten zu dem

Stamme der Megaber, und waren aus der Oase Augila ausgewandert, weil sie als freie Männer den von der tripolitanischen Regierung geforderten Tribut nicht entrichten wollten.

Auch die kleine Oase El Wah ist mit Ruinen bedeckt, den Zeugen ehemaliger Kultur. Ganze Städte liegen hier in Trümmern begraben unter dem Sande der Wüste. In einem Thalen ruhen schreckliche Denkmale auf den aus der Erde hervorragenden Felswarzen, deren Zahl 21 ist. Sie bestehen aus 20 bis 30 Fuß langen Grabhügeln aus Menschengebeinen mit etwas Erde bedeckt, so groß, daß hier wenigstens 4000 Leichname beisammen ruhen. Unwillkürlich wird man hier an die vom Sande verschütteten Kriegsheere und Karawanen erinnert. Von dem Heere des Cambyses berichten die Geschichtsschreiber: „Als die Armee von der Stadt Das sis aus ihrem Marsch gegen die Ammonier durch den Sand fortgesetzt und ungefähr auf dem halben Wege das Mittagsmahl einnahm, habe sich ein ungewöhnlich heftiger Sandwind erhoben, Sandhügel aufgetrieben und sie damit überschüttet.“

5. Die Azoren, die Kanarischen Inseln und die Inseln Madeira und Porto Santo.

Die Bewohner der Azoren.

Die Azoren sind auch unter dem Namen der Habichtsinseln, der flämischen Inseln, Westinseln und Terceiros bekannt. Diese Inseln, 11 an der Zahl mit ungefähr 160,000 Einwohnern auf 54 Quadratmeilen, standen früher unter Portugal, jetzt nur zum Theil. Sie sind alle bergig, eigentlich laus-

wo außer einem Schafe kein lebendiges Wesen gesehen worden, und halten ihn daher für einen Sohn Jupiters und dieses Schafes. Andere sagen, er sei zwischen Karthago und Cirene als ein Knabe im Sande spielen von einigen Hirten gefunden worden, denen er gewissagt habe, so lange er auf dem Sande gesessen; sobald sie ihn aber aufgehoben, sei er verstummt. Noch andere machen den Ammon zu einem Sohne Triton's. Endlich erzählt man, Bacchus habe auf seinem Zuge nach Indien, ermattet von Durst und Hitze, unweit Kerollbya den Jupiter um Puls angerufen; darauf sei ein Böller erschienen, der, mit seinem Fuße scharrnd, einen Quell aus dem Sande herverglockt habe und darauf wieder verschwunden sei. Diesen Böller habe er für den Jupiter selbst erkannt, ihm göttliche Ehre erwiesen und einen Tempel erbaut. Nach Diodor von Sicilien ist Ammon ein König in Libyen, dessen Gemahlin Rhea, die Schwester Saturn's und dessen Geliebte Amathaea gewesen, mit welcher er den Bacchus gezeugt habe. Dieser habe ihm jenen berühmten Tempel erbaut, wo Ammon, nicht durch Worte, sondern durch Zeichen des weissagenden Priesters, Orakelsprüche ertheilte, und wo er unter dem Bilde eines Bidders, nach Andern eines Menschen mit einem Bidderskopf oder Biddershörnern vorgestellt war. Alexander besuchte den Tempel und wurde von den Priestern für einen Sohn des Gottes erklärt.

ter Vulkanspitzen, und daher mehr als ein Mal von Erdbeben heimgesucht worden. 1591 dauerte ein furchtbare Erdbeben 12 Tage lang, und am 19. Juli 1757 verheerte ein abermaliges Erdbeben den ganzen Archipel. Bekannt ist die Insel *Sabrina*, welche schon einmal, zuletzt am 15. Juni 1811, über der Oberfläche des Wassers erschien und wieder versank. Hierher Quellen giebt es mehrere; die bedeutendste ist *Caldaria*, auf der Insel St. Miguel, auf einer kleinen Unhöhe, mit einem ungesähr 30' breiten Becken, wo das Wasser wunderbar heftig aufstößt. Nicht weit davon ist eine Höhle, in welcher es furchtbar siedet und tobt. — Mit Begeisterung schildern die neuesten Nachrichten diese Inseln. Hier herrscht ewiges Grün; die Erzeugnisse der entgegengesetzten Temperaturen der Erde auf einem engen Raum beisammen, die Früchte des Poles zur Seite der Tropenerzeugnisse bilden ein phantastisches Gemälde. Die Banane des Nordens erhebt ihre Pyramide neben dem Schirmdache der Cocospalme; die Ananas mischt ihren Wohlgeruch mit der Erdbeere; der Kohl unserer Gärten gedeiht neben der Kohlspalme. Das Gemüth des Menschen wird hier mit unbeschreiblicher Zufriedenheit erfüllt, und glückselig der, dem das Schicksal vergönnt, nachdem er sich von den Stürmen der großen Welt losgerissen hat, hier ihr Getriebe zu vergessen.

— Die Azoren behaupten neben andern Vorzügen auch noch den, daß auf ihrem Boden niemals Neger Sklaven eingeführt wurden, und sind also auch dadurch Afrika fremd. — Entdeckt wurden sie 1446 von den Portugiesen; doch wollen niederländische Seefahrer sie schon früher gesehen haben; daher die Holländer ihnen den Namen der flandrischen (flämischen) Inseln bestlegen.

Die Bewohner der Azoren sind portugiesischer Abstammung und werden nach portugiesischen Gesetzen regiert. Körperbau und Hautfarbe derselben lassen leicht diese Herkunft erkennen; doch findet man auf

der Insel Fayal Menschen, die durch hohe Gestalt, blonde Haare, blaue Augen, vor den kleinen braunen Bewohnern sich auszeichnen. Diese sind die Nachkommen einer deutschen Kolonie, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts sich nach Amerika eingeschifft hatte, aber vom Sturme verschlagen, hier strandete. Die Reisenden wurden gerettet und blieben auf der gaßfreien Insel. Es sind seitdem mehrere Geschlechter dahingewunden, auch hatten häufige Bechselirathen statt, und dennoch ist das nordische Blut nicht zu verläugnen. Nach der Insel Terceira*) haben sich die unglücklichen, das freie England fliehenden portugiesischen Auswanderer geflüchtet. Hier unter dem friedlichen Himmel der schönen Azoren harren sie der Rückkehr in ihr unglückliches Vaterland, und sehen mit Sehnsucht hinüber nach dem theuern Strande, der die Gebeine ihrer Väter deckt. — Gesundheit, Stärke des Körpers und Gewandtheit in allen Bewegungen der Glieder ist ein schönes Eigenthum aller dieser Insulaner, und Wirkungen der reinen Luft, des heitern Himmels und milden Klima's; (denn nur auf den höchsten Bergen, die jedoch nicht auf 2000' emporsteigen, kennt man den Frost; nur der Winter ist sturmisch, das Raumursche Thermometer steigt nie über 20°, fällt nie unter 8°), und ohne Zweifel auch der kräftigen und gesunden Nahrungsmittel, welche sie genießen. Sie bestehen in Gersten- und Weizenbröd, Mais, dem dort vorzüglich guten Fleische unserer zahmen Thiere, und Süßfrüchten von seltner Vollkommenheit. Ihr Getränk ist gutes Wasser und vorzüfflicher Wein. (Die Insel Pico bringt jährlich bis 25,000 Pipen Wein hervor.) — Wie die Wohnungen, so hat auch die Kleidung der Azorenbewohner die größte Ähnlichkeit mit den Häusern und Trachten der Europäer, besonders der Portugiesen; der Hauptort der Insel, St. Miguel, ist ein durchaus europäisch gebauter Ort. Nur die Vornehmsten weichen zum Theil von der portugiesischen Tracht

*) Diese Insel blieb 1828 der Donna Maria von Brasilien treu, und wird von einer Regentschaft unter dem Grafen Villaflor im Namen der Königin beherrscht. Terceira ist beinahe der einzige Rest portugiesischer Größe.

ab, indem sie sich englisch kleiden und die Frauen König beider Mauritanien, hat sie zuerst geworliebe für französische Moden zeigen. — besonders mit Wein nach Amerika und mit den übrigen Landesprodukten, Gewerbe (die Einwohner von Santa Maria beschäftigen sich vorzüglich mit der Töpferei und verfügen damit die übrigen Inseln), Fischerei, Viehzucht und Ackerbau sind die Hauptbeschäftigungen. Fast allenfalls ist der Boden gut bebaut und benutzt; namentlich ist der Anblick der Insel Fayal zaubernd schön und gleicht einem Landhause, umgeben von südlichen Gärten; die Wohnungen der Landleute sind mit Orangen- und Eiszapfenbäumen umschattet. Die bedeutenden, von Singvögeln belebten, Waldungen geben ausreichendes Holz; lästige Insekten kennt man nicht und die Hunde sollen hier niemals toll werden.

— Die Bewohner der Azoren werden als ein fleißiges, thätiges, reinliches, frommes und rechliches Volk gerühmt. Sie heirathen jung, haben zahlreiche Familien, die sie ohne Kumme betrachten können; sind außerst gastfrei, so, daß man z. B. zu Fayal^{*)} keinen Gasthof hat, da sich die Reichen und vor allen die Kaufleute, ein Vergnügen daraus machen, Fremde aufzunehmen. Die Geselligkeit soll munter und fein sein, die Empfänglichkeit für geistige Vergründungen sehr groß. Die Damen sind liebenswürdig und schön; dabei artig, gebildet und wohlerzogen, und die Eintracht unter diesen Insulanern soll beispiellos sein.

Die Bewohner der kanarischen Inseln.

Die kanarischen Inseln bilden eine Gruppe von 12 Eilanden (151 Quadratm. mit 174,000, nach Andern 215,000 E.), an der westlichen Küste von Afrika, ungefähr 18 Meilen vom Lande entfernt. Sie erstrecken sich von Osten nach Westen, sind vulkanischen Ursprungs und haben ein so herrliches Klima und einen so fruchtbaren Boden, daß der Name der glücklichen Inseln, der ihnen von den Alten beigelegt wurde, wohl gerechtfertigt werden kann. Iuba II.,

nauer beschrieben; er nannte die eigentlich Canarien „fortunatas“, Madera hingegen und Portosanto „purpureas.“ — Sertorius, einer der größten Admer, voll Verdrüß und Unwillen über sein entartetes Zeitalter, wollte sich hierher zurückziehen, um in glücklicher Abgeschiedenheit die Welt und ihre Ungerechtigkeit zu vergessen. Auch der große Scipio soll mit einem ähnlichen Gedanken umgegangen sein. Von den Karthagern ist es beinahe Gewißheit, daß sie mit diesen Inseln nicht nur bekannt waren, sondern dieselben auch bestimmt hatten, ein Zufluchtsort zu sein, im Falle ein großes Nationalunglück sie einen solchen zu suchen zwänge. Wir wissen bis jetzt noch nicht, wohin die 50,000 siedelnden Karthager sich wandten. Sertorius und Statius Sebosus fanden eine sehr große Kasse von Hunden, und daher kommt der Name insulae canariae, die canarischen Inseln. In der neuern Zeit mußten sie jedoch beinahe von Neuem entdeckt werden. Von 1316 — 34 entdeckten und eroberten die Spanier, von den Mauren gedrängt, diese Inseln, und man findet sie schon in der alten Landkarte, die Andreas Bianco in Venedit 1436 fertigte, genau angegeben. Indessen scheinen die Spanier diese Besitzungen nicht geachtet zu haben; denn der Infant von Portugal, Heinrich der Seefahrer, ließ sie 1456 in Besitz nehmen und versuchte von da aus die Entdeckungen bis nach der Küste von Guinea. Allein 1478 unternahmen die Spanier aufs neue die Erörterung der Kanaren und vollendeten sie am Ende des 15. Jahrhunderts, indem sie die ursprünglichen Einwohner unterjochten und in der Folge ganz vertilgten. Canaria wurde 1483, Palma 1492, Teneriffa 1496 von den Spaniern erobert, die sämtliche 7 Inseln noch jetzt beherrschen; sie stehen unter dem Generalgouverneur von Santa Cruz auf Teneriffa.

Dieser gesammte Archipel kann als ein einziger Vulkan betrachtet werden, gehützt über einen gewaltigen Herd, der seine Kraft bald

^{*)} Die Stadt Fayal hat 5 bis 6000 Einwohner und die beste Rhede im ganzen Archipel; mehrere Ritter, 3 Mönchsklöster und 2 Nonnenklöster.

durch diesen, bald durch jenen über das Wasser hervorragenden Schlund äußert. So weit geschichtliche Erinnerungen reichen, theilt der Pit von Teneriffa die Natur des Aetna, der nur von Jahrhundert zu Jahrhundert sich an verschiedenen Stellen an den Seiten öffnet und seine glühenden Massen ausspeiet. Seit der Mitte des 16. Jahrh. hat man folgende Ausbrüche geschichtlich verzeichnet. Im Jahre 1704 den 31. Dezember machte der Pit einen Seitausbruch in der Ebene los Infantes, diesem Ausbruche ging ein schaudervolles Erdbeben voran; den 5. Januar 1705 hat sich eine neue Öffnung auf; der Lavastrom war so gewaltig, daß ein ganzes Thal damit angefüllt wurde; den 13. hörte diese Öffnung auf zu speien, und eine dritte öffnete sich am 2. Februar, aus welcher ein dreifacher Lavastrom stürzte, und setzte sich nicht eine ungeheure Felsenmasse als Damm entgegen, so war das Dorf Guimora verloren. Die Stadt Guarachico war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die schönste und reichste Stadt der Insel, in einer herrlichen Gegend an einem Lorbeerwalde; den 5. Mai 1706 war ihre letzte Stunde gekommen; der Pit öffnete sich obenhin, ein zweifacher Lavastrom verschlang die ganze Stadt, nicht Ein Haus blieb stehen, füllte den Hafen aus und verwandelte die ganze herrliche Gegend in eine Wüste. Jetzt ruht der Pit von seinen Unstreuungen beinahe ein ganzes Jahrhundert. Allein erloschen war er nicht, denn 1798 am 9. Juni öffnete er sich abermal. Drei Monate und sechs Tage hindurch wurde Lava und Schläcken auf vier Loisen Höhe aufgetürmt durch vier Mündungen. Es wurden Felsstücke bis 3000' in die Höhe geschleudert. Glücklicherweise war es eine völlig wüste und unbebaute Schlucht, in welche sich die Eingeweide des Bergs entluden. Seitdem ist er wieder ruhig; aber auch wenn er ruht, so äußern sich doch die unterirdischen

Gewalten auf andern Punkten. So stieg 1588 den 13. April auf der Insel Palma ein Berg aus der Erde hervor, auf dem sich ein Krater bildete, der einen 100 Klafter breiten Lavastrom in das 2500 Klafter entfernte Meer ausspieß; die Lava erhöhte das Meer so gewaltig, daß in einem großen Umkreise die Fische umkamen. 1646 den 13. November öffnete sich bei Tigalate ein Schlund, aus welchem die Lava hervorströmte und die berühmte Heilquelle, die selbst von Europa aus häufig besucht wurde, verschlang. 1677 geschah eine dritte Eruption auf der Insel Palma und eine Menge Schlünde, die sich bildeten, warfen Asche und Schläcken aus. Um 1. September 1730 zerrüttete eine eben so schaurvolle Revolution die schönsten Theile der Insel Lancerote. Es bildete sich der neue Vulkan von Demanfaya, und die Erdstöße dauerten bis ins Jahr 1736. Eine große Anzahl guanischer Dörfer wurden zerstört; das Meer tobte gewaltig, Rauch und Feuer sah man aufsteigen; es erhoben sich spitzige Felsen, welche sich zugleich mit der Insel selbst vereinigten und diese verdüsterten. 1823 wurden die Vulcane auf Lanzarote wieder unruhig, und am 31. August 1824 Morgens um 8 Uhr fand ein gewaltiger Ausbruch auf der Insel Lancerote, eine Stunde vom Hafen Recif, statt. Zwei Tage lang waren denselben unterirdisches Erdse und Erderschütterungen vorangegangen; der Ausbruch dauerte bis 27. September, wo der Berg noch immer nicht betuhigt war und das unterirdische Erdse nicht aufgehoben hatte.

Der Boden ist theils kahler Fels und häufig mit Lava und Schläcken bedeckt, theils sehr fruchtbar, besonders in den Thälern und niedern Bergabhängen, die oft schön bewaldet sind und reizende Gegenden bilden. — Das Klima ist mehr trocken als feucht, daher hiesigen Wassermangel, nicht übermäßig warm und daher sehr gesund; die hohen Berge auf Teneriffa*)

*) Der 13,278 Fuß hohe Pit ist wegen seiner Steilheit, und weil die Spize ganz mit Basaltstein und vulkanischer Asche bedeckt ist, äußerst schwer zu besteigen. Rings um den Krater, der genau auf der Spize sich befindet, ist ein so schmaler kreisförmiger Wall von Lava, daß man kaum Platz zum Sitzen hat. Vom November bis Ende April ist der Gipfel mit Schnee und Eis bedeckt. Von der Spize dieses Kolosses sieht man die Insel mit allen ihren lieblichen Landschaften auf das Deutlichste zu seinen Füßen, weil die Luft in jenen Breiten viel durchsichtiger ist, als bei uns. Man sieht aber auch die übri-

und Palma (bisweilen auch auf Kanaria) sind im Winter mit Schnee bedeckt. Leider sind diese sonst so schönen Inseln im Winter schrecklichen Dekanen und Wolkenbrüchen ausgesetzt; zuweilen fühlt man auch den glühend heißen und alles austörrenden Harmattan, der aus der Sahara herüberweht; oft zum verwüstenden Wirbelwind anwächst und oft sogar gewaltige Heuschreckenschwärme im Meere hertriebt, die sich an den Küsten erheben und große Verheerungen anrichten (1812 lagen die Heuschrecken 4 Fuß hoch).

Die Bewohner (s. Taf. XXVII.) der kanarischen Inseln sind Spanier und Muzatten, wenig Neger; zum Theil stammen sie auch von Normännern ab, deren Abkommenslinie sich noch durch eine weißere Hautfarbe unterscheiden. Sie sind lang und wohlgebildet, von schwartzbrauner Hautfarbe, haben große funkelnde Augen, ein langes, schwarzes, aber fast wolliges Haar. Das Blut der Ureinwohner, der Guanchen, fließt in ihren Adern nur insosfern, als die Schönheit dieses Volks in den Augen der Eroberer Gnade gefunden haben. — Kleidung und Sprache sind spanisch; die Frauen hüllen sich in dichte Schleier ein; die Priester tragen schwarze Mantel und dachähnliche Hüte. — Die Wohnungen zeichnen sich im Ganzen weder durch Schönheit, noch durch Größe aus, und werden von Stein oder auch von Erde erbaut, und mit Ziegeln, wohl auch mit Stroh, gedeckt. Die Stadt Palmas hat mit Tunis und Algier Ähnlichkeit, denn Alles ist flach, Häuser und Dächer. Besonderswert ist die Stadt St. Croix auf Teneriffa. Von der See aus gesehen bietet sie keinen freundlichen Anblick. Die Höhe ist außerordentlich groß; die blendend weißen Häuser mit flachen Dächern und ohne Glas-

fenster stehen wie Leichen an die schwarze Felswand geschnitten. Orotava hat düster gebaute Häuser, welche alle dem Adel angehören, der ungemein stolz ist. Für den angenehmsten Aufenthalt auf Erden erklären die Kanarer die Stadt Laguna, und sie mögen Recht haben. Nirgends ist die Luft wohlschmeckender als hier. Die Ebene, auf welcher die Stadt liegt, ist von Gärten umringt, ein kleiner Hügel, daneben ist von Lorbeer, Myrten und Meergräsern bedeckt. Die Dörfer auf Teneriffa nicht nur, sondern auch auf einigen andern Inseln sind von Palmen umgeben, welche leicht und freudig wachsen. Die Einwohner von Candalaria, einem berühmten Wallfahrtsort, leben zum Theil in Höhlen. — Die Mahlungsmitte sind sehr einfach und man lebt überhaupt mäßig. Brod kommt, nach der Versicherung mehrerer Reisenden, nur auf die Tische der Reichen; der gemeine Mann macht aber einen Teig aus Weizen- oder Gerstenmehl und taucht ihn in Honig oder fette Milch (Goffio). Am armeligsten leben die Bewohner der Insel Palma, obgleich dieselbe fruchtbar und reich an Produkten aller Art ist. Wir fanden, sagt v. Buch, Menschen beschäftigt, die Erde umzuwühlen, um Hebedorwurzel zu sammeln, welche ungemein hoch die Fläche bedeckt. Mit ein wenig Kleien vermengt backen sie daraus ein sehr schwarzes, körniges Brod von fast metallischem Glanze und nähren sich davon nicht etwa zur Zeit der Moth, sondern das ganze Jahr hindurch, und nicht nur Einigen, sondern der Bevölkerung von Palma, auf solchem Boden, in diesem Klima, in so herrlicher Lage! eine Folge der Majorate, in welche der Boden der Insel unter die Eroberer vertheilt wurde. An den Früchten des Drachenbaum*) labt man sich in den heißen Tagen des Sommers. —

gen Inseln, das Meer in unermesslicher Ferne, und selbst die Küsten Afrika's mit ihren unendlichen Waldungen, und jenseits derselben die Spuren der traurigen Sandwüsten. Gewöhnlich bekleidet man den Pit von der Stadt Orotava aus, und übernachtet auf der Ebene von Reta ma, die über 10 □ M. einnimmt, oder auch auf den höhern Gebirgsplatten, die Station der Engländer genannt, wo zwei gesetzte Felsen eine Art von Höhle bilden, in der man einige Zuflucht findet. Die Nächte sind hier schon ziemlich kalt. Von hier wandelt man nun über eine sehr kleine Gegend zwu Stunden hindurch nach einer kleinen Ebene; von hier aus gelangt man zur Eishöhle und endlich in die Ebene von Rambleta, in deren Mitte sich der Zuckerhut von Piton erhebt.

*) Dieser Baum wächst auch auf Mauritius, am Kap und in Ostindien, ist einem Palmbaume ähnlich,
II.

Zu Künsten und Gewerben scheint man keine besondere Neigung zu haben, und es werden daher Schneider, Fleischer, Müller u. a. m. wenig geachtet. Die Kleidung ververtigen größtentheils die Weiber, und die Männer treiben ihre Feldarbeit. Die Bewohner von Teneriffa bauen Getreide, Weinreben, den Dattelebaum, die Banane, das Zuckerrohr, den indischen Feigenbaum, das Arum, dessen Wurzel das Volk zur Bereitung eines nährenden Mehles verwendet, ferner den Oelbaum und europäische Obstarten. Man hat hier zwei Ernten. Außer den genannten Gewächsen hat man auch mit gutem Erfolge den Brodfruchtbau aus Otaheiti, den Zimmtbaum der Molukken, den Kaffeebaum Arabiens und den Kakaobaum Amerika's zu pflanzen versucht. Nicht alle Gegen- den sind indeß angebaut; theils sind sie zu dürr und unfruchtbar, theils ist es auch das geringe Interesse, welches die Bewohner beim Anbau haben, da das Grundeigenthum auch auf dieser Insel in Spanien wohnenden Granden zugeht und nur wenige kleine Grundbesitzer hier wohnen. Das Volk arbeitet also auch hier nicht für sich, und daher nur so viel es muß. Sklaven gibt es jedoch nicht. In den schönen, reich bewässerten Thälern der Insel Canaria gibt die Natur drei reichliche Ernten des Jahres; zwei von Mais im Juni und Dezember und eine dritte von Kartoffeln, die dort gern und in Menge gebaut werden. Auf dem Markt findet man Trauben, Maulbeeren, treffliche grüne Feigen, auch Tu-nafrüchte, alle erquickend und gewürzig. Die meistens so weitläufigen Zuckerplantagen auf den canarischen Inseln sind verschwunden; nur auf Palma findet man noch Pflanzungen, die gegen 1000 Centner Zucker erzeugen; ungefähr so viel, als die Nonnenklöster der Stadt zu ihrem Backwerk verbrauchen. Der ganze westliche Theil der Insel Lancerote ist schwarz, dürr und von

Dammerde entblößt. In der trocknen Jahreszeit verkaufen die Bewohner das Wasser zu einem hohen Preise. Die Bäume werden in einer Art von weißen Schilderhäusern gegen den tödtenden Seemind geschützt und getränkt wie Vieh. Nur wenn endlich im October und November die Regengüsse erscheinen, wird das steinige Erdreich gelockert und mit Weizen oder Eiskraut besät. Der Weizen wird nach drei Monaten 25—30fach geerntet und nach Teneriffa, Palma und Ferro verführt. Die eingescherte Eisplantze giebt mehrere tausend Centner kostlichen und theuern Pavilla. Der Wein ist schlecht, was auch der Fall auf der Insel Fortaventura ist, wo er nur zum Branntwein brennen gebraucht wird. Weizen und Gerste gedeihen hier in nassen Jahren im Überfluss, in dürren Jahren aber ist Zufuhr notthig. — Die Blehzucht ist nicht bedeutend und scheint sich hauptsächlich auf die dahingekommenen europäischen Haustiere zu beschränken, denn von Säugetieren ist wohl nur die Ziege, das Schaf, das Schwein und der Hund einheimisch. Die Pferde stammen aus der Verberei, sind hier zwar klein, aber sehr gut. Kameele sind in großer Zahl vorhanden; sie werden als Zugvich gebraucht, aber auch geschlachtet und eingesalzen. Auf Fortaventura hatten sich einst die Esel so sehr vermehrt, daß sie verwilderten und ungeheure Schaden anrichteten und den Bewohnern nichts übrig blieb, als entweder die Insel zu verlassen, oder eine allgemeine Jagd gegen die Esel zu unternehmen. Sie wählten das Letztere und gegen 9000 Esel blieben im Kampfe. — Das Vieh auf der Insel Ferro, die sehr arm an Quellen ist, soll sich gewöhnt haben, Seewasser zu trinken; dadurch wohl etwas klein bleibend, aber doch sehr gutes Fleisch geben. — Zum ersten Male treffen wir auch hier in Afrika eine Mannigfaltigkeit von Singvögeln an. Uns

und trägt Früchte wie gelbe Kirschen. Aus ihm fließt ein dunkelrother harziger Saft, der verdickt und getrocknet Drachenblut heißt, in der Medizin als zusammenziehendes Mittel, und außerdem zum Malen und Lackiren gebraucht wird. — Auf Teneriffa steht in einem Garten jener berühmte Drachensbaum, der unfehlig der älteste Baum auf der Erde ist, denn er wurde schon vor den Guanchen als heilig verehrt und war 1407 eben so groß als jetzt. Seine Höhe beträgt über 60'. Der Umfang des Stammes an der Wurzel ist 45'; 10' o erhält der Erde hält er noch 12' im Durchmesser, so daß der ganze Stamm eine mittlere Dicke von 33' 8" hat. Im Februar 1822 warf ein Sturm dritte Thelle der Krone herab. Der noch stehende Theil indessen gründt noch immer und trägt jährlich Früchte.

sere Canarienvögel stammen von hier ab, hauptsächlich jedoch von *Montana clara*; man sieht sie in großen Scharen; sie singen auch hier außerordentlich schön. Schöner aber, als unsere Canarienvögel, singt noch ein anderer Vogel auf Teneriffa, der sich jedoch niemals sängen lässt und sich vor dem Kästchen zu hüten weiß. Humboldt spricht mit Entzücken von seinem bewundernden Gesange. — Die Bewohner der canarischen Inseln treiben ansehnlichen Handel. Ihre Ausfuhrartikel sind: Seide, Soda, Pech, Honig, Wachs, Geesalz und Schwefel, vorzüglich aber Wein, dessen Bau nur zu diesem Zwecke unternommen wird. Er ist unter dem Namen *Canariense* bekannt, und wird auf Teneriffa in 3 Distrikten erzeugt, welche zusammen jährlich ungefähr 20,000 Pipen liefern, wovon 12,000 ausgeführt werden. In dessen thut der Kapwein dem von Teneriffa großen Eintrag. Außerdem wird Orseille *) ausgeführt, eben so auch Barilla, die aus dem Eiskraut gezogen wird. Der Handelsverkehr wird dadurch noch bedeutender, daß diese Inseln häufig als Erschließungsstationen von Schiffen besucht werden.

Was den Charakter betrifft, so sind die Kanarier ein ehrenfestes, nüchternes und religiöses Volk; ihre Kräfte und ihr Fleiß entwölft sich mehr in der Fremde als zu Hause. Man findet sie häufig als unternehmende Kolonisten in Amerika, wo sie sich durch Industrie, Geist und außerordentliche Thätigkeit auszeichnen. Sie wandern gern aus und sind im Allgemeinen ein ausgezeichnetes Volk. Die herrschende Religion ist die katholische; doch duldet man auch Protestantismus, besonders die reichen Kaufleute. Der Bischof wohnt in der Stadt Palmas auf Canaria. Hier steht die schöne und ansehnliche gotische Domkirche di Justicia, der Palast des Bischofs, der Domherren, die Häuser der Kanonikatsfamilien und der Majoratssherren der Inseln, zwei Nonnenklöster und ein Franziskanerkloster. Der Bischof theilt mit dem Könige und dem Kapitel die Einkünfte der Insel; sein Palast ist der Mittelpunkt aller Bewe-

wegung, so wie die ganze Insel auch nur für das, was mit dem Bischof in Verbindung steht, Interesse hat. Als Leopold v. Brix auf der Insel war, war Don Nicolas de Verdugo Bischof, ein aufgeklärter Mann, der wissenschaftliche Bildung unter der canarischen Jugend mit vielem Eifer zu befördern suchte. Dorothea ist der Herbstsitz des Bischofs im tiefen Thale, wohin sowohl ein wunderbares Marienbild, als auch eine Salzquelle die Menschen zieht.

Ureinwohner: Guanchen.

Die Ureinwohner, welche Juan de Bonthencourt und Gadifer de Sale vorsanden, als sie 1204 zuerst auf den Canarien landeten, und von welchen nur noch vor einigen Jahren ein Paar Familien auf Teneriffa lebten, die von dem spanischen Hofe eine Pension erhielten, sind blos noch als Dörrleichen (Mumien) in einigen Grashöhlen (s. Taf. XXVII.) vorhanden, daher als eine verschwundene Nation zu betrachten. Mantaza und Vittoria, zwei Flecken, sind berüchtigt durch die Niederlage der armen Guanchen (Guanchen), die hier vergebens ihr Blut versprangen, um ihr schönes Vaterland vom Eindringlingen zu befreien. — Dieses Volk verstand die Kunst, die Leichen einzubalsamieren, und naheten sie dann in Ziegenhäute, worauf sie in Särge, aus einem Stück Holz gemacht, gelegt und in Grotten beigelegt wurden. Diese Mumien riechen angenehm, zerfallen aber in Staub, wenn man sie aus ihren Ziegenhäuten herausnimmt. Die Spanier erzählen wunderbare Dinge von der Kultur dieses Volks, von seiner Achtung des weiblichen Geschlechts, von seinen reinen Sitten und von seiner aristokratischen Verfassung. Seine Sprache stimmt einigermaßen mit der überein, welche die Völker des benachbarten festen Landes reden, (Wahrscheinlich gehörten die Guanchen zum Stamm der Berber). Sie waren schön gewachsene Leute, groß und stark. Sie lebten von den Herden ihrer Böcke und Ziegen, kleideten sich in die Felle derselben, die sie sehr

*) eine Felsenflechte, mit welcher Scharlach gefärbt wird.

schmiegsam zuzubereiten verstanden, und trieben überdies Jagd, Fischerei, Getreide- und Obstbau.

Die Erziehung der Kinder bestand in Ringen, Springen, Laufen, Werfen. Ganz junge Kinder mußten anfangs den aus welcher Erde gemachten Kugeln auszuweichen suchen; dann nahm man Nüsse zu demselben Zweck; dann folgten kleine Kugeln, dann stumpfe und endlich spitze Pfeile. Sie wurden durch solche Übungen so gewandt, daß sie den kräftigsten und schnellsten Steinwürfen ausweichen konnten. — Die Wurfspiele wurden mit großen steinernen Scheiben gehalten. Ringspiele durfte Niemand ohne Erlaubniß des Kriegsraths und Oberpriesters anstellen. Die Kämpfer wärfen sich erst; jeder hatte drei Steine. Dann ging man mit Keule und Dolch bewaffnet auf einander los. — Eltern und Vorgesetzte wurden mit vieler Ehrfurcht, Verwandte mit Liebe behandelt; sie waren streng gegen Verbrecher, hatten ihre Priester und verachteten ein höchstes Wesen. Nicht nur einen Gott, sondern auch einen Teufel glaubte man. Man hatte Wahrsagerinnen, Jungfrauen zu den gottesdienstlichen Gebräuchen und eine Art Bestalinnen, welche die Bitten des Volks der Gottheit in helligen Höfen vortrugen, in welchen sie täglich Milch opferten. Sie führten im Fall eines allgemeinen Gebets die feierlichen Prozessionen an, und brachten die Opfer auf den Bergspitzen. Eigene Jungfrauen wuschen den neugeborenen Kindern den Kopf; — Thiere zu tödten war bei ihnen verabscheut — daher stand die Kaste der Schlächter in tiefer Verachtung. — Stehlen galt auf der Insel Teneriffa als Beweis großer Geschicklichkeit. Dem weiblichen Geschlechte war selbst durch Gesetze große Achtung gesichert. — Das Volk war in drei Klassen getheilt: Fürsten, Edle und Landsleute. Jede Familie baute ihr Feld selbst. Das Einbalsamiren der Todten war das Geschäft einer eigenen, aber eben darum verächtlichen Menschenklasse. Man findet noch in mehreren Gräften Teneriffa's Mumien (Xaro), die sehr merkwürdig sind. — Die Dichtkunst scheint unter ihnen ebenfalls in hoher Achtung gestanden zu haben, und manche ihrer alten Lieder sind noch übrig geblieben. Beim Ausbleiben des Regens

wurden Opfer gebracht, welche in einem jungen Schweine bestanden. — Ihre Musik hatte meistentheils schwermuthige Melodien. — Ihre Tänze sind noch jetzt nicht unbekannt, und Männer und Frauen tanzten in Reihen einander gegenüber unter der Musik von Tambourins, Rohrblästern und des Pfeifens auf den Fingern. Auch mit Gesängen begleitete man den Tanz. Die Kunst, auf den Fingern zu pfeifen, sollen sie so gut verstanden haben, daß man den Laut über eine Meile weit hörte, und wenn sie in ein Zimmer piffen, so wurde der Zuhörer wenigstens auf vier Wochen taub. — Die Wohlbeliebtheit galt ihnen auch für Schönheit. Eine Braut wurde einen Monat lang eingesperrt, mit nahrhaften Speisen gefüttert und aller Geschäfte entledigt. War sie dann noch zu mager, so wurde sie verstochen und konnte nicht Frau werden. — Auf Lancerote soll die Sitten Tibets, nach welcher eine Frau drei Männer hatte, statt gefunden haben. Die Bevölkerung soll einst so groß gewesen sein, daß man aus jeder Ehe nur das erste Kind leben ließ. — Man wohnte auf einigen Inseln häufig in Höhlen; Arme wohnten in Hüttern, denn die Grotten waren am theuersten. Man hatte mancherlei Geräthschaften — Töpfe, Stühle von Steinen, hölzerne Spaten und Gefäße, lederne Säcke für Mehl und Ehaarten, lederne Beutel und Taschen, Keulen mit den Spitzen im Feuer gehärtet, Wurfspieße, hölzerne, aber sehr scharfe Schwerter. — Die Bewohner von Palma littcn oft an einer auszehrenden Krankheit, in welcher sie sich sehr nach dem Tode sehnten. Der Unglückliche, welcher den Tod wünschte, suchte seine Freunde zusammen kommen und rief schmerzlich: „Ich will sterben!“ Die Verwandten machten ihre Vorstellung; halfen aber diese nichts, so hästte man den Kranken in Windeln aus Ziegenfellen, trug ihn in die gewählte Begräbnishöhle, setzte ihn unter die dortstehenden Xaros oder Mumien, stellte einige Gefäße mit Milch vor ihn hin, und überließ ihn seinem Schicksale. — Die letzten Guanchen, welche noch übrig waren, betrachteten sich immer noch als die rechtmäßigen Inselsitzer, betrugen sich stolz gegen die Spanier,

und nahmen ihren Jahrgehalt, wie man einen Tribut nimmt.

Die Bewohner der Inseln Madeira und Portosanto.

Madeira (Holzinsel; Madeira heißt auf Portug. Holz) wurde 1519 von den Portugiesen Zergo und Tarcira entdeckt und in Besitz genommen, und enthält auf 25 Quadratmeilen 100,000 Einwohner. Die ganze Insel ist eigentlich ein einziger ungeheure Felsblock, der sich von Osten nach Westen hinzieht; ein ausgebauter Vulkan. Die Dammerde, welche sich durch Verwitterung der Lavamassen und der vulkanischen Asche gebildet hat, macht die Insel überaus fruchtbar. Als sie entdeckt wurde, war sie von oben bis unten mit einem ungeheuren Walde bedeckt, der, aus Muthwillen oder absichtlich angezündet, 7 Jahre lang gebrannt haben soll. Der Anblick der Insel ist ungemein erfreulich: eine prachtvolle Vegetation, nebst dem schönen Umbau der artigen Städte und Dorfschaften und einem gewissen Anstriche von Wohlhabenheit machen einen angenehmen Eindruck. Wie schwedende Gärten sind die Waldpartien übereinander gelagert; verschiedene Bäche, welche von den höchsten Gegenden in die tiefen Schluchten herabströmen, theilen das Land. Wahrscheinlich war Madeira schon den Alten bekannt und wegen des Drachenbluts, das auch hier vorkam, berühmt. Die Insel wird in zwei Capitanien, Funchal und Machico, und 37 Pfarreien getheilt. —

Nordöstlich von Madeira liegt die dazu gehörige kleine Insel Portosanto. Sie ist 4 bis $4\frac{1}{2}$ deutsche Meilen lang, unfruchtbar, schlecht bewohnt, hat nur einen Flecken oder Villa in einem Thale voll Weinberge und ungefähr 700 Einwohner. — Madeira war der Königin D. Maria treu geblieben; allein der brave Gouverneur, Oberst Valdez, wurde, als D. Mi-

guels Truppen 1828 landeten, von seinen Soldaten verlassen und mußte sich flüchten. D. Miguel hat die Insel wie ein erobertes Land behandelt und die Güter der Wohlhabenden eingezogen.

Die Bewohner der Insel Madeira (so wie auch Portosanto's) bestehen aus Portugiesen, als Herren der Insel, Mulatten*) und Negern, sind braun, stark, muskulös, aber nicht schön, sondern plump gebildet, mit schwarzen Augen und schwarzem Lockenhaar, das sich bei einigen wollartig kräuselt; die Füße sind groß, was wohl eine Folge des vielen Bergsteigens sein könnte. Als außerordentlich galant stellt sich der Madeirer dar, denn er wird vor keinem Frauenzimmer vordergehen, oder es auch nur in der Ferne sehen, ohne es zu grüßen; kommen Damen, die in Palkins getragen werden, zum Besuch, so wird einer jeden Dame allezeit der Herr des Hauses auf der Straße entgegenkommen, sie an der Hand auf das Zierlichste und Höflichste in das Haus führen. Sind der Damen mehrere, so wirkt man wohl noch einige Männer, damit jeder derselben ihre Ehre widerfahren. Die Madeirinnen sind indessen nichts weniger als schön; sie haben einen starken Hang zum Fettwerden und plumpen, negerhaften Züge. — Das Volk ist mäßig, fromm, gutmütig und gefällig. Der Adel ist faul, träge, dem Wohlleben stark ergeben und daher, trotz der gesunden Lust, sehr kränklich. — Man lebt größtentheils von Brod, Zwiebeln und anderem Wurzelwerk, von der Karonswurz, Kastanien und süßen Kartoffeln, und von etwas Fleisch; man trinkt blos Wasser, oder auch Lauer (ein düunes Getränk, welches aus dem auf die Weintestern gegossenen Wasser durch Gährung gemacht wird). An Festtagen ist man Fische, die jedoch, des häufigen Fastens wegen, nicht hinreichen, daher ihnen die Engländer Stockfische zuführen. Uebrigens ist der gemeine Mann, bei seiner einfachen Kost, dennoch vergnügt und

*) Mulatten heißen in beiden Indien dieseljenigen, welche einen Europäer zum Vater und eine Schwarze zur Mutter haben, oder auch umgekehrt, welches jedoch seltener der Fall ist. Sie haben gewöhnlich eine olivenfarbige Haut. Die Benennung kommt von den Spaniern her. In Westindien sind die Mulatten der Regel nach Sklaven, wie die Mütter Sklavinen gewesen sind, w. il dort Freiheit oder Sklaverei von der Mutter erbte wird.

tanzt des Abends nach einer Gitarre. — Die Tracht der arbeitenden Menschenklasse besteht in einem groben Hemde; leinenen Schifferhos- sen, und auch wohl noch einem Kamisol von Tuch; die Frauen tragen Röcke und enge Leibchen, auch wohl einen weiten, aber kurzen Mantel. Der Kopf ist völlig unbedeckt. Unverheirathete binden die Haare oben auf dem Wirbel des Kopfs zusammen. Vornehme gehen französisch und meistens schwarz gekleidet; aber die Kleider scheinen seit einem halben Jahrhundert aus der Mode gekommen zu sein, denn man kaufst alte Kleider von den Engländern. — Die Wohnungen sind ziemlich nach morgän- ländischer Art eingerichtet. Die Häuser der Hauptstadt Funchal sind weiß angestrichen, meist 2 Stock hoch und haben flache Dächer, — von geschauenen oder gebackenen Steinen, zum Theil dunkel, denn nur die der englischen Kaufleute und vornehmsten Einwohner sind mit Glassenstern versehen; die übrigen haben gemeinlich Läden von Lattenwerk, welche aufgemacht, oder ndthigentfalls ausgehoben werden können. Die untern Zimmer sind Wohnungen für Bediente oder Waarenlager. Die Kirchen und Klöster sind im schlechten Geschmacke erbaut, nur das Franziskanerkloster ist etwas schöner. — Die Viehzucht wird zwar nicht vernachlässigt, aber auch nicht mit Eifer betrieben. Aus Europa hat man Rindvieh, Schafe und Pferde hierher gebracht; jenes wird zwar nicht so groß, wie bei uns, hat jedoch gutes Fleisch, letztere sind klein, gazellartig und klettern über die steilsten Abhänge hinan. Von Geflügel gibt es mehrere Arten; von Wild nur Kaninchen; von Vögeln so ziemlich die meisten unserer europäischen Arten, die Schwalben bleiben hier das ganze Jahr über; Schlangen gibt es nicht, aber von Eidechsen wimmelt die Insel. Die Einwohner vertilgen sie, indem sie einen großen messingenen Kessel in die Erde graben und sie hineinlocken, wo sie dann zu Tausenden gefangen werden und umkommen. — Wo nur ein Stückchen ebenes Land anzutreffen ist, wird es angebaut. Der Pflug ist nicht im Ge- brauche, da die Beschaffenheit des Landes kein Räderwerk zuläßt; Alles wird mit der Hacke

bearbeitet. Das Landeigenthum ist unter Wenige vertheilt, die es wieder an Pächter verpachten. Wo sich ein wenig feuchtes Sumpf- land findet, pflanzt man die Zehrzwurzel, *Arum esculentum*; die Blätter geben Schweinefutter, die Wurzeln Mehl. Es wird auch Weizen und Gerste gesät, reicht aber bei weitem nicht hin. Die Gärten liefern unsere Obstarten in kostlicher Vollkommenheit, aber auch Pisangs und Ananas. Zuckerrohr (hier wird es im Abendlande zuerst gepflanzt; von hier aus ging es nach den Canarien und Amerika über) wird wenig gebaut. Am meisten beschäftigt man sich mit dem Weinbau. Zur Begünstigung derselben wird das Wasser in alle Theile der Insel durch Kanäle geleitet, damit jeder Inhaber von Weinbergen, die ohne Bewässerung nicht gedeihen, davon Gebrauch machen könne; darum werden Weinberge immer mit großen Kosten angelegt und nur wo Wasser zu haben ist. Sie sind mit Mauern, oder auch mit Hecken von Granaten, Myrten und Rosenstauden umzogen. Die Weinpflanzungen (von Reben aus der Insel Kreta) liefern jährlich 30,000 Pipen oder etwa 90,000 Ohm, wovon die Hälfte ausgeführt wird. Die beste Sorte ist der Madeira Malvasier (in England Malmsey genannt), der selbst dem berühmten Dry-Madera vorgezogen wird. Letzterer heißt deshalb Dry (trockner) Madera, weil er aus demjenigen Saft zubereitet wird, der den allerreissten, schon etwas trockenen Trauben noch vor der Kelter enttrüpfelt. Es ist ein Irrthum, daß der Maderawein, um den höchsten Grad der Güte zu erlangen, drei Mal die Linie müsse passirt haben und alsdann Tri-Madera genannt werde; denn obgleich manche Ostindienfahrer denselben auf ihrer Hinfahrt einschiffen, um ihn bei ihrer Rückfahrt theuerer zu verkaufen, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß weite Seereisen dem Madera zuträglich sind; so kann man doch nur sagen, dieser Wein habe die Linie zweimal passirt; denn bei der Lage der Insel auf der nördlichen Halbkugel ist ein dreimaliges Passiren der Linie für denjenigen Madera, der in Europa getrunken werden soll, eine Unmöglichkeit. Die Weinberge werden immer nur auf ein Jahr verpachtet. Vier Behn-

theile des reinen Ertrages gehörenden dem Pächter, vier andere dem Eigentumsherrn, eins dem König und eins der Geistlichkeit. Der Handel ist meistens in den Händen der Engländer. — An Schulen fehlt es; seit Aufhebung der Jesuiten gibt es keine öffentlichen mehr, außer dem bischöflichen Seminarium. Die Einkünfte des Bischofs, der seinen Sitz in Funchal hat, betragen 30,000 fl.; in vier Franziskanerkloster sind 80 bis 100 Mönche, eben so viel Nonnenkloster bei 300 Nonnen. Die Nonnen des Klosters Von Jesus dürfen den Orden verlassen und heirathen. — Portugal hält hier einen Generalgouverneur und bezieht von der Insel beträchtliche Einkünfte (500,000 Piaster), welche die Ausgaben für die Besoldung der Beamten und Unterhaltung der Truppen übersteigen. — Die Militärmacht besteht aus einem Bataillon Infanterie, mit vier Kompanien Artillerie, einem Bataillon Freiwilliger und der Milizregiment von Funchal, Machico (s. Taf. XXVIII.) und Catholla. Die Insel ist gut besiegelt, und bedarf wenig Vertheidigung, um uneinnehmbar zu sein.

II.

Die Völker Mittel-Afrika's.

Es begreift folgende Länder: 1) Abyssinien, 2) Nubien, 3) Senegambien, 4) den untern Theil von Sudan oder Nigritien, 5) Oberguinea, 6) die Küstenländer Adel und Ajan, 7) die Inseln des grünen Vorgebirges.

1. Die Bewohner Abyssiniens.

Unter dem Namen Abyssinien oder Habesch, welchen letztern Namen aber die Eingebornen als Schimpf betrachten, und dafür lieber Ithobaran, augenscheinlich Aethiopien, hören, begreift man das gewaltige Hochland, welches in völlig unbekannter Ausdehnung nach W. und S., westlich von der Straße Bab al Mandeb liegt und sowohl die östlichen Nilquellen, als den Ursprung zahlreicher anderer gegen S. und O. strömenden Flüsse, die Was-

sertheide des Mittelmeeres und indischen Oceans, enthält. Wahrscheinlich ist Habesch nur der vordöstlichste Theil des großen Hochlandes des inneren Afrika's. Ein großer Theil selbst dieses östlichen Abschnittes ist noch sehr unbekannt; bedeutende Landstriche haben wir jedoch durch die Engländer Bruce (1770), Salt und Valentia (1805 u. 1810) näher kennen gelernt. Das eigentliche Hochland ist das Land Mare a und Kaffa, im S. von einer Gebirgskette begrenzt, an deren südlichem Fuße der Zibi oder Kibi entspringt. Seine Höhe ist noch ungemessen; jedoch scheint kein Theil desselben die Schnellinie (14,000 f.) zu erreichen. Der dürre Küstenstrich, der durch eine 4 Tagereisen lange (von N. nach S.), eine Tagereise breite Salzfläche, auf der das reinste Steinsalz in natürlichen Tafeln die Oberfläche deckt, vom Berglande getrennt wird, ist abschreckend; fruchtbar und waldreich hingegen sind die höheren, reich bewässerten Stufenländer; selbst die eigentlichsten Hochflächen sind nicht den asiatischen Steppen gleich, sondern freilich meistens waldlose, aber gras- und getreidereiche Ebenen mit sehr milder Luft, während die tiefen Thäler, besonders aber die sandigen Küstenstriche, die volle Gluth der afrikanischen Tropenhitze führen. Die Gewässer dieses Landes sind zahllos; sie alle nimmt der Blaue Fluss und der östlichere Takazze auf. Der Blaue Fluss, oder die östliche Nilquelle, entspringt im Lande der Agows in einem Gebirge, fließt dann nördlich 26 Meilen weit zum tiefer liegenden See Tzana oder Dembea, der 9 bis 10 Meilen lang ist und mehr als 20 Inseln enthält. Der Takazze entspringt im Gebirge Samen. Zu diesem gehört vielleicht der östlichere Mareb, der aber, wie man behauptet, in Nubien einen Sumpf bildet, vielleicht nur bei hohem Wasserstande ihn erreicht. Um südöstlichen Abhange des Landes fließt der Habesch und Anna zo gegen O., beide wenig bekannt; kaum ein Bachlein bewässert die unwirthbare Küste. Einige Seen sollen auf dem Hochlande sein. — Die Regenzeit oder der Winter fängt erst recht merklich in der Mitte des Junius an, wiewohl die Regen schon vom April an fallen, und hört

im Anfang, zuweilen aber erst gegen Ende September auf. Täglich regnet es, wenn auch nur wenig; früh zwar ist meist noch Sonnenschein, aber während des Mittags und nach demselben ziehen sich die Wolken zusammen, und gegen zwei Uhr beginnen die höchst furchtbaren, nicht selten mit Hagel begleiteten und zerstörenden Gewitter, und drei bis vier Stunden erfolgen heftige Regengüsse, während welcher alle Arbeiten und Verrichtungen aufhören. Große Stürme schicken durch die Thäler hin, welche zum Thell morastig und unwegsam werden; jeder niedergekommen Fusssteig scheint ein Strom geworden zu sein, und die Wasser rauschen noch mächtig dahin, wenn sich der Himmel schon längst wieder bis zum heitersten Blau aufgeklart hat. December und Januar sind die heitersten Monate. Uebrigens nimmt der Habeschiner vier Jahreszeiten an, wie wir. Sein Frühling dauert vom 25sten September bis 25sten Dezember. — Die Hitze in Habesch mag in den meisten Thälern ziemlich bedeutend sein, ja, es heißt, der brennende Sand trenne die Haut von den Füßen und die Steine glühen. — Am heftigsten soll dies der Fall am rothen Meere auf der platten Küste sein; in den übrigen Gegenden aber ist sie erträglich, denn in den Gebirgen wird durch die hohe Lage und durch große Waldungen, wie durch viele Winde die Gluth außerordentlich gemäßigt. In den höchsten Gebirgsgegenden ist oft die Kälte beschwerlicher als die Hitze, doch ist es nirgends so kalt, daß die Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt bleibsen, wiewohl zuweilen Schnee fällt. Einige Tagereisen vom rothen Meere entfernt zieht sich von Morden nach Süden eine Bergreihe hin, welche eben solche Erscheinungen hervorbringt, wie man in Ostindien wahrnimmt. Es herrscht immer Sommer an der einen Seite, wenn an der andern Winter ist, oder es regnet an dieser, und ist heiter und trocken an jener Seite. Die Regen- oder Winterzeit, jenseits der Gebirge nach der Meerestküste zu, dauert vom October bis April, diesesseits oder westlich der Gebirge ist in der nämlichen Zeit das schönste Wetter. Es ist bemerkenswerth, daß unter dem 16ten Grade nördlicher Breite die tropischen

Regen ein Ende haben; und so kann man plötzlich aus dem Winter inden heitersten Sommer kommen, durch den Unterschied einer einzigen Tagereise. In diese Scheidungslinie giebt es fast nicht Morgen- und Abenddämmerung, sondern die Nacht tritt ein, sobald die Sonne untergegangen ist und die Sterne gehen auf. Tag und Nacht sind von ziemlich gleicher Länge. — Da von den ungeheuern Regengüssen viele Sumpfe und Seen stehen bleiben, so muß die Luft ungesund werden, und es entstehen mancherlei Krankheiten, die erst mit dem November aufhören. Diese Krankheiten müssen freilich durch den beständig plötzlichen Wechsel der Tage und der Nachtkälte vermehrt werden. — Im Innern des Landes sollen die Winde sehr heftig sein, besonders in der Regenzeit. Gewados oder Tromben sind hier sehr gewöhnlich. — Habesch gehört zu den reichsten Ländern der Erde; die Natur hat es mit Thieren, Pflanzen und Mineralien in größter Fülle ausgestattet; der Segen ist so groß, daß das fruchtbare Land jährlich drei Ernten liefert. Alle europäischen Haustiere sind hier ausgezeichnet, namentlich die großen Sangaschsen, durch ihre oft vier Fuß langen Hörner berühmt; die Schafe sind klein und schwarz, Ziegen gibt es in großer Menge. Kamelle werden nur in den niederen Gegenden gebraucht. Wild ist in großer Menge, und eben so Büffel, Elefanten, Nashörner mit 2 Hörnern, Flusspferde, besonders Hyänen, Löwen, Bären, Schakals, Uffen, Zebras, Giraffen, Zibethlaken, Krokodille, Riesen- und andere Schlangen; eine unendliche Zahl wilden Geflügels, namentlich auch Adler, Geier und Falken; Bienen sind wild und zahm vorhanden, unter diesen eine Art ohne Stachel. Die Zugheschrecke richtet gewaltige Verwüstungen an, und giftige Schlangen, Skorpione und Muskitos sind höchst lästig. Die Gebirge sind wahrscheinlich reich an Metallen, aber man gewinnt nur Gold, meistentheils aus Flüssen, wenig Eisen und andere Metalle. Steinöl findet sich in der Salzebene in unerschöpflicher Menge, und Stücke davon ersieren im Lande als Münze, deren Wert mit der Entfernung vom Fundorte steigt. Man hat

das herrlichste Obst, Süßfrüchte, Zuckerrohr, mäßige Form des Kinos im Verhältnis zu den Sprossblätter, Baumwolle, Flachs, Tabak, Backenknochen, mit denen es ein regelmäßiges Dreieck bildet; die Lippen sind dick, aber nicht aufgeworfen, die Zähne blendend weiß, aber nicht hervorragend. Alle diese Züge zeichnen auch die Kopten (s. II. Abh. S. 10) aus und finden sich in den Gesichtern der Sphären und altägyptischen Bildwerke wieder, eben so wie an den Mumienköpfen in den Katakomben. Diese Beobachtungen beweisen hinlänglich, was schon Herodot annahm: daß die Abyssinier, das Stammvolk, welches das niedriger liegende Meroe und nach und nach Nubien und Ägypten im Alterthume bevölkerte, mit den Altägyptern einer und derselben, nämlich äthiopischer, Kultur (s. Taf. XXIX.) sind. Die Kopten sind der Rest jener alten, einst so ausgezeichneten und seit Psammetich so unglücklichen Völker, die durch Druck und Leibeigenschaft entartet sind. Nur in Abyssiniens Hochgebirgen hat dieser Menschenstamm seine Selbstständigkeit bewahrt, mit einer Sprache, die zwar gegenwärtig von der koptischen ganzlich verschieden erscheint, aber noch zu wenig erforscht ist, um ihr den Zusammenhang mit der altägyptischen Sprache abzusprechen. Daß die Abyssinier nicht arabische Abkömmlinge, sondern Aethiopier⁷⁾ sind, beweist noch ihr abgöttischer Mildtun, der sich bis heute neben dem Judentum und Christenthume erhalten hat; ihre ägyptische Bauart der Wohnungen, die mit denen in Nubien vordörflichen Höhlenbauten des unbestrittenen Alterthums so sehr übereinstimmen; ihre indisch-ägyptische Neigung zum Pyramidenbau über ihren Gräbern, die selbst in der Urgeschichte Aegyptens als äthiopischer Geschmack bezeichnet wird; ihre Schreibart von der Linken zur Rechten, die von der arabischen so verschieden ist; endlich ihr eigenhümliches altes Alphabet. Die Königsgeschichte Abyssinien ist eine Geschichte der Könige und Helden, die in den heiligen Schriften der Kopten geschildert ist.

Die Abyssinier oder Habeschiner (Taf. XXVIII.)

ein afrikanisches Stammvolk, gehörten, wie die Berber, Kopten oder Urägypter, Araber und Mauren, zu dem kaukasischen Stammme. Der Abyssinier ist schön gebaut, groß, schlank; stark gegliedert, ist seine Gestalt imponirend, wenn er aus seinen großen feurigen Augen gewaltige Blicke hervorschickt. Schwarz in den tiefer liegenden Gegenden und an den Ufern der Seen wird er, je höher, desto brauner, welche Farbe bei den Weibern in das Weiß übergeht. Obgleich der Abyssinier in der Mitte Afrikas lebt, so ist seine Körperbildung doch durchaus nicht negerartig, seine schöne Gesichtsbildung ist europäisch, seine Gesichtsform oval. Dieses beweisen die schönen großen Augen mit dem etwas geneigten innern Winkel, die regel-

⁷⁾ Einst begriff man unter Aethiopien alle Südländer, unter Aethiopern alle dunkelfarbigen Völker; heutzutage kann unter Aethiopien nur das Land Habesch verstanden werden. Nach der Vorstellung der Griechen erstreckte sich Aethiopien vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergange, umfassend alle Völker, den Südrand der Erde bewohnend. Der arabische Meerbusen schied sie in östliche und westliche Aethiopier. Zu den ersteren wurde nach den alten Schriftstellern ganz Südafrika, so weit es bekannt war, gezählt. Wirklich deutet auch Alles darauf hin, daß Indien das Stammland dunkelfarbiger Völker sei, von wo aus die Kolonien nach Afrika gewandert und früher schon sich hier einheimisch gemacht haben. Mehr als Einmal eroberten die Aethiopier Aegypten.

finiens geht weit über die Geburt Christi hin aus, und es ergiebt sich daraus, daß schon frühe Handelsverbindungen zwischen Aegypten und Abyssinien statt fanden auf dem rothen Meere. Dieses geschah zu der Zeit, da das axumitische Reich, das jetzige Tigré, blühte, und so, wie jetzt, der Mittelpunkt abyssinischer Macht war. Diese axumitische Macht herrschte einst über das rothe Meer und erhob sich zu solcher Wichtigkeit, daß sie der südliche Grenzstein ward, an dem sich die weltberühmte Bath sowohl der Römer als Parther brach; ja die römischen Kaiser bezahlten sogar den Axumiten Tribut bis zu der Zeit, wo Muhamed ihrer Herrschaft ein Ende machte. Das, wodurch der Aethiopier Afrika's wohlthätig auf die Menschheit wirkte, war seine Staatseinrichtung, seine Kunst, seine Kenntniß dessen, was auf leibliches Wohlbefinden und Lebensdauer Einfluß hat. Diese Kenntnisse gaben diesen Völkern schon im Alterthume den Ruhm: Aethiopien, das fernste der Länder, erzeugt die schönsten und längstebendsten Menschen! Auch der Abyssinier, immer unter freiem und schönem Himmel lebend, von warmer Vergnügung gestärkt, in der er sich auf seinen Jagd- und Kriegszügen stets bewegt, gedeiht hier vorzüglich. Frühe Mannsbarkeit und außerordentliche Fruchtbarkeit, verbunden mit einem langen Leben und unbeschwertem Alter reichfertigen den Anspruch Herodots, der sie langlebend und schön nennt. Das Mäda-chen tritt im 10. bis 12. Jahre, der Mann im 14. Jahre in die Ehe. Das Weib hört aber nach dem 20. bis 25. Jahre schon auf, Kinder zu gebären. Eben deshalb und weil in diesen Ländern nur einmal mehr Weiber als Männer geboren werden, ist Bielwidderlei, trotz des Christenthums der Einwohner, im Gebrauch. Salt mache mit Schum Bolvo Bekanntschaft, der 40 Weiber und über 100 Kinder hatte. Der Priester des Nil, bei dem Bruce wohnte, hatte 70 Kinder, darunter 50 Edchter. — Die Nahrung der Abyssinier ist einfach, meist Milch, Brod aus Beizen oder Teff, das, wie einst im Orient, aus schnellgebacknen, flachen, anderthalb Fuß im Durchmesser haltenden Kuchen besteht; Fleisch von Kindern oder

Hammeln, Geflügel, Honig und Butter. Als Gewürze dient Pfeffer und Salz, das aber erst von der untern Salzterrasse heraufgebracht werden muß. Interessant ist die Schilderung eines Gastmahls, wozu der Ras von Tigré den englischen Konsul Salt einlud und das wir hier aus seinem Bericht unsren Lesern zum Besten geben. Ein großer niedriger Tisch stand in der Mitte des Saales. In einer Art Verschlag, dessen Boden 6 Zoll über den Saalboden erhöht war, stand ein Sofa mit Polstern von Seide, hinter diesem ein Sitz aus Leder. Der Ras setzte sich auf das Sofa und ließ den Engländer auf dem andern Sitz Platz nehmen, während sich die übrigen Gäste mit untergeschlagenen Beinen an dem Tisch hinter den Ras und in mehreren Reihen hinter einander setzten. Ein Wall von Tschiffchen, dritthalb Fuß im Durchmesser, umgab den Stand des Tisches; innerhalb desselben standen die Gerichte, als: Ragouts von Hühnern, Hammelfleisch, dicke Milch und Schi. Eine Menge seiner Weizenkuchen in Rollen war für den Ras aufgesetzt. Er brach diese und teilte davon aus, womit dann das Zeichen zum Anfang des Mahls gegeben war. Sklavinnen wuschen sich die Hände, tauchten Tschiffchen in die Gerichte und vertheilten sie unter die Gäste; dem Ras und den Hauptlingen leistete ein Mann dieselben Dienste. Auch Klebe aus geronnenem Milch, Kräutern und Teff wurden herumgereicht; das Kostlichste blieb aber erst zu erwarten, nämlich die Briede. Ein Ochse wurde außerhalb des Saales geschlachtet, ganz auf die Weise, wie wir dies auf den Basreliefs der Denkmale der Nilländer finden. Mit zusammengebundenen Füßen wird das Thier auf die Erde gelegt, ein krummes Messer trennt den Kopf desselben beinahe ganz vom Rumpfe, während welcher Operation eine Gebetsformel geäußert wird. Mit der größten Schnelligkeit wird dann die Haut abgestreift, Eingeweide, Lungen und Leber herausgenommen und nach geringer Reinigung von der Dienerschaft verschlungen. Das Hintertheil und das Herz werden als die besten Theile betrachtet. Das Fleisch wird nun noch warm, wie es ist, und während die Muskeln noch zittern, den Gästen, die

sich bereits bei den übrigen Gerichten gelobt haben, aufgetragen. Das rohe Fleisch oder Briede, aus ganzen Keulen samt den Beinen bestehend, wird nun bei den Großen herumgetragen und jeder schneidet sich ein tüchtiges Stück davon mit seinem krummen Messer herunter. Dieses Fleisch wird nun sehr geschickt in halbe Zoll dicke Streifen geschnitten und diese in den Mund gesteckt; sie sätteln wohl auch Andere, die sie dieser Gunstbezeigung würdig finden, das wit. Jeder von ihnen kann eine tüchtige Portion dieser Speise vertragen, und während der Mahlzeit ging die Maisse in Gläsern herum; die Busa, ein anderes Getränk, wird in grossen Hörnern des Gusch oder wilden Ochsen herumgereicht. (Diese Hörner sind oft 4 Fuß lang.) Hat nun eine Gesellschaft abgespeist, so macht sie einer andern Platz, auf welche oft noch drei bis vier folgen. — Das gewöhnliche Getränk ist Maisse und Busa. Die Maisse wird aus Honig und Gerste durch Gährung bereitet, womit dann eine bittere Wurzel, Taddo genannt, versetzt wird. Es ist also eine Art Bier und wird bei jedem Besuch servirt. Die Busa ist ebenfalls eine Art Bier, wird aber nur bei festlichen Gelegen aus dem erwähnten Guschhorn getrunken. An Fasttagen, welche hier Mittwoch und Freitag sind, werden nur Fische und Früchte gegessen, und erst nach Mitternacht ordentliche Mahlzeit gehalten. Gelugnet, aber dennoch wahr, ist mitunter die grausame Gewohnheit, Fleisch auch von lebendigen Thieren zu essen. Es wird aus den fleischigen Theilen geschnitten, die Wunde mit der Haut wieder bedeckt und geheilt. Salt bestätigt diese Aussage; Bruce und Pearce waren Augenzeugen davon, daß Soldaten, die müd und hungrig waren, Kindern, die sie zum Lager trieben, nächst dem Schwanz pfund-große Stücke ausschnitten, roh verzehrten und das so mishandelte Vieh reitend zum Lager trugen. In gewöhnlichen Jahren, wo weder durch

Dürre Bichseuchen eintreten, noch durch Heuschrecken die Ernte vertilgt wird, sind Lebensmittel wohlfeil und im Ueberflusse vorhanden. — Die Wohnungen sind wo möglich alle auf Spizen der Berge erbaut und dienen eigentlich nur zum Schutz während der Regenzeit. Das Baumaterial ist Holz, Lehm, Stroh und Knohr; Kalk wird nur in Gondar*) gebraucht, dessen Anwendung ihnen von dem Engländer Pearce gelehrt wurde. In Baharnegash (im Reiche Tigré) haben die Häuser flache Dächer, weiter hinauf sind sie kegelförmig. Auch haben sie der Höhlen statt der Wohnungen sich noch nicht ganz entwöhnt. Man errichtet nämlich Mauern in geraden Winkeln an den höchsten Bergabhängen, legt ein Rasendach darüber, so daß es mit dem Bergabhang völlig eins wird und das Ganze dadurch das Aussehen einer Höhle erhält. Auch natürliche Höhlen werden zu Wohnungen benutzt, eben so wie sowohl Wohnungen, als Kirchen und Tempel selbst seit den urdaltesten Zeiten in den Felsen gehauen werden. Die Häuser der Vornehmen haben einen Hof, um welchen nach der Sitte des Alterthums mehrere Zimmer herumgehen. Der Fußboden dieser ist mit Teppichen belegt; an den Wänden umher stehen Divans zum Sitzen. Die Residenzen der Könige zu Gondar sind unter Leitung der Portugiesen erbaut. Städte giebt es im Lande sehr wenige, aber alle Höhen und Thäler sind mit einzelnen Wohnungen bedeckt, in denen bei aller Armut die Gastfreiheit einheitlich ist. Adowa, die Hauptstadt von ganz Tigré, liegt am Abhange eines Hügels. Die Häuser sind afrikanisch, d. h. kegelförmig; zwischen den engen Straßen sind kleine Gärten, welche die Häuser mit Wanzabäumen umsäten und dadurch dem Ganzen wirklich einen schönen Unblick verleihen. Eine mit Bäumen durchschattete Stadt in den Tropenländern nimmt sich nämlich um so reizender aus, als die Beleuchtung von einem so schönen Himmel einen

*) Gondar ist die Hauptstadt Abyssiniens, in Amhara gelegen, auf einem Hügel von unschöner Größe, und besteht zu Friedenszeiten, welche freilich selten sind, aus ungefähr 10,000 Familien. Die Häuser sind meist von Lehm mit kegelförmigen Strohdächern. Am Westende der Stadt liegt die königliche Wohnung. Sie ist ins Viereck gebaut, hat an den Ecken Thürme und war ehedem 4 Stockwerke hoch. Jetzt liegt sie größtentheils in Trümmern. Das Audienzzimmer ist 120 Fuß lang. Der ganze Palast ist mit einer starken, 30 Fuß hohen Mauer umgeben, deren vier Seiten über eine engl. Meile Länge betragen.

eigenen Zauber darüber ausgicht. Zu der Zoll lang ist, steckt auf der rechten Seite in Schdnheit des Ortes gesellt sich noch das in einem baumwollenen Gürtel, der sechsmal um dieser Gegend so seltene Glück, daß es von drei den Leib gewunden wird. — Industrie an- Bächen, welche das Thal durchströmen, bewäß- langend, so besteht dieselbe in Ausübung der fert wird. Adowa hat ungefähr 300 Häuser allernothwendigsten Handwerke, des Ackerbaues und 8000 Einwohner, ein Missverhältniß, das nicht zu erklären ist. Seit Ras Michael, der seine väterlichen Grundstücke hier besitzt, Herr des Landes geworden ist, ist es die Hauptstadt von Tigré. Sein Wohnhaus zeichnet sich von andern wohl durch Größe, nicht aber durch die Form aus; es liegt auf dem Hügel, der die Stadt beherrscht, und sieht mehr einem Gefängnis, als Palast ähnlich, weil theils darin, theils umher immer 3 bis 400 Gefangene, von denen manche bereits 20 Jahre in Eisen geschlossen sind, umhergehen. Viele sitzen in Käfigen, wie wilde Thiere eingeschlossen. — Die Kleidung der Abyssinier ist einfach bei den ärmern Klassen, theils aus Fellen, theils aus Baumwollkleidung bestehend. Ein Beinkleid und ein Tuch um die Schulter vollendet den ganzen Anzug. Die Vornehmnen hingegen haben ein Hemd von weißem indischen Zeuge, sehr fein und mit buntem Seide gestickt, die Ärmel sind enge; darüber werden mehrere Talarre aus Baumwollstoffen geworfen. Arm-, Hals- und Fußspannen sind von Silber. Rothe Pantoffeln werden aus Aegypten eingeführt, schwarze im Lande verfertigt. Die Weiber verhüllen sich bis ans Kinn, und wie in China fallen die Ärmel bis auf die Mägel herab. Das Haar wird mit wohlriechender Pomade eingerieben und mit Pulver aus Gewürznelken gepudert. Die Augenbrauen sind schwarz gefärbt. Die gelbbraunen Bewohner des bergigen Gebietes Baharnegash tragen den Kopf bloß, an den Füßen Sandalen, um die Schulter ein Ziegenfell und um die Lenden ein Baumwollentuch. Sie tragen ihr Haar durch Kunst gekräuselt. Ein jeder trägt ein hölzernes Stäbchen bei sich, mit dem er die Locke hält und um das Stäbchen in die Schraubewickelt, bis es sich in der erlangten Form erhält. Die Männer tragen zwei Lanzen und einen Schild von Ochsenhaut in den Händen. Ein krummes Messer, dessen Klinge unten ungefähr 2 Zoll breit ist, spitz zulaufst und 16

steckt auf der rechten Seite in einem baumwollenen Gürtel, der sechsmal um den Leib gewunden wird. — Industrie an- langend, so besteht dieselbe in Ausübung der allernothwendigsten Handwerke, des Ackerbaues und der Viehzucht. Nur in Adowa giebt es Tuchmanufakturen, welche eine große Menge geringes Tuch in Stückien von 16 Ellen Länge und 7 Viertel Breite liefern, im Werthe eines Thalers. Dieses Tuch ist auch statt Geldes im Gebrauch. Sie versetzen auch frine Gewebe, die zur Bekleidung der Vornehmen dienen; von diesen kann aber ein Arbeiter nur 13 Stück des Jahres fertigen, da die Werkzeuge noch immer dieselben sind, wie zur Zeit der Königin Sabaa. Getreide wird hinlänglich gebaut, namentlich gedeiht das allgemein gebaute Ceff vortrefflich auf der Höhe, aber nicht mehr in der Tiefe, wo nur das Eocossugras, auch eine Art Getreide, wächst. Fremd sind der Hochterrasse Eis- tronen und Orangen, so wie das Zuckerrohr. Die Orangen und andere edle Früchte sind wahrscheinlich erst von den Portugiesen eingeführt, eben so die Dattelpalme. Die Ensete, eine Art Musa, pflegt man sorgfältig. Die Früchte derselben sind nicht genießbar, da die darauf wachsenden Feigen geschmacklos sind. Will man sich der Ensete zum Essen bedienen, so schneidet man sie unmittelbar über den Wurzeln ab und noch etwas höher, wenn der Stamm alt ist; darauf wird der obere Theil gehäutet bis auf das Weiße, in Milch weich gekocht und mit Butter gegessen. Dann ist es eins der herrlichsten Nahrungsmittel, gesund, wohl schmeckend, sehr nahrhaft und sehr leicht zu verdauen. Die Weinrebe ist wahrscheinlich erst von den Portugiesen als Kulturpflanze eingebracht worden, denn daß die Abyssinier keine Weinsäufer von Anbeginn sind, beweist, daß sie ihn, außer beim Abendmahle, nie genießen. Der Wein zu diesem heiligen Behuse wird nur in dem kleinen Distrikte beim Embras gebaut, wo vortreffliche Trauben wachsen. Der größte Reichthum der Bewohner des mit Alpenweiden bedeckten Hochlandes besteht in trefflichen Pferden, welche die treffliche Reiterei beritten machen, die den Kern des abyssinischen Heeres bildet. Sie dienen zum

Kriege, wie zur Jagd, die zur Hauptbeschäftigung gehört. Es gibt auch Maulthiere und Esel, als die einzigen Lastthiere; vorzüglich aber Herden einer schönen Kinderrasse. Die Ochsen und Kühe sind von großer Schönheit, haben meist eine vollkommen weiße Farbe und bis an die Knie reichende Wammen; Kopf, Hörner und Klauen sind besonders wohl gebildet; die Hörner stehen weit aus einander, wie bei den Kindern Ungarns, und das Haar ist wie Seide. Die Schafe sind durchgehends schwarz, groß und mit großen Kopfen und kleinen Ohren, haben Haar statt Wolle, sehr glänzend, aber nicht borstig. Doch sind sie nicht so fett, und ihr Fleisch ist nicht so wohlgeschmeckend, wie in heißen Ländern. Die Ziegen sind ebenfalls groß, aber nicht langhaarig. Gejagt werden in den Niederungen die wilden Ochsen oder Guschts, Elefanten, Rhinoceros, Kameele und die Riesentiere. Bis auf die Höhe der Alpen steigt über die Hyäne, welche hier Zuber genannt wird, und zwar in so großer Zahl, daß sie ihr Geheul sogar in den Straßen Gondar's zur Nachtzeit erheben. Zu ihrer Vermehrung trägt der eigenartliche Überglaube der Abyssinier bei; denn diese halten sie für nichts geringeres, als bezauberte Juden oder Falashas, welche vom Gebirge Samen herabsteigen; deswegen werden die Hyänen, welche das überall sehr häufig geschlachtete Vieh bis in die Wohnungen der Menschen lockt, nicht verfolgt, noch gejagt. Indessen gibt es weder Zebras, noch Giraffen auf dem Hochlande, beide werden aus den südlichen Ländern eingeführt; obwohl die Felle dieser beiden Thiere zu den größten Kostbarkeiten des Landes gehören, da sie ein Hauptschmuck der Kavallerie sind und einen wesentlichen Han-

delkartikel bilden. — Der Handel könnte sehr bedeutend sein, mag es auch zur Zeit Salomo's, wie der Axumiten, gewesen sein; innere und äußere Revolutionen haben ihn indeß vernichtet. Mangel eines Hafens am Meer, Unsicherheit der Gebirgsplätze durch wilde Horden, Mangel an Straßen und Brücken, da man mit Lastwagen durch die oft reißenden Flüthen der Stroms segeln muß, die nicht selten Last und Träger verschlingen; Willkür und Expressum der inneren mangelhaften Zölle, besonders endlich der Mangel an Treue und Glauben, da die Abyssinier das läugenhafteste und treuloseste Volk der Erde sind; diese Umstände alle machen regelmäßigen Verkehr beinahe unmöglich. Dessen ungeachtet führen die Enzländer jährlich um 250,000 bis 300,000 Piaster Waaren aus Indien in den Hafen von Massowah ein. Gold gilt als Münze und cursirt in Stücken von der Größe einer Nadelspitze bis zu der einer Erbse; es ist sehr rein und von derselben Beschaffenheit, wie das Gold in Sudan. Als Scheidemünze gilt Salz, welches in so höherem Werthe steht, als es höher in das Hochland hinaufkommt. Die Stücke sind 10 Zoll lang und 3 breit, und 35 gelten auf der Salzebene*) einen Dollar, erhalten aber in Samen und Gojam den doppelten Werth. Mak und Gewicht sind sehr unvollkommen; als Elle wird noch immer die Länge eines Mannsarmes vom Ellerbogen bis zur Spitze des Mittelfingers gebraucht, wie im Alterthum. Das schändliche Gewerbe der Christen und Muhamedaner in Dixon (Provinz im Gebiete Baharnegasch im Reiche Tigré) besteht im Kinderhandel. Die Christen bringen die in Abyssinien gestohlenen Kinder nach Dixon, wo sie die Mohren in Em-

*) Diese Ebene über den sandigen schmalen Küstenstrich von Dankali ist 4 Tagesreisen, also 16 deutsche Meilen lang und 4 Meilen breit. Sie ist durchaus mit einer sich immer wieder erscheinenden Kruste von Steinsalz der besten Qualität bedeckt. Wenn man von der Küste her diese Ebene betritt, so ist eine Witterungswelt der Boden schlagsfrig, die Kruste dünn, und man sinkt nicht selten ein. Weiter hin wird die Decke hart, kristallisiert und einer Eisfläche gleich. In der Mitte dieser Ebene erheben sich zwei kleine Hügel von seltsamem Ansehen. Wo die Kruste am dickesten ist, wird das Steinsalz in Stücken, wie unsere Schleifsteine ausgehauen. Das Salz, läßt sich sehr leicht abspalten. Dasjenige, welches unter der ersten Oberfläche liegt, ist sehr hart, weiß, dicht und rein, je tiefer aber, desto größer und weicher wird es, bis es eine Zeit lang der Lust ausgesetzt ist. Diese Salzebene versieht ganz Abyssinien mit Salz, und am Gebirge Se-afe im Westen residirt ein Oberhaupt oder Schun, der für den Ros von Tigré den sehr beträchtlichen Salzzoll nimmt. Eine Kameelast von 200 Stück zahlt davon 11 als Zoll, eine Maulthierlast zu 50 Stück zahlt 9 Stück, eine Eselslast 6 Stück, nur das von Menschen getragene ist tollfrei. Bewundern muß man die göttl. Vorsehung, welche dieses für das Bestehen der organischen Wesen so unentbehrliche Mineral überall in so reichen Magazinen niedergelegt hat.

pfang nehmen, um sie zum Verkauf in den Hafen von Massowah*) zu bringen, von wo sie nach Arabien und Indien ausgeführt werden. Die Geistlichen der Provinz Tigré sind selbst mit diesem Handel einverstanden, und Bruce führt uns folgendes Beispiel an: „Zwei Priester in Tigré waren lange vertraute Freunde gewesen und wohnten in der Gegend des Felsen Damo. Der Jüngere war verheirathet und hatte zwei Söhne, der Andere war alt und hatte keine Kinder. Der Alte warf ihm eines Tages vor, daß er seine Kinder zu Hause müßig gehen ließ, ohne sie eine Handthierung lernen zu lassen, um ihr Brod zu verdienen. Der Andere schägte seine Armut vor. Der alte Priester erbot sich, seinen ältesten Sohn bei einem wohlhabenden Freunde unterzubringen, wo es ihm an nichts fehlen würde. Doch er hatte kaum den zehnjährigen Knaben in Empfang genommen, als er ihn nach Diran schickte und verkaufen ließ. Nach einiger Zeit verlangte der jüngere Bruder, den ältern besuchen zu dürfen, aber der Priester wollte nicht einwilligen, wenn nicht auch die Mutter mitginge, welche sich dazu bereiten ließ, aber nebst ihrem Sohne zu Diran verkauft wurde, während der Alte die Nachricht brachte, es gehe Allen so wohl, daß sie eine Zeit lang dort verweilen wollten. Einen Tag darauf wollten beide mit einander gehn, um die Familie abzuholen. Das geschah, aber der junge Priester selbst war bereits an einen andern Mohren, als der die Familie gekauft hatte, verhandelt. Die Mohren lockten nun aber auch den Alten in die Falle und dem Hafen Massowah gegenüber auf dem Festlande Massowah gebracht, und die Kinder nebst der

Mutter nach Arabien verkauft. Für die beiden Alten aber wollten sich keine Käufer finden; das Oberhaupt der Mohren berichtete also dem Ras Michael von Tigré, da es Priester wären, wolle er sie wieder zurückstellen. Der Ras aber ließ ihm melden: er möge sie zu seinen Kaplanen behalten, in der Hoffnung, er würde sich mit der Zeit zum christl. Glauben bekehren; wo nicht, so möge er sie den übrigen nach Arabien nachschicken, es wären noch genug von dieser Gattung zu Damo, um den Handel zwischen Diran und Massowah fortzusetzen. Bruce versichert, diese Begebenheit aus des Ras eigner Mund zu haben. Durch diese schmiedige Industrie ist Diran blühend. — Der größte Theil des Handels überhaupt ist in den Händen der Juden, Armenier und Türken.

Eigentliche Landeskreligion ist auf dem Hochlande das Christenthum, freilich sehr entstellt, hat sich aber an diesem Volke dennoch insofern bewährt, daß es dasselbe vor gänzlicher Verwilderung und Entstiftigung bewahrt hat. Dieses hat noch keine Religion gewährt, denn verwilderte Völker sind die eigenlichen Wilden, da zu der natürlichen Roheit sich die Laster der Civilisation noch hinzugesellen. Der Geist des Christenthums hat die Abyssinier nicht so tief sinken lassen, und leicht ist ein Wiederaufleben möglich. Früh schon erbaute sich hier das Christenthum eine Kirche, denn die Bewohner der Terrasse wurden unter den Aethiopern die ersten Christen, Cacham, auf welchen Namen sie heute noch stolz sind. Frumentius, der Apostel der Aethiopier, landete zu Urko schleppen ihn auch fort. Sie wurden alle nach (dem Hafen Massowah gegenüber auf dem Festlande Massowah gebracht, und die Kinder nebst der

*) Der Hafen der Insel Massowah ist von jeher der besuchteste auf der ganzen Küste des rothen Meeres gewesen. Er gewährt selbst den größern Schiffen Sicherheit, die bis ans Ufer kommen können, wo sie keinen noch so starken Sturm von welcher Seite her immer zu fürchten haben. Bei den Griechen führte er den Namen Sebastos, wegen seiner großen Umfangs. Die Insel selbst ist klein und scheint wirklich von der Natur in der Absicht, hier einen sichern Hafen zu bilden, erbaut zu sein. Sie ist jetzt zum großen Machtherrn Abyssiniens in den Händen der Türken, wird von einem Marib beherrscht, der von dem Hafen- und Waarenzoll ein starkes Einkommen genießt. Hier liegen große Trümmer, Säulen, Bassins, Gebäude aus klostergroßen Quadern.

**) Das Alter von Axum ist noch nicht ermittelt; der Name der Stadt kommt erst bei den Schriftstellern des ersten Jahrh. vor Chr. vor; die ältern Schriftsteller kennen ihn nicht. Erst seit dieser Zeit kommt er bei Ptolemäus und den späteren Schriftstellern vor. Indessen sprechen die Denkmale, welche aus verschiedenen Zeiten sind, dennoch für ein höheres Alterthum. Die Geistlichen zu Axum erzählen, daß 2070 eine Königin von Amhara, Namens Sadit, oder ein anderer Eroberer, Kubuna David, jene Denkmäler zerstörte. Axum ist bereits seit wenigstens 1200 Jahren der Sitz einer christl. Kirche; die

unterstützt von seinem frommen Gefährten An-
dreas. Die Lehre fand Eingang, ganz Es-
treng nahm in kurzer Zeit das Evangelium an, viele fromme Männer kamen aus Aegypten,
aus der Hauptgemeine zu Alexandrien, in
dieses Alpenland, wo von ihnen zwischen 470
und 480 viele der Felsenkirchen erbaut wurden,
die bis heute noch in so großem Unsehen steh-
en. Der Oberpriester Abyssiniens erhielt hier
den Namen Abuna (unser Vater), was so
viel als Patriarch ist; er mußte immer ein Aus-
länder sein und stand unter dem Patriarchen
von Alexandria, wodurch die Verbindung Abyssi-
niens mit Aegypten noch mehr festigte wurde.
Knecht Caleb Megus, einem der berühmtesten
Könige von Axum, leisteten die Aethiopier den
Christen in Arabien mächtigen Beistand, und
als Muhammeds Fanatismus die Kirche Christi
heimsuchte, war Abyssinien die treue Beschü-
gerin des Kreuzes. Im ewigen Kampfe mit den
Wahngern Muhammeds und den heidnischen Re-
genzschäfern ist Tigré seit mehr als tausend Jahr-
ten das Wollwerk christlichen Glaubens, auf dessen
Gipfel das Kreuz fest steht. Die Abyssi-
niens waren tapfer genug, gegen den sich erheb-
enden Islam durch Einfälle in Arabien zu
kämpfen; allein bald ergoß sich der glühende
Sturm der Wüste über die civilisierte Welt und
Muhammeds Scharen landeten an den afrikanis-
chen Küsten des rothen Meeres. Ihr siegrei-
ches Schwert, das sich gegen das Kreuz erhoben
hatte, verschaffte zuerst an den Küsten dem
großen Propheten Unhänger. Adel, Zeila,
Dakali, Wagtur folgten der neuen Lehre.
Die moslemischen Aethiopier verbanden sich
bald und machten nun jährlich wütende Ein-
fälle in das abyssinische Hochland. Dieses war
der gefürchtete Hund der Dobsas, die heute
noch, niemals weniger blutdürstig, an der süd-
östlichen Grenze von Tigré wohnen. Sie nah-
men zum Genossen nur denjenigen auf, der
schon eine Anzahl Christen erlegt hatte. Unter
dem siegreichen Moslim Mahomet Gragné,
König von Adel, war Abyssinien in grösster

Gefahr, ganz untersucht zu werden, als der
Himmel Hülfe sandte und 1520 unter der Re-
gierung des Königs David die erste portugiesi-
sche Gesandtschaft erschien. 1542 langten un-
ter der Regierung des Kaisers Claudius von
Diego de Gamma befehligte Truppen an, die
Sache der Abyssinier triumphirte und ihre Re-
ligion und Unabhängigkeit war gerettet. Indes-
sen konnte nicht verhindert werden, daß 1558
Selim Bosha den Hafen von Sualim und
Massowah eroberte, und die Abyssinier
alles Zutritts zum Meere beraubte. Da jedoch
auch die Muhameder unter sich zerfallen, ihre
Kraft in diesen Gegenden verloren haben und
ihre Herrschaft im arabischen Golf im Abneh-
men ist; so hat sich auch Abyssinien seines Ha-
fens wieder bemächtigt, den Baharnegapalh wies-
ter hergestellt und den Zugang zum Hoch-
lande erleichtert. — Das Gewicht, welches
die Portugiesen, diese eifrigen Katholiken, durch
ihre Hünftungen in Habesch erhalten hatten,
wusste der Papst zu benutzen, die dem monos-
ophysitischen Lehrbegriffe (s. Abth. II,
S. 10) folgenden Abyssinier zur römischen Kirche
zu bekehren. Die erste Gesandtschaft des Pap-
stes bestand aus den Patern Andreada und
Bermudez, nebst dem geschickten Kaplan Al-
varez. Als diese Gesandten nach sechsjährigem
Aufenthalte mit Briefen des Kaisers Da-
vid nach Europa zurückkamen, legte der Papst
Paul III. in Rom das Kollegium S. Stefano-
für die Abyssinier an, und ernannte Bermudez
im Jahre 1540 zum Patriarchen von Aethio-
pien. Ein abyssinischer Priester, Peter, kam
um diese Zeit nach Europa, als Ignatius Loyola
den Plan zur Mission nach Aethiopien entwarf,
und durch den Papst zwei Prälaten, Nuñez
Baretto und Andrea Oviedo, mit dem
selben beauftragt wurden. Der erste starb in
Indien und nur der zweite langte 1557 glück-
lich in Abyssinien an, wo er bis an sein Ende
1577 verblieb, sich sehr klug, grobmüthig und
fromm zeigte, dadurch großes Unsehen bei den
Abyssinern erwarb, und nur gleiche Schüler

jetzige Kirche ist 1657 erbaut. Diese Kirche owohl, als die ältern Kirchen bestehen aus Materialien der
Aethiometer, von denen man nur das verbrauchte, was man nicht fortbringen konnte.

bedurfte, um seinen Zweck zu erreichen. Obsgleich von dieser Zeit an Abyssinien durch den Verlust von Suakim und Massowah immer unzugänglicher wurde, so drangen doch einzelne Geistliche bisweilen dort ein, so 1599 Melchior Sylva, ein mutiger Mönch, als Haske verkleidet; 1603 Peter Pelez, dieser talentvolle Mann, dem es gelang, sehr großen Einfluss am abyssinischen Hofe zu erlangen, und das große Ziel der Jesuiten, den öffentlichen und feierlichen Übergang des Kaisers und seiner Familie zur römischen Kirche, zu bewerkstelligen und dem römischen Stuhl zu uebergewesen. Leider starb zum Nachtheil der Civilisation und zum Leidwesen der Abyssinier dieser große Mann bald darauf. Er hinterließ wichtige Handschriften, welche indessen neben andern geographischen Hülfsmitteln in den Archiven Portugals unbenußt modern. 1623 ging ein neuer Patriarch dahin, nachdem vor ihm der talentvolle Peter Pelez da gewesen war. Zehn Jahre blieb er daselbst, bis Don Alfonso Mendez mit Pater Lobo daselbst ankam. Ersterer ist der letzte Patriarch, den Rom dahin gesandt hat. Sie kamen 1625 daselbst an und vernichteten bald durch Unklugheit und Unduldsamkeit, was ihre Vorgänger mit so vieler Vorsicht, Geduld und apostolischer Hingebung gebaut hatten; denn 19 Jesuitenpriester hatten ihren Sitz in Abyssinien aufgeschlagen, und den röm. Kultus eingeführt. Mendez, ermutigt durch die Gunst des Ras Sela Christos, eines mächtigen Mannes, erbitterte durch grausame Intoleranz die monophysitischen Priester und durch sie das Volk. Eine verderbliche Revolution brach aus, Kaiser Socinos, gegen Sela Christos erbittert und von diesem für seinen Thron furchtend, schlug sich auf die Seite des ausgebrachten Volks, schwor den katholischen Glauben ab, und sein Sohn, der ihm in der Regierung nachfolgte, vertrieb 1632 den Patriarchen samt seinem ganzen Anhange, bis auf zwei; die trotz des Verbotes auf ihrem geistlichen Posten blieben und hingerichtet wurden. 1648 und 1674 kamen zwar neue Missionäre in Suakim an, allein auch sie wurden umgebracht. Seitdem ward in die gottesdienstlichen

Gebete Abyssiniens die häßverewigende Formel eingeschoben: „Die Schafe Abyssiniens sind von den westlichen Hyänen befreit!“ Diese Formel ist ein gewaltiges Bollwerk, an dem auch jeder spätere Bekehrungsversuch scheiterte. Die abendländische Kirche bedauert dieses Unglück um so mehr, da dadurch die Verbreitung des Christenthums in Afrika um Jahrhunderte verspätet ward. Der Same der Zwietracht war nun zwischen Volk und Herrscher gesät, und die 114 Jahre, während welcher die Jesuiten da verweilten, waren für Abyssinien ein Zeitpunkt innerer Krämpfe. Seit 1750 fand wieder eine Annäherung statt; drei Franziskaner, die Patres Remedio, Martin von Bohmen, und Antonio von Aleppo drangen bis Gondar vor, wo sie unter Kaiser Yassu II. zu großem Ansehen gelangten. 1776 besuchte der kühne Bruce die Quellen des Nils und verweilte lange in diesem Lande, das ihn gastfrei behandelte. Jetzt endlich scheint Englands Klugheit sich Eingang zu verschaffen. Zweimal hat Salt, britischer Konsul in Kairo, eine Mission dahin vollenutzt; einmal 1800, das zweite Mal 1809 und 1810. Das zweite Mal überreichte Salt Königliche Geschenke an Gewehren, zwei Kanonen, für die Hauptkirche des Landes zu Chlesiut eine schöne Marmorplatte zum Altare, gemalte Fensterscheiben und das Bild der Jungfrau Maria. Die Einweihung dieser Gaben geschah unter den Ehnen einer Handorgel, wobei die Abyssinier in Staunen und Freude den Ausruf: Egub! egub! hdren ließen. Man darf hoffen, daß die frommen Bemühungen der britischen Gesellschaft für Abyssinien dieser alten, ehrwürdigen, seit 330 nach Chr. Geb. bestehenden Kirche neues Leben und neuen Aufschwung ertheilen werde, was um so mehr zu wünschen ist, da selbst der Name des Christenthums seit der Zeit immer mehr in Vergessenheit gerathen sein soll, seitdem sie nach dem Tode des letzten Abuna Marcus, abgeschnitten von dem Patriarchen in Kairo, kein kirchliches von ihm eingesetztes Oberhaupt bis 1815 mehr erhalten konnte. Durch die Bibelgesellschaft in London ist bereits die heil. Schrift in

die Amharamundart übersetzt worden. Unstreichlich bietet sich in diesem Lande dem Missionar evangeliischer Männer ein großer Wirkungskreis dar. Mit Recht nehmen jene Christenbrüder, die seit Jahrhunderten weder Heidentum noch Muhameds Lehre, weder Schwert noch Elend von der Religion Christi entfernen konnten, unsre Theilnahme und Hochachtung in Anspruch. Möge in Erfüllung gehen, was ihr Reichswappen sagt! Es ist ein gehender goldener Löwe, im rothen Grunde mit der Umschrift: Der Löwe vom Stamme Juda hat gesiegt!

Die Abyssinier sind, wie schon erwähnt, Monophysiten, d. h. solche Christen, die in Christo nur die göttliche Natur annehmen und sein Menschsein leugnen, indem sie behaupten: Christus habe nur einen Scheinkörper angenommen, der daher auch eines wirklichen Leidens nicht fähig gewesen sei. Sie zählen in Afrika und dem Oriente viele Unhänger, die unter dem Namen Euthianer, Jakobiten u. s. w. vorkommen. — Ihre kleinen, runden, mit kegelförmigen Strohdächern bedeckten Kirchen stehen auf Hügeln, von Eedern umgeben, in der Nähe fließenden Wassers; inwendig hängen sie voll schlechter Gemälde. In diesen Kirchen muß, wie in den griechischen, Jedermann stehen, die Schuhe müssen vor der Thür abgelegt und jede Unreinigkeit muß vermieden werden; auch wer vorbereitet, muß absteigen und eine Strecke zu Fuß gehen. Der Gottesdienst besteht nur im Vorlesen biblischer Stellen und Ausheilen des Abendmahls. Von Predigt und Kirchengesang weiß man nichts. Streng hängt man an der Ausübung des Religionskultus im Neuborn; man hält die Schale, aus welcher der labende Salomon, Inhalt verschüttet ist, um so fester! Die Feier der Feste, Haltung der Faststage, Herabragung der Gebete, Besuchung der Kirchen, Verehrung der Heiligen u. dgl. werden mit Strenge beobachtet. Vom Geiste des Christenthums sind, trotz der Staubenschäden, in welche ihre Regierung und Geistlichkeit sich verwickelt hat, kaum Spuren vorhanden. Das Kreuz, das auch der geringste Abyssinier auf Stirn und Hand eingesetzt trägt, sind nebst dem Rosenkranze die einzigen Zeichen christlichen Ursprungs.

Die meist sehr unwissenden Geistlichen sind verheirathet und werden an dem Kreuze erkannt, das sie beim Aufgehen in der Hand tragen und zum Küssen darbieten. Das Oberhaupt der abyssinischen Kirche (Aana) wird gewöhnlich aus koptischen Priestern gewählt, da Habesch mit den Kopten in Kairo Gemeinschaft hält. Der Auna ordnet durch Anblasen und Kreuzmachen, und lebt von den Gebühren für diese Weihe und dem Ertrage einiger Ländereien. Unter ihm stehen die Kamotsats oder Oberpriester der Weltgeistlichen, die Schriftgelehrten und die Mönche. (s. Taf. XXIX.) Diese geben vor, vom Orden des heiligen Antonius zu sein und gehören zwei verschiedenen Bruderschaften an. Die von der Stiftung des Abts Terla Haemonat, der das Mönchsleben um 620 in Habesch ordnete, ist die ansehnlichste und hat mehrere, von unverheiratheten Mönchen bewohnte, wohlbegabte Klöster, die ein gemeinschaftlicher Superior regiert. Die Klöster von der Stiftung des Abts Eustasius bestehen aus Hütten um eine Kirche her, in denen die Mönchen meist mit Weib und Kind wohnen und sich von Ackerbau und Handel nähren. Diese Bruderschaft hat zwar Abte, doch kein gemeinschaftliches Oberhaupt. Beide Arten von Mönchen, so wie die weniger zahlreichen Nonnen, die sich an keine Klausur binden (frei umhergehen), ziehen herum, handeln auf Märkten und scheinen das Gelübde der Keuschheit wenig zu achten. Im Ganzen hat die habessinische Geistlichkeit weder ausgezeichnete Kleidung, noch besondere Vorrechte. Der Kaiser (Negus) Tsa Quaro, der die Übung des Religionskultus im Neuborn; Iu, aus der seit 1268 regierenden Dynastie Salomon, übt auch in kirchlichen Angelegenheiten eine unumschränkte Gewalt aus. Er hatte, obwohl die Habessinier streng auf Monogamie halten, allein das Vorrecht der Vielweiberei, und konnte 48,000 Mann ins Feld stellen. Den Ehen steht kein Hinderniß entgegen, daher sie denn früh und zahlreich geschlossen werden. Wie schon erwähnt, konnte das Christentum die Vielweiberei nicht besiegen, und jeder nimmt häufig so viele Weiber, als er ernähren kann. Wenn die Ehen ohne priesterliche Ein-

segnung geschlossen werden, was sehr gewöhnlich ist, so können sie auch sehr leicht getrennt werden; ist aber Einsegnung erfolgt, und haben beide Brautleute am Hochzeitstage das Abendmahl mit einander genossen, so ist die Ehe durchaus unsauflöslich. Der Kaiser darf jedes Frauenzimmer, welches ihm gefällt, unter seine Frauen aufnehmen, doch kann nur eine einzige Itteghe oder wirkliche Königin sein, und ist diese die Tochter eines Vasallen, so muß sie von dem vornehmsten Adel sein, d. h. sehr nahe verwandt mit der kaiserlichen Familie; denn einen andern Adel als denjenigen, welchen diese Verwandtschaft giebt, kennt man in Habesch nicht. Der Abuna kopulirt das Paar; die Kaiserin wird dann in ihr Zimmer geführt, wo den Damen ein Fest gegeben wird, indessen der König in einem Saale dem männlichen Theile der Hofleute auch ein Fest geben läßt, wobei tapfer getrunken wird. Doch nicht durch die bloße Heirath wird die neue Gemahlin Kaiserin, sondern sie muß erst feierlich neben dem Kaiser auf dem Throne gesessen und eine Hofdame muß auf einem Hügel öffentlich ausgerufen haben: „Wir haben unsere Sklavin zur Kaiserin gemacht!“ Den Namen Itteghe kann sie aber doch nur dann erst wirklich erhalten, wenn keine Wittwe des vorigen Kaisers mehr am Leben ist. — Will der Abyssinier ein Mädchen heirathen, so macht er die Sache mit den Aeltern des Mädchens ab, welches um ihre Meinung nicht gefragt wird. Die Mitgift besteht in Gold, Vieh und Gewehren; ist dieses Alles in Ordnung, dann versammelt man die Freunde und erklärt die Ehe für geschlossen. Es wird nun ein Mahl gegeben, nach welchem einige Freunde die Braut auf ihren Schultern in das Haus des Mannes tragen. Die Mutter ermahnt den Bräutigam, seine Pflicht zu erfüllen; glaubt aber dieser am folgenden Tage an der Jungfräulichkeit seiner Braut zweifeln zu müssen, so sendet er sie mit Schimpf zurück; sind im Gegertheil die im Oriente so wichtigen

Zeichen vorhanden, so werden sie in das Haus der Mutter gebracht, und von dieser für etwaige sich ereignende Zwiste aufbewahrt, um gegen den Mann als Zeugen zu dienen. Das Weib behält ihren Namen und ihre Mitgift, um sie im Falle einer Trennung von dem Manne wieder einzunehmen. Sind beide Eheleute einig, sich zu trennen, so treffen sie Verabredung darüber. Indessen zeigt sich ein christlicher Einfluß wenigstens darin, daß die Verwandten eine solche Trennung immer zu erschweren suchen. Die Untreue des Weibes kann mit Verzagung und Verlust der Mitgift bestraft werden. Bei verabredeter Trennung bleiben die Schöne dem Vater, die Tochter der Mutter. — Das Weib ist indessen auch in dem christlichen Abyssinen das Lastthier und ihm fallen die schwersten Arbeiten in und außer dem Hause zu. Feldarbeit, Ernten, das Mahlen des Getreides und Holz- und Wassertragen sind Weiberarbeiten, bei denen man sie obendrein noch immer mit ihren Kindern auf dem Rücken beladen findet. Vornehme Frauen lassen Sklavinnen für sich arbeiten, pflegen ihre Mägel, die sie als Zeichen ihres Mükiggangs lang wachsen lassen und in ledernen Butteralen tragen, damit sie mehrere Zoll Länge erreichen. Die Weiber genießen indessen viele Freiheit, obwohl die Vornehmen sehr eifersüchtig sind. Auf die Erziehung der Kinder wendet man große Sorgfalt.

Die Taufe wird nach Art der griechischen Kirche, wie der sie auch Fasten und Festtage gemein haben, verrichtet. Bierzehn Tage nach der Beschneidung*), welche bei den Knaben acht Tage nach der Geburt geschieht, wird er getauft, wobei er vor der Kirchthür gewaschen, mit Wasser besprengt und ihm das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht wird. Erwachsene werden mit noch mehr Feierlichkeit, aber allezeit vor der Kirchthür getauft, da kein Ungetaufter die Kirche betreten darf. Die Ceremonie an einem Erwachsenen wird auf folgende Weise verrichtet. Der Taufling wird von

*). Nicht nur die Beschneidung, die an beiden Geschlechtern vorgenommen wird, hat man vom Judenthum beibehalten, auch die Mosaischen Verbote der Speisen und Reinigungen werden beobachtet, der Sabbath gesiezt und die Ältere haben die Gestalt der jüdischen Bundeslade.

den Priestern gebadet, gewaschen; dann wird das Wasser im Taufbecken, *Mitikat* genannt, geweiht und etwas von heiligen Oele, das als Legeit der Patriarch von Abyssinien weihen muß, darauf gegossen; das Oel heißt *Meiron*. Nun tritt der zu Taufende unbekleidet hinzu, wird besprengt, und entsagt viermal, gegen die vier Weltgegenden gewendet, dem Teufel und seinen Werken; der Vater giebt ihm dann einen Namen und betet das Vaterunser über ihn, wie auch das apostolische Glaubensbekenntniß. Jetzt folzieht der vornehmste Priester die Taufe, indem er die Stirne mit einem Kreuze mittelst des heil. Wassers bezeichnet und die übliche Formel dabei anwendet, während alle Anwesenden auf den Knien liegen und das Vaterunser beten. Nun werden dem Täuflinge an Gliedern und Gelenken an 36 Stellen Kreuze mit dem heil. Oele gemacht, ein weißes Tuch übergeworfen, und so wird er dem Vater als sein Sohn vorgestellt. Darauf geht er zum Abendmahl. Die Beichte wird im Allgemeinen abgelegt und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen; ein Umstand, der englischen Missionären den Eingang sehr erleichtert hätte. Bei der Einweihung durch die vielen Kreuze wird man unwillkürlich an die Einweihungsformen erinnert, die auf den alten Denkmälern dieses Volks so häufig vorkommen, wo dem Aufzunehmenden aus einer Vase eine Menge Kreuze über den Kopf gegossen werden; was dann darauf hinweist, wie man zur Zeit der Bekehrung zum Christenthume in den äußern Gebräuchen so schaudend als möglich verfuhr, um dem Evangelium den Eingang zu erleichtern. Das Brod, welches zur Kommunion genommen wird, ist immer frisch, der Wein wird aus rother Trauben gekeltert, und wo er nicht zu haben ist, aus Rosinen und Wasser bereitet. Nach Einsiegung des Brodes und Weines wird geklinget, und Alles fällt auf die Knie, ohne daß es eine Transsubstantiation, oder auch nur wirkliche Gegenwart Christi geglaubt würde.

Da es Pflicht ist, nächtern das Abendmahl zu empfangen, so wird es Morgens ausgeheist. Des ungeäuerten Brodes bedient man sich nur am Gründonnerstage. Eigen ist es ihnen, daß die Vornehmen größere Stücke Brod beim Abendmahl erhalten.

Sowohl das Verhalten der Abyssiner bei Krankheiten, als auch ihre Todtenbestattung hat manches Eigenthümliche. Da sie Krankheiten^{*)} mehr bösen Geister, als natürlichen Ursachen zuschreiben, so suchen sie sie auch durch übernatürliche Mittel zu hellen. Es werden nämlich alle kostbarkeiten und Schätze vor dem Kranken ausgebrettet, was dann lärmten kann, versammelt sich, Trommeln, Trommeten, Cymbeln und Lauten werden unausdrücklich in Bewegung gesetzt, um den bösen Geist zu vertagen, und damit so lange fortgefahrene, bis der Kranke in den letzten Zögen liegt. Nach seinem Verscheiden wird plötzlich Alles still und auf den größten Lärm folgt die tiefste Ruhe. Der Todte wird auf die Erde gelegt und nun bricht der Sturm aus: alle Anwesende rauschen sich die Haare aus, zerkratzen sich die Schläfe, werfen sich auf die Erde, schlügen und gebarden sich wie Verzweifelnde. Freunde, Verwandte, Nachbarn und was des Wegs kommt, vereinigt sich zu dieser Ceremonie, und der ganze Chorus stimmt einen solchen Lärm an, daß der Todte wenigstens vor dem Lebendigbegrabenen sicher ist. Sogleich nach dem Tode wird der Leichnam gewaschen, mit Weihrauch geräuchert, in ein Kleid gehütt und von den Verwandten auf den Schultern rasch auf den Kirchhof getragen, wo die Priester während der schnellen Beerdigung die gebräuchlichen Gebete hersagen. Wer erblickt nicht darin einen Ueberrest des einst allgemein verbreiteten Judenthums? Damit ist jedoch die Feierlichkeit noch nicht beendigt, und der folgende Tag feiert erst das Todtentfest, hier *Tastkar* genannt. Alle Unghörgen und Freunde versammeln nun bei Reichen eine Menge Menschen, bei den Armen nur die

^{*)} Im Allgemeinen genießt der Abyssiner einer beständigen dauerhaften Gesundheit. Nur zur Regenzeit zeigt sich zwischen Tag und Nacht ein bedeutender Temperaturunterchied und verursacht jene aus Erdalzung entstehenden Uebel, die sich in Durchfällen, Halsgeschwüren und Elephantiasis offenbaren; mit der Regenzeit verschwinden diese Uebel, und nur Blinde sieht man häufig.

Nachbarn. Eine Puppe, dem Verstorbenen so viel möglich ähnlich, wird reich geschmückt auf sein Lieblingsmaulthier gesetzt, im ganzen Orte herumgeführt und endlich zum Grabe geleitet. Alle seine Maulthiere und Pferde, nebst einer Menge Klageweiber, folgen nach, das entsetzliche Geschrei, von den Klageweibern geleitet, hebt an, man ruft den Todten beim Namen, erzählt seine Tugenden, macht ihm Wörter: Hastest du nicht Haus und Land? eine Frau, die dich liebte, Kinder und Verwandte? warum hast du dieses Alles verlassen? Angelangt bei dem Grabe wird das Geschrei verdoppelt, Priester tönen ihr Hallelujah darein, man zerkratzt sich das Gesicht. Das Ganze bildet eine so furchtbare Scene, daß der unwissende Ausländer irre wird und gesteht, nie eine Vorstellung davon gehabt zu haben. Aber man denke nur! Nach diesem Schauder erregenden Auftritte geht die Gesellschaft nach dem Sterbehause zum Schmaus, und der Geist der Mäuse und Busa erheitert sein Gemüth gar bald wieder. Ein Ueberbleibsel aus dem hohen Alterthume und zwar der jüdischen Vorzeit mag auch die Sitte sein, daß bei den Christen in Abyssinien die Verwandten des Todten 80 Tage hindurch keine Kleider wechseln. — Die Abyssinier haben mehrere Spiele, unter andern eine Art Kugel- oder Ballspiel, wo oft ganze Dorfschaften sich gegenseitig herausfordern; eine Sitte, welche am Fuße der Pyrenäen unter den Basken ebenfalls angetroffen wird. Auch eine Art Schach oder Brettspiel findet man bei ihnen, aber sowohl die Form, als der Gang der Figuren weicht von der unsrigen ab.

Landessprache war bis im 14. Jahrhundert n. Chr. die altäthiopische oder Gees sprache, und Büchersprache ist sie noch. Aus dem Munde des Volks hat sie sich jedoch verloren, und nur in Tigre wird noch ein Dialekt derselben gesprochen. Die allgemeine Landessprache ist jetzt die Amharasprache, in Europa noch wenig bekannt. Wir wissen noch sehr wenig vom eigentlichen Wesen dieser Sprachen. Es ist noch nicht möglich gewesen, zu erwischen, in wiefern das Altäthiopische mit dem Altäthiopischen verwandt sei. Außer dem Am-

haradialekte sprechen noch verschiedene Völker Abyssiniens ihre eigene Sprache, z. B. die Abyssinier die Gallahrede u. s. w. Nur so viel wissen wir gewiß, daß die Koptensprache noch allgemein verstanden wird, und also die Beimischung zur Tigre- und Amharasprache größer sein muß, als man gewöhnlich glaubt. Gewiß aber irren diejenigen, welche die Abyssinier ein verdorben Arabisch sprechen lassen. Die heilige Schrift alten und neuen Testaments, die Gebetsformeln, die Gesetze, Alles ist in der Geessprache geschrieben, mithin koptisch, und daß diese Sprache im Wesentlichen, z. B. wie das Neu- dem Altgriechischen, dem Altagyptischen ähnlich sei, wird nicht mehr beweisbar werden können. Geistescultur ist beinahe verschwunden. Wiewohl der Abyssinier in seiner Bildung noch so weit zurück ist, so liegt doch die Schuld nicht an den Unlagen, sondern an der Gelegenheit, dieselben auszubilden. Er soll sehr gelehrt und dabei gutmütig sein, weshalb man die Sklaven aus diesem Volke in den benachbarten Gegenden überall sehr hoch schätzt. Unter den Edeln ist ein ritterlicher Sinn sichtbar, der es nebst andern guten Eigenschaften wahrscheinlich macht, daß sie aus Nachkommen der ägyptischen Kriegerkaste bestehen, welche unter Psammethich 650 v. Chr. nach Äthiopien wanderte und bei ihren Landsleuten Biederufnahme fand. — Die Staatsverfassung war ursprünglich monarchisch. Der Kaiser (Negus) Ua Quarlu vererbte die Krone auf seine Söhne, doch so, daß unter diesen die Wahl entschied. [Die alten Könige der Könige und Kaiser von Äthiopien stammen aus einer sehr alten Familie und leiten sich von Salomo und der Königin Sababa ab.] Allein die Macht des Monarchen, einst so ehrwürdig und fest, ist durch Uebermuth und Uebermacht des hohen Adels zerfallen. Jetzt haben sich mehrere Kasas oder Statthalter unabhängig gemacht und das ganze Land ist in eine Menge Herrschaften vertheilt. Das Staatsoberhaupt wird zwar in Gondar als eine heilige Reliquie noch verehrt, aber sein Titel ist eben nicht mehr, als in den Zeiten Deutschlands betrübten Andenkens der Titel eines Kaisers war. Der

Keinste Ras gehorcht nicht mehr und lehnt sich ohne weiteres auf, sich unabhängig zu machen. Nach den neuesten Nachrichten sollen fünf Ras, oder Herzöge sich in die Herrschaft thülen. Sie residiren zu Gondar, Seamon, Gojam, Begende und Axum. Die Ras, Schnur Kantiba und Baharnegash (d. h. Herrscher der Küste) sind eigentlich Lehensleute, herrschen aber unumschränkt und die Waffen entscheiden über den Nachfolger, sobald einer derselben stirbt. Die Ras werden mit der größten Ehrebeichtung behandelt. Sie sind unumschränkte Herren ihrer Unterthanen über Leben und Eigenthum. Ein großer Theil des Morgens wird verwendet, die Klagen derselben zu hören und Streitigkeiten zu schlichten. Sie wollen nichts thun ohne Streit; und die schlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, die Leichtigkeit, sie zu umgehen, hat ihnen das Prozessiren zur zweiten Natur gemacht. — Die Einkünfte des Ras bestehen zum Theil aus den Gerichtssporteln der Parteien, und es ist daher natürlich, daß er gern sieht, wenn recht viel einkommt, daher auch eben nicht bemüht ist, Streitigkeiten zu verhindern. — In den einzelnen Ortschaften sind Borgezte die Richter erster Instanz, von ihnen appellirt vor unzufriedene Thell an den Ras, der zu jeder Stunde bereit ist, die Parteien zu hören. — Die Gerechtigkeitspflege ist elend. Einen Verbrecher aufzufinden, bleibt dem Klöger überlassen; denn die Obrigkeit befürmert sich nicht darum. Bei den Muhammedanern wird oft ein Word mit Geld gesühnt; der Mordet eines Christen wird den Verwandten des Gemordeten zur freien Disposition übergeben, und, von diesen gewöhnlich auf den Marktplatz geführt, mit Lanzen und Dolchen niedergebohrt; nur selten gestattet man ihm, sich loszukaufen. Um einen Uebelthäter vor Gericht zu führen, sucht man den Zipfel seines Gewandes zu erhaschen und durch einen Knoten an das seinige zu knüpfen. Als Strafe gilt: das Hängen, Röpfen, Steinigen und Güterkonfiskation.

Die Kriegsmacht der Abyssinier ist wegen der ewigen innern und äußern Fehden bedeutend. Salt sah folgende Musterung der

Krüppen. Der Ras von Tigre sitzt in einer Hütte, die Krüppen defiliren über den Hofraum an ihm vorüber. Zuerst kam die Reiterei, meist in Kinkabs gekleidet, aus gesichtem und mit Gold geblümtem, oder aus schwarzem, mit Silber geziertem Damast. Die Zeuge waren wie eine Scherpe um die Schultern geworfen, über der Brust mit einer goldenen Spange befestigt. Um den Kopf trugen sie Binden aus gelbem, grünem oder rothem Atlas, die hinten zugeknöpft waren, von denen jedoch lange Streifen während des Reitens malerisch in den Lüften flatterten. Einige hatten auch Binden aus Pelz um den Kopf, was mit dem emporgesträubten Haare die Wildheit ihres Anblicks erhöhte; andere trugen goldene Hörner, entweder mitten auf der Stirn, oder vorwärts gebogen. Mehrere trugen am Oberarm eine silberne Scheibe oder Armbänder von demselben Metalle um den rechten Arm. Alle diese Abzeichen waren der Zahl der erschlagenen Feinde angemessen. Eischen bis achtmal sprengte jeder Anführer um den Hof, dann hielt er vor dem Ras still, erzählte in pomphafter Sprache seine Thaten, und warf als Beweise seiner Tapferkeit die abgeschnittenen Glieder der Feinde vor seine Füße, die vorher oberhalb der Armbänder am rechten Arme hingen. Das Christenthum muß daher hier wohl nie recht lebendig und kräftig in das Leben eingegriffen haben, da es nicht einmal diese barbareische Sitte überwältigte, welche keineswegs Folge neuerer Entartung, sondern Ueberrest aus dem höchsten Alterthume ist. Die Basreliefs, welche die französische Expedition sowohl, als auch Caillaud und Gau mitbrachten, stellen genau dieselben Scenen aus der Zeit der Pharaone vor. — Nach der Reiterei trat das Fußvolk auf; die Gemeinen in Zelle gekleidet, mit Besenken von blauer und rother Farbe. Die meisten hatten Schild und Speer, einige auch Flinten, aber alle waren ohne Ordnung durch einander, deutlich zeigend, daß jeder Begriff von Kriegskunst ihnen völlig fremd sei. Sie führten Lustgesichte mit Speeren auf. Am Ende der Musterung traten Musikanten auf, die auf Mauleseln saßen, und große Trommeln schlugen, oder die Siegestrophäen in Prozession her-

umtrugen, gerade so, wie wir dieses auf den alten Mauern des Milthals abgebildet sehen. Der Nas von Tigré kann 10,000 Mann ins Feld stellen und sie in den Zeiten des Kriegs verdoppeln.

Unter den Bewohnern des Hochlandes findet jedoch auch Verschiedenheit statt. Obwohl abgeschlossen von der übrigen Welt und seit Jahrtausenden ihre Unabhängigkeit behauptend, konnten sie doch dem Einfluss der Zeiten sich nicht ganz entziehen. Seltsam genug weist ihre Geschichte in den frühesten Zeiten auf großen Verkehr mit den Israeliten hin. Dieses Volk hatte einst auch wirklich sehr großen Einfluss auf die Länder der Aethiopier, und wir sehen mit Staunen, daß es eine Zeit gab, wo die Nachkommen der Patriarchen wirklich eine bei weitem größere Rolle auf dem Schauplatze der Geschichte spielten, als ihnen gewöhnlich eingeräumt wird. Dass die Kinder Israels das Morgenland von jeher als ein Brüderland betrachteten, ist sicher; und der Besuch der Königin Saba bei Salomo wird in den Jahrbüchern Abyssiniens nicht nur bestätigt, sondern als etwas ganz Natürliches betrachtet. Darum nahmen die Juden bei großem Nationalunglück Zuflucht nach Aethiopien, wo sie nicht nur freundlich aufgenommen wurden, sondern auch die Freude hatten, ihre Religion angenommen zu sehen. Durch das Christenthum überwältigt, hausen im Gebirge Samen bis heute noch

die Falasha's (Abkömmlinge, Erulanten)
oder Juden,

als eigenes Volk, unter eigener Regierung, Königen und Gesetzen. Diese Erscheinung ist gewiß um so interessanter, als zu bedauern ist, daß wir von ihrer Geschichte nicht besser unterrichtet sind. Werkwürdig ist, daß sie keine hebräischen Bücher haben, sondern die koptische Übersetzung des ganzen alten Testaments samt den Apokryphen; wohl ein sicheres Zeichen, daß sie dieselben von den Christen übernommen haben. Auch sprechen sie weder hebräisch, noch eine mit dem Hebräischen verwandte Sprache. Da sie nicht schreiben können, so lassen sie sich

ihre Bücher durch Kopten schreiben. Das Buch Enoch halten sie für das älteste, nach diesem das Buch Hiob. Sie haben Synagogen und seit dem zehnten Jahrhundert ihre eigene Verfassung, die sie noch behaupten. Obwohl sie selbst behaupten, zur Zeit Salomos und des Königs eingeschwandert zu sein, so ist es doch wahrscheinlich, daß die eigentliche Verbreitung des Judenthums nach Jerusalems Zerstörung statt fand. Sie wurden sowohl in Arabien als Jemen im 6. Jahrhundert herrschend und haben sich nach Muhameds Auftreten nur in Abyssinien erhalten. Sie selbst behaupten indessen, ihre Religion, ihren Königskamm, ihre Sitte rein bewahrt zu haben. Noch immer herrscht aus dem Geschlechte Davids ein König über sie; und selbst nach dem großen Nationalunglück, als sie oft mit den christlichen Herrschern Abyssiniens in Feinde verwickelt waren und in Folge dessen heimlich vertilgt wurden, zählten sie zu Bruce's Zeiten, also 1770, noch 100,000 freitbare Männer. Die Katastrophe, wodurch die Juden, oder wie sie hier genannt werden, Falasha, in die Gebirge Samen zurückgedrängt wurden, erzählt uns Bruce also: „Als Gideon, König der Juden, den Frieden Abyssiniens stören wollte, gab der Kaiser Abyssiniens, Socinos, 1616, nach einem unglücklichen Feldzuge gegen die Gallas, Befehl, alle Juden zu ermorden, bis an die Grenze von Samen. Nur wenige entkamen den eben so schnell befohlenen, als ausgeführten Morden, unter ihrem Anführer Phienas. Selbst der König Gideon, ein Mann, der sowohl bei seinen Untertanen als durch ganz Abyssinien in großem Ansehen stand und unermesslich reich war, kam ums Leben. Man glaubt, er habe seine Schäfe in den Bergen vergraben und die Abyssinier suchen sie bis auf den heutigen Tag noch immer. Die Kinder der Erschlagenen wurden von Socinos als Slaven verkauft: alle Juden, die sich noch im flachen Lande befanden, ward bei Androhung des Todes befohlen, sich taufen zu lassen und dem Judenthume zu entsagen. Sie ließen sich solches gefallen, weil sie kein anderes Mittel sahen; und der König war thöricht genug, sich einzubilden, daß er mit ei-

nem Schlage die Religion, welche lange vor Einführung des Christenthums Landesreligion war, vertilgt habe, indem er auf eine unverzüchliche Art Menschen niedermägen ließ, die er in ihrer Sicherheit übersiel, weil sie in Ruhe und Frieden zu leben glaubten. Viele wurden auf seinen Befehl getauft, und mußten am Sabbath psügen und eggeln, um ihre neue Bekehrung zu beurkunden.“ So weit Bruce. Indes ist es gewiß unerwartet, zu sehen, daß es keineswegs der Handel ist, der die Juden hier beschäftigt; sondern es ist Ackerbau und Viehzucht nebst nützlichen Handwerken, besonders Ziegelstreichen, Maurerei und Töpferei, welche letztere sie zur hohen Vollendung gebracht haben, was ihren Haupterwerb ausmacht. Dabei vertheidigen sie mutig ihr Land, und machen der Abstammung vom Löwen Juda und dem Geschlechte Davids durch Ruth und Weisheit Ehre. Immer noch erwarten sie den Messias und leugnen mit Feuer, daß der Scepter je von Juda entwendet worden sei, weil ein Fürst aus diesem Hause über sie regiert, und sind überzeugt, daß alle Stämme vereint und alle Menschen Juden werden bei Erscheinung des Messias. — Auf Abyssinien hat nichts mehr Einfluß gehabt, nichts mehr zur Schwächung und Abnahme des Reichs der Negus beigetragen, als die jährlich sich wiederholenden Einfälle der wilden

heidnischen Galla-horden,

die wie der Samum der Wüste hereinstürzen und Schrecken und Verderben verbreiten und trotz der Tapferkeit der Abyssinier immer mehr Raum gewinnen. Sie selbst erzählten Bruce, daß sie vormals da, wo die südlichen Regen aufhören, innerhalb des Wendekreises gewohnt hätten, und daß sie die Führer der Waaren zwischen dem indischen und atlantischen Ocean wären, indem sie das Innere von Afrika mit indischen Waaren versorgten. Sie hatten sich so sehr vermehrt, daß sie mit ihrem Vieh keine Beschäftigung mehr fanden, darum ihre Heimat verließen und sich weiter nach N. wandten. Da sie in der Nähe der Linie regniges,

kaltes und trübes Wetter fanden und die Sonne kaum zu Gesicht bekamen — was ganz richtig ist, da es unter der Linie beständig regnet — so zogen sie ungeduldig weiter gegen Norden, bis sie 1537 in der Provinz Bali erschienen, wo sie die Kameel- mit der Pferdezucht verlauschten. Sie sind daher jetzt grösstenheils beritten. Schrecklich war diese Bewegung für das abyssinische Reich: die Abyssinier wurden durch sie aus mehr als 40 Provinzen verdrängt, so daß ihnen nur 12 übrig blieben und das Land von seiner Höhe herabgestürzt, seiner Kultur beraubt, in eine Wüstenei verwandelt wurde. Die Abyssinier selbst sind durch die ewigen Kämpe, die sie ihrer Existenz wegen zu bestehen haben, verwildert und in Barbaren verwandelt worden. Wie die Gothen und Vandale sich über Europa ergossen, so die Galla über Afrika; wie jene haben auch diese sich einheimisch gemacht, wo sie sich Niederlassungen erzwingen konnten und bald darauf die Sitte der Besiegten angenommen. Ob man gleich nicht beweisen kann, daß sie mit den Schaggavolkern, die sich in andern Gegenden Hochafrikas furchtbar gemacht haben, ein und dasselbe Volk oder verwandt sind; so bleibt doch die gleichzeitige Bewegung der Mäuber- und Hirtenvölker Hochafrikas nach allen Seiten hin eine höchst merkwürdige Erscheinung; die grösste afrikanische Volkerwanderung, wie Ritter sagt, welche nach West, Ost und Nord die Geschichte aufzuweisen hat. Sonderbar fand sie zu gleicher Zeit mit der Volkerwanderung in Asien statt. — Wenige Zeit darauf, als sich die Galla in Bali und Davaro, wo sie als sehr zahlreiche Stämme unter eigenen von ihnen gewählten Oberhäuptern erscheinen, festgesetzt hatten, drangen sie gegen U n g o l a vor, machten bald darauf Einfälle in Gojam und zogen nun, in viele Stämme getheilt, um das Land Marea und Caffa herum, den Zemberestrom herab, ins abyssinische Alpenland, sengten, mordeten, plünderten und betrugen sich gerade so, wie Genseric und Attila in Europa. Indem sie jährlich ihre Streifzüge vornahmen, so bemächtigten sie sich, bald Sieger, bald besiegt, des grössten Theils aller Provinzen und drangen sogar bis

Gondar und Antalow vor. Der Mittelpunkt ihrer Vereinigung scheint Bizamo, das Land am Malestrom, zwischen dem blauen Nil und dem Bach el Ahiad zu sein, durch welches Land die Straße von Gondar nach Marea geht. Dadurch getrennt,theilten sie sich in die östlichen oder Bertuma-Galla (wie einst die Ost- und Westgothen) mit ihrem Oberhaupt, das sie Moooty nennen, und die westlichen oder Boren-Galla, deren Oberhaupt Lubo heißt. Eine dritte Abtheilung drang noch in die Wakaro- und Shoathäler ein, durch welche die alte Residenz Tegulat vernichtet wurde. Man theilt jede Abtheilung in sieben Stämme. Dem abyssinischen König Yassus dem Großen gelang es, mehrere Gallastämme auf seine Seite zu bringen, zu civilisiren und sie als eine Bormauer gegen die übrigen zu gebrauchen, indem er sie an den steilen Nordufern ansiedelte. Die Portugiesen hatten den Abyssiniern gerathen, gleich Anfangs das Land mit Festungen gegen diese Barbaren zu umgeben. Zu sehr sich selbst vertrauend, erwiederten sie mehr tapfer als klug: „Steine haben wir, um Tempel und Kirchen zu errichten, zum Schutz des Landes haben wir unsere Arme.“ Wirklich haben bis jetzt nur diese, gleichwie in Sparta, ihr Land, freilich eben so schlecht beschützt.

Die Gallarder sollen durch eine Sprache verbunden, mithin wirklich eine große Nation sein. Sie sind von mittlerer Statur, brauner Farbe mit langem, aber auch grauem Haar, und in den tiefen Gegenden sind sie dunkel, beinahe schwarz. Dies beweist, daß sie entweder aus einem sehr hoch gelegenen Lande und einem Himmelsstriche herkommen, wo die Sonne nicht mehr kräftig genug ist, das Oel zu braunen, das zur Schwarzfärbung der Haut erforderlich ist, oder daß die hohe Wohnung auf dem Alpenlande sie bereits gebleicht und ihre Haare geschlichtet hat. Das Erste ist wahrscheinlicher und läßt uns starke Erhebung des Plateaus von Südafrika vermuten. Unwiderlegbar beweist uns dies aber, daß die Färbung der Menschen vom Klima bedingt werde. Als sie ankamen, waren sie zu Fuß, nahmen sich von Milch, Butter und Fleisch,

waren also ein wahres Hirtenvolk, wie alle Bedster, deren Einbruch den civilisierten Staaten immer so gefährlich war. In Abyssinien wurden sie indeß zu Reitern, lernten Ackerbau und Brodbacken. Ihre Bekleidung war ein Ziegenfall um den Gurt; das Haar salbten sie mit Fett und Butter, wie die Hottentoten umwickelten sie dieselben mit Ochsendärmen. Ihre Waffen waren bei der Ankunft hölzerne Lanzen und im Feuer gehärtete Spiken, auch wohl durch Pflanzensaft vergiftet. Eisen war selten bei ihnen. Im Kriege höchst grausam, schneiden sie den getöteten Feinden die Schamtheile aus. Ihre Schnelligkeit in den Kriegsmärschen ist erstaunswürdig. Wie eine wilde Fluth ergießen sie sich in Strömen über die ausserordente Provinz, durchschwimmen reißende Flüthen und haben eine Entdeckung gemacht, die gewiß auch bei den Europäern die grösste Aufmerksamkeit verdient: sie haben die Kunst erfunden, den meisten Nahrungsstoff in kleinem Raume mitzuführen und so ihre Armee vor der Hungersnoth zu bewahren. Ihr Proviant besteht nämlich in Körben aus geröstetem Kaffee mit Butter gefnetet; fünf Pfund dieses Proviants sind hinreichend, um einem Manne acht Tage lang eine gesunde und sehr stärkende Nahrung zu gewähren, die sogar ein schweres Mittel ist, ihn vor bösen Fleibern zu bewahren und seinem Geiste die Lebhaftigkeit zu sichern. Im Kriege besteht ihre Kunst in wohlberechneten Uebersätzen, wo sie dann Alles für erlaubt halten. Ihre Schilder sind aus Ochsenleder verfertigt. Sie greifen den Feind mit einem entsetzlichen Geschrei an, was Pferde und Reiter so sehr erschreckt, daß gemeinlich die Abyssiner den ersten Angriff nie aushalten. — Die Häuser der Gallas in der Provinz Matischa (am Nil vor seinem Durchgang durch den Tzannasee) sind von ganz eigner Bauart: der erste Besitzer wählt ein Feld, welches er vermietet zweier Hecken von dornigen Akazien ins Kreuz in vier Theile theilt. Im Winkel oder Durchschnitt der Hecken baut er seine kleine Hütte und nimmt vom Winkel dazu, so viel ihm beliebt. Seine Brüder, wenn er deren hat, nehmen die übrigen Winkel ein; hinter diesen bauen die Kins-

der ihre Häuser und schließen das Ende von ihres Vaters Wohnplatz durch einen andern ein, welcher gewöhnlich kürzer wird, da er breiter ist. Sind nun so viel Häuser angelegt, a's man braucht, so wird das Ganze von einem undurchdringlichen Gehege von Dornen umgeben. Die ganze noch so große Familie ist nun unter einem Dache, und bereit, auf den ersten Lärm einander beizustehen. Indessen werden bei Übersfällen die Dornhecken oft angezündet, welche dann sammt Häusern und Bewohnern schnell ein Raub der Flammen werden. Dieses soll besonders zu Zeiten geschehen, wenn die Kinderblätter einreisen, wo dann nicht selten eine Familie, die davon besessen wird, in der Stille der Nacht von den Nachbarn umgeben und den Flammen preisgegeben wird: eine schreckliche Barbarei, die aber durch den Unblick des Landes während einer Blatterepidemie zum Theil entschuldigt werden soll, indem die Pest nicht so schrecklich wüthet. — Die Religion der Gallas ist Ketischdienst. Ihr heiliger Baum ist der Wanzen, der wirklich göttlich verehrt wird und in seinem Schatten werden die Gallakönige gekrönt. Auch gewisse Steine sind Gegenstände ihrer Verehrung. Sie beten auch den Mond, besonders den Neumond, an, wovon Bruce Zeuge war, eben so auch die Sterne und besonders gewisse Constellationen; sind also dem Sabaismus ergeben. Sie glauben durchgängig ein zweites Leben nach dem Tode; daß sie mit ihrem Körper, so wie er auf der Erde war, wieder auferstehen und ein neues Leben, in einem weit vollkommneren Zustande, wo, das wissen sie nicht, wieder ansang und nicht mehr sterben werden. Von künftiger Strafe haben sie keine Begriffe, aber ihre Belohnung wird in einem behaglichen Zustande weiser Ruhe und Zufriedenheit ihrer guten Freunde und Familien bestehen. Die gegen Süden wohnenden Galla haben indessen den Muhamedismus angenommen, die gegen Westen aber sind Heiden. Im Innern Abyssiniens haben sich aber auch einige Horden zum Christenthume bekehrt. Sie heirathen unter einander mit den Muhamedanern, aber unter sich dulden sie keinen

II.

Fremden, und nur mit vieler Mühe ist es den Arabern gelungen, Handelsverhältnisse mit ihnen anzuknüpfen. Man bringt ihnen grobe blaue Tücher von Surate, Myrrhen und Salz, besonders letzteres. Mitunter heirathen sie auch abyssinische Weiber, doch sind die Kinder aus dieser Ehe zu allen Uemtern unsfähig. — Will Einer heirathen, so stellt er sich mit einer Hand voll Gras vor die Eltern der Braut hin, nimmt Kuhdunger in die linke Hand und spricht: möge dies Eine nie hinein- und das Andere nie wieder herauskommen, wenn ich mein Versprechen nicht halte. Er verspricht, seinem Weibe lebenlang zu essen und zu trinken zu verschaffen und sie nach ihrem Tode zu begraben. Vielweiberei ist erlaubt, gewöhnlich aber sind sie mit Einem zufrieden. Ihre Kinder lieben sie über Alles! Wenn ein junges Weib ihrem Manne ein oder zwei Kinder geboren hat, so bittet sie ihn dringend, eine andere Frau zu nehmen, und nennt ihn alle artigen Mädchen her, die sie kennt; vorzüglich aber die, welche ihrer Muthmaßung nach die meisten Kinder bekommen. Sucht sich nun der Mann eine aus, so geht sie nach dem Zelt der Ermählten und setzt sich hinter demselben in demütiger Stellung, bis sie die Aufmerksamkeit der Familie erregt. Als dann entdeckt sie, wer sie ist, die Tochter von dem und dem, die Gattin dieses Mannes. „Mein Mann,“ sagt sie, „hat alle Eigenhaften, eine Frau glücklich zu machen; ich habe nur zwei Kinder von ihm, und weil die Familie zu schwach ist, so komme ich, um die Tochter zu werben, damit unsere Familien zusammenkommen und stark werden, meine Kinder aber nicht einmal ein Opfer der Feinde in der Schlacht werden.“ [Die Galla fechten nämlich allezeit familienweise, sie mögen unter sich oder gegen einen auswärtigen Feind zu Felde ziehen.] Erhält nun eine Frau das Mädchen auf diese Weise für ihren Mann, so nimmt sie solche mit sich nach Hause, bringt sie ihrem Manne, und geht hin, sich mit den Verwandten der Braut zu belustigen. Bei dieser Gelegenheit werden nun die Kinder erster Ehe mitgebracht; alle Männer der Familie der jungen Braut legen die Hände auf die Häupter

17

dieser Kinder und schwören: daß sie mit ihnen leben und sterben wollen, als ob sie ihrer eigenen Abkunft wären. Die Kinder gehen nach dieser Adoption zu ihren Verwandten und besuchen sie sieben Tage lang. Während dieser ganzen Zeit bleibt der Mann zu Hause im Besitz seiner neuen Braut. Nach dieser Frist gibt er nun ein Fest, bei dem die erste Frau sich zu ihrem Manne setzt, die junge aber die ganze Gesellschaft bedient. Von diesem Tage an hat die ältere Gattin das Vorrecht, und begegnet der jüngern als ihrer erwachsenen Tochter. — Die Weiber gebären leicht, waschen sich sogleich nach der Geburt, und gehen wieder an ihre Arbeit, als wenn nichts vorgefallen wäre. Den Ackerbau besorgen auch hier die Weiber, die Heerden die Männer. Beide Geschlechter sind nur von mittelmäßiger Größe, aber sehr beweglich. — Wenn ein Vater stirbt und viele Kinder hinterläßt, so erbtt der älteste Sohn Alles ohne Theilung, ohne je verbunden zu sein, den andern Geschwistern etwas hers auszugeben. Lebt der Vater, wenn der Sohn anfängt, sein Haupt zu scheeren, welches so viel heißt, als daß er die Mannheit erlangt habe, so gibt er zwei oder drei Melkkühe oder auch mehrere nach seinem Vermögen. Diese und ihre Nutzung bleibt nun Eigenthum des Sohnes, und der älteste Bruder muß sie nach des Vaters Tode bezahlen. Ueberdies ist der älteste Bruder verbunden, seiner Schwester, wenn sie manbar ist, Alles das zu geben, was der Vater ihr bei seinen Lebzeiten bestimmt hat, sammt dem Surwachse vom Tage der Schenkung an. Wird der Vater alt und zum Kriege untauglich, so ist er verbunden, seinem ältesten Sohn sein ganzes Besitzthum zu übergeben; wosür dieser verbunden ist, ihm seinen Unterhalt, weis ter aber nichts, zu verabreichen. Stirbt oder fällt der älteste Bruder und hinterläßt eine noch des Kindergebärens fähige Witwe; so ist der jüngste Bruder verbunden, sie zu heirathen, die zu erzielenden Kinder gehörten jedoch dem Verstorbenen an; eine sehr alte Sitte! Auch gibt ihm die Heirath kein Recht auf das Vermögen des Verstorbenen.

Diese sind die Galla, welche hervorbrachten

aus dem Süden und den ganzen Norden über schwemmt haben würden, hätte nicht gleichsam die Vorsehung selbst ihnen Einhalt gehalten. Vor dem Einbruche in die Nordprovinzen waren sie ein gesundes Volk und Epidemien bei ihnen unbekannt. Hier wurden sie nun mit den Kinderaltern angesteckt, die so furchtbar unter ihnen wüteten, daß der größte Theil dahin gerast wurde. In manchen Provinzen wurden sie Unterthanen der Besiegten und so vermischte sich ein guter Theil von ihnen mit den Abyssiniern selbst. Für Abyssinien waren sie indeß noch von einem anderen Nutzen. Sie fielen nämlich auch in die Provinzen der Muhamedaner ein, besiegten viele und brachten besonders das so mächtige Reich Adel zu nichts herab; befreiten aber eben dadurch Abyssinien von dem Islam, dem es ohne ihre Dazwischenkunst gewiß unterlegen wäre. — Ihre Wohnplätze, die sie inne haben, sind folgende: südwestlich vom See Tzanna am Obernil, und der Provinz Maitscha findet man sie; südlich davon unter 10° Br. leben die Basso und Bizamo-Galla am Flusse Bela in Damot und Guideru; jenseits dieses Flusses die Bora-Galla, und am See Summa die Gurague.

Die Changallas in der Colla Mazaga,
d. h. in der sumpfigen Waldregion
zwischen dem Nil Takazze und Mareb.

Bruce gibt von diesem sumpfigen Tieflande folgende Beschreibung: „Das platt Land ist voll Waldung und nur schwach bevölkert; die Berge hängen hier nicht in Reihen zusammen, wie eine Kette, sondern jeder steht auf seinem besonderen Grunde, ist rings umher zugänglich und dazwischen liegen Ebenen. Die großen Stroms, welche zur Zeit tropischer Regen mit großer Heftigkeit aus dem hohen Lande herabstürzen, haben in der Ebene die Erde bis auf den Felsgrund weggespült und große Becken oder Teiche formirt, darin das Wasser, wenn die Stroms von den Bergen aufhören, stehen bleibt und wegen der Tiefe und großen Menge nicht verdunsten kann; zumal sie mit großen schattigen Bäumen umsetzt sind, welche

das Laub nie abwerfen. Diese prachtvollen Bäume mit ihren ungemein ausgebreiteten Zweigen übertreffen Alles, was man sich davon vorstellen kann und sind eben so unentbehrlich zum Futter, als die Leiche zur Wasserrung der unsrigen Bestien, wie der Elephant und das Nashorn, die die beständigen Bewohner dieser Gegenden sind, aus Hunger und Durst aber, ohne so reichliche Nahrung, umkommen müßten. — Dieses Land, das so flach ist als die Wüsten, welche daran grenzen, hat einen Boden von schwarzer Erde. Es ist insgemein 40 engl. M. breit, an manchen Stellen jedoch auch etwas breiter oder auch schmäler. Es nimmt bei dem Gebirge Habab und Bayla seinen Ursprung und erstreckt sich wie ein Gürtel von O. gegen W. bis an den Nil, indem es gleichsam den ganzen bergigen Theil oder das Hochland von Abyssinien umfaßt. Letzteres ist alleszeit gemäßigt, oft kalt, indessen jenes flache Land nebelig, eingeschlossen und unerträglich heiß." Daher sind hier fortwährend Fieber herrschend, welche unzählige Menschen dahinstaffen und die größten Feinde der kriegsführenden Abyssinier waren, indem sie ihnen ganze Heere vernichteten. Während der Regenzeit ist auch nur eine Nacht im Freien zugebracht tödlich. Diese weitläufigen Waldungen sind nichts desto weniger das wahre Paradies unvernünftiger Kreaturen und in alter, wie in neuerer Zeit stimmen alle Berichte in das Staunen ein, welches man über eine solche Menge lebender Geschöpfe der mannigfältigsten Art empfinden muß. Ungheure Heerden von Elefanten, Rhinozeros mit einem oder auch zwei Hörnern, der Gangauchs mit ungeheuern und der wilde Böffel mit gewundenen Hörnern, der wilde Eber, eine unzählige Menge Rothwild finden hier Nahrung und eine sichere Wohnung unter den Bäumen, auf welchen das leichte Geschlecht der Viechänder Grimassen macht und der Bögel Schaar in großer Mannigfaltigkeit nistet. Diese Grasfresser haben aber wieder ihre Feinde unter sich in den unzähligen Löwen, Panthern, Leoparden und allen den Rahenarten, die hier wirklich in Unzahl auf Raub ausgehen. Zu ihnen gesellen sich

Krokodile, riesenhafte Schlangen; Eidechsen, Skorpione, Geschmeiß aller Art vollenden das eben so erhabene, als für den Menschen schaudervolle Gemälde, sobald er sich als dort seind denkt. Sinkt nun die Sonne hinab, damit die Nacht Dunkelheit und Stille über die Erde ausgieße, so erhebt sich wieder um desto gräßlicher ein Concert, das kaum auf der Erde seines Gleichen hat, und nur von Pausen schauerlicher Stille unterbrochen wird. Burckhard, der in der Nähe dieser Provinz der Bestien in der Wüste lagerte, sagt: „Jede Macht höre ich dieses Geheul und Niemand wagte es, aus dem Lager zu gehen. Die wildesten Thiere indeß sind: — die menschlichen Bewohner!“ — Hier also, mitten unter den Heerden wilder Thiere, in der Wildnis, wohnen die wildesten

Schangalla, die seit Jahrtausenden diese eben nicht beneidenswerthe Heimath behaupten. Schangalla, die Schwarzen des Tieflandes, ist die allgemeine Benennung aller Neger in Abyssinien; sie selbst nennen sich Dippola, Dapsputa u. s. w., je nachdem sie zu dem einen oder dem andern der zahlreichen Stämme gehören, in welche sie zerfallen. Sie sind Heiden, und die Nachrichten, welche alle Berichterstatter von ihnen geben, von Agatharchides und Artemidor bis Burckhard stimmen mit einander überein. Es ist immer dasselbe Volk in demselben Lande und derselben Umgebung, ja sogar unter denselben Bäumen, auf derselben Stufe der Kultur, oder vielmehr Thierheit; ein Volk ganz ähnlich dem Gumpfe, den es bewohnt. Die Schangalla sind ein echter eingeborner Urvamm Aethiopa's, ganz verschieden von den Aethiopiern. — Die Hautfarbe ist dunkelschwarz; haben krauses Negeraar, Plätschnasen, dicke Lippen, gedrungenen Körperbau. — Sie essen aus dem Thierreiche Alles, was sie nur bezwingen können, vom Elephanten bis zum Tiger, verschmähen aber Schlangen, Eidechsen und Heuschrecken eben so wenig. Nach Bruce's vollständigem Zeugniß gibt es kein möglicheres, enthaltsameres und leuscheres Volk; auch gegen den neuern durch Burckhard und Salt ihnen gemacht

ten Vorwurf der Bestialität nimmt dieser Ehrenmann sie in Schutz. Er gibt zu, daß sie nach unsren Begriffen weder gebildet, noch liebenswürdig sind, aber er sieht auch eben so stark, als wahr hinzu: „Ich scheue mich nicht, von diesen Schangalla, so wie von allen Negern Abyssiniens, zu behaupten, daß die verschiedenen Nachrichten, die wir von ihnen haben, auf sehr unbilligen und falschen Gründen beruhen. Um sie richtig zu schildern, sollten wir sie in ihrer angeborenen Reinheit der Sitten, in ihren vaterländischen Wäldern sehen, wo sie vom Ertrage ihrer eigenen täglichen Arbeit frei leben. Sie haben kein anderes Getränk, als aus ihren Teichen und Quellen, durch dessen Gebrauch sie nicht berauscht werden, und kein anderes Vergnügen dabei, als ihren Durst zu löschen. Nachdem wir ihnen aber Stichen, Lügen und das ganze Register europäischer Laster gleichsam zur Nothwendigkeit gemacht haben; nachdem sie gefunden haben, daß die durch Brannweintrinken veranlaste kurze Däuschung das einzige Mittel ist, welches ihnen das Nachdenken über ihre gegenwärtige unglückliche Lage weniger schmerhaft macht, wetwegen sie sich natürlich dem Trunke ergeben; nachdem wir sie endlich selbst zu Ungeheuern gemacht haben, so beschreiben wir sie als solche, und vergessen, daß sie nicht mehr so sind, wie sie aus den Händen des Schöpfers kamen, sondern so, wie wir sie durch Unterricht in unsren Lastern umgeschaffen haben.“ — So sind auch die Schangallas ihrem Charakter nach ein wackeres, biederer, gutes und der Einfachheit und Naturgemäßheit ihrer Sitten wegen achtungswertes Jägervolk. Im Kampfe mit Natur, wilden Thieren und durch Verbildung gesunkener Nachbarn haben sie seit Jahrtausenden ihr mühevollses Dasein in ihrer nur zu reichen Heimat sich erhalten. Feinde ihrer Feinde, von denen sie immer umringt sind, haben sie der Zugend roher Naturvölker, der Gastfreundschaft, entzagt: sie nehmen nicht gern Fremde auf. So hoch man auch diese ihre Ungastlichkeit ihnen anrechnet, verschwindet doch jeder Vorwurf dagegen durch die Veranlassung. Bedenkt man, was man sich seit den ältesten Zeiten gegen sie

erlaubt, so würde man in der Gastlichkeit mehr Veranlassung finden, ihre gleichgültige Bestialität zu tadeln, als in ihrer nur zu wohl begründeten Menschenscheu. — Nur an einer einzelnen Stelle, da wo am linken Nilufer um die großen Wasserfälle herum die Schangalla am Haizylo und die Ugows an die Hochterrasse grenzen, hat sich ein freundlicher Verkehr mit diesem unglücklichen Volke ausgebildet. Man findet nämlich in der Tiefe hier ziemlich viel Gold, welches man gegen Waaren eintauscht und welches das einzige Gold ist, das nach Abyssinien kommt, obwohl es von eben diesem Lande herabschwimmt, und von den Schangalla ausgesiebt wird. — Kleider kennen sie wohl, bedienen sich aber derselben nicht, sondern gehen völlig unbekleidet. — Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd. Ackerbau treiben sie nicht, und ihre erste Arbeit, sobald sie aus den Höhlen zurückkehren, besteht darin, daß sie an den trocken gewordenen Stellen das Roherdickicht anzünden, um sich Raum für ihre Ausflüsse und Jagden zu verschaffen. Nachdem Bruce ihre Lebensweise und ihre Flucht vor der Regenzeit in ihre Höhlen geschildert hat, fährt er fort: „Ich kann die Nachricht von den Schangalla nicht schließen, ohne sie vorher wieder aus ihren Höhlen zu lassen, weil dieses mit einer Operation verbunden ist, von der man in Europa vielleicht nie etwas gehört hat und die gleichwohl ein großes Licht über die alte Geschichte verbreitet. Sobald die Sonne über den Zenith weg ist, in die Südhälfte der Erde; so haben die Regen gleich ein Ende, die dicke Decke der Wolken, welche den Himmel, so lange jene dauerten, überzogen hat, verschwindet und die Sonne erscheint in einem bläbblauen, mit kleinen Kämmerwolken besäten Himmel, welche jedoch bald verschwinden, und ihn seine dunkle Azurbläue annehmen lassen. Wenige Tage der brennenden Hitze reichen hin, die Erde bis zum Aufreißen auszutrocknen. Das Gras, von den Strahlen der Sonne getroffen, steht nicht mehr, sondern sinkt verdorrt hin. Um dieses nun wegzu schaffen, zünden es die Schangalla an und das Feuer läuft mit einer unglaublichen Fes tigkeit über die ganze Breite der Mazinga dem

trocknen Grase nach, geht unter den Bäumen zwischen den Zweigen mit solcher Geschwindigkeit weg, daß es zwar den Bäumen selbst nicht schadet, aber doch das Absfallen des Laubes veranlaßt. Um jede Wohnung und um die vornehmsten Wasserplätze wird der nöthige Raum verschont. Wenn das Feuer alles trockne Gras in der Ebene und hernach auch das auf den höchsten Bergen bis auf die Spitze verzehrt hat, so ergreift es zuletz die mit allerlei Pflanzen angefüllten Schluchten und Ravinen oder Abfälle, welche die von oben herabstürzenden Wasserdome in der Regenzeit gerissen haben, weil sie durch ihre Tiefe beschattet werden und das lehle herabschiehende Wasser in sich führen. Die starken Bambus und anderes inwendig hohles Rohr und dergleichen Pflanzen, welche so dicht nebeneinander a's möglich wachsen, bleiben grün und trocknen nicht eher hinlänglich zum Brennen auf, bis das Feuer alles übrige Gras im Lande verzehrt hat. Endlich, wenn nichts mehr zu verbrennen übrig ist, zünden die Hirten diese Ravinen oben auf den Bergen an, das Feuer läuft nun in eben den Kanälen hinab, darin vor einigen Monaten das Wasser stob, füllt solche ganz mit Feuer an und hört nicht eher auf, als bis es die See erreicht, wo der Strom sich in die See ergos und die brennbaren Pflanzen ein Ende haben. Ich habe dieses oft selbst gesehen und bin gleichsam davon eingeschlossen gewesen, kann daher bezeugen, daß es sich zumal von einem Fremden, der die Ursache davon nicht kennt, in der Ferne von einem Feuerstrom nicht unterscheiden läßt." — Auf den grün gebliebenen Stellen bereiten die Schangalla ihre Hütten; man kann nichts Schöneres schen, als diese schattigen Wohnungen, welche freilich oftmals eben durch ihr frisches Grün an ihren Bewohnern zu Verräthern werden. Sie wohnen nämlich während der schönen Hälfte des Jahres unter Bäumen, von denen sie die untersten Zweige nahe am Stamm oben abschneiden, solche alsdann niederbeugen oder brechen und mit dem andern Ende in die Erde stecken. Die Zweige werden sodann mit den Häuten wilder Thiere zugedeckt, inwendig die überflüssigen Zweige abgeschnitten, und

so eine eben nicht unangenehme Laubhütte gebildet, die sich um den Stamm des Baumes herumwindet, indem er ihr zur Stütze dient. Das Ganze hat wirklich ein sehr malerisches Ansehen. So ist jeder Baum ein Haus, worin eine Menge Neger hausen, bis sich der Tropenregen einstellt. Nun gehen sie alle auf die Jagd, und man kann diesen nackten Völker bei aller ihrer Nöthe eine größere Achtung nicht versagen, wenn man weiß, daß sie es mit dem Geschlechte der größten Gras- und Fleischfresser zu thun haben, ohne von ihnen, oder doch nur im außerst seltenen Falle, besiegt zu werden. Sobald die Regenzeit eintritt, sammeln sie ihre Vorräthe zusammen, verlassen den flachen Sumpfboden und ziehen sich in die einsamsten Bergkeiten zurück. Hier wohnen sie nun in selbstgegrabenen Höhlen, die sie in den weichen Sandstein in unzähliger Menge schneiden; deswegen sie auch von den Alten und Neuen Troglobyten genannt werden. Hier verzehren sie nun ihren Fleisch- und Fischvorrath, um alsdann, sobald die Sonne wieder hell leuchtet und die trockene Jahreszeit eingetreten ist, in ihr grünes Jagdrevier zurückzukehren. — Indessen werden auch sie gejagt und die trockene Jahreszeit ist auch für sie unheilbringend. Der Schangalla lebt mit dem Abyssinier in beständigem Kriege. Sie sind Erbfeinde. Obgleich viele zum Judenthum und später zum Christenthum übergegangen sind, so bewirkte dieses doch keine Versöhnung. Gleich nach der Regenzeit fangen daher die Abyssinier ihre Kriege mit dem Schangalla an, und es ist eine alte Sitte, daß die Statthalter vom Baharnagastch bis zum Nil ihren Tribut in Schangallastlaven entrichten müssen. Was man nicht als Sklaven fortführt, seien es Männer, Weiber oder Kinder, das wird bei diesen Expeditionen nie gehauen; wir wissen, daß es die Holländer am Cap nicht besser machten. Von den Gefangenen werden die Jüngern als Christen erzogen, welche dann die Leibwache des Königs bilden; eine Mamelukenschaar, welche ihre Treue jederzeit auf das Rühmlichste erprobt hat. Die abyssinische Geschichte zeigt, daß selbst Könige alter Gewohnheit gemäß sogleich nach ihrer Krönung

sich zu einer Sklavensexpedition aufzumachen pflegten. Ost fielen sie sehr blutig und traurig aus, indem Feinde und Fieber ganze Armeen auftrieben. Nach einer glücklichen Schangallajagd wird aber von dem Könige eine Elefantenjagd in denselben Wäldern angestellt. Dass diese emporende Grausamkeit gegen dieses arme Volk schon seit Jahrtausenden fortwähret, zeigen uns mehrere Abbildungen aus den Gräbern von Theben, wo sie unbestreitbar bei dem Tode ihrer Gebieter als Grabopfer geschlachtet wurden. Dasselbe zeigt uns auch ein Basrelief, welches erst kürzlich Rückpel in den Ruinen von Argos kopirt hat. Man hat die Schangalla in den Thälern des Passes von Lamalon und Therkin völlig ausgerottet, um freie und offene Handelsstraßen zu erhalten, die vor ihren Räubereien sicher sind. Die Schangalla sprechen alle eine Sprache voll Gurgelndne. — Sie erzeigen, wie die Galla, den Sternen, besonders gewissen Constellationen, göttliche Ehre; aber auch Schlangen, Bäumen u. dgl. Passirt ein Stern die Hdrner des Mondes vorbei, so bedeutet dieses die Ankunft eines Feindes. Sie haben Priester und Wahrsager, welche aber mehr Diener eines bdsen, als guten Wesens zu sein scheinen. Sie geben sich auch gern mit Zauberei ab und glauben, einen Feind auch in der Ferne krank machen zu können. — In Hinsicht der Vielweiberei gilt, was bei den Galla der Fall ist. Das erste Weib wirbt für den Mann um das zweite und so fort. Nicht des Negers Begierden sind es also, welche hier zur Vielweiberei treiben, sondern die Weiber selbst, und zwar aus dem natürlichen Grunde. Nur eine starke Familie kann sich der ewigen Angriffe von allen

Seiten erwehren, nur zahlreiche Männer können das Haus sowohl schützen, als mit hinzüglichem Jagdvorraath versorgen. — Die Schangallamütter waschen das neugeborne Kind im kalten Wasser, wickeln es in weiches aus Baumrinde verfertigtes Zeug und hängen es an einem Baume auf, damit es die großen Ameisen und Schlangen, die Plage dieser Länder, nicht aufs fressen. Die Mutter hält sich nicht inne, sondern segt ihre Geschäfte, die in der Besorgung des Haushwesens bestehen, fort, als ob nichts vorgesessen wäre. Hat das Kind nach wenigen Tagen etwas Kräfte entwickelt, so trägt die Mutter es in eben dem Zeuge auf dem Rücken herum und nährt es an ihrer Brust.

Die Agows um die Quellen des Nil,

sind ein rohes christliches Hirtenvolk, in den zum Reiche Amhara gehörigen Provinzen Gojam und Damot, welche letztere jedoch auch, als zu der vom Nil umflossenen Halbinsel gehörend, zu Gojam gerechnet wird. Das Land Gojam ist 80 engl. Meilen lang, und 40 breit, gutes fettiges Weideland, daher mit ungeheuren Heerden des besten Vieches angefüllt. Die Lust ist um die Nilquellen herum mild und gesund, und selbst beständig in der heißen Mittagszeit von kühlen Lüftchen bewegt. Honig ist hier von so trefflicher Qualität, als Gold. Wilde Thiere gibt es in Menge und gleich ihnen wohnen die Menschen hier auch größtentheils in Höhlen. Gojam ist zum Theil eben, zum Theil mit sehr hohen Bergen besetzt, welche wegen der Quellen des blauen Nil^{*)} berühmt sind, in der Nähe des von Agows bewohnten Dorfes Geesch. Der Boden, wo-

^{*)} Der westliche und größte Nilarm, Bahr el Abiad, der weiße Strom, entspringt (7° N. B.) aus vielen Quellen auf dem Mondgebirge, Gebel Kumri, fließt anfangs in nordöstlicher, dann aber in nördlicher Richtung und nimmt viele Klüsse auf. Etwa 8 Tagesreisen nordwärts von Shilluk, unter 16° N. B., vereinigt er sich mit dem östlichen Nilarme (Bahr el Azek, der blaue Strom). Obgleich dieser kleiner ist, so heißt es doch im Lande allgemein, der Abiad solle in den Azek. Der Bahr el Azek ist es, dessen Quellen Bruce aufgefunden hat. Gleich nach ihrer Vereinigung bilden sie, wie schon gesagt, einen nicht unbedeutenden Fluss. Dieser durchbricht in drei verschiedenen Wasserfällen die Grenzgebirge Abyssiniens, vereinigt sich in Nubien mit dem Bahr el Abiad (bei dem Orte Sojile in Sennar) und heißt dann Nil; durchfließt Nubien und senkt sich, nachdem er den Takaz aufgenommen hat, in 3 Stromschnellen, bei Syene (das heutige Assuan) in das Thal von Aegypten hinab. So wie der Nil aus dem höheren Nubien durch die Felsenpässe der Gebirgskette Gebel el Silsilah herabgesunken ist, beginnt eine neue Landschaft, durch welche er in stiller Majestät als ein fruchtbringendes Wasser über 100 Meilen weiter gerade nordwärts fortgleitet.

auf die Quellen liegen, bildet eine sumpfige Fläche, deren Hinterwand der Berg Geesch ist, von dessen Kuppe gerade der Weg gegen Morden hinab zu dem Ende eines dreieckigen Sumpfes führt, der bald kleinere, bald größere Ausdehnung hat, je nachdem er in der trocknen oder nassen Jahreszeit besucht wird. In der Mitte des Sumpfes erhebt sich ein kleiner runder Hügel, ungefähr 15 Fuß über dem Sumpfe, geht aber weit tiefer in denselben hinab. Er ist mit einem kleinen Graben umgeben, der das Wasser sammelt und gegen Osten aussieert; er ist aus Naturstein ziemlich dauerhaft gebaut und wird immer in gutem Stand erhalten. Das Wasser darin ist stets rein und hell, ohne daß man ein Aufsprudeln oder die geringste Bewegung auf seiner Oberfläche wahndhme. Diese Mündung oder Öffnung der Quellen hält an einigen Stellen oft 2 Fuß 10 Zoll im Durchmesser; das Wasser stand am 5. November 1770 2 Zoll unter dem oberen Kande des Lochs und nahm weder ab noch zu. Bruce fand in der Quelle 6 Fuß 10 Zoll tief schwarzen Sumpgrund. 10 Fuß westlich der ersten Quelle fand er eine zweite, 11 Fuß im Durchmesser; 20 Fuß südwestlich der ersten eine dritte, 2 Fuß im Durchmesser. Das Wasser der Nilquellen ist sehr leicht, gut und ganz geschmacklos. Der Nil läuft nun durch die sumpfige Fläche fort in Gestalt eines Baches, nimmt noch zwei kleine Bäche auf, und nach dem Laufe einer halben Stunde vertheidete er eine gewöhnliche Mühle zu treiben. „Man kann sich nichts Schöneres denken,“ sagt Bruce, „als diesen Fleck; die kleinen sich erhebenden Hügel waren dicht mit Grün bewachsen, vornehmlich mit Klee, der allerdings schöner gedeiht; auf den Gipfeln standen Bäume von außerordentlicher Größe; der Fluß war hell, durchsichtig, wie der schönste Kristall.“ In vielen Krümmungen und Kurven durchflißt nun der Nil die Landschaften Abyssiniens, bis er in dem Abhange der Mazinga anlangend, sich in Schendi und Mubien zu seiner majestätischen Größe ausbildet. — Die Agows, obgleich Christen, erweisen dem Nil göttliche Ehre, beten seit Jahrtausenden den Fluß an und opfern Tausende von ih-

ren Heerden dem heiligen Strom. Sie werden in mehrere Stämme getheilt und es ist gewiß merkwürdig, daß ein Streit oder eine Feindschaft zwischen ihnen statt findet; wird auch ein Saamentorn der Uneinigkeit ausgestreut, so kann doch solches nie gedeihen, weil das jährliche Opferfest die Zusammenberufung aller Stände erfordert, wo dann, um die gemeinschaftlichen Opfer zu bringen, der Friede unter allen Ständen wieder hergestellt wird, im Namen des Nils Gottes. Der geringste der Stämme an Zahl und Macht hat vor allen den Vorzug deswegen, weil bei seinem Dörfe (dem erwähnten Geesch) die Quellen des Nils angetroffen werden. Da die Agows die Nilquellen umwohnen; da bei ihnen sich der älteste Nilkultus neben allen politischen und religiösen Revolutionen erhalten hat; da ihre Sitten, selbst die Bauart ihrer Häuser (sie gleichen ägyptischen Tempeln) echt altägyptisch sind, so wird man ihnen wohl schwerlich ihren Adel absprechen können, und daß sie ein Volk sind, welches seine hohe Abkunft mit wenigentheilt. — Mit den Gallas, ihren Nachbarn, denen sie in der Größe gleichen, leben sie in ewiger Freude. — Junge Leute gehen fast ganz unbekleidet; die Weiber aber tragen eine Art Hemde, welches bis auf die Füße reicht und um den Leib mit einem Gürtel befestigt wird. In der Regenzeit, die hier sehr lange anhält, und heftige Gürze hat, bekleidet man sich mit geerbten Häduten. — Neben der Pflege ihrer Heerden treiben sie einigen Handel. Sie ziehen nämlich in Karavane von 1000 bis 1500 nach Gondar und bringen Rindvieh, Butter, Weizen und Honig. Eben diese Waaren, nebst Kupfer und Eisen, verkaufen sie an die benachbarten Schangallas, mit welchen sie eigne Handelsplätze verabredet haben, und tauschen dagegen Elephantenzähne, Rhinozerosohrner, Goldblätter und vorzüglich sehr feine Baumwolle ein.

Die Hirtenvölker der Danakil an den Küstenländern der Sahara.

Dieser ganze heiße Küstenstrich, im Osten vom Meere, im Westen von Abyssiniens Ver- gen begrenzt, ist durch seine Beschaffenheit für

feste Wohnsäße nicht geeignet; er dient daher mehr, als 50 verschiedenen Hirtenstämmen zum Zummelplatz, war es auch seit den ältesten Zeiten her. Da diese Stämme Raubhirten sind, so machen sie die ganze Küste von Bab el Mandeb bis Adulis fast unzugänglich. Ehemals bildete dieser Küstenstrich das Königreich Danksali. Dieses ist nun zwar durch die Galla zerstört, aber noch immer nennen sich diese Völker Dankali und im Plural Danakil. Vereint sind sie im Stande, 6000 Mann ins Feld zu stellen. Sie nennen sich Muhamedaner, sind jedoch ohne Priester und Moscheen. Sie leben ganz unabhängig, nennen sich auch wohl die freien Kinder der Berge und haben den Abhang der ersten Terrasse, also den dünnen Raum am Meere und den von Norden nach Süden sich hinziehenden Waldstrich, nebst mehreren Hochebenen der Borderterrasse, inne. Unter diesen letzteren besitzen sie auch die eben so wichtige, als merkwürdige Salzebene, deren sie sich bemächtigt haben, als durch das Nationalunglück der Abyssinier dieselbe beinahe herrenlos war. Durch ihren Landstrich hindurch müssen alle Karavatten zum Meere hinabreisen; in ihren Händen liegt daher der Schlüssel zum Hochlande, und es steht ganz bei ihnen, so bald sie wollen, den Zutritt zu demselben zu versperren. Je nachdem sie durch Geschenke befriedigt, oder durch Vernachlässigung gereizt sind, beschädigen oder plündern sie die Kasilas oder Kaufleute, welche vom Meere aus landeinwärts ziehen oder zurück. Sie führen aber auch, unter dem Namen der Gibberti, sich als Herren der Hirtenstämme betrachtend, die Kasilas; treiben auch wohl selbst Handel, gewinnen große Güter und mit diesen Wecke und Ansehen, sowohl an der Küste, als auch im Innern des Landes. [Diese Gibberti sind eine Art Mäkler, welche meist das Interesse anderer Kaufleute besorgen, wohl selbst auch Geschäfte machen, und jedenfalls großen Einfluss haben auf Handel und Verkehr. Jeder angesehene abyssinische Kaufmann hat einen Gibberti zum Geschäftsträger.] — Die mächtigsten unter den Danakilstämmen sind: 1) Dumhotá, Inhaber der Küste Betal bis Arc-

na mit etwa 1000 Kriegern; nach ihnen 2) die zwei Stämme Taimela und 3) Habarem, jeder mit 200 Kriegern, welche die Salzebene beherrschen; 4) Belessua; 5) die kleinen Stämme Adoolá und 6) Mandeto, meist Seefahrer im Südlande zu Abyth. Die übrigen Stämme heißen: 7) Adolhu, 8) Dirosomathu, 9) Kedimtho, 10) Weema, 11) Mushiek, Ussamominto, von dem im Nordwesten der feindliche wilde Stamm der Russamowohnt. — Diese Hirtenvölker, welche hier hausen, erstrecken sich aber auch über Zeila bei Bab el Mandeb hinab, und wie kennen jenseits der Straße noch die Shihostämme Tolatal, einen Fischerstamm, die Doba und die Somanti.

Alle diese Stämme sind zwar schwarz, aber keineswegs Neger, sondern vielmehr ein schöner, echt äthiopischer Menschenenschlag, dessen indischer Ursprung nicht zu erkennen ist. Das Volk ist bieder, gaskfrei, wahrheitliebend, nüchtern und treu. Durch alle diese Eigenschaften zeichnen sie sich sehr vortheilhaft von den Abyssinern aus, deren entarteter Charakter gerade das Gegentheil von allen dem sehen lässt. Sie ertragen jede Beschwerden, sind abgehärtet gegen die Gluthhitze ihres Landes, wie gegen Hunger, Durst und Entbehrung. In ihrer Gastfreiheit stellen sie ganz die Einfachheit der Patriarchen dar. Der Fremdling, den sie heraus würden außer ihrem Bezirke, ist heilig in ihrer Hütte. Die Weiber sind schön, ungeachtet sie die Last der Haushaltung tragen; ihre Kleidung ist einfach, ihr Fuß sind silberne Armbänder. Männer hüten das Vieh, besorgen die Milchwirtschaft, geleiten die Karawanen. Tabak sowohl schnupfen als rauchen und kauen ist ihre Leidenschaft. Ihr Haar fräuseln sie künstlich, schmieren es mit Fett ein und bestreuen es mit braunem Puder. Ihre Grabstätten besetzen sie mit Pyramiden, welche aufgemauert werden, eine Basis von 10 Quadratsfuß haben, und an ägyptische Pyramiden nicht nur erinnern, sondern die Vorbilder derselben sind. [Die Pyramiden Ägyptens sind von diesen Völkern erbaut, zur Zeit, als die Hirtenvölker durch mehrere Generationen Ägypten besetzt hiel-

ten. So berichtet es auch Herodot vor 2000 Jahren.]

Die Bewohner von Marea und Kaffa, dem höchsten Theile des abyssinischen Hochlandes.

Marea ist die südlichste Provinz des abyssinischen Reiches, ganz von Galla umgeben und gegen Westen durchaus unbekannt, mit den Mondbergen, welche die Quellen des weißen Nils, des Bahr el Abiad, enthalten. Dieses Land liegt, wie eine Festung, mitten in einer ungeheuren Ebene. An den Bergen ist alles dick mit Kaffeebäumen bewachsen, welche nicht die einzigen, doch die größten der hiesigen Bäume sind. Kaffa, welches an Marea steht, hat gar keinen flachen Boden, und auf seinen Bergen hat man Schneewollen liegen sehen. Sowohl das hohe, als das niedere Land von Marea ist mit Vieh, Getreide und allen Gaben der Natur in seinen fruchtbaren Thälern reichlich versehen. — Die Marcianer, welche die höchsten Gegenden dieses Landes bewohnen, sind unter allen Abyssiniern die hellsten von Farbe; die aber unten am Rande der Sumpfe leben, sind vollig schwarz, haben auch die Gesichtszüge und Haare der Neger, da jene der Berge, noch mehr aber die Bewohner der erstaunlichen Berge von Kaffa noch heller, als die Sicilier, sind. — Beide Geschlechter zeichnen sich durch ihren muntern, fröhlichen und gutmütigen Bergcharakter aus, und sind, wenn sie gut behandelt werden, ihren Herren ungemein ergeben. — Sie treiben einen kleinen Handel mit Melinda am indischen Meere und mit Angola am Westmeere, mittelst der dazwischen befindlichen Völker. Von den ihnen zunächst gelegenen Ländern der Muhamedaner wird es mit Gold versorgt. Einige haben zwar behauptet, sie hätten selbst Goldgruben, was sich doch bei genauer Erfundigung nicht bestätigt hat. Gold, welches nach dem Gewichte verkauft wird, ist der Maßstab des Handels; im Innern vertreten grobe baumwollene Tücher, Spiegelglas, Kügelchen zu Rosenkränzen und Weihrauch die Stelle der Tauschmittel: auch führen sie mit diesen Artikeln ihren Handel nach den Küsten bis

II.

der Meere. — Obwohl tapfer, sind sie doch aus dem flachen Lande durch die Menge der sie überfallenden Völker und Reiterei, welche sie nicht haben, vertrieben worden. Über auf ihre Berge eingeschränkt und von Sumpfen umgeben, verachten sie die Unfälle der Galla, indem sie dieselben von ihren Grenzen zurückschlagen. Wenn bei diesen Scharmücheln Marcianer gefangen werden, verkauft man sie als Sklaven. Die weiblichen derselben werden in Konstantinopel, Indien und Kairo als Sklavinnen betrachtet, allen andern in der Welt vorgezogen; so wie man die Männer ihrer Treue, ihres Fleisches und Verstandes wegen liebt. — Die Sprache von Kaffa und Marea ist eine eigene, mit keiner der umliegenden Völker verwandt. Der Jesuit Fernández und Pater Zellez haben sie besucht, und es ist mit Recht zu verwundern, daß die Jesuiten nicht auf den Einfall kamen, sich hier in diesem herrlichen Lande, das ihnen bei dem schönen Charakter dieser Völker so leichten Eingang versprach, festzusetzen.

2. Nubien.

Da, wo der blaue Fluß (der östliche Nil) durch das Land der Schangallas aus dem höheren Habesch hervorbricht, beginnt Nubien, das Land des mittleren Millaufs, das Mitteland zwischen dem Berglande Habesch und dem Tieflande Aegypten, welches sich von seiner SW. Spitze an gerechnet von 12 bis 24° N.=180 M. in gerader Richtung von N. nach S. erstreckt. Die S. Grenze ist der arabische Busen, in SW. Darfur, weiter gegen N. die Sahara. — Der Boden ist von dem in Abyssinien ganz verschieden; das Hochgebirge hat aufgehört, nur einzelne Bergketten von unbedeutender Höhe ziehen sich von beiden Seiten des Nils, besonders aber zwischen diesem und dem rothen Meere hin, wie es scheint meistens in nördlicher Richtung, durch das Land, und der Nil selbst fließt in einem bisweilen zwei Stunden breiten Thale. Die Hügelkette, von welcher dasselbe eingeschlossen wird, enthalten von 18° an gegen N. Granit, südlicher Sandstein. Zwischen diesen Gebirgen, die in Sü-

18

den als Vorberge des waldreichen Habesch noch wenigstens mit Gebüsch bedeckt sind, von da an gegen N. aber völlig kahl werden, ziehen sich wasserlose Sandwüsten hin, unter denen besonders die große Strecke zwischen den beiden Krümmungen des Nils, ganz der eigentlichen Sahara gleich, zu bemerken ist. Der westliche größte Theil ist 80 M. lang, 60 bis 70 M. breit, nur von einzelnen Thälern (Wadis) mit kleinen Bächen unterbrochen, deren Wasser, wie das der gegrabenen Brunnen, gewöhnlich salzig ist. Die Gegenden nach dem arabischen Busen zu sind besonders felsig, aber ohne bedeutende Berggipfel. Wenig Stellen sind in der Wüste und den Gebirgen, wo hinlängliche Fruchtbarkeit ist, um den Boden mit Pflanzen zu bedecken, aber sehr fruchtbar ist das Nilthal, wenigstens in den meisten Gegenden, und die Nilinseln. Der Schlamm des Flusses hat weite Strecken bedeckt, und ganze Inseln gebildet, auf denen der üppigste Pflanzenwuchs ist, vorzüglich aber macht die jährlich im Sommer regelmäßiger eintretende Regenzeit hervorgebrachte Ueberschwemmung, welche im Mai beginnt, den Boden zu dem ergiebigsten Uckerbau passend. Im Nilthal allein finden sich Städte und Dörfer; die Wüste durchschwärmen nur räuberische Nomadenstämme. — Das Klima ist natürlich sehr warm, besonders in den Wüsten, jedoch wird die Lust in Süden schon ziemlich mild, da theils der Boden sich allmählig zum Hochlande hin erhebt, theils die südlischen Gebirge kalte Winde schicken, so daß im Dezember und Januar selbst in der Wüste Eis sich findet; aber schon im März hat man 24 bis 28° Wärme, im Sommer stets des Mittags über 30°, ja bis 37½. In S. finden sich im Sommer die regelmäßigen Regenschauer ein, die über 15° immer sparsamer kommen, 18° ganz aufhören. Sie erzeugen in dem Thale gefährliche Fieber durch die heiß-feuchte Luft; übrigens ist das Klima höchst gefund. Außer der Regenzeit fällt kein Tropfen Wasser. Bei der Aufzählung der Produkte muß man das fruchtbare Nilthal von den Wüsten und Gebirgen, das südlische von dem nördlichen Nubien unterscheiden. In den Gebirgswäldern des südl-

chen Striches leben zahlreiche wilde Thiere. Elephanten, Nashörner, Nilpferde, Giraffen, Leoparden, Luchse, Hyänen, Löwen, Gazellen, Ufßen, wilde Hunde, wilde Schafe; viele dieser Thiere, so wie auch Strauße und Antilopen, halten sich in den Wüsten auf, jedoch scheint ihre Zahl nach N. zu abzunehmen; auch Steinböcke gibt es; die Zibethkafe gehörte ebenfalls diesem Lande an und der Nil beherbergt das Krokodil. Die Beduinen der Wüste ziehen Rasse, Pferde und andere Hausthiere, die auch der Thalbewohner hat; Pferde waren besonders in Dongola ausgezeichnet; jetzt soll die schönste Rasse von den Türken ganz ausgerottet sein. Schildkröten und Termiten (mit 8 bis 10 Fuß hohen Wohnungen) dürfen nicht unerwähnt bleiben. Im Nilthal baut man Getreide, Mais, Durra (Hirse), Tabak, Baumwolle; Dattelpalmen finden sich nur in der nördlichen Hälfte des Landes; übrigens Tamarinden, Doumpalmen, Akazien; Sennesthaler sind ein Haupthandelsartikel. Steinsalz findet sich in einigen Gegenden, ob auch Metalle, ist ungewiß. — Die Einwohner sind von drei verschiedenen Hauptstämmen: Barabras, Neger und Araber.

1. Die Barabra (Dongolawi, Nuba), in dem Lande vom Zusammenfluß des Nils bis Syene (s. Taf. 30),

zum großen Stämme der Barberen in Nord-Afrika gehörig. — Sie sind broncefarbig, schön gebaut. Das Gesicht ist länglich in einem angenehmen Oval, die schön gekrümmte, nach der Spitze hin zugerundete Nase, dicke, jedoch nicht schwulstige Lippen, ein edles Zurücktreten des Kinns, schwacher Bart, lebhafte Augen, stark gelocktes, aber nicht wolliges Haar, ein kräftiger Körperbau, mittlere Größe: dieses ist das Bild des wahren Dongolawi, wie er auch von einer Provinz des Nilthals genannt wird. [Sie selbst nennen sich Barabra, wir aber Nuba, welche Benennung indes etwas Beschimpfendes für sie hat, da sie einen Fremdling bedeuten, sie hingegen, und zwar mit Recht, als Überreste der alten Bevölkerung sich betrachten.] — Gedruckt von seinem ägyptischen Zwing-

herrn, Mehemet Ali, schwachtet der Barabra, trotz seines Fleisches und seiner doppelten Ernte, im äußersten Elende. Häufig besteht seine Nahrung bloß in Wasser gekochten Bohnenblättern, Bamienbrühe, gesäuerte Milch und Durchabrod; Fleisch wird nur beim Tode einer wohlhabenden Person genossen, wenn die Verwandten ihm zu Ehren eine Kuh schlachten können. [Die Schafe haben die Turken aufgefressen, die alte Dongolapserderasse zu Schanden geritten und ausgerottet; es gibt daher nur noch eisliche Hühner und Ziegen. Esel gibt es wohl, aber sie sind schlecht, denn ihre Kost ist eben so mager, wie die ihrer Herren, daher ein ägyptischer Esel fünf nubische gilt; Kameele sind weniger, und auch diese schlecht, selbst bei den Beduinenarabern]. — Ein großes, von Fett und Schmutz durchdrungenes, baumwollenes Tuch, über die Schultern und Lenden geworfen, bildet den ganzen Anzug der Männer; ihre von Butter trüffelnden Haare hängen ihnen in kleine Zöpfe gewickelt auf dem Nacken; sie tragen Sandalen, bei denen Sohlen und Niemwerke nur aus einem Stück Leder besteht. Jeder hat am linken Oberarm ein kurzes Messer angebunden, nebst einigen in Leder eingedachten Zauberformeln als Amulete; zuweilen noch ein eisernes Zägelchen als Spitzterzichter und ein Stück ausgehöhltes Bockshorn, worin sich ein Gemisch von Krokodilmoschus und andern Geruchsstoffen befindet. Gelegentlich hält man sich dieses Riechfläschchen unter die Nase, um die Nerven zu reizen. Geht der Barabra über Feld, so trägt er in einem kurzen Niemen, über dem Arm hängend, ein gerades Schwert von deutscher Arbeit, das über Aegypten hierher gebracht wird. Selten werden Schilder von Elefanten oder Hippopotamusleder getragen, da sie zu schwer sind, obwohl man die Rückenhaut des Krokodils nicht immer verschmäht. Der Griff der Schwerter, welche die Meliks (Rdnige) und Kaschefs tragen, ist von Silber und ziemlich schön gearbeitet; das einzige Zeichen ihrer Würde. Der Anzug der Weiber beschränkt sich ebenfalls auf ein weißliches Baumwollentuch, Milai genannt; es hat einen breiten rothen Streif, einen Endsaum

und wird von ihnen selbst verfertigt. Sie wessen es um die Schultern, wie die Männer, zuweilen bedecken sie sich auch damit die hintere Hälfte des Kopfes oder umschürzen sich damit bei der Arbeit die Hüfte. Außerdem schmücken sie sich auch mit dicken silbernen Ringen in Nasen und Ohren, sehr selten sieht man in der Nase der Frau des Meliks einen Ring aus Gold. Die Wohlhabenden tragen aber an Armen und Beinen silberne Spangen, und Glöckchen von demselben Metalle, mit Korallen verziert, hängen in ihrem in dünne Zöpfchen geflochtenen Haupthaare auf Schultern und Busen herab. Die Seiten des Kopfes und den Hals verzieren sie mit Glasperlen und unsförmlichen Kugeln von Bernstein; auch silberne Fingerringe mit Karniol sind Mode. Indessen steigt der Luxus auf das Höchste, wenn man einen Som mit aufweisen kann. Dieser Som mit ist ein Stückchen Vandachat, aus verschiedenen gefärbten parallelen Schichten und der Länge nach durchbohrt; die schönsten sind von schwarzer Grundfarbe mit einzelnen weißen Streifen, die bis hundert Speziesthalter kosten. Sie werden am Nil gefunden, aber in Jemen gearbeitet. Man hält sie so hoch, wie bei uns Diamanten und schreibt manchen besondere Wunderkräfte zu. Galante Schönheiten fürben sich das Innere der Hand und die Nägel mit Hennablättern rot, Augenlider und Lippen aber werden mit Antimonium schwarz gefärbt. Bis zu ihrer Verheirathung tragen die Mädchen einen Gürtel, an dem unzählige Ledersstreifen hinabhängen. Die Knaben gehen bis ins zehnte Jahr unbekleidet. Die Jungfrauen sind schön, von interessanter Gesichts- und Körperform, aber das Elend der Frauen macht, daß sie sehr bald alster. Leider ist die Zahl der öffentlichen Mädchen im Nilthal sehr groß. Indessen sind sie der Verachtung nicht ausgesetzt und werden, als willkommene Gesellschaft, in jede Hütte zugelassen. Meist sind sie verlassene Frauen oder Negersslavinnen. Sklavinnen treiben von leher dieses Handwerk, aber auch die Sittenlosigkeit der Frauen mußte groß sein und ist es jetzt noch mehr. Jede Frau ist um Gold oder Goldwert bereit, die eheliche Treue zu

verlegen. Im Falle sie überführt wird, folgt gewöhnlich Ehescheidung. Diese wird ohne alle Formalität, wie die Ehe selbst, vollzogen. Das Weib kehrt zur Mutter zurück, nimmt die Kinder mit, welche sie nun bis ins siebente Jahr erzieht; nach dieser Zeit nimmt der Vater die Söhne, die Töchter sind das Eigentum der Mutter. Sie kann auch sogleich nach der Scheidung wieder eine Ehe schließen. In diesem Falle ist der Heirathspreis etwa um ein Drittel geringer, als bei der ersten Verehelichung. Schließt ein Ehepaar wieder Frieden, so muß der Mann dem Weibe zwei Stück Baumwollzeug von 8 Speziesthalern geben. — Die Wohnungen (Hütten) werden auch nicht mehr von rohen Backsteinen, viel weniger aus Quatern gebaut; man begnügt sich mit Strohhäuten, welche wenigstens den Vorzug haben, daß sie vor den heillosen Termiten leicht versezt werden. Mit dem Wohlstande nimmt Bevölkerung und Alles ab. Wo vor 50 Jahren 1000 Wasserräder (Schöpfräder, zur Bewässerung des Landes aus dem Nil) im Gange waren, sind jetzt trotzdem, daß Mehemet Ali ihre Vermehrung befohlen hat, kaum 300 vorhanden. Der Hausrath der Barabra ist sehr unbedeutend. Hängematten aus Dattelblättern und Stroh geslochten, mehrere Strohmatten, eine Steinplatte, um das Getreide zu malen, eine flache Lehmpfanne, um das Brod darauf zu backen, einige flache Strohställe, aus den Blattstelen der *Dactylisera Thebaica* oder *Doumpalme*, ein großes irdenes Wassergefäß, mehre irdene Töpfe, Kürbisflaschen und ein Gefäß zur Aufbewahrung der mit Sandelholz bereiteten wohlriechenden Haarpomade, endlich einige Kürbisschalen zur Darreichung der Speise, dieses ist das vollständige Hausratventarium. An der Außenseite des Hauses stehen mehrere hohle Lehmzylinder auf steinernen Platten, die mittelst eines Deckels aus Lehm geschlossen werden können, und deren jeder andere Art Vorräthe enthält, die nur auf diese Weise gegen Mäuse und schädliche Insekten geschlossen werden können. Zugleich befindet sich an oder in der Hütte ein spann oħes Sofa aus Lehm gebaut, an dessen Ende ein irdener Topf bis an den Rand einges

mauert ist und welches man Kulekul nennt. Sein Gebrauch ist einzig und allein zu räuchern, wozu das Holz des hier wachsenden Baumtes Taleg gebraucht wird; besonders bedient man sich jedoch dazu der Strombusmuscheln (*Anguis odorisera*), welche die Handelsleute vom rothen Meere einführen. — Die vorzüglichste Beschäftigung der Barabra ist der Ackerbau; da jedoch der größte Theil des unbaren Bodens zu hoch liegt, um durch Nilüberschwemmungen bewässert zu werden, so muß alles bebaute Land, so lange es besetzt ist, bewässert werden. Ist nun die Überschwemmung schlecht und bleiben die Regenschauer aus, so kann nicht genug Gras für das bei den Schöpfrädern arbeitende Vieh wachsen, was denn nachtheilig auf die Ernte wirkt; und so hängt denn auch hier der Ertrag der Ernte wenigstens mittelbar von der Höhe der Überschwemmung ab. Zu jedem Wasserrad bedarf man sechs Stück Rindvieh, wovon jedes Paar des Tages fünf Stunden lang arbeitet. Der ganze Ackerbau beschränkt sich darauf, das geerbte Erdreich, mit der Haxe etwas aufzugraben, in regelmäßige Blerecke abzutheilen, und zu beiden Seiten desselben eine Gasse zu machen, um sie mit Wasser zu füllen. Vor der Aussaat überstreut man diese Felder mit einer dünnen Lage Erde, die man aus der Wüste holt. Es wird jährlich zweimal geerntet, jedoch nicht auf dem nämlichen Felde. Die erste Ernte wird im September gleich nach dem Abschluß der Überschwemmung gesät und im Januar geschnitten, die andere folgt gleich darauf, und gelangt im Mai zur Reife. Man säet Mais, Durrha und Doghem; jetzt, auf Befehl des Turken in Kairo, auch Weizen und Gerste. An dem Uferaume baut man Lupinen und Bohnen, die ohne künstliche Bewässerung gedeihen. Jedes Wasserrad hat einen kleinen Fleck, der mit Baumwolle, Bamien, Zwiebeln und Tabak bepflanzt ist. Der jährliche Ertrag der Ernte muß theils in Geld, theils in den Erzeugnissen selbst versteuert werden und diese Versteuerung ist so drückend, daß kaum so viel übrig bleibt für den Erzeuger, um, wenn ihn weder Viehseuche noch Milchwachs trifft, mit den Seinen zu leben. Jedes

Wasserrad ist jetzt zu 46 Fl. unsres Geldes besteuert, vormals zahlte es 10 und durfte seine Ernte verkaufen, wie es möchte. Jetzt nimmt sie der Türke zu dem ihm beliebigen Preise. Wo der Ackerbau gedrückt wird, ist Armut und Entvölkerung die sicherste und unausbleibliche Folge. — Die erwachsenen Barbara bringen ihre Zeit meist müdig zu, wenn sie nicht irgend ein Handwerk, als Schmieden, Weben, Zimmern u. dgl. treiben; jedoch arbeiten auch diese höchstens zwei Stunden täglich. Die Sklaven und die Knaben treiben die Ochsen am Wasserrade an, öffnen und schließen die Wassergassen, hüten die reisenden Fluren gegen die Wölfe. Wehr Arbeit haben die Weiber: sie besorgen das Hauswesen, holen das Wasser oft aus weiter Ferne, schneiden die reisen Früchte ein, dreschen und reinigen sie, eben so die Baumwolle, die sie selbst verspinnen. Seit die Türken im Lande sind, müssen die Barbara auch Frohdienste thun, um die Barken, welche alle der Regierung gehören, aufwärts zu ziehen. Sie selbst erbauen auch Barken, die jedoch nur dazu gebraucht werden, um die Verbindung zwischen den Ufern und Inseln zu erhalten. Diese Fahrzeuge haben einen ganz flachen Boden, auf den sie die Seitenwände perpendicular aussiegen. So ungünstig diese Form zur Fahrt selbst ist, so hat sie doch den Vortheil, zum Uebersezten einer geringen Anzahl von Menschen und Vieh ganz geeignet und vor dem Ueberschlagen gesichert zu sein. Am oberen Rande ist vorn und hinten eine große schnabelförmige Verlängerung. Das Fahrzeug hat keine Ribben, sondern besteht aus gegen einander gepaßten 5 Zoll dicken Baumplanken, die mit 9 Zoll langen Nageln von Innen nach Außen auf einander befestigt sind. Die Zwischenräume werden auch mit Baumwolle ausgekleidet und auf jeder Seite ein kleines Ruder in Form eines Löffels befestigt und so zugesetzt. Nie können diese Fahrzeuge zum Segeln gebraucht werden, da sie zu schwefällig sind. Darnum hat denn die jetzige türkische Regierung in der Provinz Dongola gegen 200 größere Fahrzeuge erbauen lassen. Sie bestehen gleichfalls aus aneinander genagelten dicken Baumplanken, haben

aber die eingewölbte Form mit Kiel, Spiegel und Steuerruder, führen einen Mast und ein viereckiges Segel. Dieser Fahrzeuge bedient sich die Regierung zur Fortschaffung ihrer erpreßten Beute, vermietet sie aber auch an Privateute, die sich keine erbauen dürfen; denn auch das ist Monopol. Auch die Jagd darf nicht vergessen werden. Außer vielen Schlangen und Ottergezüchten, Spinnen, Skorpionen und Termiten werden auch Krokodile, Hippopotame und die Antilope Leucorix gejagt. Die Fischer und Milperfördjäger bilden hier eine eigene Kaste, die man Hawavit nennt, und welche zu ihrem Gewerbe sowohl eigene Geschicklichkeit, als Vorrichtung bedürfen. Das Erste ist ein Kahn; dieser besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamme, 10 Fuß lang, und 2 höchstens 3 Menschen fassend. Zum Fischfang bedient man sich eines langen, 4 Fuß hohen Stellnetzes aus Baumwollengarn, mit welchem sie einen großen Distrikt in der Nähe der Sandinseln einschließen. Der eingeschlossene Raum wird durch Anziehen des Netzes allmählig verengt. Ein Paar Fischer gehen außerhalb des Netzes und schlagen mit Knüppeln nach den Fischen, welche sich durch Springen in die Einzäunung zu retten suchen und so gefangen werden. Viele verwickeln sich auch in die Maschen des Netzes. Dieses einfache Verfahren giebt gewöhnlich eine sehr reiche Ausbeute von schmackhaften Fischen, deren Geschlecht im Öl sehr zahlreich ist. Die Nachtzeit ist dem Fang am günstigsten. Man bedient sich auch der Angelhaken, welche jedoch nicht stark genug sind, um Fische von 10 Fuß Länge zu halten, weswegen man die Netze vorzieht. Schon etwas gefährlicher ist der Fang der Krokodile, welche entweder im Winter gefangen werden, wo sie sich an der Sonne wärmen, oder zur Zeit der Begattung, wenn die Weibchen regelmäßig die Sandinseln, wo die Eier eingeschart sind, bewachen. Der Hawavit merkt sich den Ort; auf der Südseite desselben, d. h. unter dem Waide, gräbt er sich ein Loch in den Sand mit einem Erdanwurf nach der Seite, wo man das Krokodil erwartet. Da versteckt sich nun der Jäger, und bleibt er unentdeckt, so kommt das Krokodil zu ei-

nem gewöhnlichen Lagerplatz, wo es in den Drüsen mit 2 Speziesdrüsen und bedienen sich warmen Sonnenstrahlen bald einschläft. Jetzt ihrer zur Einreibung des Haupthaars. Mit wirft der Jäger es mit kräftigem Arme mit der Harpune an, dessen Eisen wenigstens vier Zoll tief eindringen muß, wenn der Widerhaken gehörig fassen soll. Das angeworfene Krokodil eilt nun dem Wasser, der Jäger seinem Kahne zu, in welchem der Gehülfe ihm entgegen- eilt. Ein an der Harpune durch ein langes Seil befestigtes Stück Holz schwimmt auf dem Wasser und bezeichnet die vom Thiere ge- nommene Richtung. Mittelst des Strickes zieht man das Thier auf die Oberfläche, wo es dann bald ein zweiter Wurfspeis verwundet. Die Geschicklichkeit dieser Jagd besteht in der Kraft, die Eisen so zu werfen, daß sie durch den Panzer dringen. Das Krokodil wehrt sich aber auch, schlägt gewaltig mit dem Schwanz umher, und sucht den Strick der Harpune zu zerbeißen. Um diesem vorzubeugen, besteht der Strick aus etwa 30 neben einander liegenden Schnüren, welche von den spitzigen Zähnen des Unthiers abrutschen. Oft reißen die Harpunen aber aus der Fleischmasse aus und das Krokodil entweicht. Indessen ziehen doch meist zwei Menschen ein Krokodil von 4 Fuß Länge aus dem Wasser, schnüren ihm die Schnauze zu, binden ihm die Füße über dem Rücken zusammen und tödten es mit einem scharfen Eisen, das sie in den Nacken stoßen, den Nervenstrang der Wirbelsäule trennend. Die zum Krokodilsange gehörige Harpune ist eine Spanne lang, gegen die Spitze zu stafelstörmig gespißt und gleich hinter der Schneide mit einem starken Widerhaken versehen. Am stumpfen Ende ist eine Vorrichtung zur Befestigung des Seils. Man steckt diese Harpune an einen 8 Fuß langen Wurfstab. Sowohl das Fleisch als das Fell wird von den Barabra gegessen und gilt selbst für einen Leckerbissen; es riecht indessen zu sehr nach Moschus und erregt dadurch bei den Europäern einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Genuss derselben. Ein Hauptgewinn bei dieser Jagd sind die vier Moschusdrüsen, von denen sich zwei am Unterkiefer zur Seite des Zungensbeins, zwei aber an der Mündung des Ustern befinden. Die Barabra selbst bezahlen diese

der Naturgeschichte des Krokodils ist man übrigens noch keineswegs im Reinen. Die Be- richte darüber sind so verschieden, daß man durchaus nicht klar werden kann. Manche schildern uns diese Eidechsen als gefährlich und so wild, daß sie sogar tief ins Land Menschen und Thiere verfolgen; andere dagegen versichern ihre Unschädlichkeit, die so weit geht, daß man unter ihnen ohne Gefahr baden könne. Caillaud versichert sogar dasselbe vom Nilkrokodile, diesem Schrecksthiere sowohl des Alterthums, als der neuen Zeit. „Wie das Krokodil in einigen Gegenden häufiger, in andern selten vorkommt, so gibt es auch Gegenden, z. B. Shendi, wo es sehr gefährlich, andere z. B. Verber, wo es als weniger gefährlich betrach- tet wird. Von Unglücksfällen weiß man indessen überall genug zu erzählen, und ich kam einmal dazu, als eines grade einen Soldaten, der in sei- nem Zelt schlief, am Beine gefaßt und fortge- schleppt hatte. Die Weiber, die beim Wasserschöpfen bis an die Knie in den Fluß gehen, werden oft Opfer seiner Gefährlichkeit; wogegen es nicht leicht jemanden, der im Schwimmen begriffen ist, überfällt. Das Weibchen scheint seine Eier zu legen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, und daß die Jungen keine Hülse der Mutter zu ihrem Auskriechen bedürfen, das von überzeugte ich mich selbst durch folgende Beobachtung: Eines Tages hörte ich plötzlich ein Gekreisch von Froschquaken und nahm mit Bewunderung wahr, daß es aus dem Sack herröhre, in dem ich einige Krokodileier aufbewahrte. Als ich den Sack öffnete, waren schon einige Junge ganz, die anderen schon halb ausgeschlüpft, und andere im Begriffe, dasselbe zu thun. Das Thier lag in der Schale zusam- mengekugelt, so daß Kopf und Schwanz unter dem Bauche zu liegen kamen, im Ei, wo es in eine Art Mutterkuchen gewickelt lag, der unter dem Bauche vom Nabel ausging. Ist das Junge zum Ausbrüche reif, so durchsticht es zuerst das nebstörmige Gewebe des Mutterkuchens, drückt hierauf die Schnauze gegen die Schale, wo es eine kleine Öffnung bohrt, die sich, je mehr

der Kopf vordringt, erweitert, während es sich sie ihre Stelle antraten, entrichteten sie für die mit dem Schwanz am andern Ende des Eies Belehnung eine Art Tribut. Die Bewohner anscheinnt. Ein eben ausgetrocknetes Junge ist der Insel Sai bildeten jedoch einen Freistaat. einen Schuh lang und misst um den Bauch Südlich von Sai herrschte eine Art Häuptlinge, 4 Zoll, während das Ei nur 3 Zoll im Durchmesser hält. Die Vorderfüße, 2 Zoll lang, haben 5 Zehen, wovon die ersten mit Klauen, die beiden andern längern und letzten ohne Klauen, dagegen aber mit Schwimmhäuten verbunden sind. Der anfänglich dicke Leib streckt sich nach der Geburt und wird bedeutend dünner. Das Auge ist olivenfarbig und ein schwarzer Streif mit weißem Saum geht durch den Augapfel. Ich hatte diese Thiere 6 Monate lang, während welcher Zeit ich ihnen umsonst fische, Fleisch und andere Speisen vorzeigte; nach der Behauptung der Eingeborenen leben sie anfänglich blos von Schlammerde. Das Fleisch hat auch wirklich bei den ältern Krokodilen einen bittern Schlangengeschmack. Das Krokodil des Nils zeigt indessen von der Geburt an jenen wilden Charakter, durch den es sich so sehr auszeichnet." Humboldt's Beobachtungen sind diesen so ziemlich ähnlich und habe er beobachtete am Ganges Uehnliches.

Die Regierungsform anlangend, so kennt man gar keine andere, als die despotische; indessen ist sie in manchen Gegenden modifizirt, indem sie durch Gesetze geregelt oder durch aristokratische Einrichtungen gemildert wird. Vor der Invasion der Türken fand in ganz Nubien, von Syene bis Berber, eine aristokratische Form statt. Bis Wadi Halsa war zwar die Oberherrschaft Aegyptens anerkannt, man wusste sich jedoch durch eine Art Tribut seine Unabhängigkeit auch da zu erhalten. Von Wadi Halsa bis zur Provinz Dirne residierten barabrische Häuptlinge, welche gelegentlich einen Streifzug durch die Provinz machten, um von den Bewohnern die Steuern gewaltsam zu erpressen. Die Häuptlinge waren Abkömmlinge der bosnischen Soldatenbesatzung des Schlosses Ibrim, und führten auch den Titel Kaschef. Sie waren eine Art von Mamelucken mit erblicher Würde, obwohl sie die Oberhoheit des Pascha von Aegypten, wenigstens mit Worten, anerkennen mußten. Nur wenn

ter, mit denen sie viele Uehnlichkeit hatten. Als die Fungi mächtig wurden, waren die Meliks schaften Senaar zinsbar, und jeder Melik oder Melik mußte einen Tribut entrichten. Indessen wurden aber die Schakie-Araber mächtig, vernichteten den Einfluß Senaars und machten sich diese Meliks unterthan, welche sie nach Gutedanken eins- und absetzten. Nur der Melik auf der Insel Argo, aus der Familie Sibere, dem einstigen Könige von Dongola, behauptete seine Unabhängigkeit mit bewaffneter Hand und geschützt durch den Fluß. Als die Mamelucken aus Aegypten vertrieben wurden (1812 von Mehemet Ali), empfingen sie die Barabra, welche der Bedrückungen ihrer Meliks und Kaschefs, besonders aber der Schakie-Araber, müde wurden, mit offenen Armen, denn sie hofften Beschützer. Sie verbanden sich auch mit dem Melik Argo; ein mächtiger Häuptling der Schakie ward meuchlerisch ermordet, Mannens Mehemed el Aylan; nach seinem Tode vertrieb man die Schakie. Wie es aber immer mit fremden Beschützern geht, so bemächtigten sich auch die Mamelucken hier selbst der Herrschaft. Sie liehen jedoch die Meliks im Besitze ihrer Lehren und begnügten sich mit mäßigen Abgaben. Dieses war die goldene Zeit der Dongolawi, wo sie sich viel besser, als unter den Schakie, und noch mehr, als unter der gegenwärtigen Herrschaft des Türkens zu Kairo befanden. 1820 unternahm dieser den Zug nach Senaar. Seine Absicht war, sich das unruhige türkische Militair vom Halse zu schaffen und eine große Anzahl Negerklaven zu erhalten, aus denen er eine reguläre Miliz bilden wollte. Jetzt wurden die Mamelucken gänzlich vertrieben, die Meliks ihrer Herrschaft beraubt, und das Ganze auf denselben Fuß eingerichtet, welcher Aegypten verarmen heißt und das Land vernichtet. Nun ist die ganze Verwaltung in den Händen türkischer Militairbeamten, welche

zugleich die Justiz auf gut Türkisch, d. h. nach Gutedanken, verwalten. Es ist vergebens, zu appellen, ob es wohl gestattet ist; höchstens wird der Kaimakan gewechselt, wo dann der Nachfolger es ärger, als der erste macht. — Zahlungen geschehen in spanischen Thalern; sie haben sich auf der ganzen Erde, wo man nur Geld kennt, Eingang verschafft. Die Türken haben jetzt auch türkische Piaster in Umlauf gesetzt. Als Maß bedient man sich eines kleinen Körbchens, Tazza genannt. Es ist das bestimmte Maß für die zusammen gehaltenen hohen Hände eines erwachsenen Mannes. Acht solcher Tazza bilden ein Mid. Längemaß ist die Draht oder Elle, vom Ellenbogen eines Mannes bis zur Spitze der Mittelfinger, wozu noch zwei Finger Breite hinzugelebt wird. Gewicht ist die Ulke, welche einem Kairoer Pfunde gleichkommt. — Der Muhammedanismus herrscht, wie unter den Arabern und Negern in Senaar, so auch unter den Barabra, wiewohl sie eine Menge heidnischer Gebräuche haben, die wieder mehr an das, was einst war, als an Muhammed erinnern. Auch Spuren des hier schnell vorübergestreiften Christenthums finden sich vor. Das Christenthum war einst in ganz Nubien herrschend und in Dongola regierten christliche Könige. Als jedoch im 13. Jahrhundert die Sultane Aegyptens mächtig wurden und Nubien unterjocht worden war, breitete sich der Islam aus, und die christliche Kirche, von der civilisierten Welt abgeschnitten, ohne äußere Hilfe, ohne innere Kraft, verschwand wieder. Noch im 14. Jahrhundert gab es christliche Kirchen; jetzt liegen sie in Ruinen! Die gefährliche Gewohnheit, seine Priester vom Auslande zu nehmen, ohne Bildungsanstalt für dieselben im Innern, ließ die Kirchen ohne Hirten, sobald das Quellenland der Lehrer in den Händen des Islam war. — Fast in jedem Dorfe ist ein Kinderlehrer (Fakir), der lesen und schreiben kann, auch in den Religionsgebräuchen bewandert ist. Er treibt keinen Ackerbau, sondern lebt von den freien Gaben der Nachbarn; das gegen muß er die männliche Jugend im Lesen und Schreiben unterrichten, wie auch im Be-

ten. Eine Sportel ist das Zauberformelschreien, deren Ansehen in der Blüthe steht; man hängt sie sogar Pferden an. — Handel wird zwar noch immer getrieben, nicht unbedeutend sind die Karawanen, welche durch die Wüsten Nubiens Sklaven und Goldstaub aus Süden, Straußfedern, Datteln, Zibeth, Eisenbein und europäische Industriewaren versühren; doch gegen das, was einst hier war, ist es ein Schatten. Die Barabra im Thale Halfa verlassen häufig das Land, des Druckes halber, wandern nach Kairo, wo sie sehr beliebt sind; daselbst verrichten sie alle Dienste, bei denen Treue und Kraft erforderlich wird. Sie sind Reitknechte, Posttiere, Lastträger und das, was man bei uns Hausknechte nennt; haben sie sich durch diese Gewerbe einiges Vermögen erworben, so kehren sie nach Nubien zurück. Es scheint diese Erwerbsart schon sehr alt zu sein; denn auch Cambyses (530 v. Chr.) fand Nubien im Memphis vor, die er als Rundschäfer bei den Makrobinen gebranched konnte; sie werden Ichthyophagen oder Fischesser genannt; auch waren sie die Einzigsten, welche sich den Makrobinen verständlich machen, und als Dolmetscher auf jenem abentheuerlichen Zuge (er wollte sich Aethiopiens und des Tempels des Jupiter Ammon bemächtigen), den jener wilde Eroberer unternahm, gebraucht werden konnten. Es ist kein Zweifel, daß dieselbe Barabra sprache schon dazumal, vor dreihunderttausend Jahren ganz Ostafrika eigen war. Sie sind auch noch ein starkes gesundes Volk, nur wenigen Krankheiten unterworfen, die sie durch Brennen mit glühenden Eisen auf dem Rückgrate und die dadurch verursachte Eiterung heilen. Die Weiber versetzen seit mehreren tausend Jahren hier jene zierlichen blaugelb und schwarzgescheckten Koffer und Körbchen aus Durchstroh und Palmensbast, die man in den Gräbern Thebens findet und heutzutage noch auf den Bazzars Aegyptens, besonders aber zu Kairo, als eine sehr beliebte Ware verkauft.

Nichts auf Erden kann schöner und zugleich erhaben romantischer sein, als die Wasserfälle oder vielmehr Strudel von Wadi Halfa. An ihrem Ende liegen mehrere angebaute

Inseln, unter denen sich Oschivarti, Minari, Ochannesay und Ennerti besonders durch Schönheit auszeichnen. Die Granitfelsen drängen sich in malerischen, abenteuerlichen Massen den Ufern zu; der höchste dieser Felsen ist Apsir, von dem sich das Ganze mit einem Blicke umfassen lässt. Der gewaltige eingeeigte Strom, die mehr als 200 schwarzen Klippen, von denen viele mit reichem Grün der üppigsten Tropenvegetation bedeckt sind und ihre manchfach gezeichneten Spalten gegen den ewig heitern Himmel erheben; an ihnen die dunkelblaue Fluth, die ohnmächtig wüthend anprallt und sich in weißen Schaum aufstößt; der Wechsel der Farben in dem brausenden Gerdse, und mitten innen die schönen Akazien, deren Blüthentrauben ruhig in das Gewühl des Stromes schauen; dieses alles, mit einem Blicke umfaßt, gewährt ein entzückendes Schauspiel. Die Katarakten selbst bieten keinen hohen Wasserfall, und man muß gestehen, daß sie dem Bilde nicht entsprechen, das alte Schriftsteller davon entworfen haben, denn der höchste Fall über die Klippen giebt keine drei Fuß hohe Kaskade. Daraus folgt jedoch nicht, daß diese Wasserfälle nicht einst höhere Stürze gewährt haben. Manche Felswand mag wohl seit 2500 Jahren eingestürzt sein, manche Klippe gebrochen; schon das Verschwinden des Sees, welchen Herodot oberhalb der Insel Tachompsa, eben oberhalb dieser Katarakten, erwähnt, läßt auf bedeutende Veränderungen des Mittahles, durch bloße Reibung der Gewässer, schließen.

In dieser Gegend nun liegt uns, den Nil hinabfahrend, auf der linken Seite Ipsambul, auch Ussambul. Das Alterthum hat hier zwei Monamente hinterlassen, die allein hinreichend wären, uns zu einem Besuche in Unternubien zu veranlassen. Ihre Enthüllung hat eine so große Freude verursacht, daß Belzoni, dieser kühne Aufdecker des Alterthums, selbst sich dadurch unsterblich gemacht hat. Diese Denkmäler, der ältesten Baukunst des Mittahles angehörend, sind rein in den Felsen gehauen und daher wahre Tempel oder Begräbnishäuser oder beides zu nennen. Es war des Morgens, am ersten August 1817, als Belzoni das Glück hatte, durch

zweijährige Reisen in diesen Gegenden und mühsame Anstrengungen ohne Gleichen, diese mit Erfolg gekrönt zu sehen. Nach einer vielleicht Jahrtausende langen Verschüttung durch den Sand der lybischen Wüste thaten sich die Thore der großen Felsenarotte vor Ipsambul wieder etwas auf. Beim ersten Anblitze erstaunte sowohl er selbst als seine Begleiter über die Ausdehnung dieses Wunderbaues; dieses Erstaunen wuchs bei dem Anblitze der Massen von Kunstwerken, womit sie sich umringt sahen und die durchgehends zu den schönsten gehörten, welche Ägypten aufzuweisen hat. Die Vorderseite dehnt sich von Außen in einer Breite von 117 Fuß aus mit einer Höhe von 86 Fuß. Zwischen der Höhe des Gesimses und des Thores zählt man $66\frac{1}{2}$ Fuß, das Thor selbst aber hat eine Höhe von 22 Fuß. Den Eingang zieren vier ungeheure sitzende Kolosse, in den Fels gehauen. Die Ohren dieser Statuen haben $3\frac{1}{2}$ Fuß Länge, das Gesicht 7 Fuß Höhe, die Entfernung zwischen den Achseln beträgt 25 $\frac{1}{2}$ Fuß, und die ganze Höhe, die Nüsse mit eingerechnet, 65 Fuß. Selbst Theben hat nichts Großeres aufzuweisen. Drei dieser Kolosse stehen noch aufrecht, der vierte ist umgestürzt. Diese Werke sind zu leich sehr gut erhalten und aus der besten Zeit ägyptischer Kunst, von wunderbarer Vollendung. Die Ruhe und Leidenschaftlosigkeit, welche sich sowohl in der ganzen Stellung, als auch im edlen Angesichte dieser Gestalten ausdrücken, ertheilen ihnen eine eigene Würde und lassen uns fühlen, zu welcher begeisterten Ehrfurcht diese Gestalten hiphresen mußten, zu einer Zeit, wo ihr Kultus blühte und die Herzen der Volker mit dem Auze im Bunde standen. Über dem Thor selbst sieht man eine 20 Fuß hohe, riesenmäßige Gestalt, welche den Osiris vorstellt. Ein und zwanzig Bildsäulen ägyptischer Uffen machen die Nebenverzierung dieser eben so gewaltigen, als wundervollen Fassade aus. Man tritt durch sie zuerst in ein Gemach von 57 Fuß Länge und 52 Fuß Breite. Es wird durch eine Reihe von viereckigen Pfeisern gestützt, an deren Seitenflächen, sowie an den Wänden selbst, sich schöne Tableaux mit Hieroglyphen verziert befinden, die sowohl in

Hinsicht ihrer Composition als Ausführung dem besten und kühnsten ägyptischen Style angehören. Sie stellen Gesichte, Belagerungen fester Städte, Triumph und Dankopfer vor. Aus diesem Saal gelangt man in einen zweiten, 37 Fuß breit, 25½ Fuß lang und 22 Fuß hoch. Sowohl die Wände, als die vier die Decke stützenden Pfeiler sind sehr gut erhalten, herrlich verziert und von vollendetem Arbeit. Am Ende dieses Saales führt eine Thür zu einem dritten, weniger langen, aber 37 Fuß breiten, und von hier tritt man in das eigentliche Heiligtum, von dem aus eine Pforte in noch mehre kleinere 8 Fuß lange und 7 Fuß breite Gemächer führt. Im ersten Saale stehen noch acht Bildsäulen von 22 Fuß Höhe, an die Pfeiler gelehnt. Die Fülle der Skulpturen, welche alle bemalt sind, zeichnet sich durch gute Erhaltung aus, so wie die Farben ihren ursprünglichen Glanz beibehalten haben. Nur einige Pfeiler im ersten Saale scheinen durch die ungewöhnliche Höhe, welche darin herrscht, gelitten zu haben. Die Höhe in diesen Denkmälern, welche keinen freien Lustzug gestatten, beträgt 45° Raum. Unter den Malereien, womit die Wände bedeckt sind, zeichnen sich vorzüglich folgende aus. Erstlich eine Reihe Kriegsgefangener, von denen jedoch nicht allein Aethiopier, wie Belzoni meint, sondern auch andere Völkerschaften zum Vortheil kommen. Der Sieger sitzt auf einem Thron und läßt sich dieselben vorführen. Auf derselben Wand ist ein Krieger, der mit seinem Speie den Feind durchbohrt, während ein anderer bereits tot zu seinen Füßen hingestreckt liegt. Weiterhin zeigt eine Tafel ein festes Schloß, dessen Eroberung eben vor sich geht. Alle diese Scenen scheinen zu beweisen, daß wir hier eher einen Todtenpalast, als einen Tempel vor uns haben, obwohl man keineswegs in Abrede stellen kann, daß bei der allgemeinen Gewohnheit des Alterthums, Könige und Helden zu vergöttern und ihnen Ceremonien anzutunnen, diese Felsengrotten nicht auch zur Feier religiöser Geheimnisse und Gebräuche gedient haben mögen. Zu Ipsambul findet sich auch noch ein kleines, obwohl nicht weniger prachtvolles Felsendenkmal vor, der kleine Tempel genannt.

Die Vorderseite dieses Denkmals zeigt eine Façade mit 6 Kolosse von 35' Höhe verziert. Sie sind in den Felsen selbst ganz erhaben ausgearbeitet und zwar sehr trefflich; ihre schönen runden Formen fallen angenehm ins Auge. Es sind auf jeder Seite der Eingangspforte drei, allezeit eine weibliche zwischen zwei männlichen. Erstere halten den Mischküssel mit der linken Hand auf die Brust, während die rechte frei hinabhängend sich auf den Kopf einer kleinern, sehr schön gearbeiteten Figur stützt. Die weiblichen Figuren sind unbekleidet und das Haupt mit einer Kalantika und einem Aussage aus einem Diskus mit zwei Straußfedern zwischen aufrechtstehenden Isischdrnern bedeckt. Die männlichen haben außer den Mützen, bei jeder Figur verschieden, noch eine Schärze mit dem Gürtel, wie solche noch jetzt üblich sind. Die eine, und zwar die linke, Hand, stützt sich auf eine Figur von Lebensgröße, die andere, ebenfalls hängend, hält den Mischküssel. Jeder der Kolosse steht von dem andern durch einen schräg herablaufenden massiven Pfeiler aus demselben Fels getrennt und ist mit Hieroglyphen eingeschafft, unter denen man die Ringe Ramses des Großen und Amengh II. unterscheidet. Man hält die Pharaonen, deren Ringe man auf den Denkmälern findet, für die Erbauer.

Nicht allein in dem Lande vom Zusammenfluße des Nils (in Dongola) bis Syene, sondern auch in Kordofan und Shendi werden Barabra angetroffen, die zwar ihren Stammgenossen völlig gleichen, sich aber doch in Hinsicht ihrer Lebensverhältnisse von denselben einigermaßen unterscheiden und daher nicht erwähnt bleiben dürfen.

Die Barabra in Kordofan verstehen sich ebenfalls auf künstliche Bewässerung und sind die Handelsleute jener Gegenden. Um ihre Geschäfte zu erleichtern, pflegen sie sich mit den südlichen freien Negern (welche sich Nuba nennen) durch Einheirathen zu verbinden. Indessen erlauben die Nuba in diesem Falle niemals den Familien, dem Manne in die tiefen Gegenden auf seinen Handelsreisen zu folgen, weil sie nicht ohne Grund fürchten, diese habfuchti-

gen Handelsleute möchten Weib und Kinder als Sklaven verkaufen. — Sie sprechen auch hier die Barberusprache. — In Thale Maghale bestehen ihre Wohnungen aus Lehmgloben, sind aber solid gebaut. Die Fußböden sind aus einer Art Kiesmörtel gemacht, der, wenn er fest wird, dem Zerreissen lange widersteht. Zwei oder drei Hütten, die einer Familie angehören, sind überdies mit einer Dornhecke eingefasst, innerhalb welcher gewöhnlich ein Ziehbrunnen ist, der in 20 bis 30 Fuß Tiefe reichliches Wasser enthält. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts machten die Fürsten von Darsfur die Oberherrschaft über Kordofan denen von Senaar streitig, bis vor ungefähr 25 Jahren ein Anführer von Darsfur, Melik Makdum el Musalem den senaarischen Melik El Haschma verdrängte. Er herrschte nun unter Darsfurer Hoheit bis 1820, in welchem verhängnisvollen Jahre er in der Schlacht bei Bara von Mehemet Bey geschlagen und getötet wurde. Seit dieser Zeit sind die Türken Herren des Landes, welche dem Wohlstande desselben ein Ende machen. Sie errichteten in Obeld (der ehemaligen Hauptstadt, jetzt ein Trümmerhaufen) ein befestigtes Lager, unterhielten Vorposten und Besitzungen in Bara und Mollat. „Man tyrannisiert“, sagt Rappel, „das flache Land auf die willkürliche Art, und jedes Jahr werden ganze wohlgeordnete Raubzüge gemacht, wo man die einzelnen Colonien umzingelt und wenn sie sich nicht zeitig genug durch die Flucht retten, nach dem Rechte des Stärkern in die Sklaverei abschürt. Man berechnet, daß gewöhnlich zwei Drittel dieser Unglückslichen wegen vollkommener Gorglosigkeit ihrer barbarischen Sieger umkommen, bevor sie Kairo erreichen. Wie viele hat nicht auch dort Krankheit weggerafft? Kurz, von 40,000 Menschenopfern, die die Türken ihrer Heimath entrissen, sind dermalen in Ägypten keine 5000 mehr am Leben.“

El Deka ist das befestigte türkische Lager, wo jetzt große Kasernen aus Lehm errichtet sind, um die Truppen, welche aus Feuerschlünden das Land in Gehorsam erhalten, unterzubringen. — Denkmäler kennt man zwar bis jetzt nicht in Kordofan; es ist uns jedoch mannichfaltige Kunde geworden, daß sie vorhanden sind und daß dieses Land ebenfalls der alten Welt angehört habe.

In Shendi wohnen die Barabra mitten unter Negern und Arabern und einem Gemisch von Völkern (s. Taf. XXXI.). Die ganze Bevölkerung ist fleißig, die Spindel wird überall von allen Männern und Weibern gehandhabt, Schmiede in Eisen, Gold und Silber sind viele da, auch Lederer und Zimmerleute nebst Gerbern, Sandalenbereitern u. s. w. Alle sechs Wochen treffen die Karawanen aus Senaar ein, und wie Ägypten war der Verkehr lebhaft. Jetzt ist indessen alles dieses nicht mehr; nur die Natur ist noch dieselbe*). Ismail Pascha unterwarf das Land der Herrschaft seines Vaters. Melik Nemir, der Fürst des Landes,wich der Gewalt und unterwarf sich, den Pascha als Oberherrn anerkennend; das reiche Land bot reiche Quellen der Erpressung, welche jedoch der Schwäche, die Überlegenheit der Wasserschneuern, gebüldig trug. So standen die Sachen seit 1820. Im Jahre 1822 jedoch lehrte Ismail Pascha, auf seinem Rückwege nach Kairo, in Shendi mit Ende Octobers ein; er langte in einer Karre von einigen Mamelucken begleitet an, und Melik Nemir empfing ihn als seinen Landesherrn mit Unterwürfigkeit. Ismail machte nun plötzlich die entseßliche Erklärung, daß binnen zwei Tagen eine Abgabe von 1000 Stück Sklaven entrichtet werden müßte. Entseß bemerkte Nemir, daß dieses ganz unmöglich sei, worauf Ismail Misshandlungen ihn fühlen ließ, die sein Herz empörten. Es schwur Ismail auch, er würde ihn lebendig spießen lassen, wenn das Verlangte nicht pünktlich erfüllt würde. Nemir,

* Unter Shendi versteht man alles Land, das zwischen dem Nil, Albara und der Majaga eingeschlossen ist. Dieses Land ist sehr fruchtbar und gesegnet, die Luft auch etwas milder und gesunder. Reich an allen Gaben der Natur gewinnt man durch Überschwemmung, und wo diese nicht hinreicht, durch künstliche Wasserversorgung reiche Ernten. In den bergigen, gegen Süden hin gelegenen Gegenden giebt es Löwen, östlich von Shendi Giraffen, Bergziegen und Strauße, deren Federn in den Handel gehören. Nil und Krokodil gehören zusammen.

auss Neukerste gebracht, ersuchte den Pascha, eine Wohnung in der Stadt zu beziehen, die für seine Bequemlichkeit und Liebhabereien geeigneter sei, als die Barke. Unter dem Vorwande, für die dem Pascha geschenkten Pferde Futter zu bereiten, ließ der Melik eine große Menge Durrahstroh um das Haus aufhüben. Gegen Abend entspann sich ein gefährlicher Auslauf; dem berauschten Pascha ward gerathen, auf Sicherheit zu denken, allein seine Stunde hatte geschlagen; voll Uebermuth sprach er: „Ich bin der Sohn Mehemet Ali's, wer wagt, mir ein Haar zu krümmen?“ Da lodert plötzlich die Flamme auf, und der Pascha mit seinem Gefolge war nicht mehr. Die Folge davon war die Empörung des ganzen Landes gegen das Joch der Turken. Indessen eilte Mehemet Bey, Statthalter von Kordofan, herbei, seinen Schwager zu rächen. Mehr mutig, als klug, stellte sich Melik Nemir mit seinem Volke den mit Feuerschlünden bewaffneten Turken entgegen. Die Shendier wurden geschlagen, niedergemegelt, Shendi verbrannt, seine Einwohner bestellt, eben so die am andern Ufer des Nils gelegene Stadt Materia. Zu Tausenden wurden wehrlose Weiber und Kinder mit Messern niedergestochen, denen man Verzehrung zugesichert hatte. In Shendi sperrte man Alles, was man habhaft werden konnte, ohne Rücksicht auf Mitschuld, in mehre große Häuser ein, und verbrannte sie lebendig. Spießen, Braten, Stickserviettendämmeln waren der tägliche Zeitvertreib derer, welche die Bledergeburt Aegyptens im Werke haben. Shendi sollte indessen, so war es befohlen, wieder aufblühen. Shendi-Familien, unter Melik Khan's Anführung, welche bei Ismail Dienst genommen hatten, wurden hierher versetzt; man überließ ihnen das Land als Lehen, um sie für ein nicht gehaltenes Versprechen eines regelmäßigen Soldes zu entschädigen. Der Besitz eines Grundstücks ist jedoch hier völlig wertlos, wenn nicht Steuerfreiheit damit verbunden ist. — Der Zustand des

ganzen Landes südlich der Vereinigung des Nils ist provisorisch, d. h. es wird so lange geraubt, als zu rauben ist, und dann von dem Zwingherren verlassen. Mehemet Ali, der voll unausführbarer Projekte steht und mit Gewalt ein Fabrikland machen will, hat für seine Rechnung in Sennar Baumwollenspinnerien und Webereien anlegen lassen. Vernünftiger ist ein anderer Plan, die Indigo- und Baumwollenkultur zu vermehren. Da die neuen Trümmer dieses unglücklichen Landes durch nichts ein Interesse erwecken, so wollen wir auf die Alterthümer einen, wenn auch nur flüchtigen, Blick werfen.

Wir stehen hier auf der merkwürdigen Stelle, wohin das einstimmige Zeugniß des Alterthums die Wiege der Künste und Wissenschaften, mit diesem aber der ganzen Kultur des Abendlandes sieht. Hier soll die Hieroglyphenschrift erfunden worden sein, wo Tempel und Pyramiden emporstiegen, noch ehe sie Aegypten kannte. Hier wohnte jener gebildete Stamm der Aethiopier, der Städte baute, Tempel und große Gebäude errichtete, Staatseinrichtungen und Gesetze hatte und einen über die Erde verbreiteten Ruf seiner Kultur besaß — der Staat von Meroe!*) — Von Meroe ist der Dienst des Ammon ausgegangen und mit einer Ammoncolonie das hundertthorige Theben gegründet. Von Theben aus gründete Meroe vereint mit Theben das benachbarte Orakel des Jupiter Ammon zu Siwah (s. Tal XXIX.), der alten Ammonoase. Die alte Insel Meroe ist also die jetzige Provinz Atbar und Shendi, zwischen 13° und 18° nördlicher Breite. Es ist ein vom Flüssen umgebenes Land, das Sicilien an Größe übersteigt, und ist in der Regenzeit eine wirkliche Insel. So elend auch der heutige Zustand ist, so lag doch einst hier jener wichtige Priesterstaat, welcher 250,000 Mann ausdrückte und 400,000 Künstler und Handwerker besaß. Diese Angabe, so übertrieben sie scheint, wird

*) Stark hieß die Stadt und Gegend Saba, als aber Cambyses auch dieses Land eroberte, aber auch nicht weiter, als bis Sennar kam, soll er das alte Saba nach seiner Schwester Meroe benannt haben. Alle alte Schriftsteller nennen sie einmuthig die Mutter der Religion und Kultur Aegyptens.

durch den Anblick der mehrere tausend Jahre alten Monumente bestätigte.

Dass hier der Ammon dienst der herrschende war, zeigen alle Attribute, besonders die Kopfzüge auf allen jenen Monumenten, und selten erscheint eine Scene oder Gestalt, die nicht durch Widderkopf oder andere Beigaben an den widderköpfigen Ammon erinnerten. Dieser Kultus scheint sich hier sehr unschuldig in Naturverehrung, auf Ackerbau bezüglich, ausgebildet zu haben. Sofern große Naturgegenstände denselben durch ihren Einfluss befördereten oder hinderten, wurde auch ihre Verehrung eingetrichtet. Die Sonne, der Mond, insosfern sie das Jahr und seine Epochen bestimmten, der Nil, die Erde, als die Quellen der Fruchtbarkeit, die Sandwüste, als Feind des Ackerbaues, erscheinen natürlich alle personifizirt auf den Monumenten des obren Nilthales. Ein zweites Element dieser alten Religion war die Ertheilung der Orakel. Nachmals ertheilten wohl auch andere Götter Orakel, eigentlich aber war es Jupiter Ammon, zu dem der Erdkreis wallfahrtete. Die Orakel aber wurden den Alten auf folgende Weise ertheilt: In dem Heiligthum (Sanctuarium) stand ein Schiff, auf demselben mehrere heilige Geräthe, in der Mitte aber ein tragbares Heiligthum, umgeben mit Vorhängen, die zurückgeschlagen werden konnten. In diesem Heiligthum war das Bild des Gottes kostlich geschmückt und mit Edelsteinen und Gold besetzt, nach einigen Zeugnissen nicht von menschlicher Gestalt; wahrscheinlich war der Gott oft auch nur durch ein Symbol, ein Glied oder sonst etwas dargestellt, oft aber gewiss auch als Mensch mit dem Widderkopfe und Hörnern. [In den großen und berühmten Tempeln soll das Schiff sehr prächtig gewesen sein. Das Schiff, welches Sokrates (im 13. Jahrh. v. Chr.) in den Tempel zu Theben als Weihgeschenk setzen ließ, war aus Edernholt, 280 Ellen lang, innen mit Silber, außen mit Gold beschlagen]. Sollte ein Orakel ertheilt werden, so wurde es von einer Schaar Priester in Prozession heruntergetragen, und von gewissen Bewegungen des Gottes oder des Schiffes, welche beide die Priester wohl in ihrer Gewalt haben mochten, wur-

den die Anzeichen hingenommen, nach denen der Oberpriester das Orakel ertheilte. Diese Orakel waren die Hauptstücke des ganzen Kultus, aber auch der gesamten Einrichtung und Kultur dieser Staaten; daher gingen sie aber auch allezeit unter, sobald ihre Herrscher sich des lästigen Zwanges entledigen wollten, den ihnen Sitte, Herkommen und Religion auferlegten. Über den Staat von Meroe müssen wir noch den Diodor anhören, der uns Folgendes berichtet: Die Aethiopier haben eine von den übrigen Völkern sehr verschiedene Verfassung, besonders in Ansehung der Königswahl. Die Priester suchen unter sich die Erwählten aus, und welchen von diesen Auserwählten der in Prozession herumgeführte Gott ergreift oder bezeichnet, den macht das Volk zum Könige, fällt ihm auch sogleich zu Füßen und verehrt ihn als einen, dem das Reich durch höchsten Willen übergeben ist. Der Erwählte richtet nun seine Lebensweise nach väterlicher Sitte ein und lebt in allen Stücken nach der von den Gesetzen geordneten Weise dergestalt, dass er weder Belohnung noch Strafe. Niemandem angedeihen läßt anders, als in den Gesetzen verordnet worden ist. Es ist unter andern nicht Sitte, einen Unterthan hinrichten zu lassen, auch wenn er die Todesstrafe verwirkt hat. In diesem Falle schicken sie einen Richtsdienert mit dem Zeichen des Todes zu dem Wissethäter, der bei seinem Anblisse sogleich in sein Hand geht und sich das Leben nimmt. Er darf nicht in ein benachbartes Land oder aus seinem Vaterlande entfliehen, um sich dem Tode zu entziehen. Man erzählt daher, dass Jemand, da das Zeichen des Todes vom Könige ihm zugeschickt worden, einen Versuch gemacht hätte, aus Aethiopien zu entfliehen; seine Mutter wäre es jedoch inne geworden und hätte ihn mit ihrem eigenen Gürtel erbrosselt, was er sich auch geduldig habe gefallen lassen, um nicht gröbere Schande über die Familie zu bringen.

Das Ullersksamste ist die Todesart ihrer Könige. Die Priester zu Meroe nämlich, welche den Dienst und die Verehrung der Götter besorgen und die höchste und vornehmste Rasse bilden, schicken, wenn es ihnen einfällt, einen Boten an den König mit dem Befehle, zu ster-

ben. Sie melden ihm, die Götter haben es so gewollt, und die Befehle der Unsterblichen dürfen von keinem Sterblichen verachtet werden. Sie fügen auch sonst noch Gründe hinzu, die von einem Herzen, das in alten, schwer zu verstügenden Vorurtheilen aufgewachsen ist und keine Erbende hat, welche es willkürlichen Befehlen entgegensezzen könnte, mit Einfalt angenommen werden. In den ältern Zeiten gehorchten daher die Könige den Priestern. Zur Zeit Ptolemäus II. wagte es jedoch Ergamenes, der eine griechische Erziehung genossen hatte, diese Befehle zu verachten. Würde dieser Priesterherrschaft, drang er mit seinen Soldaten in den unzugänglichen Ort (Massurah, wo die Priester mit dem Oberpriester wohnten), wo das goldene Schiff der Aethiopier war, ein, brachte die Priester alle um, hob die Gewohnheit, Könige zu morden, auf und richtete Alles nach seinem Gnudunken ein. Indessen hatte er damit die Zauberkraft des äthiopischen Heiligtumthes vernichtet, und sehr bald streckten die Ptolemäer, unter deren Schutz und auf deren Rath er dieses gethan hatte, ihre Hand nach Meroe aus und machten Aethiopien zur Provinz. — Es scheint übrigens, daß die Insel Meroe zu einem Religionstaate aussersehen sei, denn noch heut zu Tage finden wir am Südufer des Taccasse, wo er in den Nil fällt, also an der Spitze der Nilinsel, welche die Zusammenflüsse bilden, den Prieststaat Damer mit 500 Häuptern. Hier ist die Herrschaft in den Händen eines Oberpriesters, Fakir el Kebir, der zugleich Oberherr und Orakelgeber und dessen Stelle erblich in der Familie ist. Er lebt in seiner Wohnung des Morgens wie ein Einsiedler und bestimmt den Nachmittag den Staatsgeschäften. Seine Wohnung ist eine sehr beschränkte Zelle, daneben eine Kapelle. Durchhardt stand einen ehrenwürdigen Greis in weißem Gewande, um welchen viele Fakirs oder Fakirah standen, deren Rang durch den grössten oder geringern Auf der Heiligkeit, worin sie standen, bestimmt schien. Es giebt hier mehrere Schulen, zu welchen viele junge Leute aus Darsfur, Senaar und Sudan kommen, um den Kosra und das Gesetz zu studiren. Die Schule

len sind auf einem offenen Platz um eine große Moschee herum. Man denke sich statt dieser einen Ummontempel, statt des Korans die Bücher des Hermes, und man befindet sich im alten Meroe, in einer Priesterniederlassung des Alterthums. Jetzt ist dieser Priesterstaat zwar ebenfalls an Mehemet Ali tributär, indessen werden doch die Angelegenheiten desselben sehr klug und ordentlich verwaltet. Alle Nachbarn, selbst die Nambstämme, haben Uchtung vor den Kindern des Himmels, da die Fakirs sonst leicht durch Regen ihre Saaten verderben oder sonst Schaden über sie herabstehen dürften. Damer ist auch ein Handelsstaat, und seine Karawanen gehen von Zeit zu Zeit nach Dongola, Shendi und Suakim am arabischen Busen; denn es giebt unter den Fakirs auch Kaufleute, und die Lage ist zum Handel günstig. Da das Land auch angebaut und also auch hier Lebensmittel genug vorhanden sind, so halten hier fremde Karawanen gern an, bitten sich ein sicheres Geleite aus, und erhalten es, da zwei unbewaffnete Fakirs, welche den Karawanen vorausgehen, schon durch ihr bloßes Dasein volle Sicherheit gewähren. So war es auch im Alterthume; unterm Krummstab ist gut wohnen! Dieses war der Ursprung der Priesterstaaten. So wurden sie Handelsstaaten und dadurch gross und mächtig. So führen uns in jenem Wunderlande des Nils tausend Anklänge in die Vorwelt zurück.

Die Neger in Senaar (s. Taf. XXXI.)

Das Land Senaar ist das erste, welches der von Abyssinien herabkommende Wanderer betrifft; es ist ein Negerstaat. Unter dem Namen Senaar begreift man alles Land, von dem Schängallalande an bis zum Katarakt der Takali oder der nubischen Wüste. Caillaud giebt folgende interessante Schilderung dieses Landes: „Es war ein schöner Tag für mich, als wir an die Stelle kamen, wo der blonde und weiße Fluss sich vereinigen und nun den Namen Nil führen. Auf der Halbinsel, welche diese Flüsse bilden, liegt Senaar. Der weiße Fluss ist an seiner Mündung höchstens 600 rau und das Gesetz zu studiren. Die Schule

mung ausgesetzt; durch seine trübe milchige Farbe unterscheidet sich der weiße Fluss, der auf Lehmboden steht, von dem krystallhellen, sanft über Felsengrund hingleitenden blauen Flusse, der um ein Dritttheil schmäler ist. Ich machte die Reise nach Senaar auf dem blauen Flusse, auf dem vielleicht seit der Pharaonenzeit kein Segel geweht hat. Mich ergriff ein sonderbares Gefühl, als ich diese Bäume betrachtete, die ungetrockneten von den Stürmen der Zeit, ungestümmt von der Last der Jahre, ihre Stolzen Hämpter erheben; diese dichten Wälder, deren ewiger Blätterschmuck noch nie einem Reisenden wohlthuenden Schutz gegen die Strahlen der glühenden Sonne verliehen hatte; diese un durchdringlichen Gebüsche, welche noch nie von eines Hirten Herde geslichtet worden waren; die wilde Natur allein lebt und schafft in der frischen neu sich gebärenden Pflanzen- und Thierwelt. Die Akazien, die Meblas, die Heglygs, selbst die abgestorbenen Bäume, von den unentwirraren Linnen umarmt, bildeten nur eine feste Masse. Das Schlagen der Ruder und das Knirscheln der Flüthen, die unsere Warte durchschwimmt, brachte Angst und Schrecken unter die Bewohner des Flusses. Die Krokodile, gewohnt, ihre Eier ruhig an die Ufer des Flusses zu legen, flohen eiligst ins Wasser. Die Flusspferde stiegen aus der Tiefe auf und schwammen brüllend um uns her. Papageien, Perlähnler, der schwarze und der weiße Ibis belästigten unser Ohr mit ihrem Geschrei; Affen belästigten uns mit ihren Fragen und Lustsprüngen; Hyänen, Zebras, Giraffen, Elefanten, Löwen und Tiger zeigten sich zu beiden Seiten des Flusses, den sie, um sich zu baden, suchten, stoben aber beim Knalle der Flinten auseinander. Der Fluss führte Bambus, Eichenholz, Galac und andere kostbare Holzter mit sich; ich sah unbekannte Schalthiere, Pflanzen, Insekten! — Nicht ganz Senaar bietet in dessen diesen Anblick, wie er hier am Ufer des Flusses und zur Regenzeit geschildert ist. Beinahe acht Monate lang bietet das Land den

Anblick der traurigsten Unfruchtbarkeit dar. Unermessliche Flächen dehnen sich vor dem Blicke aus, ganz mit Sand und dem Staube dörter Pflanzen bedeckt, nur eine Distel oder Euphorbie vegetirt kümmerlich im ausgedornten Erdreich. Im April und Mai, der Zeit, in der bei uns die Natur in neuer Kraft erwacht, ist hier Alles tot und tot. Sobald jedoch die Regenzeit beginnt, ist Alles wie mit einem Zauber-Schlage umgeschaffen. Wenige Tage reichen hin, um das ganze Land mit Grün zu bedecken und jene üppige Fülle von Vegetation hervorzurufen, die das begeisterte Auge mit solcher Lust betrachtet. Bald stellt sich jedoch Erstaunung ein, die heftigen Gewitter und ununterbrochenen Regen, welche bis ins Mark dem Menschen Ausflösung drohen, erwecken bald ein Gefühl der Unbehaglichkeit. — Die Hauptstadt Senaar, auch Medinet Hungi, Siegerstadt, liegt am westlichen Ufer des Flusses, ist 1560 Meter lang und bildet im Innern einen Halbkreis von 2000 Meter, was ihr einen Umfang von drei Viertel-Stunden giebt. Sie hat jetzt nur 9000 Einwohner, da die meisten bei Ankunft der verwünschten Gäste aus Kairo die Flucht ergriessen. Die Häuser sind auf Schutt haufen erbaut, welche aus ungeheuern Trümern uralter Bauten bestehen. Sie sind theils rund und mit Stroh gedeckt, theils Lehmgebäude, hoch, mit einem platten Dache, aber im elendesten Zustande, dem auch der Anblick der Bewohner selbst entspricht. In der Mitte der Stadt steht die alte Residenz der Bady's, ein vierstöckiges Gebäude aus gebrannten Ziegeln. Sie ist unbewohnt und daher halb verfallen, daneben steht aber eine Moschee, welche die einzige ist und eben darum in gutem Stande erhalten wird. Es finden sich auch noch einige Häuser von gröserer Ausdehnung und zwei Stockwerken; diese gehörten Kaufleuten zu und sind mit hohen bösartigen Mauern flankirt. Die Neigung zu bösartigen Mauern und selbst zu Pylonen*) ist noch überall herrschend. Häuser sind sehr klein, und wo grössere sind, hat

*) Pylonen nennt man jene hohen und abgestuften Thürme, welche oft in mehreren Paaren vor den alten ägyptischen Gebäuden stehen, zwischen welchen das Eingangstor sich befindet.

man sie mit engem Gitterwerke, wie zu Kairo, verschließen. Senaar ist ein Handelsplatz, wo täglich Markt gehalten wird; die Gegend ums Dorf ist schön, mit Buschwerk besetzt und ziemlich angebaut; auf einer Insel wird besonders viel Gemüse gezogen. Spuren einstiger Größe zeigt das Land wohl noch überall durch die vielen und bedeutenden Schuttberge, die es aufweist. Sie näher zu untersuchen, ist noch nicht gelungen. Man sieht nämlich zu Taibe, nördlich der Hauptstadt, große Trümmer, Brunnen und Eisternen. Die Gewölbe bezeugen, daß hier nach Untergang des Pharaonenreichs noch blühende Städte gebaut wurden, die zu großem Glanze kamen.

Die Bewohner Senaar's sind den Schangalla nicht unähnlich und ganz gewiß kommen sie aus den südwestlichen Ländern. Von ihrer Abkunft wissen wir Folgendes: 1504 schwamm dieses Volk der Fungi (Sieger) auf einer Flotte von Kahnern den Bahre et Abiadah oder weißen Strom herab, überzog das Uferland mit Krieg und bemächtigte sich des ganzen Landstriches zwischen dem Bahre Abiadah und Bahre Azek und seinen Zuflüssen, besiegte also die ganze gegen Norden abhangende Tasel von Senaar. Hier ward denn auch Senaar gegründet und bestand seitdem als mächtiger Negerstaat. Merkwürdig genug werden diese Neger auch Muba genannt, und zwar im ganzen Gebirge, wo sie zu Hause sind. Es ist also wohl nicht das erste Mal, daß diese Nubaneger von ihren südlichen, gold- und metallreichen Bergen gegen N. in das Nilthal herabdringen; sondern schon vor der Ankunft der Araber waren sie es, welche bis über Dongola gegen Norden hinabdrangen und so dem ganzen Thale bis Syene den Namen Nubien gaben. Wir finden auch Epitaphien dieser Völker in Kordofan, Fazuglo u.s.w. Es ist also eine weit ausgebreitete Negernation, welche sich vom Hochlande her immer aufs Neue

ergiebt, und dieses Schauspiel seit den ältesten Zeiten oft wiederholt hat. Auch hier also erscheint sich dieses Überstromen der Völker zu derselben Zeit, als die Gallahorden Abyssinien anstiegen. — Die Senaaren haben einen kupferfarbigen Teint, sind groß und stark, die Kinder beider Geschlechter von 12 bis 15 Jahren im Allgemeinen häbsch, die Weiber sehr schön, und ihre Gang sowohl, als ihre Haltung haben etwas Edles. Schade, daß der Körper der meisten von ihnen mit Geschwüren bedeckt ist, denn sie haben schöne Augen und angenehme Gesichtsbildung, welche ziemlich lange ihre Frische behält. Dessen ungeachtet ist das Leben in dem uns gesunden Klima*) von Senaar, verbunden mit den Ausschweißungen, welchen man sich ergiebt, Ursache, daß die Menschen keinerwegs langlebend sind. Nur die außordentliche Fruchtbarkeit der Weiber nebst dem starken Zufluss von Negern erhalten die Bevölkerung noch auf solcher Höhe. — Das Hauptnahrungsmittel in der Stadt ist Durrahbrod und für die Armeren Mehl und Brod von einer geringeren Art Durha. Sie sind mäßig im Genuss der Speisen, lieben aber gegorene Getränke sehr. Man röstet nämlich die Durhahörner, überschüttet sie mit kaltem Wasser und trinkt das Gebräu nach 24 Stunden. Wein und Brannwein werden heimlich genossen. — Ihre Kleidung ist einfach, bestehend in blauen Eudanhemden und malerisch übergeworfenen Lüchern. Die Tracht ist im Allgemeinen noch ganz dieselbe, welche man auf den Monumenten abgebildet sieht; was die Ähnlichkeit vollendet, ist die Haartracht, welche ganz genau dieselbe ist, wie wir sie auf den Denkmälern abgebildet finden. Sie tragen Sandalen aus rohem Leder, die Weiber tragen sie aus feinem Leder und mit langen Spitznägeln bela. Ueberraschend muß man es finden, daß es hier Friseure giebt, welche ein eigenes Handwerk aus der Kunst, die Haare zu flechten, ma-

*) Krankheiten heischen, wie im ganzen Nilthale Nubiens, in Senaar mehrere. Die Blättern sind mehrheitlich, wie bei allen tohen Völkern. Eine Art Majets, Odsah, ist auch häufig, bei den Negern kommt auch der Fadenwurm vor. Aussack, syphilitische Uebel sind Folgen der austschweifenden Lebensart. Wettselfieber und Galtenfieber herrschen besonders zur Regenzeit, und Hautausschläge, Geschwüre u. dgl. m. sind sehr allgemein und hinreichend, dem Senaaren in seinem schönen Lande das Leben ziemlich sauer zu machen.

chen. Bestimmt ist dieses die älteste Kunst auf der Erde, welche sich in ununterbrochener Reihenfolge nachweisen lässt. Diese schöne Kunst wird hier von weiblichen Händen ausgeübt und besteht darin, daß eine unendliche Menge kleiner Zöpschen geflochten werden, welche dann als eine dicke Perücke nach allen Seiten absällt, manchmal aber auch sehr zierlich nach einer bestimmten Figur, wodurch ein Vogel oder anderes Thier nachgeahmt wird, geordnet wird. Die Monumente geben uns eine Menge Abbildungen. Drei und vier Tage Arbeit wird für einen einzigen Kopf erfordert. Freilich hat eine solche Frisur den Vortheil, ein ganzes Jahr lang in gutem Zustande zu sein. Ein Strumpfband aus Leder ohne Strümpfe, ein Koltier, an dem vorn eine tüchtige Tracht Amulete hängt, vollendet den Paus einer Dame in Senaar. Obwohl beinahe unbekleidet, machen hier doch die Frauen ihre Toilette. Interessant mag es sein, zu sehen, wie sich eine Schöne in Senaar schmückt. Sie lassen sich eine geraume Zeit vom Fuß bis zum Kopf frottieren und zwar mit Butter oder Fett von Kameelen. Die Reichen haben eigene Sklavinnen, welche diesen Dienst bei ihnen verrichten. Nach dieser vorbereitenden Operation werden die Haare losisiert, welchem eine Operation folgt, die nur die Sucht, zu gefallen, entzündlich machen kann. Ein Gefäß, in den Boden ihres Gemachs eingelassen, ist mit Spänen wohlriechender Hölzer angefüllt; die nun verbrannt werden auf eine Art, daß sie keine Flamme, desto mehr aber Rauch verursachen. Eine Art halbrunder Nasenbank ist um diese Rauchstätte angebracht, worauf sich nun die Schöne setzt und sich mit einem großen Tuche, das ihr zugleich zur Bekleidung dient, wohl überhüllt oder überhüllen läßt. So zusammengekrümmt, hockt sie eine Stunde in und über diesem Dampfe, und tritt endlich hervor, indem sie ihr Tuch reizend nach der Sitte des Landes um sich schlägt; die Toilette ist fertig. Auch die Männer räuchern sich auf dieselbe Weise, aber seltener. Sowohl die Beschneidung der Männer als der Weiber ist im Gebrauch. — Will ein Mann heirathen, so durchsprengt er zu Pferde das Dorf oder die Stadt, ihm

II.

folgen mehrere Verwandte und alle seine Diener und Sklaven. Sie singen, lärmten, bleibten von Zeit zu Zeit stehen, um Tänze aufzuführen, wobei sie Füße und Hände in die heftigste Bewegung setzen, indem sie immer singen. Der Mann darf seiner Frau erst nach sieben Tagen beiwohnen; bis dahin ist sie in eine Art Alkoven eingeschlossen, den man in einer Kammer aus Tüchern oder Matten bildet. Tag und Nacht hält das Gastmahl nicht auf. Es ist ein beständiges Fest. Nach sieben Tagen verteilt der Mann einige Stückchen Gold an seine Wächter und verabschiedet sie. — Die Senaarer sind falsch, eignsüchtig, sehr abergläubisch, dennoch aber sehr laut in Beobachtung des Islam, den sie bekennen. Sie haben keine Achtung gegen die Frauen und verkaufen ohne Unstand die Mütter ihrer Kinder in die Sklaverei. Sie sind vom Fatalismus so durchdrungen, daß sie ihr Leben ohne Klage mit stoischer Resignation verlieren. — Es ist üblich, daß ihr König mit eigener Hand während seiner Regierung ein Feld bepflanze, welches ihm den Beinamen des Ackermanns verschafft, vielleicht ein Ueberbleibsel aus den Zeiten, wo hier der Ackerbau blühte. — Wird jemand krank, so sucht man ihn durch furchtbares Geheul zu heilen; Fakirs und Zauberer werden herbeigeholt und allenfalls Weiber gedungen, welche den Lärm vergrößern. Die toden Körper werden gewaschen und nach muselmännischer Art beerdig. — Da das Land einen Sultan hat, so ist die Regierung schon ausgesprochen. Die Herrschaft desselben ist bald größeren, bald kleineren Umfangs, je nachdem er mehr oder weniger im Stande ist, Tribut von den südlichen Bergvölkern einzubringen. Indessen soll nach Caillauds Bericht Senaar den Namen eines Königreichs kaum verdienen. Da sie Muhamedaner sind, so werden gegen die heidnischen Bergvölker Ghrazien oder Raubzüge unternommen, die dann natürlich zu Sklaven machen, was nicht an Muhamed glaubt. Indessen muß jetzt der Sultan Tribut zahlen nach Kairo. Handel wird getrieben, und zwar seit Shendi so von Ismail Pascha mit genommen wurde, ist er sehr bedeutend. Starke, mit Durha und andern Waaren beladene Ka-

20

ravanen ziehen alle zwei Monate nach Shendi; sie führen 600 bis 1000 Kameele. Nach Aegypten brechen jährlich mehrere Karawanen auf, welche Durrha, Sklaven, Kameele, Elephantenzähne, Straußfedern, mehrere Gummikarten, Tamarinden, Schilde, Zibeth, Papageien u. s. w. ausführen. Man rechnet jährlich auf 600 Pfund Straußfedern, die aus Senaar kommen, wo man diese Vogel als Hausvogel, deren Federn sorgfältig gepflegt werden, häufig sieht. Die Sudankarawanen gingen einst auch hier längs dem Nilthale durch, da man sie jedoch mit unsinnigen Plackereien und Zöllen belastete, auch oft von Schenkias-Arabern Plünderung drohte, gehen sie jetzt meist über Darfur und durch die Wüste. — Münzen sind nicht unbekannt; doch werden die edlen Metalle gewogen, wie im Alterthume; auch gelten kleine goldene Ringe von bestimmtem Gewicht als Landesmünze. — Man beschäftigt sich mit der Edpferei, und neben der Jagd mit dem Ackerbau und Raubzügen; ferner mit Verfertigung von Baumwollzeugen, Messern, Hacken, Karsten, Wasserrädern, trefflichen Sätteln, Steighügeln, langen eisernen Sporen, Gebissen mit eiserner Kette, zweischneidigen Schwertern, Lanzenspitzen, Schilden und Strohmatten. (Eisen und Gold wird aus den hohen Terrassen, die reich daran sind, bezogen.) — Soldaten haben sie wohl genug, aber Feuergewehre wenige. Sie sind daher mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, nebst länglichen Schildern aus Krokodil- oder Nilpferdhaut versehen. Sie sollen für die Reiterei auch eiserne Panzerhemden haben, die sowohl Reiter als Pferd bedecken und in Senaar verfertigt werden.

Eine eigene Art von Bevölkerung machen die Hülfsvölker des Beherrschers von Senaar aus. Es sind diese

Nubavölker und Neger oder Schilluk-neger,

die sowohl als Sklaven gekauft oder aus den Provinzen, über welche der Sultan, oder wie er auch im Lande heißt, der Bady, sich die Oberherrschaft anmaßt, mit Gewalt weggeführt werden. Es ist artig, bei Caillaud zu lesen,

wie der Pascha diese Leute zu der Einsicht brachte, daß sie Sklaven der Muselmänner und Tribut zu bezahlen schuldig wären. Um dahin zu gelangen, diese widerspenstigen Völker zum gehörenden Gehorsam zu bringen, mußte die Armee Ismails aufwärts marschiren. Da kommt man denn in das Land Berat oder Beran, das im Osten durch den Nil, im Westen durch unbekannte Provinzen Sudans, im Süden durch das Hochland begrenzt wird. Das Heer zog anfangs am Nil hin, ging über mehrere aus Abyssinien kommende Flüsse, unter andern über den Tummat, auch Molok, der 200 Schritte breit ist, mehrere Flüsse aufnimmt und in den Nil fällt. Noch ein großer Fluß, drittthalb Tagereisen von Fazugl, hies Jabbussa; er strömt auch dem Nil zu. (Es kommen überhaupt reiche Flüsse die Berge herab. Dieses Land ist sehr gebirgig, wald-, wild- und goldreich. Letzteres besonders war und ist sein Verderben.) Schrecklich haben Ismails Scharen hier gewütet. — Diese Neger, den Negern Mittelafricas ähnlich, wahre Bergneger, bewohnen also ein südliches und südwestliches Hochland, sie selbst sagen dreihundert Berge, deren Namen meistens mit Fa anfangen, wie: Fazole (s. Taf. XXXI.), Fahama, Fakua, Fazuglo u. s. w. Sie haben Wollensaare, sind schwarz, nur ein wenig röthlich, ihre Nasen sind weniger platt, die Lippen sind weniger dick und die Backenknochen weniger hervorragend, als bei den Negern des mittägigen Afrika. Man findet unter ihnen Individuen, die, abgesehen von ihrer Farbe, sehr regelmäßig gebildet sind. Es sind Menschen, welche den Naturvölkern noch nahe stehen. Sie haben zwar Zauberer, leben aber von Schweinesfleisch, ohne Beschneidung, sind wahre Heiden, zwar gutmütig, aber ein Gegenstand der Sklavenjagd. Nach Art der Wilden machen sie Feuer durch Reiben zweier Stücken Holz. — Nicht nur die Provinzen südlich von Senaar, sondern auch selbst ein Theil der Mazaga ist von diesen Negern besiedelt. Der Bady von Senaar betrachtet sie als seine Unterthanen, was sie selbst doch nicht anerkennen wollen. Schon seit der Eroberung durch die Fungi ha-

ben sie moselmännische Meiks oder Meliks, wie an der entgegengesetzten Seite die Marabuts Ortsvorgesetzte sind. Der König von Senaar hatte hier im Gebirge sogar eine Bergfestung, die ihm als Staatsgefängnis diente. Die Meliks beherrschten jedoch das Volk im ganzen Lande, das so ziemlich unabhängig unter einem einheimischen Fürsten lebt. Es ist eine allgemeine Erscheinung unter den Südvölkern, daß Eroberung keinen Regierungswechsel nach sich zieht, sondern die einheimischen Fürsten nur tributpflichtig werden. Daher waren auch bisher Kriegszüge in diesen Ländern vorübergehende Plagen, und die fremden Eindringlinge behaupteten ihre Oberherrschaft nur so lange, als sie mächtig genug waren, den Tribut zu erzwingen. Nachdem Muhameds Schwert unter ihnen gewähret hatte, versprachen sie, Tribut nach Kairo zu senden. — Weiter im Süden gegen Vertat trifft man auch nur Heiden, die in der Provinz Gamamil (s. Taf. XXXI.) Gold sammeln, das in diesen aufgeschwemmten Ländern aus Schluchten der Hochgebirge herabgeschwemmt wird. Es findet sich vom Goldstaub bis zu Stücken von mehreren Pfunden. Auch hier ist es der röhrlische Thon, welcher das Gold enthält. — Die Bewohner des Dorfes Singue in der südlicher liegenden Provinz Dar Foke sind zum Theil Muhamedianer. Es sind dieses schöne, kräftige und hochherzige Menschen; gleich den Wilden gehen sie beinahe nackt, zieren sich gern mit Knochen, Elsenbein, Armbändern, farbigen Steinen u. dgl. Sie sollen auch eiserne Harnische, Helme und Panzer aus dickem Leder gehabt und den Schäaren Ismails Lanzen mit eisernen Spitzen und zweischneidige Schwerter entgegengesetzt haben. Die ihnen noch unbekannten Feuergewehre vermehrten ihre Verachtung gegen die Helden, welche bis hierher gekommen waren, um wehrlose Völker zu morfern; sie nannten sie Feige und Sklaven, da sie nur durch Streiche, die man nicht sehen könnte, tödten. Ihre Dörfer sind meist auf Umbas, d. h. isolirte Platzfelsen, gebaut und außerdem noch mit Dornenbüschchen umgeben.

Die arabischen Wandervölker, el Asfar.

Diese Araber sind aus dem Hedjas und man erkennt sie sehr leicht nicht blos aus ihren Gesichtszügen, sondern auch aus der Reinheit, womit sie das Arabische sprechen. Sie sind die am wenigsten gefärbten Bewohner Nubiens. Sie haben ihre väterliche Gesichtsform fortgeerbt: hervorstehende Stirn durch eine Auswölbung der Nasenwurzel, eine schön gekrümmte Nase, ein kleiner, schmalrippiger Mund, eine aufgeworfene Lippe, lebhafte, tiefliegende Augen, zugerundetes, wohl auch spitzes Kinn mit ziemlich starkem Bart, wenig schlachtes Haupthaar, großer Statur; dieses sind die hervorstechenden Züge des Arabers im Nilgau oder Dongola, wo wir die Barabra kennen lernten. Ihre vorzüglichste Weichstiftung ist Viehzucht, ihre Wohnung ein Zelt. Ihre Neigung Krieg und Raub. Indessen hat sich in der neuern Zeit ein Theil auch fest angesiedelt und entschlossen, Ackerbau durch Wasserräder zu betreiben. — Ihre Kleidung ist die der Barabra ziemlich ähnlich. Ihre beständige Waffe ist ein gerades Schwert; gewöhnlich führen sie noch zwei Lanzen und ein schwarzes Lederschild von der Haut der Antelope Lenocoris hinzu. — Außer andern Thieren in jener Gegend jagen sie auch Strauße und Antilopen in der Wüste. Um sie zu jagen, wählen sie einen nicht zu heißen, windstillen Tag. Immer reiten zwei Jäger auf ihren flinken Pferden zusammen aus und suchen frische Spuren des Wildes. Sie sind mit einer kurzen Lanze und dem Korbatsh versehen. Ihnen folgen zwei andere Araber mit Kamelen, die mit Wasser beladen sind. Ist man auf frische Wildspur gestoßen, so giebt man den Pferden zu saufen; sobald man die Antilopen erblickt, setzt man sie in starken Galopp. Beinahe immer sind mehrere Antilopen beisammen, aber allezeit die verschiedenen Arten auf abgesonderten Weideplätzen. Das gejagte Thier sieht immer in die Runde; der eine Jäger setzt nun dem Thiere nach, während der andere ihm den Bogen abzuschneiden sucht, um es einzuholen; meist haben sie seit sechs Monaten kein Wasser gefunden, die große Anstrengung in der Hitze entkräftet sie daher bald, und sie sterben zusammen, ohne daß der

Jäger des Eisens bedürfte. Man schlachtet sie von wollten jedoch keine türkischen Unterthanen dann auf gewöhnliche Weise. Die Strauße sein und sind nach Kur ausgewandert. — Die weiden immer paarweise und werden auf diese Wüste ist hier die Mutter, welche allen freien selbe Weise gehetzt; bei frischer Lust holt sie das Kindern, die zu ihr flüchten, Aufnahme geweckt; bei drückender Schwüle währt; in ihre Arme kann kein Zwingherr folgen. — Mit dem Stamme Hammer wurde sogar der Dromedar. Zur Giraffenjagd bedarf Rüppel genauer bekannt. Sie wohnen in es allezeit der besten Rennpferde. Die Antilope Strohhütten; deren Stelle nach Bedürfnis wechselt, oder sobald die Termiten, welche leider in Lencorix wird auch der Haut wegen gejagt, welches auf dem Rücken eines Männchens wohl ganz Nubien die herrschende Nation sind, es einen Zoll dick ist, und woraus man die besten nötig machen. Die Gegend ist mit Busch- Schilde versiert, die dann mit drei Spezies- werk bedeckt, die Unterlage besteht aus Granit, thalern bezahlt werden. Die übrigen Häute ver- auf welche Letten gelagert ist und deren Zwischenhäuser reich mit Quellen versehen sind. Sie scheit man zu gerben, und sowohl zu Schläu- geben sich mit Ackerbau ab und bewahren den chen als zu Sandalen zu verwenden; besonders reichen Ertrag der Dokhemeeraten in diesen Ländern oft mehrere Jahre lang. Dokhem ist auch geschächt sind die Hände der Giraffen. Luchse eine Hirseart; sie wird theils zu täglicher Speise, und andere kleine Rahen- und Hundearten teils zu Pferdesfutter und endlich zur Bereit- werden auch mit Pferden gejagt; Uffen, wilde tung der Meise, eines sehr beliebten Geträn- Schafe und Stachelschweine aber mit Hunden. kes, verbraucht. Die Meise ist eine Art Bier Die Edwenjagd ist sehr gefährlich, kostet allezeit mit Dokhem, Schafmilch und Honig bereitet; einigen Pferden, selbst Menschen, das Leben; leichterer kommt aus den Süßbergen. Butter deshalb weicht man ihr aus. — Im Allgemeinen und Fleisch ist hier im Überfluss vorhanden, sind die Araber, wie die Bewohner von Dongola aber wegen Mangels eines Marktes nicht immer zu bekommen. Sie haben schöne Pferde, ein guter Menschenstall: fröhlich, munter, denn Pferd und Araber müssen zusammen liebt Tanz und Musik, zeigt Energie und Aus- gedacht werden. Die Pferde sind Mischlinge dauer, aber auch Liebe zum Lebensgenuss; ihr aus Berbern und Dongolaern, die zwei besten Naturell ist biegsm und jeder Kultur fähig. Rassen, mithin sehr schön. Man lässt sie bis Der Landstrich von der fruchtbaren Insel Mo- ins vierte Jahr nach Belieben Kuhmilch saus- grat, östlich vom Nil, bis zu dem eigentlichen sen, nährt sie mit Heu, Durra und frischer Dongola ist der Wohnplatz der Schakies- Luft, indem sie stets im Freien sind. Dies zus- Araber (s. Tas. XXXI), wüste, dürr und un- sammen erzeugt Pferde von ungewöhnlicher fruchtbare. Andere Gegenden bewohnen Araber Kraft und Schönheit. Sie erreichen aber alle- vom Stammene Kenus oder Leykat. Die zeit die Giraffen im Lauf und holen sogar die nackten Felsen auf dem Ostufer, zwischen Uune Strauße ein. Die Renner werden sehr geschächt und Semne, welche eine wahre Bergkette bilden, deren Höhe sich 1800 Fuß über das Meer erhebt, und ganz unbewohnt sind, werden zu ins Lande selbst bis mit 1000 fl. das Stück Zeiten von Bissarie-Arabern besucht.

In Kordofan *) hausen mit Barabra und Nubas zwölf Araberstämme; fünf da-

*) Kordofan ist noch ein Theil des Hochlandes, eine hügelige und gegen S. hin bergige Hochebene schön, fruchtbar und reidreich, wo Dusen sind; dötre und wüste, wo diese fehlen. Buschwerk bedeckt das Land, wo bebaubarer Boden ist. Wild, besonders Hasen, Gazellen und Strauße giebt es die Fülle. Ackerbau wird überall getrieben, wo feste Ansiedlungen sind und der Boden es zuläßt. Es werden große Distrikte von Buschwerk gereinigt mit einer eisernen Packe, wo die zum Anfang der Regenzeit Durra und Dokhemkörner in bestimmten Zwischenräumen eingelegt werden. Bei günstigen Wetter gedeiht ohne weiteres Sutun die Saat zur herrlichen Reife. Es wird auch Simsim, eine Del- pflanze, gebaut, aus deren Saamen man Öl zum Einreiben der Haut preist.

mit Lanzen bewaffnete Uraher suchen den Elephanten auf, der sich von der Heerde, deren es hier bis zu 500 Stück giebt, abgesondert hat; man thieilt sich nun in zwei Partien, und während der eine Theil den Elephanten von vorn zu beschäfigen sucht, streben die andern von hinten das Thier durch einen kräftigen Lanzenwurf an den Sehnen zu verwunden. Der so angeworfene Elephant wendet sich nun während gegen den Angreifer, der in eiliger Flucht sich rettet; jetzt eilt die andere Partie nach, um ihn ebenfalls an der empfindlichsten Stelle zu verwunden, wo denn das edle Thier sich wieder gegen diesen wendet. Dies wird nun abwechselnd so oft wiederholt, bis Verblutung und Ermatzung das Thier zwingt, sich nieder zu legen, wo es dann an einer mit dem Schwerte beigebrachten größeren Wunde sich verblutet. Die Haut verbraucht man nun zu Schildern, das Fleisch wird gesödert und gegessen, und die Zahne werden in den Handel gegeben. Marche derselben sind so kolossal, daß zwei Stück eine schwere Kameel-ladung ausmachen. Im Kriege bewaffnen sich die Bakara-Uraher mit Sturzhauben, Panzerhem-

den und Armschienen, welche alle in Aegypten und Yemen versiert werden. Einige Häuptlinge haben sogar Stirnschienen und Panzerdecken für die Pferde, die man auch gar oft mit Decken aus selbstgefertigter und gespalteter Baumwolle bedeckt. So gewaffnete Helden nehmen oft die Zügel der Pferde zwischen die Zahne und sprengen, in jeder Hand ein Schwert, Tod und Verderben verbreitend, mitten unter die Feinde. Diese Stämme haben sich jedoch auf eine sehr kluge Weise nach Fur gestrichet. Sie allarmirten das Land, als kämen Feinde von Fur her, stellten sich an, als wollten sie ihnen entgegen ziehen, brachten ihre Heerden in Sicherheit, und flüchteten sich aus dem Bereiche des Pascha von Aegypten hinweg.

3. Die Bewohner Senegambiens. (s. Taf. XXXI!.)

Senegambia ist derjenige Theil des westlichen Afrika, der sich vom weißen Vorgebirge (Cap Blanc) bis zum Flusse Nunez (nunjeh), in einer Länge von 180 geograph. Meilen erstreckt. Seinen Namen hat dieses Küsten-Land von den Flüssen Senegal *) und Gambia, **) und wird zuweilen auch

*) Einer der größten Flüsse Afrika's, entspringt im Gebirge Kong, ungefähr 18 Meilen von der Quelle des Gambia. Zuerst läuft der Senegal zwischen Gebirgsreihen, wo er besonders den Kokoro, Bafing und Falawich aufnimmt und bildet, wo der Kokoro und Bafing sich mit ihm vereinen, die Wasserfälle von Gurima, und 20 M. weiter, durch Felsenketten strömend, die Wasserfälle von Falu. Unterhalb dieser W.-Fälle wird der Senegal ein schönes, sanft strömendes Wasser, klar hinsichtlich über ein Bett von Kies und Sand, mit offenem, angebautem, grünendem Uferlande, und tritt ein in das flache Land. Es fleßt in großen Krümmungen gegen Nordwesten weiter, thieilt sich in 2 Arme und bildet die Inseln Bilbas und Morphil. Hierauf vereint er sich wieder und strömt gegen W. In einiger Entfernung vom Meere aber thieilt er sich wieder in mehrere Arme, nimmt eine südlische Richtung und fällt durch eine breite Mündung vereint ins Meer. Dieser große Fluß, dessen Lauf über 160 geograph. M. misst, trage schon in einer 60 Meilen weiten Entfernung von seiner Mündung Barke von 40 — 0 Tonnen, und ist bis zu den genannten Wasserfällen hinauf schiffbar. Es ist periodischen Ergießungen unterworfen, welche das anflörende Land in der Regenzeit ungetund machen. 15 Meilen von seiner Mündung läuft der Hauptstrom mit dem Meere südwärts in gleicher Richtung. Der Senegalstruß hat gutes Wasser und nährt eine Menge Fische, aber auch Krokodile und Seepferde. Seine Mündung ist eine halbe Meile breit, aber durch eine Sandbank, die Barre genannt, vereinigt und die Einfahrt wegen der hieraus entstehenden heftigen Brandung gefährlich; nur bei einer Windstille kann man, ohne Schiffsbruch zu leiden, einlaufen.

**) Die Quellen des Gambia liegen unterm 13° östl. L. und 11° nördl. Br., also westlicher, als die des Senegal, obwohl sie ziemlich unter gleicher Breite. Zwischen dem Gambia und Senegal findet keine Verbindung statt. Der Gambia soll bei seinem Ursprunge einen Ufersee bilden, und aus demselben nordwestlich durch ein tiefes Thal strömen. Auf diesem Wege nimmt er mehrere von Nordwesten kommende Nebenströme auf, von denen der Mexico der bedeutendste ist. Er durchströmt nun durch Nordwesten eine der herrlichsten Gegenden der Welt. Hohe Berge, mit Tropenwäldern bedeckt, umgeben seine Ufer, reizende Thäler öffnen sich nach allen Seiten und führen ihm neue Wasser und neue Kräfte zu. Munzo Park war entzückt von dem Reichtum der Natur, welcher vor seinen Bliden entfaltet lag, als er die erste der Höhen, welche den Gambia durchbrechen, ersteig. Er nannte ihn Parosramaberg, und vergleicht das Tiefthal, welches die Bergreihen von Futa Jallu und Mukanda bilden, mit Madeira. Der Gambia kommt hier von Südost und behält diese Richtung bis Barakanda. Er trifft nunmehr in das ebene flache Land hinaus und geht durch fruchtbare Länder ruhig dem Ozean zu. Sein Lauf möchte in gerader Linie 160 geograph. M. betragen.

Westnigritien genannt. Den Admern ist es wahrscheinlich nicht bekannt gewesen, aber die Araber besuchten es im Mittelalter, und benannten den Senegalfluss nach einem dort wohnenden Volke Senhagi mit seinem gegenwärtigen Namen. Über Senegambia nennt man denjenigen Theil, welcher zwischen dem weißen Vorgebirge und dem Senegalflusse liegt. Er gehörte eigentlich zu dem großen Landstriche Sahara (Wüste). Mittel-Senegambia begreift die am Senegal liegenden Länder an der Küste aufwärts, misst von Norden nach Süden ungefähr 50 und von W. nach O. etwa 130 geograph. Meilen. Niedersenegambia begreift die Länder an dem Gambia und südwärts bis zum Nunez. Die GröÙe Senegambiens wird verschieden angegeben, je nachdem man darunter nur das Land zwischen dem Senegal und Nunez versteht, oder dasselbe nördlich vom Senegal bis zum weißen Vorgebirge (unter 22° 55' N. Br.) ausdehnt, wonach es bald zu 16,000, bald zu 30,000 □ M. geschätzt wird. Zu Senegambia gehört auch das am linken Ufer unsern der Mündung des Senegal gelegene Land Bak, wo die Franzosen Niederlassungen gegründet haben, die von dem gewöhnlichen Colonialzwange frei, auf die Civilisation der nahen Negerstämme einwirken. — Der Boden an der Küste ist 15 bis 20 Meilen landeinwärts sandig, thonig, eben, und fast ganz ohne alle Steine. Dann erheben sich aber Hügel und Berge mit Waldungen, und ein unglaublich hoher Graswuchs fängt an, und das Land wird von vielen Flüssen, Seen und Moränen durchschnitten; jedoch ist der eigentliche Boden immer ein brennend heißer Blugsand. — Die Niederungen gehören zu den heißesten Ländern der Erde. Vom November bis Ende März ist Winter. Da ist es trocken, heiter, mit kühlen Nächten und herrschenden Ost- und Nordostwinden. Diese Monate sind gesund. Vom Mai bis November ist die Regenzeit; da ist es düster, die Hitze am Tage erstickend, der Regen stürzt in Strömen herab. Mungo Park berichtet vom mittleren Gambia, daß er sich entsetzlich langweile und mit dieser Jahreszeit durchaus nicht

befreunden könne; am Tage quäle ihn der heftig strömende Regen, des Nachts das Höllenkoncert der Millionen Frösche, zu deren Gequake das Geschrei der Schakale und das Geheul der Hyänen einen Bass für Verdammte bilden. Dieses wird nur durch das Rollen des Donners unterbrochen, der hier in seiner ganzen Majestät erschallt und sogar die Bestien schweigen läßt. Beim Übergang der trocknen Jahreszeit zur nassen kommen zwar kurz anhaltende Stürme, Torando's genannt: Ihnen geht allezeit Luftstille und drückende Hitze voraus, bis eine finstere Wolke, die plötzlich aufsteigt, den bösen Gast verkündet, der wiehrend das Land durchtanzt und Dächer und Bäume mitreißt, unter Donner und Blitz. Ost hat er heftige Regengüsse zur Begleitung. Die Luft kühlst sich nun ab, bis bald darauf die Sonne wieder erscheint und dieselbe aufs neue erglüht. Die Luft ist indessen zur Regenzeit sehr feucht, so daß Alles, was nicht nahe am Feuer ist, sich gleichsam aufzählt. Selbst der Mensch fühlt sich durch die ewige Nässe der Aufzösung nahe. Nach der Regenzeit schlägt der Wind von Südwesten des Morgens nach Osten und Nordosten gegen Mittag nach Nordwesten um. Jetzt verändert sich das Aussehen des Landes: das Gras wird trocken, die Flüsse fallen schnell, viele Bäume verlieren ihr Laub. Aus der Sahara weht nun der trockene Nordost herüber, der unter dem Namen des Harmattan berüchtigt, und doch sehr wohltätig ist. Er bringt zwar einen dunkeln Nebel, mit dem die Sonne dunkelrot scheint; Lippen und Haut springen auf und bei den Eingeborenen treffen Augenklübel ein, aber die Luft wird trocken, der Körper erhält seine Elastizität wieder. Die Krankheiten hören auf und der Mensch fühlt sich erquickt, erleichtert, neu gestärkt. Nördlich vom Senegal ist es in den Sandebenen so heiß, daß man mit bloßem Füße die Erde nicht berühren kann und sogar Negerklären Sandalen tragen. Darum sind aber auch die Neger gegen die Kälte sehr empfindlich, und klagen, wenn des Nachts die Wärme bis auf 25° Raum sinkt! Hier sind auch die Sandwirbel häufig, welche der Nordwind ohne

heftig zu sein, über die Sahara her führt. Er hebt den Sand zu unglaublichen Höhen, die nun jene berüchtigten Säulen bilden, welche Humboldt sehr passend mit den Wasserhosen vergleicht. Die Neger meiden den Regen, und dennoch von demselben erreicht, waschen sie sich im Meere oder in einem Flusse, und trocknen sich am Feuer, das sie zu dieser Zeit beständig unterhalten. Eben so ist schneller Wechsel von Hitze und Kälte, wie überall, so auch hier der Gesundheit sehr nachtheilig. Nervensieber, Durchfälle, Verstopfungen, Krämpfe oder Tendonitis richten Verheerungen an. Im Hochlande modifiziert sich nun freilich Alles dieses, und je höher, desto ungleicher die klimatischen Verhältnisse. Die mittlere Temperatur dürfte des Jahres im flachen Lande $28^{\circ} 3'$ Raum, betragen, auf dem Plateau jedoch nur 14° .

Die durch das Klima begünstigte Natur wirkt hier unendlich reich. Die Ebene ist Palmenland. Von dieser schönen Pflanzenform finden sich hier mehrere Arten: die Wein-, Datte-, Cocos-, Delpalme. Höher sind die Tamarinden, der Seifen-, der Butterbaum; letzterer nicht unter der ersten Terrasse. Seine olivenähnliche Frucht enthält einen grünlichen Kern, der etwas gedrückt und gekocht, vegetabilische Butter giebt, die sich ohne Salz ein ganzes Jahr hält. Sie soll fester und schmackhafter als jede andere Butter sein. Die Akazien-, Mangle-, Affenbrod-, Leiba-, Drachenväume sind nebst dem Pisang, dem Mimosen und einer Menge Tropenbäume hier einheimisch. Besonders verdient jedoch hier der Gummibaum erwähnt zu werden, aus welchem die 3 Forste bestehen, die unter dem Namen der Gummiwälder bekannt sind und das bekannte Senegalgummi liefern. Diese Forste liegen unter 18° nördl. Br. und 4° östl. Länge am rechten Ufer des Senegal. Der Baum, welcher Gummi liefert, ist eine Art Akazie oder Mimoze (*Acacia olea*), das Gummi schwüst häufig aus, und wird von den Mauren gesammelt und in den Handel gegeben. Es werden in den Gummiwäldern jährlich zwei Ernten gehalten; die erste und reichlichere im Dezember. Sie liefert das schönste und trockenste, mithin das

beste Gummi, die zweite Ernte mitten im März, die weniger und geringerer Art liefert, da die Regenzeit Einfluss äußert. Bevor diese Gummiwälder entdeckt waren, brachte man alles Gummi aus Arabien, seit dieser Entdeckung aber wird das Senegalgummi bei weitem vorgezogen. In den westlichen Gegenden findet man alle Südfrüchte im Innern weniger Baumwolle, Indigo u. s. w. wachsen wild, und für alle Kolonialprodukte ist ein ergiebiger, vor trefflicher Boden vorhanden. Indessen sind bis jetzt nur Hirse, Mais, zwei Arten Reis, der Sumpf- und Bergreis, dann einige Holzkusarten als Gegenstände des Ackerbaues betrachtet. Das Land ist reich an Futtergras und Waldung; ersteres wird durch Blumen verschönert, unter denen die Liliaceen eine vorzügliche Stellung bilden. Ebenso ist hier auch der Lotus einheimisch. Diese reiche und prachtvolle Pflanzendecke ruht auf der Ebene auf aufgeschwemmtem Lande, unter welchem des Steingerippe tief liegt; wie sich jedoch das Land einwärts hebt, treten auch die Erdknochen an das Tageslicht aus. Der Granit bildet auch hier die Unterlage, auf welcher alsdann die übrigen Gebirgsarten aufgelagert sind. Reiche Steinsalzlager lassen auf frühere vulkanische Thätigkeit schließen. In geognostischer Hinsicht ist Afrika noch ganz unentdeckt. Park spricht von schwarzem Gestein, Basalt? — Bei der natürlichen Spürkraft des Europäers ist ihm doch nicht entgangen, daß Gold in Ädern, Staub und Minen vorkommt, eben so Silber, Kupfer, Eisen und Blei; besonders soll Magnetitstein häufig sein. Wie man Eisen im Mandigalande schmilzt, hat uns Park gelehrt. Das Verfahren ist höchst einfach in einer Art Hochöfen. Das Gold wird in Seifenwerken auf dem Terrassenlande gewonnen, aber auch in Pochwerken. Die ganze erste Stufe scheint reich zu werden an diesem Metall. Man gräbt kleine, 20 bis 25 Fuß tiefe Schachten in aufgeschwemmtem Lande und bewirkt die farbigen Thonschichten aus, die um so reichhaltiger werden, je tiefer sie liegen. Diese Erde wird in Röden von Palmblättern herausgetragen und von Weibern in Kalebassen geschwemmt. Auf der Oberfläche dieser Hügel,

welche das goldhaltige Erdreich liefern, sollen sich weiße Eisenperlen finden, von denen gelehrt Männer vermuthen, daß es vielleicht Platina sei. Auf den Hochgebirgen wird ebenfalls in den geschiebcreichen Flussbetten edles Metall gefunden, und zwar als Gerölle in Stücken, die öfters 2 bis 3 Unzen schwer sind. Alles dieses läßt auf sehr reiche Minen schließen. Das Eisen dieses Landes soll besonders von großer Güte, weiß, klingend und sehr schmiedbar sein.

Der reiche Boden, mit seiner guten, kräftigen Dammerde bedeckt, die eine so großartige Pflanzendecke nährt und von dieser wiederum prachtvoll gesäumt wird, ist zu einem Aufenthalt lebender Wesen mancherlei Art bestimmt. Das Nashorn, das Nilpferd, der Elephant sind den heißen feuchten Ebenen, den Stromreichen und Höhledickichten befreundet, wo sie in den Flüssen von den Diesenlacerten, in den feuchten Wäldern von Klesenschlangen sich umgeben finden, während das bewegliche Geschlecht der Vierhände in den 160 Fuß hohen Baumwipfeln gaukelt. Der Senegal macht hier die Grenze des Elefanten gegen Norden hin. Das südliche Ufer steht noch große Herden zur Tränke nahen, die man jedoch nicht zähmt, noch ihre Zähmbarkeit sich träumen läßt, wohl aber um der Zähne und des Fleisches willen jagt. Auch betritt dieses Thier die Hochterrassen nicht, vermutlich weil ihm das Steigen beschwerlich und die Bergluft zu kühl ist. Man findet auch das Nashorn mit zwei Hörnern. Kameele, Dromedare, Rind- und Schafvieh, letzteres mit Fetschwänzen, Giraffen, Pferde. Diese letztern sind in der nördlichen Gegend häufig und schön. Sie sollen auch wild vorkommen, gejagt und gegessen werden. Der Esel ist hier nicht überall häufig. Die Wälder und Wildnisse, besonders die schluchtigen Waldgürtel, wimmeln von Wölfen, Löwen, Elgern und Kähen mancherlei Art, von denen noch einige unbeschrieben. Schakale, Hyänen in so großer Zahl, daß Mungo Parks Expedition beinahe ganz gefressen wurde. Seine Esel verlor er alle, und die Menschen, welche tott liegen blieben, wurden von Hyänen begraben. Ameisenbären und unendliches Futter für sie, Fleder- und an-

dere Mäuse, Ratten und Hasen, Eichhörnchen und Stachelschweine, von allen findet man eine ganze Kabinetausstattung. Über ihnen schwärzen die rauhgierigen Geier, Adler und Falkenarten in mancherlei Geschlechtern, die bunten, geschwänzigen Holzschäbler, die schönen schlanken Piros, die schönen und possrlichen Strandläufer in den buntesten Arten, während sich das Sturmvogelgeschlecht im Meere badet und der trockne Strauß die Wildnisse durchschreitet. Außer den erwähnten Amphibien sind die Arten dieser schädlichen, widerlichen, schaudererregenden Geschlechter, dieser kalten heuchlerischen Schleicher und Hüpfer unzählig und eben so giftig, wie anderswo. Seen, Flüsse und Meere wimmeln von Fischen; man sieht auch häufig die Seeungeheuer, wie Seekrähen, Wallfische, Manatis, Meerschweine u. dgl. Die Senegalfische sind häufig giftig.

Dass die Insekten nirgends in der Welt eine angenehme Zugabe sind, weiß der geneigte Leser ohnchin, wenn er dieses besonders an einem schwulen Sommerabende lesen sollte. Allein Tropengeschmeiß haben wir denn doch nicht zu fürchten. Am Senegal, und besonders in den feuchten Wäldern, und vorzüglich zur Regenzeit, da ist es ganz etwas anders. Die leuchtenden Käfer geben zwar eine schöne Illumination und Honig ist auch dort säß, besonders da er aus Tropenwäldern fabrizirt ist. Was hilft aber das Alles gegen den schädlichen Kakelaken, gegen die Sand-, Staub- und andern Floharren, gegen die Spinnen und Skorpione, gegen die giftigen Ameisen und Schnaken schwärme? Nun kommen erst die Termiten, welche hier in ordentlichen Dörfern wohnen und Häuser bauen, auf denen Büffel aller Art Platz haben. Dann die Mückitowölken! Freilich sind die Ananas eben so gut, wie die zu Esmeralda am Orinoko im Amerika, aber die Musquito eben so tapfer und vielleicht noch tapferer. Was die Insekten vermdgen, geht aus einer Erzählung aus Mungo Parks zweiter Reise hervor. Ein wilder Bienenschwarm hielt sich durch die Karavane beleidigt, übersiel sie, tötete sieben Packesel und versetzte die ganze Mannschaft in einen so schmerzhaften Zustand,

die ganze Karavane gesprengt wurde, was der Volks-Expedition beinahe ein Ende gemacht hätte. Die Termiten sind hier in vier Arten: die kriegerische, trozig beißende und zerstörende, wovon ihm die Wahl freisteht. Das Geschlecht der Muskitos und Zokudos ist noch zahlreicher. Indessen sind hier zur Entschädigung die Sees. gezielter, besonders kostliche Austern und Meerspinnen, um ein wahres Spottgeld zu haben.

Auch in Hinsicht auf den Menschen dürfte dieses Land so ziemlich ein Welttheil im Kleinen genannt werden, weil er uns auch hierin das afrikanische Gepräge treu und ohne Verunstaltung darstellt. Unterdessen fällt in Afrika unter den Völkern eine gewisse Familienähnlichkeit auf, die sich in Sitten, Gebräuchen und selbst in der Sprache zeigt. — Die Bewohner Obersenegambiens sind keine Neger, sondern Mauren und muhammedanischer Religion. Sie treiben einen starken Gummihandel mit den sie besuchenden Europäern, besonders Franzosen und Engländern, welche letztere ausschließlich den Handel am Gambiaflusse treiben und dort mehrere Faktoreien besitzen. Portugiesen, Engländer und Franzosen schließen häufig Ehen mit den Eingeborenen, die sie mit der Familie des Mädchens verabreden. Daraus nun entspringt eine eben nicht bessere Art der Mulatten, die sich besonders durch Härte und Eifersucht auszeichnen und den Negern ziemlich ähnlich sind, daß man sie nur mit Mühe von diesen unterscheiden kann. Ihre Eifersucht ist zum Sprichwort an diesen Küsten geworden. Von den Engländern in Ostindien wird gerühmt, daß sie ihren dort erzeugten Kindern eine vorzügliche Erziehung geben lassen; das Gleiche gilt jedoch von den hiesigen Weisen nicht, und diese Europäslinge werden nicht einmal getauft, sondern behalten von ihren Vätern nur die Namen und die — Röheit.

Die Bewohner Mittel- und Niedersenegambiens sind Neger, die sich in viele Völkerschaften teilen, von denen die Fulier (Fuhlahs oder Puhls), die Faloser oder Ualofer und die Mandigoer die merkwürdigsten sind, sich zur muhammedanischen Religion bekennen, jedoch auch nebenher dem Fetisch-

dienste anhängen und von denen jeder Volksstamm seine eigene Sprache hat. Diese sogenannten Neger leben theils in despotischen, theils in monarchischen, theils in republikanischen Staaten. Sie treiben Ackerbau, Handel und einige Gewerbe. Ehe wir aber diese einzelnen Stämme näher ins Auge fassen, sei es uns vergönnt,

von den Negern im Allgemeinen zu sprechen. — Die Neger sind eine Menschenrace auf der Nordwestküste und im Innern von Afrika, die sich durch mittlere Statur, plattgedrückte Nase, schwarzes Wollhaar, platten Hirnschädel, vorgestreckte Kiefern, dicke aufgeworfene Lippen und schwarze Farbe auszeichnet. Man darf mit ihnen nicht die Mauren oder Nöhren der Nordküste von Afrika verwechseln, die keine Neger sind. Manche Naturforscher suchen sowohl aus der physischen Organisation, als aus den Neuerungen der Neger zu erweisen, daß sie nie den vollkommenen Bildungsstand werden erreichen können, den andere günstiger organisierte Nationen, z. B. die keltischen Völkerschaften, erreicht haben. In den Colonien galt der Neger als kaum mehr, als ein Hausthier. Die Weisen waren der Adel. Mehrere Beispiele beweisen aber, daß dem Neger keine geistige Anlage fehlt. Nur der Umstand, daß die Negervölker seit undenklichen Zeiten, in größere oder kleinere Häusern zerstreut, ohne feste Grenzen gelebt haben und daß sie durch den sinnlosesten Überglauben, mit dem größten Despotismus im Bunde, in einen fast thierischen Statusstand niedergedrückt worden sind, erklärt ihr einsdrückliches Pflanzenleben, in das höchstens die Karavanenzüge der Araber und innere Raubkriege einige Bewegung bringen. Wenige Stämme machen eine Ausnahme durch geringe Kunstabildung, und diese mißhandeln die übrigen. Zu ihrer gänzlichen Verwilderung hat der Sklavenhandel, auf den wir später zurückkommen werden, das Meiste beigetragen, indem er Krieg, Betrug und Raub unter ihnen vervielfältigte. Die Uebel der despotischen Verfassung der kleinen Negerstaaten, in welchen der Despotismus der Könige nicht einmal Ruhe

im Innern gewährt, waren schon vom Anfang an vorhanden, und schwerlich möchten die Neger, sich selbst überlassen, zu einer erträglichen Verfassung kommen. Zwar hat sich in England eine afrikanische Gesellschaft gebildet, welche die Ausbildung der Neger zum Zwecke hat; allein ihre Ergebnisse sind bis jetzt sehr unbedeutend. Der beredteste Vertheidiger der Neger ist der Bischof Grégoire, nur vermißt er oft Mohren- und Negervölker. Die bekanntesten Nationen der Neger sind: die Mandingoas, ein zahlreiches Volk, das sich von der Küste wahrscheinlich bis zum Ursprunge des Gambia hinzieht; die Falosi oder Qualosi oder Ualosi, an der Nordseite des Gambia in Senegambien; die Dahomey, welche seit 1724 sich auch der kleinen Reiche Whidah und Ardoa bemächtigt haben; die Kongier in Nickerneua, wozu auch noch die Angolaer und Benguuler gehörend; die Karrouss in Oberguinea, welche sich von den Fulahs getrennt haben und das Land vom Cap Monte bis zum Sierra Leonia behaupten; die Unziskos im öbern und niedern Aethiopien auf der östlichen Seite von Kongo; die Jaggas, welche von Einigen mit den Unziskos verwechselt werden, von den Grenzen von Abyssinien bis zum Gebiete der Kaffern; die Gallas, deren Sprache mit keiner äthiopischen Mundart übereinkommt, bilden 6 Völkerschaften in ihrem ursprünglichen Gebiete an den Grenzen von Abyssinien und Usan (ein Theil von ihnen besitzt seit 1537 die südlichen Provinzen Abyssiniens); die Mambos und Zimbos in Mono Emugi; die Mokaranssis, der herrschende Stamm in Monomotapa, aus welchem die Kaiser dieses Reichs gewählt werden; die Sarakolez, in Galani, einer Landschaft in Nigritien. Außer diesen Hauptstämmen der Neger befinden sich auch noch Reste und Zweige dieser Nationen in Marokko, Biles-dulgerid, auf der Küste von Usan, in Tunis, in dem größeren Theile von Madagaskar, auf mehreren ostindischen und in den Südseeinseln, wo sie die ältesten Einwohner zu sein scheinen.

Der Charakter des Negers ist im Allgemeinen kindliche Einfalt, Gutmuthigkeit, Frohsinn, der selbst durch die schwersten Arbeiten

nicht unterdrückt wird, Treue und Gastfreihit. Man darf die Gemüthsart der Neger nicht nach denselben beurtheilen, die seit langer Zeit in näherer Bekanntheit mit den Europäern gestanden haben. Eben diese Europäer trafen die besten und gutmütigsten Neger gewöhnlich nicht an den Küsten, sondern tief im Lande. — Dürften wir hier die edlen Züge von Gutmuthigkeit, Treue, Redlichkeit und Großmuth sammeln, so würde es eine nicht unbeträchtliche Sammlung geben. Der Neger, welcher nicht von Europäern verwöhnt ist, lebt sorglos, heiter und fröhlich. Es kümmert ihn nicht am Morgen, was der Abend bringen wird. Alles, was ihn belustigt, ist ihm angenehm. Tanz und Gesang begleiten seine Feste und füllen seine Abendstunden aus; und wenn er des Tages die ermüdendsten Arbeiten verrichtet hat, so kennt er keine bessern Erholungen, als des Abends einige Stunden zu hüpfen und zu singen. — Bedarf es nichts, so arbeitet er nicht. Der Blick in die Zukunft ist ihm fremd, und daher denkt er nur, wie er die Vorrichtungen des Tages und des Jahres erhalten möge, und läßt den nächsten Tag und das nächste Jahr für sich selbst sorgen. — An Beispielen gastfreundschaftlicher Aufnahme der Fremden, und namentlich der Europäer, fehlt es nicht. Man erfrischt Reisende ohne Unterschied mit Allem, was man hat, und wenn der erste Wirth für den Aufgenommenen nicht genug hat, so ist das ganze Dorf bereit, für ihn beizutragen. Man hat Beispiele, daß Neger für den europäischen Gastfreund beinahe das Leben aufopferteren, wenn die übrigen Neger an dem Weißen das Verbrechen seiner Landsleute rächen wollten. Selbst von der Unabhängigkeit und Treue der Sklaven an ihre nur einigermaßen billigen Herren gibt es bewundernswürdige Beispiele, und eben so schöne von der Unzertrennlichkeit ihrer Freundschaften, von der Innigkeit ihrer Kindes-, Bruder- und Geschwisterlichkeit. — Die Neger sind, wie alle höheren Nationen, noch Kinder; Alles, was Kinder etwa anziehen könnte, zieht auch sie festig und stark an, sonst würden die Europäer bei ihnen auch mit Glaskorallen und andern Kleinigkeiten nicht so viel ausgerichtet haben.

Um einer Grenadiermäuse willen führten zwei kleine Negerkönige einen blutigen Krieg mit einander; und die Ulongenprücke eines englischen Rechtsgelehrten wurde so heftig von einem Negerprinzen beghört, daß ihm in der That aus den Fasern eines Schiffstaues etwas Uehnlisches versiert werden mußte. — Des Tanges und Geschwâges wird der Neger, wie schon erwähnt, nie überdrüssig. Bei den öffentlichen Versammlungen spricht und erzählt jeder, was er weiß, und erzählt es mit bewundernswürdiger Geläufigkeit. — Alles, was ihnen gefällt, möchten sie auch gern haben, und freilich, wenn man es ihnen verweigert, so sind sie listig und geschickt genug, es durch mancherlei Künste an sich zu bringen, und einige Negerstämme stehen mit den Zehen der Füße eben so geschickt, als unsre Taschenkünstler mit den Händen, oder sie sind dreist genug, durch wiederholtes Bitten zu erlangen, was man ihnen verweigerte. — Freilich hat auch der Neger seine bösen Seiten. Wo ist die Nation oder der Mensch, der sie nicht hätte? — Er ist sehr rachsüchtig, zumal gegen Europäer, deren Grausamkeiten und Mißhandlungen er auf eine furchterliche Weise erfahren muß. Man hat Entsezen erregende Beispiele von der Rache aufgebrachter Neger. Er ist oft diebisch gegen die Weißen und entschuldigt sich damit, daß diese ohnedies der hübschen Sachen so viele hätten und daß man dem Reiz derselben unmöglich widerstehen könne. Große Herren, von welchen man aber nie den Charakter des Volks entnehmen muß, pflegen auf ihren Reisen häufig mit Gewalt zu nehmen, was sie haben müssen, und halten solchen Raub für rechtmäßig. Der Neger ist in den Gegenden dem Trunk ergeben, wo er die starken Getränke der Weißen kennen gelernt hat. Man sieht ihm auch Ausschweifungen in der Wollust vor, aber es möchte vielleicht darin schwerlich schlimmer mit ihm stehen, als mit dem Europäern, und die große Zahl der Weißen bei den Vornehmen ist häufig mehr eine Folge der Prachttheit, als der Begierde. — Über die Arbeitsscheu und Trägheit der Neger ist nur eine Stimme; aber diese trifft doch in der That nur die männlichen Neger, denn

die Weiber sind immer thätig und beschäftigt, da sie fast für alle Geschäfte sorgen müssen. Daß ein edler, menschlicher Sinn noch nicht so weit bei ihnen ausgebildet ist, um den Wahnsinn entsetzlicher Gebräuche zu vertilgen, beweisen die unmenschlichen, selbst bei so vielen friedlichen Gelegenheiten üblichen Menschenopfer und die Schändlichkeit des Sklavenhandels, der jedoch noch mehr den Europäern zur Last fällt. — Der Neger ist übrigens nicht ohne natürliche Anlagen für Künste, Gewerbe und Wissenschaften. Die Negerkinder, welche in der Schule zu Philadelphia in Nordamerika unterrichtet werden, stehen den Kindern der Weißen keineswegs in irgend einem Fache nach, und es gibt Beispiele genug, die es gar nicht zweifelhaft lassen, was aus den Negern gemacht werden könnte. Man hat Neger gehabt, die als Aerzte nicht unbedeutend waren, die im Rechnen sich auszeichneten, wie der bekannte Thomas Fuller; man hat Proben von ihrem Dichtertalent, die gar nicht zu verachten sind; Juge von Wit und Scharfzinn, die Bewunderung erregen, und es ist bekannt, daß die Neger in den westindischen Kolonien zu allen Arten von Künsten angestellt werden. Es geht nicht hieher, dies Alles mit einzelnen Beispielen, die ohnehin nur einzelne Fälle blieben, zu beweisen.

Was die Religion der Neger betrifft, so hat sich der Islam sehr unter denselben, nicht nur in den Gegenden des Senegals, sondern selbst sogar vielleicht in den inneren Gegenden der Goldküste verbreitet, doch haben wir nur von den ersten einige Kunde. Täglich verrichten die Marabouts oder Serims (Priester) die Religionsgebräuche dreimal mit Gebet und Messenderwerben aufs Angesicht und durch Bestreuen des Hauptes und Gesichts mit Sand. Laut spricht die Versammlung das Gebet nach und geht mit des Marabouts Salem Malek (Friede sei mit Euch!) wieder auseinander. Moscheen hat man nicht, außer etwa an zwei Orten. Man versammelt sich im Freien. — Die eifrigsten Muhammedaner sind die Mandingos, weniger eifrig die Fulahs oder Galos, aber bei allen ist des Negerb erglaubens viel mit

beigemischt, und namentlich wird auf die Griss- und gris viel gehalten. Uebrigens sind die Marbutus auch Lehrer der Kinder, und sie haben zu Setibo am Gambia einen Erz- und Hohenpriester. — Das Ramahdan, oder die großen Fasen, fällt bei ihnen allemal auf den Neumond nach der Herbst-Tag- und Nachgleiche. Sie begrüßen den Mond, indem sie ihm die Hände entgegenstrecken, die sie zuvor mit Speichel benetzt haben; sie machen ihre Geldbeutel auf und bitten, so wie er selbst voller werde, auch diesen zu füllen. Dergleichen Ehre erhält der Neumond aber immer und nicht allein zur Ramahdanszeit. Die Fasen halten sie sehr streng und rauchen am Tage keinen Tabak, ja manche binden den Mund zu, damit keine Fliege hineinkomme. Aber freilich entschädigen sie sich des Nachts durch Tanzen, Essen, Trinken und Rauchen. Am Tage pflegen (ganz wie im gleichen Falle bei den Türken) die Reichen zu schlafen. Ist der Ramahdan vorüber, so wird das Tabasket (das Bairam) ausgerufen. Man hält dann erst eine feierliche Prozession unter Anführung der Marbuten, schlägt Ochsen, und dann fängt sich der Folgar (Tanz) an. Weiber und Jungfrauen sangen einiger Orten das Fest an; ein weiblicher Gueriot (Tänzer) stellt sich an die Spitze der Haufen und singt; das Chor antwortet. Man zieht tanzend und singend um ein großes Feuer, um welches die Wornehmen auf Polstern liegen. Bald nachher erscheinen die jungen Männer, auch in Ehre abgetheilt, mit Trommeln und Geigen, aufs Beste gepüst und bewaffnet, wie wenn es zur Schlacht ginge. Sie belustigen sich mit Ringen. Die Mädchen stehen hinter ihnen, muntern sie auf und preisen den siegenden Jüngling durch ihre Lieder. Dann erst beginnt der eigentliche Tanz, der nicht eher aufgehrt, bis das Essen fertig ist. Bei dem Balle, dem Adanson bewohnte, kamen, nachdem die jungen Leute beiderlei Geschlechts einige Stunden getanzt hatten, die Wornehmen auf prächtig geschmückten Pferden herbei, welche dazu abgerichtet waren, mit dem Stampfen ihrer Füße die Bewegung der Musik auszudrücken. Die Reiter blieben auch nicht ohne Ausdruck,

und stellten eine Schlacht, einen Kampf, eine Jagd oder einen Tanz vor. — Die Beschneidung ist, wiewohl bei allen Negern üblich, unter den muhamedanischen Negern sehr wichtig und wird erst dann vorgenommen, wenn die Knaben dem Jünglingsalter nahe und eine Unzahl derselben beisammen sind. Je mehr der Knaben sind, desto mehr Freundschaften werden bei dieser Gelegenheit errichtet, die nachmals auf Lebenszeit dauern. So wie Bruce dieser Feierlichkeit bewohnte, — welcher nur Männer bewohnen dürfen — ging dieselbe, wie immer, an einem entlegenen Orte vor. Die Guerrots führten mit ihren Trommeln den Vorstab des Zuges, und ohne Gesang wurde langsam ein Marsch geschlagen. Die Marbuten der benachbarten Dörfer folgten paarweise in langen weißen Röcken und mit langen Hassagaien. Hinter ihnen kamen in einiger Entfernung die Knaben, welche beschnitten werden sollten, in lange Pagnes, wie in Kutteln, gekleidet. Sie gingen einzeln, und neben jedem ein oder zwei Verwandte, sie zur Standhaftigkeit zu ermuntern. Zwei tausend bewaffnete Neger beschlossen den Zug. Auf den Versammlungsplatz war ein Bret gelegt, auf dessen beiden Seiten sich die Priester und Wornehmen (Alkairs) stellten; in der Mitte des Platzes standen die Knaben und deren Freunde, um welche ein Kreis geschlossen wurde. Der erste Marbut verrichtete das Gebet, dann kam der Beschneidungspriester und der Vater des ersten Knaben, der beschnitten werden sollte, wozu er auf das Bret gesetzt wird. An einigen Tagen nur tragen sie seltsame Kleidung und eine Mütze mit einem Paar Ochsenhörnern. In dieser Bekleidung sollen an einigen Orten große Unordnungen von ihnen begangen werden. Es mag aber diese Kleidung nach Verschiedenheit der Gegenden verschieden sein. — Die Marbuten sollen sich als sehr strenge und gewissenhafte Leute beweisen, die ihr Gesetz mit aller Pünktlichkeit erfüllen, die jungen Leute im Lesen und Schreiben unterrichten (die Schule wird hier vor Tage und Abends gehalten) und vorzüglich vom Grisgrismachen und andern Gaukereien ihre Hauptnahme haben. Sie ziehen zum Theil im Lande

umher, selbst dann, wenn Kriege geführt werden, indem sie jedermann verehrt, führen ihre Lebensmittel mit sich und fallen daher Niemand zu Last — das macht, sie können aus einem einzigen Buche Papier viel Grisgris oder Zauberzettel machen, so viel, daß ein ganzer Trupp Marbuten sich davon unterhalten könnte. Uebrigens sind sie die erfahrensten Handelsleute, die wohl wissen, welche Waaren man nach diesen oder jenen Gegenden bringen, was man dagegen eintauschen muß und was sich daran verdienen läßt. — Nur diese Marbuten verstehen ein wenig Arabisch, und wer einmal unter ihnen den Koran gelesen hat, wird für einen großen Meister gehalten. Der Koran steht aber bei allen Negern in großem Ansehen, und die Fürsten, wie die Marbuten, lassen sich denselben auf Bügen und Reisen von einem eigends dazu bestimmten Diener nachtragen, oft in silberne Kapseln verschlossen. Es ist ein Hauptverdienst der Marbuten, den Koran abzuschreiben.

Wie viel Übergläubie bei diesen Negern herrsche, davon wollen wir nur einiges anführen. — Nach ihrer Meinung entsteht die Mondfinsterniß dadurch, daß eine große Rahe ihre Psotan zwischen Mond und Erde hält. Während einer solchen Verfinsterniß erwarten sie den Propheten. Die Meisten sterben bei ihnen an Zaubereien. Sie halten sehr viel auf Gelübde und auf Grisgris, die bald größer, bald kleiner, und mit arabischen Schriftzeichen oder mit Sprüchen aus dem Koran beschrieben sind. Man näht dieselben in seidene oder lederne, sauber gendhere Bentel oder Futterale ein. Der eine Grisgris hilft gegen Wunden, der andere gegen das Ertrinken, ein dritter gegen Gift, Gesangenschaft; andere dienen zum Glück auf der Reise, im Fischfang u. s. w. Zwei bis drei Sklaven oder vier bis fünf Ochsen für einen Grisgris zu geben, soll gar nicht selten sein. Man trägt dieselben um den Kopf, über die Schultern, auf der Brust, an sein geflochtenen ledernen Riemen, und Manche haben deren so viele, daß sie wohl an 30 Pfund schwer Gewicht haben. Selbst die Pferde werden damit versehen. Uebrigens haben die Neger auch ihre Hörchs oder Geister und Gespenster,

und ihren Mumbo Jumbo — eine Art Popanz für die Weiber, der besonders bei den Mandingos üblich ist, wo man auch geheimnisvolle Wälzer und andere furchtbare Gauksleien findet, unter welchen Knaben — und selbst Mädchen — zur Beschneidung vorbereitet werden. Man bewahrt das Geheimniß dieses Popanzes so sehr, daß ein Negerkönig, dem eine junge Gemahlin dasselbe abgeschmeichelt hatte, dahin vermocht wurde, seine sämtlichen Gemahlinnen hinrichten zu lassen, damit keine aussplaudern könne, was sie von der jüngern Mitsgemahlin etwa erfohren hätte.

Was die Religion der nicht mehr medanischen Negervölker betrifft, so ist es wohl gewiß, daß die Meisten ein höchstes Wesen annehmen, aber außerdem verehren sie eine Menge Götzen oder Fetische (Fetisse) (Manitus, Bossum), indem sie alles zum Fetisch erheben, was auf ihre Phantasie einen Eindruck macht. Sie haben ihre Bäume, die man als Fetische verehrt und welchen man Opfer bringt, — die Hörner der geopferten Thiere hängt man an dem Baume auf; — jeder Baum oder Felsen, ein Hühnerei, ein getrockneter Uffenkopf, ein alter Bock, ein Horn von einem Thier, ein Dattelkern, Fischgräten, Holzstücke, Eidechsen, Schlangen und unsformlich geschnitzte Bilder, kurz, was sich jeder erwählt, das kann er zum Fetisch erheben. Die Akraneger geben vor, der Mumbo oder das höchste Wesen sei zu vornehm, sich um die Menschen zu kümmern. Er habe daher Untergotttheiten besetzt, welches eben die Fetische seien. Um Sierra Leonia (in Oberguinea) sind diese Götzen sehr misgestaltete, einige Lehnlichkeit mit einem Menschen habende Thonbilder, die man gewöhnlich unter ein kleines Dach von Blättern stellt und denen man Opfer bringt, welche des elenden Götzen völlig werth sind, als alte Scherben und dergl., doch bringt man auch wohl zuweilen Korallen, Ringe, Branntwein, Pagnen u. s. w., und die Gewissenhaftigkeit dieser Leute ist so groß, daß Niemand dem Fetischen die Geschenke wegnimmt. Ein Fetisch auf der Pfefferküste, eine ungestaltete Menschenfigur von braunem Thon, empfing alle

Abende die Verehrung des Königs und seiner befragt; doch giebt es Gegenden, wo man keine Unterthanen. Bei gewissen Feierlichkeiten kann Priester zu haben scheint. Gold, Schafe, Kühe, zet sie vor dem Fetisch, bestreichen ihm das Gesicht mit Blut, und pudern ihn mit Reismehl. — Der Hauptgötze am Senegal ist eine kleine Figur, welche Chine genannt wird, und den man bei allen Unternehmungen befragt. Auf der Elsenbeinküste (in Oberguinea) hat jedes Reich seinen Hauptfetisch, und jedes Dorf einen besondern Schutzfetisch, der auf einem Altar von Schilf steht und auf Kosten des Dorfs angepuht wird. Fehlt es an Regen, so setzt man ihm einen Wasserkrug hin; wünscht man Wasserglück, so empfängt er Dolch und Säbel; will man guten Palmwein, so legt man den kleinen Meißel hin, womit man die Einschnitte in die Palmbäume macht. In Akra bindet man weiches Gras unter das linke Knie, läßt die Enden davon herunterhängen und schürzt Knoten mit Korallen hinein. In Daho meistet der Leopard in grossem Ansehen — und zu Maserado erhielt die Sonne sonst sogar Menschenopfer, jetzt hält man es für klüger, die Menschen an die Europäer zu verkaufen. — Manche Familien scheinen einen oder den andern Fetisch als ein Erbstück aufzubewahren (weil er ihnen nach ihrem Wahne gute Dienste geleistet hat), man hebt sie sorgfältig in Körben auf, man ruft sie um Schutz an und dankt ihnen für empfangene Wohlthaten. Ueberhaupt stehen manche Fetische ihrer Macht wegen in höherem Ansehen, als andere. Man hütet sich, den Besitzer eines solchen zu beleidigen; man sucht ihm seinen Fetisch abzukaufen und bietet nicht selten große Summen dafür. Uebrigens trägt man auch die Fetische am Leibe und ist nicht selten damit überladen. Alles Unglück kommt von dem Fetisch und man muß ihn nicht nur durch Geschenke, sondern an vielen Orten auch durch Karstungen versöhnen. Doch trifft es sich auch, daß man den Fetisch geradezu versäumt und einen andern nimmt; dann nämlich, wenn er braunten. — Um die Zeit, wo der Maas an seinen Vorfahren wenig genutzt hat. — Ge- fängt in die Höhe zu gehen, sendet man Leute wöhnlich wohnt in der Nähe eines Hauptfetisch ans, alle Schweine tödt zu schlagen, die man ein Fetischheer oder Fetischmacher (ein Priester), der sich bei seinem Gewerbe ganz wohl gebornten Schlangenfresser nicht nur die Mais befindet, indem Niemand den Fetisch umsonst felder verwüsten würden — was der Neger wohl

noch ertrüge — sondern auch die in den Feldern aufzuhaltenden Schlangen verzehren. Vor langer, als einem Jahrhundert wäre es beinahe zum förmlichen Kriege gekommen, weil ein Schwein, im Angesicht der Neger, eine Schlange auftrat. Die Schlangenpriester wirkten den Befehl beim Kdnige aus, daß sämtliche Schweine umgebracht werden sollten. Wirklich zogen ganze Heerscharen gegen die Schweine aus; mit Schwertern und Keulen; aber die Eigenthümer schägten ihre Thiere auch mit gewaffneter Hand, und der Kdnig mußte seine Befehle wieder zurücknehmen. Zum Glücke wird diese Schlangenart von einer andern Art Schlange verfolgt und gefressen; sie würde sich sonst viel zu sehr vermehren. — Außer seinen Schlangen hat der Whidaer noch 5 bis 6 Zoll hohe Ketische, die er auf die Felder, vor die Haustüren, in die Ställe u. s. w. setzt. Sie werden aus rother oder schwarzer Erde gemacht, mit Blätter besprengt, mit Palmlblatt eingesalbt, mit Eiern beschmiert und mit Federn aufgepunkt. — In einigen Gegenden Guinea's steht eine Art Eidechsen in demselben Ansehen, wie in Whidah die Schlangen, so wie auch nicht blos hier, sondern auch an einigen andern Orten die Ketische ihre Tempel haben, z. B. um Sierra Leon, wo einige Baumstämme in einem Kreise umherstehen, und ein Dach von Blättern und Zweigen bilden, unter welchem ein Altar steht (jedoch ohne Götzenbild), auf dem geopfert wird. — Die wichtigsten Dinge, Verträge, Eidschwüre u. s. w., werden unter Anrufung des Ketisch verhandelt. Man nennt dies Ketisch machen. — Man sagt: Ketisch trinken, d. h. trinken und den Ketisch anrufen, daß er sie töte, falls sie nicht den Bund oder Eid halten. Man macht auch Ketisch aus Nache gegen einen Feind. Bei diesen Handlungen ist allezeit ein Priester oder Ketischheer nothwendig.

Unter den Negern ist die Weilweiberei üblich, und die Menge der Frauen richtet sich nach der Größe des Vermögens; doch ist auch das nach den Gegenden verschieden. Um Sierra Leon nimmt man nur eine bis zwei Frauen, aber auf der Goldküste haben die mächtigern Könige wohl an 3000, denn die Menge der

Weiber macht hier ein Stück der Hospracht aus. In diesen Gegenden haben auch wohl gesämpter Männer unverheirathet bleiben müssen, woraus manches Unheil entsteht. Es ist häufig, daß ganz junge Mädchen, noch als Kinder, einem Manne verlobt werden. Der Bräutigam giebt eine Morgengabe, ein Kaufgeld an die Eltern oder Verwandten, und selbst auch wohl an den Kdnig, für die Einwilligung desselben, und holt dann, mit Gebräuchen, (s. Taf. XXXV.) die nach Verschiedenheit der Gegenden verschiedenen sind, die Braut ab. Der Preis ist fast überall: einige Pagnen, einige Unterk oder Gläschchen Branntwein, auch einiges Kindvieh, Glaskorallen, einige Dutzend Tabakspfeifen, nebst etwas Tabak. Der Werth dieser Dinge bleibt der Frau, wenn sie etwa von dem Manne zu irgend einer Zeit zu den Eltern zurückgeschickt würde. Sobald die Braut das rechte Alter erreicht hat, holt sie am Sonntag der Bräutigam beim Mondscheine mit einigen seiner Freunde ab, und führt sie dem Scheine nach mit Gewalt fort, ohne auf ihr Strauben und Schreien zu achten; bei einigen Goldkern von Sierra Leon schleppt ein alter Weib die Braut auf dem Rücken in des Bräutigams Haus. Der Weg, welchen sie geht, ist mit Matten belegt. In andern Gegenden geht es friedlicher ab; man bringt die Braut auf den Schultern junger Männer getragen in das Haus des Bräutigams, der an vielen Orten ein Hochzeitmahl ausrichtet, bei welchem die Gäste oft 3 bis 4 Tage schmausen, tanzen und singen, und sich auf andere Weise belustigen. Die muhamedanischen Neger haben mancherlei Gebräuche bei der Verheirathung. Der Marbut läßt das junge Paar ein wenig Sand verschlucken. — So bald die Braut in die Hütte des Ehemannes eingeführt ist, sieht sich dieser in den Besitz alles haussväterlichen oder vielmehr hausherrlichen Ansehens, befiehlt der Bräut Holz zu holen, Wasser herbei zu schaffen, Essen zu bereiten u. s. w., und er ist dann zuerst, die Braut aber, wie nochmals die Frau, nach ihm. In vielen Gegenden hat oft der Bräutigam das junge Kind, mit dem er verlobt ist, in seine

Wohnung genommen, und erzieht es selbst auf eigne Kosten, bis es zum Ehestande herangewachsen ist. — Wiewohl ein Mann mehrere Frauen nimmt, so scheint doch am Senegal und um Sierra Leonia nur eine, die zuerst geheirathete, als die rechtmäßige Gattin anerkannt zu sein, und sie hat, zumal wenn sie Kinder und namentlich Söhne hat, viel Vorzüge vor den übrigen, ob sie gleich doch auch nicht in der Gegenwart des Mannes essen, sondern nur in der Hütte, in welcher sie wohnt, ihre Mahlzeit halten darf. Uebends geht jede Frau in ihre eigene Hütte; des Morgens kommen sie alle und begrüßen kniend den Mann. Jede Frau erhält für sich und ihre mit ihr in der Hütte wohnenden Kinder den Unterhalt. Nach der Reihe herum ist und trinkt der Mann bei seinen Weibern. Jede Frau beschenkt den Mann jährlich mit einer Pagne, die ihrer Hände Arbeit ist, und sie wetteifern, wer ihm die schönste bringen kann. — Uebrigens ist das Weib fast überall das Lasthier, welchem die schwersten Arbeiten aufgebürdet werden, indessen der Mann seine Zeit hinbringt, so gut oder schlecht er will. Oft nach einem Tage voll Arbeit geht die Frau wohl noch dem Manne in seine Gesellschaft nach, um ihm die Fliegen abzuwehren, für seine Taschaspfeife zu sorgen u. s. w. — Sehr leicht kann sich der Neger einer Frau wieder entledigen, aber nur sehr selten kann er die Hochzeitgeschenke wieder zurückverlangen! Weiber, mit welchen Könige einen Unterthan beschenkt haben, können nicht wieder verstoßen werden, wohl aber kann der König das Weib wiedernehmen. Der Ehebruch wird auch von den Negern für schändlich gehalten, gleichwohl aber häufig genug begangen, und in manchen Gegenden geben die Männer wahrscheinlich selbst zu diesen Vergehnungen die Veranlassung, und mögen dabei wohl ihren guten Gewinn haben. Ist der Ehebruch dem Manne entgegen, so werden die Schuldigen als Sklaven verkauft und der Mann behält von den Kindern der Verkauften die stärkeren, die ihm zu Arbeiten nützlich sein könnten. — Mit der Erziehung seiner Kinder hat der Neger wenig Sorge. Was der junge Neger zu lernen hat, lernt er größtentheils von

selbst durch Zusehen. Jeder Neger ergreift die Lebensart seines Vaters. Vom 20sten Lebensjahr an ist der junge Neger auf der Goldküste sein eigener Herr. Die Mädchen lernen die häuslichen Verrichtungen von der Mutter. — Es ist sonderbar, daß zwar überall die Kinder von dem Vater erben; aber auf der Goldküste — man weiß nicht, warum? — erben die Bruder- und Schwesterkinder. — Von den Beerdigungsgebräuchen der Neger gilt im Allgemeinen Folgendes: Das Klaggeschrei, mit welchem ein Todesfall den Nachbarn und Freunden bekannt gemacht wird, ist unter den Negern eben so gewöhnlich, wie unter andern Völkern, und man sieht es wohl 24 Stunden lang fort. Um Sierra Leonia führt dieses Geschrei den Namen Whaa. Bei den muhamedanischen Negern wascht ein Marbut oder Priester des Verstorbenen Leichnam; die Bekannten richten unterdessen verschiedene Fragen an ihn: warum er nicht noch geblieben sei? wer ihm etwas zu Leide gethan? Er sei ja reich gewesen, habe eine gute und schöne Frau gehabt u. s. w. Einem nach dem andern thut solche Fragen an den Verstorbenen, während die Gueriot's ihre Klagelieder singen. Die Witwen und Kinder des Verstorbenen kümmern sich indessen um die Beerdigung nicht, sondern schlachten Vieh, verkaufen Waaren, Branntwein dafür einzutauschen, der bei dem Beerdigungsschmause nicht fehlen darf, nach dessen Beerdigung bei den muhamedanischen Negern der Tode unter eben der Kammer verscharrt wird, wo er gestorben ist, nachdem zuvor der Marbut dem Todten noch einige Worte ins Ohr geflüstert hat. Man richtet auch einen Pfahl auf, um Bogen, Hassagaien und Kächer des Entseelten daran zu hängen. Ein Topf mit Kuskus und einer mit Wasser gefüllt wird daneben gesetzt. An einigen Orten führt man auch um die Kammer, wo der Tote liegt, einen Zaun oder Graben, damit die Raubthiere den Leichnam nicht fortschleppen, wie dennoch zuweilen geschieht. Achte Tage lang sieht man die Trauerceremonie fort. — Stirbt ein Mann, so klagen Weiber und Mädchen. Die Männer führen bloße Degen, die sie an einander schlagen, halten mancherle-

seltsame Spiele, schreien einige Tage lang über den Verstorbenen (welches selbst die entfernten Verwandten an ihrem Orte thun). Beim Tode eines Königs schreit man eine bestimmte Zeit, 14 Tage oder 4 Wochen, während welcher Zeit sich viel Volks in dem Klaghause versammelt, welches die von den Nachbarn gesendeten Speisen von Kindern, Wdgeln, Reich u. s. w. verzehrt. Des Nachts werden die Folgars (Bälle) gehalten. Bei manchen Negervölkern werden diese Schausereien und Folgars einige Jahre hinter einander wiederholt, wenn die Verwandten die Kosten dazu hergeben wollen. — Bei den Issinis auf der Elfenbeinküste sucht man erst den Todten überall wie einen abhanden gekommenen Menschen. Man fragt nach ihm mit Thränen im Auge, und die Gefragten antworten: „Er ist fort.“ Indessen sind andere beschäftigt, den Todten zu schmücken, sein Haar zu kämmen, es aufzuwickeln. Über dem Grab, auch des Aermsten, thut man einige Schritte, damit sie in der andern Welt als Roborschire aufgenommen werden. Man gibt hier auch dem Todten etwas Geld mit. Vielfältig verschieden sind die Beerdigungsgebräuche, wozu man an einigen Orten die Kosten erst zusammenzahlt. An manchen Orten wird der Leichnam an einem besondern Platze beerdigt, und den Zug führen die Guerrots mit Trommeln an, welchem bewaffnete Männer nachfolgen. Hierauf kommt der Leichnam, von zwei Männern getragen, dann die heulenden und das Gesicht zerkratzenden Weiber. Auf der Goldküste gehen die begleitenden Weiber eine hinter der andern — die große Frau (oder der Mann der verstorbenen Frau) geht zuerst. Jede hat einen Strohwisch auf dem Kopfe und stützt sich auf einen Stock. Man zieht durchs ganze Dorf und legt den Leichnam in eine Grube, die man mit Erde und Stein bedeckt. Hierauf beginnt der Folgar. — Grausamkeit und Uberglaube haben bei den Beerdigungen freies Spiel. An sehr vielen Orten von Guinea werden dem vornehmen Verstorbenen Leute zur Beerdigung mitgegeben, und darum bei seinem Grabe geopfert. Gewöhnlich trifft dieses Loos diejenigen, die dem Verstorbenen am liebsten waren. An der Pfefferküste wird

II.

daher die erste Frau mit begraben, nachdem man sie zuvor halb geröddet hat. Ein Fürst in Guinea muß wenigstens zwei bis drei Frauen in jener Welt vorfinden, die daher auch lebendig mit ihm begraben werden; eine Ehre, nach welcher das Drängen so groß ist, daß es oft vor Gericht ausgemacht werden muß, welche dazu gelangen sollen. An andern Orten werden eine Menge Officiere und Sklaven niedergehauen, und in Benin (in Oberginea) die vornehmsten Hofbeamten des Königs mit dem Leichnam derselben in eine große, tiefe Grube beigelegt, welche mit großen Steinen zugelegt wird. Wenn Niemand mehr von den Mitbegrabenen lebt, dann wird der Stein hinweggenommen, das Volk mit mancherlei Speisen bewirthet, welches dann umherläuft und noch Bielen die Köpfe abhaut und auf das Grab des Verstorbenen w. r.ft. Um furchterlichsten herrscht diese grausame Sitte in Dahomei, wo mehrere Tausende bei dem Begräbnisse des Königs niedergehauen werden, und wo man, was noch entsetzlicher ist, alljährlich diese Begräbnissfeierlichkeiten wiederholt und eine große Menge Menschen dabei ermordet — d. h. die Gräber der Könige tränkt. An mehreren Orten muß man schon darum die Leichname recht lange gegen die Verwesung vor der Beerdigung zu schützen suchen, damit man Zeit zu den Begräbnissfeierlichkeiten erhält. Man trocknet daher den Leichnam über Kohlensfeuer ein, oder man überzieht denselben mit Harz; man kaust indessen noch alte und gebrechliche Leute um wohlfeile Preise, und richtet sie mit den Weibern, Beamten und Sklaven des Verstorbenen hin. So soll es bei den Aminas, Jossos, Mokkos und Mandingos sein. — Essen und Trinken auf die Gräber der Verstorbenen zu sehen, ist, wie bereits erwähnt, an mehreren Orten gebräuchlich. Besonders sollen die Mandingos hierin den Vorfahren viele Ehrfurcht beweisen. Sie haben diese Gräber mit Bäumen eingefaßt, tragen Milch darauf hin, und die Kinder bringen den Eltern Laubwerk und Blumen. — Man ist bei den Negern sehr geneigt, den Tod der Verstorbenen der Zauberei oder der Vergiftung zuzuschreiben. Während man um Sierra Leonen den Todten nach

¶ 22

dem Gebüsch hindragt, wo die Begräbnishütte ist, fragen ihn die Verwandten, ob er durch Gift oder Zauberei gestorben sei. Nicht der Verstorbenen — ob er nicken oder ein verneinendes Zeichen geben soll, kommt ohne Zweifel auf die Kunstgriffe des Träger an, mit welchen Verabredung getroffen ist — so fragt man weiter, welcher von seinen Feinden Schuld sei? ob der oder der? Bejaht der Leichnam, so wird, wenn er durch Zauberei gestorben ist, der Beschuldigte als Sklave verkauft; will er aber durch Vergiftung gestorben sein, so wird der vorgebliche Thräter zwar eingezogen, aber man macht ihm das Entkommen leicht, damit er nachher durch einen Reinigungstrank seine Unschuld beweisen könne. Eine eigene Trauerkleidung haben wenigstens die Negerinnen um Sierra Leonia, bei den Bullamern und Timmanien, in einer weißen Rüge bestehend, die so tief über die Augen herabgeht, daß sie nur aus die Erde sehen können.

Dass die Neger, und besonders die Congener, für Tanz (s. Taf. XXXIII.) und Musik höchst eingenommen sind, haben wir schon erwähnt. Freilich ist diese Musik dem Ohre eines Europäers sehr unangenehm. Der durchbohrte, inwendig und auswendig dünn gesetzte kleine Elefantenzahn, der ihr Horn oder ihre Trompete macht, und der ausgehöhlte hölzerne Klop, der mit einer Thierhaut überspannt ist, machen ein wildes Geräusch, welches jedoch bei keiner ihrer Feierlichkeiten fehlen darf. — Die Trommel der Mandingos ist eine Elle lang, oben einen Schuh und darüber, unten aber weniger im Durchmesser haltend, und wird mit dem Klöppel in der rechten Hand und mit der bloßen linken Hand gerührt. Eine sehr grohe Trommel, Tonglong, hörtbar auf 6 bis 7 Meilen, wird nun, wenn der Feind herannahrt, oder bei andern außerordentlichen Fällen, gerührt, um den Nachbarn dadurch Nachrichten zu ertheilen. Außer diesen hat man ein dreisaitiges laternenartiges Instrument, wo auf einem halben ausgeböhlten Kürbis ein langer Griff aufgesetzt ist, mehrere Füden von Rohr, die aber nur einen Ton angeben, und das Baslafo, welches das angenehmste Instrument ist,

und aus 16 oder 17 federkielstäcken, auf hölzernen Leisten ausgespannten Drahtsalten besteht, deren ungleiche Länge von 8 bis 18 Zoll beträgt und die man mit mit Leder überzogenen hölzernen Klöppeln schlägt. Die Gueriot's (s. (Taf. XXVIII.) sind Bänkelsänger, Dichter aus dem Steggkreis und Komdiante, die da und dort umherziehen, und denen, die es bezahlen können, durch ihre Lobgesänge schmeicheln, oder bei festlichen Gelegenheiten die Zusammenkommenen durch alte Lieder und Romanzen belustigen. Die Könige am Senegal halten sich mehrere solcher Leute zu ihrem Bediengen, und einer derselben trägt die große Trommel vor, die Olanda, wenn der König in den Krieg zieht, schlägt dieselbe mit den Händen und schreit aus vollem Halse dazu. Besingt eines Königs Gueriot jemandes Lob, so wird diese große Ehre mit grossem Geschenken bezahlt; auch würde der Edinger den Besungenen sonst in ein sehr übles Gerücht bringen, welches dem Neger unerträglich kränkend ist. Der Hauptinhalt ihrer Lieder ist: „Er ist ein großer Mann, ein großer Herr, er ist mächtig und edel, er hat Sangara (Brannwein) weggeschenkt,“ und das wird bis zum Ekel auf die abscheulichste Weise wiederholt. Indessen gewinnen sie durch ihre elenden Künste so viel, daß man sie für reich hält, und ihre Weiber mehr Krystall, blaue Steine und Glasperlen haben, als die Weiber der Senegalkönige. Viele freilich, die die Kunst zu schmeicheln und zu belustigen nur schlecht verstehen, erwerben so wenig, daß sie sich vom Baumwollgewebe und ähnlichen Arbeiten ernähren müssen. Sonderbar ist es, daß, wiewohl diese Menschen im Leben ziemlich geachtet werden, man doch dieselben im Tode verachtet, und ihnen ein ehrlisches Grabnis verweigert. Man will nicht neben ihnen begraben sein, und hält die Stelle für verflucht, wo sie liegen; sie dürfen nicht unter die Erde gebracht, ja nicht einmal in einen See oder Fluß geworfen werden, sondern die Verwandten der Gueriot's sind geneigkt, die Leichen derselben in einen hohlen Baum zu stecken, wo sie gewöhnlich von Raubthieren verzehrt werden. Der Grund der tiefen Verachtung ge-

gen sie mag wohl theils in der Liederlichkeit dieser Menschen, mehr aber noch in dem Vorurtheil liegen, daß sie mit dem Haare (hößen Geiste) einen vertrauten Umgang hätten. — Für den Tanz sind die Neger, mehr noch die Magazinmänner, entschommt, und diese bezahlen die Musikmachenden und ihr Lob singenden. Guestriots, wenn es an andern Dingen fehlt, oft mit ihren Kleidungen. Die Weiber tanzen aber fast allezeit allein, geschwind, mit vielen Stellungen und Bewegungen, und die Umstehenden Knöpfchen indessen taktloschlagend in die Hände. Um liebsten tanzt man das Schanda beim Mondschluß, immer in dem schwülichen Kreise sich herumdrehend, mit den Händen schlagend und dazu singend. Die misselsten Weiber im Kreise halten während des Tanzes die eine Hand auf den Kopf, die andere auf den Rücken; biegen sich vorwärts, kampfen mit den Füßen auf die Erde. Die Musik ist eine Trommel von einer Kalebasse; auch hat man besaitete Harfen und zitherartige Instrumente, und zur Vermehrung des Geräusches Klappern von ausgehöhlten Kürbisshänen, in welche kleine harte Perlen gespannt werden. Auf der Goldküste, wo alle Abende einige Stunden vertanzt werden, führen die Männer Fächer aus Elefanten- oder Röhrlscheiben; die Frauen haben Schellen an den Füßen. — Manche Tänze oder Ballen vielmehr (Folgars), werden mehrere Nächte mit Leidenschaft vorgetragen und das Trinken dabei nicht vergessen. Kinder selbst wissen ihre Bewegungen nach dem Takt der Musik einzutrichen. Für einen Europäer würden ihre Tänze sehr abmattend sein; aber für sie, selbst wenn sie des Tages Last und Hitze getragen haben, sind sie erholend. Fürsten geben wohl für angeschlagene Fremdlinge einen Ball oder Folgar, welchem beiwohnen sich Alles herzudrängt, sowohl seine Lustlust zu stillen, als seine Geschicklichkeit zu zeigen. Werden um Sierra Leonia feierliche Tänze gegeben, so sind dazu eigene Tänzer gewählt, die eine seltsame Tracht auszeichnen. Den Kopf schmückt eine hohe Wamsentümpe mit Federn umsäckt; das Gesicht ist um Augen, Nase und Mund weiß bemahlt; ein Wamsurock bekleidet die Hüften, und die flachen Holz-

stüle in den Händen dienen den Tänzen zu schlagen. An der Goldküste führt man sogar mischische Balletts auf, und stellt Land- und Seeschlachten, das Erbauen eines Forts u. s. w. vor. Mancherlei Spiele hat noch der Neger zu seiner Belustigung, und verschiedene darunter schönen Glücksspiele zu sein. Man segt das ganze Vermögen, und zulegt sogar, wie bei den alten Deutschen, seine eigene Person auf Spiel, und verliert man sich, so wird man Sklav.

So vielfältig die Stämme der Neger sind, so verschieden ist auch ihr politische Verfassung. Man findet Monarchien neben Republiken; furchterliche Despotien neben freien Leuten; gemilderte Demokratien und ein verschiedenes Gemisch von diesem Allen. Hier ist ein Dorfskönig, welcher nichts zu sagen hat, und dort sind Könige großer Reiche, die ebenfalls nichts vermdgen, und von den Oberhäuptern der Dörfer und Distrikte abhängen, auf deren Verathschlagungen und Entscheidungen fast Alles ankommt. Am Senegal ist die monarchische Regierung eingeführt, und die Könige beschließen unumstrickt, ob sie sich gleich von ihren Unterthanen nur darin unterscheiden, daß sie mehrere Häuser, Weiber und einige Stühle haben. Die Kinder eines solchen Prinzen müssen oft nach des Vaters Tode als Geometta, oder Matrosen, Dienste nehmen. Dies Thron besteigt der Bruder oder Neffe des verstorbenen Königs, und in Ermangelung dieser einer der Söhne seiner vornehmsten Gemahlingen, welcher in dem Rathe der Großen dazu aussersehen wird. Um Sierra Leonia, wo die Könige Väter genannt werden, hat jeder Distrikt seinen König, der durch die Wahl gewisser Oberhäupter ernannt wird. Ihm folgt sehr oft sein erster Minister, wenn sich dieser Liebe zu erwerben verstand. Die königlichen Einnahmen bestehen in den Geschenken der Unterthanen, die in mancherlei Angelegenheiten den Beistand des Königs bedürfen. Die Rechtsstreitigkeiten werden im Hukrik, oder in öffentlichen Gerichten untersucht, wobei man auch Palaver spricht (Advokaten) hat, die mit einer bewundernswürdigen Geläufigkeit das Wort führen. Viele von den kleinen Distriktkönigen auf

der Goldküste würden gar nichts gelten, wenn sie nicht durch ihren Reichthum ein Unsehen hätten. Sie haben auch von ihren Unterthanen keine Art der Auszeichnung, als zwei Knaben, deren einer den Stuhl, der andere den Degen des Dorfprinzen trägt; weshalb ihm aber keiner, der ihm begegnet, eine besondere Ehre erzeigt. Gehen sie aber in ein anderes Dorf, so suchen sie sich mit so großem Glanz zu umgeben, als nur immer möglich ist. Sie lassen sich von so vielen Leuten begleiten, als sie aufzubringen können, und lassen Schilder und Sonnenschirme sich vortragen; bei solchen feierlichen Gelegenheiten sind auch die Weiber kostlicher gekleidet. Ein solcher König geht täglich des Nachmittags auf den öffentlichen Versammlungsort, wohin selbst Sklaven kommen dürfen, wo man gemeinschaftlich schwagt und erzählt, und sich in Palmwein berauscht. Keiner ist dadurch genirt, daß der König unter ihnen ist, der gleichwohl zuweilen einen Unterthan zur Sklaverei oder gar zum Tode verdammt. Doch muß dann der König sehr fest in der Gunst des Volkes stehen. — Die bedeutenden Könige in Guinea haben ihre Kabosire oder Kabuschere, welches Beamte verschiedener Art und Ranges sind. In Dahomei ist nur Ein freier Mann — der König, und in dessen Händen Leben und Tod, Hab und Gut, des ersten Ministers eben sowohl, als des geringsten Unterthanen steht. Auch der Minister muß sich vor dem König aller Zeichen seiner Würde begeben, die er außerhalb des Palastes führen darf. Einer der Minister wartet stets am Thore des Palastes, und wenn er von einer der Frauen zur Audienz gerufen wird, kriecht er auf Händen und Füßen in den Audienzsaal und bleibt demuthig liegen. Dagegen aber müssen die Edhne des Königs, selbst der Kronprinz, die Minister kniend und mit Händeklatschen begrüßen. Niemand, Europäer und die Weiber des Königs ausgenommen, darf in seiner Gegenwart sitzen. — Eine große Ehre ist es, wenn der Königemand mit geistigem Getränk beschenkt. Der Geehrte legt sich rücklings auf die Erde nieder, der König mit der Flasche füllt ihm die Flüssigkeit ein, und er darf nicht aufzuhören zu

trinken, bevor nicht der König abzieht oder die Flasche geleert ist. Den Weisen wird jedoch das Getränk in Gefäßen gereicht. Obwohl die ganze Regierung höchst grausam und unmenschlich ist, und mehrere Menschen nicht etwa um Vergehen willen hingerichtet werden, sondern um die Größe und Macht des Königs zu beweisen, so kommt den Unterthanen doch kein Gedanke an Empörung ein, und der grausamste Befehl wird eben so willig, als der mildeste befolgt. Über der König steht auch das für bei dem Volke in dem Unsehen einer Gottheit, die nie ist (was auch nie öffentlich geschieht), sondern nur trinkt. — Das bei den Negern vom bestimmten Gesetzen wenig die Rede sein kann, läßt sich leicht denken. Die Willkür des Despoten und altes Herkommen vertreten meist die Stelle derselben. Der Ehesbruch wird an den meisten Orten mit Sklaverei oder mit Geldstrafen belegt. Um Senegal wird der vorsätzliche Mörder mit seiner ganzen Familie verkauft. Falls er nicht Sklaven für sich stellen kann — der unvorsäßliche kann von dem Könige losgesprochen werden. Der Dieb wird hier, gleichviel, wie viel der Diebstahl betrage, auch zur Sklaverei verurtheilt; an anderen Orten kostet es Wiedererstattung und Geldbuße. — Gold, Sklaverei und Tod sind immer die Hauptstrafen für Hauptverbrechen. Die letztere Strafe wird oft in eine der beiden andern verwandelt. — Statt der beiden Schuldner, die nicht zahlen wollen, sucht der Gläubiger von der Familie oder von den Landsleuten des Schuldners so viele Personen gefangen zu nehmen, daß sie dem Betrag der Schuldpost gleichkommen. Dann läßt er dem Schuldner wissen, daß er auf ihn gefangen habe und daß er seine Verwandten oder Landsleute durch Rückzahlung der Schuld lösen oder erwarten müsse, daß dieselben in die Sklaverei verkauft würden. Es entstehen nicht selten aus solchen Vorfällen große Zwistigkeiten, nicht nur zwischen Familien, sondern auch zwischen benachbarten Districten und Dörfern. — Viele Hauptstädte sind auch in diesem Punkte durch die Bekanntschaft mit den Europäern, und durch die Begierde nach ihren Waaren veranlaßt wor-

den, die sonst diesem Volke wohl indgen unbekannt gewesen sein. Kleine Vergehnungen sind groß geworden, Ungerechtigkeiten häufiger und die Strafen strenger, dann jedes kleine Vergehen wird mit Sklaverei bestraft, weil der Sklavenhandel viel einbringt, und tausend Ränke, einander zu verderben, sind in den Gang gekommen.

Unter den verschiedenen Negervölkern herrschen fast immer unaufhörliche Kriege, die aber gewöhnlich nicht lange dauern. Armeen von 200 bis 500 Mann rücken ins Feld, ihre Nachbarn zu überfallen, Beute und Sklaven aus den Gefangenen zu machen. Armeen von einigen Tausend Mann sind schoa seltner, und man weiß in dem Innern von Guinea nur von zwei Völkern, die gegen 20,000 Mann und darüber ins Feld stellen könnten. Man führt Kriege um jeder Kleinigkeit willen, meistens in der Absicht, Sklaven zum Tauschhandel gegen europäische Waaren zu gewinnen. Die alten Waffen, deren man sich bediente, und die noch jetzt an den meisten Orten im Gange sind, bestehen aus Säbeln, kurzen Degen, Bögen und Pfeilen, und aus Hassagaien oder Wurfspiesen und Lanzen. Die Pfeile zu vergessen soll jetzt weniger statt finden, als ehedem. Dagegen kennt man jetzt an verschiedenen Orten das Schießgewehr nur allzugut, und bedient sich desselben häufig, wiewohl man daneben oft noch sich der alten Waffen bedient. Im Gebrauche der Waffen sind sie alle sehr geschickt. Sie bedienen sich auch der Schilde; bemahnen sich übrigens den Körper, um ein furchtbares Ansehen zu erhalten, seien eine mit Opferblut bespritzte Mütze von Thiersfell auf, an welcher oft noch der Schwanz des Tieres hängt, oder ziehen wohl gar einem Tiger, Büffel oder Rehkopf die Haut ab; und setzen sie statt Mütze auf, so, daß die Augenlöcher der Haut auf ihre Augen passen. An Grigris und andern Amuleten läßt man es niemals fehlen, und man ist zuweilen ganz damit überladen. — Jeder Krieger versieht sich mit Lebensmitteln, mit einem Sack oder Topf voll Ruskus; oder mit zerrriebenem Maismehl und einer Kalebasse zum Trinken. Dem Ausfahre wird die Fahne vorgetragen

und der Sonnenschirm über den Kopf gehalten. — Eine Schlacht ist gewöhnlich in einer oder zwei Stunden beendet, und ein Krieg in 10 oder 14 Tagen, oft in 2 bis 3 Tagen. Was man lebendig fängt, muß Sklave werden, einen König selbst nicht einmal ausgenommen. Den Erschlagenen haut man die Köpfe ab und bewahrt sie als Siegeszeichen auf. — Die gewöhnlichen kriegerischen musikalischen Instrumente sind eine Art hölzerner Trommel und das Horn, unter deren Klang die einzelnen Trupps mit gräßlichem Geschrei den Feind angreifen. Dann sich 50 bis 60 Schritte zurückziehen, wieder das Gewehr laden, und aufs neue feuern oder angreifen. Handgemein wird man hier fast niemals. — Höchst merkwürdig ist es, daß in Dahomei auch weibliche Soldaten gehalten werden, die eine Art Leibwache des Königs bilden, und aus den 3000 Weibern genommen werden, welche derselbe sich hält. Sie haben ihren General und ihre Offiziere; die gleiche Geschlechts mit ihnen sind, und werden zu allen üblichen Handvers eingetabt. Trommeln, Hörner, Fildeten und Trompeten, ihre Fahnen u. s. w. führen sie eben sowohl, als die Männer-Truppen.

Es ist sehr merkwürdig, daß sich an mehreren Orten Spuren von geheimen Orden & Verbindungen bei den Negern vorfinden. Schon was wir von dem Mumbo Jumbo erzählt haben, scheint eine Art solcher Verbindung vorauszusezen; aber weit auffallender ist der Purrah, welcher bei den fünf Völkerschaften der Fulhas Sufus, zwischen dem Sierra Leonä-Fluß und dem Cap Monte, statt findet. Diese fünf Völkerstaaten leben in einer republikanischen Verfassung, die unter einer gemeinschaftlichen Direktion, welche eben dieser Purrah ausmacht, mit einander verbunden sind. Jede Völkerschaft, oder Bezirk hat seinen eigenen Purrah, und aus den Völtesten des Purrahs aller fünf Völkerschaften bildet sich der große oder oberste Purrah, der den Oberbefehl über alle fünf Nationen hat. Man muß 30 Jahre alt sein, um in einen der Bezirkspurrahs aufgenommen zu werden, und fünfzig, um in den großen Purrah einzudringen zu können. Will jemand in einen kleinen Purrah treten, so muß-

sen sich alle bereits im Bunde stehende Personen für ihn verbürgen. Sie schwören dem neuen Mitgliede den Tod, falls es nicht die Probe besteht, und seine Ordenspflichten, natürlich die Verschwiegenheit, bricht. In jedem Distrikt giebt es einen Wald, in welchen man denjenigen bringt, welcher dem Orden einverlebt werden will. Hier empfängt er einen Monat lang von verlarvten Personen seine Mahnung, darf nicht sprechen, und nicht ohne Todessgefahr die angewiesenen Grenzen überschreiten. Darauf erst nehmen die unbekannten Proben ihren Anfang, wobei die Wälder von furchtbaren Tönen wiederhallen, große Feuer entstehen, die in verschiedenen Richtungen den Wald durchlaufen sollen. Sind diese Proben überstanden, so wird das neue Mitglied einweih't und schwört Verschwiegenheit und den unbedingtesten Gehorsam. Bricht er ja das Gelübde, so trifft ihn der Tod, wo er es am wenigsten erwartete, vielleicht mitten im Schooße seiner Familie, durch einen verlarvten Krieger, welcher die Worte spricht: der große Purrah sendet dir den Tod. Worte, bei welchen Alles ohne den Versuch eines Widerstandes zurückweicht. Ein Bezirkspurrah besteht aus 25 Personen. Aus jedem Bezirkspurrah werden 5 Personen gewählt, aus welchen der Oberpurrah gebildet wird. Die ersten schlachten, was bei ihrem Stamm vorgeht, aber der große Purrah kommt nur bei sehr wichtigen Angelegenheiten, bei den Kriegen der Volkerschaften, oder wenn jemand Geheimnisse verrathen hat, zusammen. Der Oberpurrah lässt den kriegsfährenden Stämmen wissen, dass er nicht zugeben könne, dass sich Brüder und Verbündete morfern, und dass man alle Feindseligkeiten so gleich einzustellen müsse, deren Grund er schon untersuchen wolle. Bei Todesstrafe darf von diesem Augenblicke an kein Blut mehr vergossen werden. Einen Monat lang untersucht der große Purrah den Grund der Fehde, und zieht in dessen aus den neutralen Volkerschaften Krieger zusammen zur Bestrafung des schuldigen Theils, die gewöhnlich in viertägiger Plünderung besteht, wobei alle Krieger entlarvt mit brennenden Fackeln und Dolchen bewaffnet, in Not-

ten von fassig bis sechzig verheilt, vor Tagesanbruch in die zu bestrafenden Dörfer einschreiten, den Befehl des Oberpurrah ausrufen, und dann plündern. Es flüchtet sich dann jedermann in die Hütten, denn wer auf den Straßen gefunden wird, wird niedergemacht. Den Ertrag der Plünderung erhält zur Hälfte der leidende Theil, die andere Hälfte nimmt heits der Oberpurrah, theils bekommen sie die Krieger. Oft plündert man auch einzelne Familien, die zu mächtig werden könnten, und nimmt ebenfalls verkleidete Krieger dazu. Wehe dem Familienhaupte, das sich widersetzen wolle; man führt es in die Wälder und es verschwindet auf immer. Unter den Quoschanen, im Innern der Länder an der Pfefferküste, giebt es auch eine Verbindung, die Bruderschaft des Belli, die aber, was sie thut, für Birthungen der Jananin, oder Geister, ausgleicht. Eine der Untreue verdächtige Frau muss einem heiligen Schwur ablegen, dass sie schuldlos sei; wird sie dann eines Meineids überführt, so führt sie ihr Mann Abends auf den Markt, wo die Mitglieder des Ordens sitzen, welche die Jananin aufrufen, ihr dann das Gesicht verdecken, ihr einen Berweis geben und sagen, dass, weil es das erste Mal sei, so ließen sie die Jananin noch los. Es giebt dabei ein verwirrtes Gedse, so dass die Frau glauben soll, dies werde von den Geistern erregt. Gehlt die Frau zum zweiten Male, und wird überwiesen, so wird sie, unter dem Gedse eines Saiteninstrumentes, des Morgens auf den Markt geführt, muss während eines lauten Gerüschtes dreimal rings herum gehen, damit jeder der Verbündeten — denn kein Anderer wagt es, sich blicken zu lassen — Alles, was vorgeht, sehen könne. Dann wird die Verbündeten in den heiligen Wald des Belli geführt, und man hört nichts weiter von ihr. Die Uneringewicheten sagen, sie sei von den Jananin geholt, die ihre Meinung nach in den Wäldern wohnen, und bei jeder Gelegenheit angerufen werden, jedoch nur von Männern, denn das weibliche Geschlecht und Kinder dürfen nicht hinein, weil sie sonst gleich von den Geistern getötet werden würden. Die Mitglieder dieses Belli-Or-

dens haben große Vorrechte, und sind die Pele-
sir der Religion, und Räthe und Richter des
Volks. Der König ist der Erste des Ordens,
der im Besitz geheimnißvoller Geschwörungen
und des Reinigungssanktes ist, und durch die
Jananin (das heißt durch seine Mitglieder)
die Verbrecher aus dem Wege räumen läßt.
Alle 20 bis 25 Tage werden neue Mitglieder
aufgenommen, und man nimmt die vorzüglich-
sten Jünglinge dazu. Es wird ihnen eingehib-
det, als wären sie fast ganz verbrannt, und
hierauf würden sie ganz umgewandelte höhere
Menschen. — Man bringt diese Novizen auf
4 bis 5 Jahre in die Einsamkeit eines Waldes,
dem sich Niemand nähern darf. Hier werden
sie unterrichtet und empfangen alsdann das Or-
denszeichen — gewisse Schnitte am Halse, welche
verstaubt so aussehen, als wären Nagel ins
Fleisch gedrückt. Die Jünglinge lernen hier,
neben manchen andern unüblichen Dingen, ei-
gene Gedärme und Tänze, wovon sie später öff-
fentliche Proben ablegen müssen. Uebrigens
ist der Belli, von dem der Orden den Namen
hat, in der That nichts anderes, als ein Feindsch,
den der Oberpriester aus einem Leige kniet,
und der nicht immer dieselbe Gestalt hat, aber
bei dem Volke in unglaublichem Unsehen steht.
— Einen andern Bund, Nejogge, haben hier
die Weiber, es ist aber dabei nichts Geheimniß-
volles; doch werden die Novizen einige Mo-
nate in einen Wald gebracht, wo ihnen eine
Art Schule gehalten wird, indem sie Tänze
und Lieder lernen müssen, die eben nicht ehren-
bar sein sollen. Man scheert ihnen zuerst die
Lippe, wascht und badet sie, und sie kommen
endlich sehr gepunkt (welches auch bei den Bellis
Gingewichten der Fall ist) zu den Ihrigen wie-
der zurück. In beiden Orden werden die Ein-
zuweisenden von den Ihrigen beklagt, wiewohl
sie ihnen die Speisen nicht selbst hinbringen
dürfen; sie wohnen in Hütten und müssen wäh-
rend der Schul- und Prüfungszeit unbedeckt
gehen. Uebrigens ist der Hauptgegenstand des
Belli-Ordens die Staatskunst zu erlernen, des
Nejogge-Ordens aber die Beschneidung. —
Sel tener fast als solche geheimnißvolle Orden
find unter den Negern Ehrenorden von

welcher Art sich wohl nur in Benin allein ein
Beispiel an dem Korallenorden findet, welchen der König seinen ersten Beamten, mit-
telst einer Korallschnur, erhält. Doch be-
kommen auch Kaufleute öfters diese Schnur.
Wer sie empfangen hat, muß sie stets um sei-
nen Hals tragen, und läßt er sie sich rauben
oder verliert sie, so gilt es sein Leben. Es wur-
den einmal fünf Menschen darüber hingerichtet,
weil ein Neger seine Schnur verlor. Er selbst,
der Dich und noch drei, die darum gewußt ha-
ten, hielten das Leben ein. — Der König
selbst hat diese Korallen (oder Agrien) im Be-
sitz, und versiegt die Schnur daraus.

Hier erwähnen wir noch Einiges über die
Art, sich zu begrüßen. — Die Art, auf
Sierra Leonia sich zu begrüßen, ist verschieden.
Ein Sklave beugt vor seinem Herrn das rechte
Knie, indem er den rechten Arm mit geballter
Faust ausstreckt, und die linke unter den Ellen-
bogen der rechten stützt. Freunde legen die
rechte Hand auf die Brust, umarmen sich auch
wohl, schütteln sich die Hände und schlagen sich
gegen einander sogar Schnippchen. Man ist
hier so höflich bedenklich, daß, wenn sich ein
außwärtiger Freund zuvor nicht melden läßt,
man ihnbolt aufnimmt. Kommt ein Sohn
nach einiger Abwesenheit nach Hause und die
erste Begrüßung ist vordar, so legt er sich zu
der Mutter Fuß hin, löst sich das Untergesicht
absuchen, und erzählt in deßen seine Abenteuer.
— Die meisten Negern längs der Küste grüßen,
indem sie Finger und Daumen des Fremden
zwischen ihren Händen schnappen oder knacken
lassen, wozu eine eigne Lage erforderlich ist;
die Neger am Geko sagen dazu: Ur ju io
(Ihr Diener). — Auf der Pfefferküste fahrt
man sich erst bei den Schultern und sagt:
Towa; dann wird erste mit den Fingern ge-
knackt und gefragt: „Wie befindest du dich,
Freund?“ Die Goldküstenbewohner sprechen
dabei Augi, oder auch Bere (Friede). Bei
Besuchen der Vornehmen dieser Küste bringen
die Weiber nach den ersten Begrüßungen Was-
ser, Paludi und eine Art Schmeer, damit sich
die Fremden waschen und salben mögen. Bes-
suchen sich benachbarte Könige, so giebt es da-

bei viele Ceremonien, die mehrere Stunden dauern können. — Das umständlichste Volk in Höflichkeitsbezeugungen mögen wohl die Whidae er sein, und es sind hier so strenge Gebräuche, daß sie fast mit den Chinesen wetteifern könnten. Das Klopfen in die Hände ist bei ihnen ein Zeichen großer Ehreerbietung, welches der Geringere gegen den Vornehmern nicht versäumen darf.

Das gewöhnlichste Nahrungsmittel ist Reiß, Hirse oder Maismehl, welches man in ausgehöhlten Kürbissen warm aufträgt. Die Reischen thun noch etwas Milch, Bdgel und Fische hinzu; aber Vieh schlachtet Niemand gern, außer bei besonderen Festlichkeiten. Man kocht aus diesem Gemenge zwei einander sehr ähnliche Gerichte, wovon das eine Gangat und das gewöhnlichere Kuskus heißt. Den Kuskus nimmt man in kleinen Beuteln mit auf Reisen. Brod kennt man in Untersenegambien, wo man es aus Kassave verfertigt. Man ist täglich nur einmal und zwar nach Sonnenuntergang. Der türkische Pillau, welcher hier und da bekannt ist, ist ein Herrnessen. Uebrigens ist man weder hier, noch in Guinca, in der Wahl der Nahrungsmittel sehr ekel. Außer einer Menge von Wurzeln, Gewächsen und Früchten, welche die Natur in großer Menge liefert, ist man fast alles Fleisch, und am liebsten halbverfaultes, sowohl von vierfüßigen Thieren, Elefanten, Krokodilen, Kühen, Ziegen, als von Schlangen, Eidechsen u. s. w. Heuschrecken sind ein gewöhnliches Gericht. Schlachtet man ein Kind, so ist man die Eingeweide, Pfoten und Gedärme, wenn man sie nur ein wenig über dem Feuer geröstet hat. Die Gedärme kleiner Thiere, z. B. von Hühnern, röstet man auch nicht einmal, sondern man kommt kürzer dazu, dieselben gleich roh zu verschlingen. Der Senegalsneger ist noch am reinlichsten, wie wohl er auch mit den Händen seinen Kuskus aus der Schüssel nimmt. Er wascht sich aber vor und nach der Mahlzeit den Mund und die rechte Hand (nach maurisch-muhamedanischer Sitte) nimmt aber gewöhnlich das Wasser dazu, wovon man getrunken hat. Um Sierra Leona ist Reiß die tägliche Kost. Man kocht

ihn trocken ein, gleicht Palmlil oder eine Brühe darüber, die mit Fischen, Fleisch, Federvieh, mit einigen Gewächsen zusammengekocht, und mit vielem Pfeffer, Gewürz und Palmlil zugerichtet ist. An der Goldküste bereitet man durch Backen, mehr noch durch Kochen, ein Brod aus Mais. Yams, Bataten und andere Wurzeln waren hier und in andern Gegenden das einzige Brod, ehe man Europäer kennen lernte. Man ist überhaupt sehr genüsam, außer wenn man beim Festmahl ist, zumal bei einem europäischen, wo man sich das Beste heraushält, und mit einer Gier sich versorgt, als wollte man auf einen Monat sich fett essen. In Guinea ist man an vielen Orten vorzüglich Fische, am liebsten mit einer Brühe von Pfeffer und anderem Gewürz begossen; genießt alle Arten Fleisch, und außer den schon genannten zahmen und wilden Thieren auch Uffen, Hunde, Ratten, Matten und Krokodilen-Eier (am liebsten, wenn das Krokodilchen schon darin ist). Aber Salat wird kein Neger essen, weil sie nicht Thiere sein wollen, die Gras fressen. Der Dahomeier hat weniger, aber gute Gerichte. Eine schwarze Suppe von Fleisch und Fisch, mit vielen Gewächsen zubereitet, mit viel Pfeffer und Salz gewürzt und mit Palmlil fert gemacht, ist das vorzüglichste. Man thut noch ein durch Gähnung bereitetes Gewürz von dem Saamen der wilden Tamarinde dazu, die der Suppe einen edlstlichen Geschmack geben soll. Mais oder Hirse wird gesäuert und ungesäuert zu einem wirklichen Brod gebacken oder zu einem Pudding gekocht. — Das gewöhnliche Getränk aller Neger ist Wasser, auch trüb und fauliges. Milch aber ist auch sehr beliebt. Das hindert jedoch nicht ihre Liebe zu starken Getränken. Man weiß, wie wichtig der Branntwein für den Sklavenhandel ist. Alles giebt man hin; die Oberhäupter verkaufen ihr Volk, die Väter und Söhne ihre Kinder und Eltern, um diesen Edeltrank zu erlangen. Und wo eine feierlich religiöse Handlung vorgeht — Hochzeit, Begegniß, Raththalten — da muß so stark getrunken werden, daß gewöhnlich blutige Auftritte daraus entstehen. Der Europäer kann seinen Negerbedienten eher Alles anvertrauen

als Branntwein. — Eine Art Bier aus Getreide, Bunt, und eine andere Art Bier aus den Früchten eines Baumes Farob, braut man in Senegambien. Palmwein kannten alle Neger vor den Europäern. Man zapft den Saft der Kokos- und anderer Palmen ab, indem man Einschnitte in den Baum macht, einige Blätter dahineinstecht und den austropelnden Saft in Löpfen aufsängt. Nach 24 Stunden Gärung ist der Saft trinkbar und berauschend. Am dritten Tage ist er am stärksten, am vierten aber wird er Essig. Die Weiber dürfen öffentlich ohne besondere Erlaubnis keine starken Getränke nehmen, so wie sie auch bei Mahlzeiten den Männern aufsparten müssen und erst nach ihnen essen dürfen. Doch die Uernernen sollen diese letztere Sitte so genau nicht befolgen. — In Senegambien werden die Mahlzeiten meist Abends gehalten.

Die Kleidung der Neger ist im Ganzen sehr künstlos. Man trägt am Senegal ein Stück Leinwand zwischen den Beinen durchgezogen, befestigt es mit einer Schnur um die Rute des Leibes und lässt die beiden Zipfel vorn und hinten herabfallen. Dieses Kleidungsstück heißt in Sierra Leonia Tutunje, und wird sonst auch Pagne genannt. Ueber die Schultern hängt nachlässig ein vierzigiges Stück Baumwollenzeug, etwa von der Größe einer Serviette. Dies ist die eigentliche Pagne, welche die Weiber fast wie ein Mantelchen umziehen, so dass auch zuweilen der Kopf damit bedeckt wird. Man legt sie ab, so oft sie beschwerlich ist. Um die Lenden tragen die Frauen ebenfalls eine Pagne, welche aber wie ein Schurz um dieselben gewunden wird. Kinder beiderlei Geschlechts haben bis zum mannlichen Alter gar keine Bedeckung. Manche Vornehmen tragen auch eine Art Kutte, die fast wie ein Hemde gemacht ist, und im Winter Beinkleider, die um so schöner sind, je weiter sie sind. Auf dem Kopfe haben sie eine kleine Bastkappe. Die Füße sind unbedeckt, und nur Leute von Stände tragen lederne Sohlen, die man mit Bändern befestigt. Das kurze Wollenhaar schmückt man mit Grisgris, mit Stückchen Leder, Silber, Korallen, Kupfer; das Ohren-

gehänge ist von eben den Metallen. Sehr prächtig sind die Frauen in Senegambien. Sie geben ihren Pagnen tausenderlei Formen, haben allerlei Korallen und Glitterswerk in den Haaren, haben eine Menge Armbänder und Fußringe, Ohrgehänge so schwer, dass sie mit Bändern auf dem Kopfe befestigt werden müssen, damit die Ohren nicht zerreißen. Weiber, aber auch wohl Männer, tragen als hohen Staat ein Bündel kleiner Schlüssel an der Seite. — An der Goldkäste scheert der Neger den Kopf und zwar der ältere Neger fast ganz kahl; die andern aber lassen die geschnittenen Figuren von Blumen und andern Dingen darauf stehen. Einen Bart tragen sehr wenige; keiner aber leidet Haare an irgend einem andern Theile des Körpers, außer Kopf und Kinn. An Dingen in Ohren, um Arme und Beine lässt man es nicht fehlen, und besonders sind die Finger der Frauen alle beringt, ja selbst unter dem Knie ist noch eine Schnur Korallen angebracht, wo die Bastsäden der Schnur in groben Büscheln herabhängen. Auf dem Kopfe bleibt nur ein Schopf Haare stehen, in welchem Papageienschwanzfedern, Goldschmuck u. s. w. eingeflochten sind. Der Leib wird mit wohlriechendem Talg überstrichen, auf welchen dann verschiedene Farben aufgetragen werden. Man hat Holzer, in welche mancherlei Figuren geschnitten sind, die man in Farbe taucht und auf verschiedene Theile des Körpers abdrückt. Für das Gesicht wählt man am liebsten die blauen und grünen Farben. Schwangere Frauen aber legen allen Schmuck und alle Schminke ab, und lassen sich dagegen mit einer Menge Grisgris behängen. — In Dahomei trägt man weiße oder bunte kattunene Unterkleider und darüber ein großes vierzigiges Tuch. Vornehme tragen dieses Tuch von Sammt oder Seide und bis 18 Ellen groß, und hier und in Sierra Leonia trägt der Vornehme auch einen Hut, da man in den andern Negerländern Kopf und Füsse unbedeckt hat. In Dahomei darf nur der König Pantoffeln haben, so wie sich überhaupt in diesem Lande Trachten nach den Ständen unterscheiden. Ein Staatsminister hat einen Stock von Elsenbein, geringere königliche Die-

ner (Cabosiers) einen plumpen Säbel mit hdlzernem Handgriff; Krieger tragen ein Kleid, von den Fasern der Palmblätter gemacht, eine Wüchte nebst dem Pulverhorn aus einer Kalebasse, und den Leib bemahnen sie mit furchtlichen Figuren. Auch führt jeder Dahomeier einen Beutel mit Flintensteinen, Tabak, Stahl und Zunder und zwei Tabaksfeisen. Die Weiber haben weit mehr Tücher und Zeuge, sich zu bedecken, als die andern Negerinnen. — Der Ou aqua n e g e r sucht seinen höchsten Staat in langen Mägeln, in scharf gesetzten Zähnen und in langen geslochtenen Haaren, welche er mit Palmlil und rother Erde salbt. In die Haare flechtet man die Haare der Weiber ein, und dieser Wulst ist dann der höchste Staat des Ou aqua s. Fast unter allen Negervölkern herrscht die Sitte, sich Einschnitte in die Haut zu machen, und jede Nation hat ihre eigenen, daher dieselben auch als Nationalunterscheidungszeichen gelten. Um Senegal und Gambia scheint man jedoch wenig auf diese Sitte zu halten. Besonders wird das Gesicht mit Einschnitten versehen, und diese bestehen aus wagerechten oder senkrechten Linien oder laufen in Winkeln zusammen; runde Zeichen sind selten. Manche Nationen haben kleine krumme Schnitte, fast von der Gestalt eines Kreuzes, andere schief von den Augen nach den Wangen zulaufende; andere tätowiren die Stirn, und bei einer Nation wird sogar Brust und Bauch mit Laubwerk eingeschnitten, welches eine künstliche Einfassung hat. Der Dahomeier hat nur ein kleines Zeichen zwischen den Augenbrauen; der Whidaer zeichnet Stirn und Wange so, daß sie das Ansehen von Pockennarben bekommen; der Urdräer weiß seine Einschnitte auf den Backen so zu heilen, daß sie gegen das Ohr zu erhöht stehen; und die Mahis machen auf der einen Backe drei Querschnitte und auf der andern ein Kreuz. — Seltsam ist es, daß man um Sierra Leonen nicht das Gesicht, sondern Rücken und Lenden, Bauch und Brust tätowirt. Es ist eine schmerzhafte und gefährliche Operation, die man an den Kindern vornimmt, sobald sie einige Monate alt sind. Man verrichtet dieselbe in allen Gegens

den nicht auf einerlei Art und nicht mit einerlei Werkzeugen. Das Ullerkunstlichste dieser Zeichnungen ist, die Haut so aufzutreiben, daß sie das Aussehen von erhobener Arbeit bekommt.

Die Wohnungen der Neger haben ziemlich überall die Gestalt von Bienenkörben, denn die wenigen am Gambia, die europäisch eingerichtet sind, machen eine Ausnahme. Einige Pfähle in die Erde geschlagen, um welche die Rohrwände oder Mände von rotem Lehm bestellt werden, oben eine Rohr- oder Strohdecke darüber, eine Thür, in welche man hineinkriechen muß, sind am Senegal die Haupttheile der zehn bis fünfzehn Fuß breiten Hütte. Ein Reicher, welcher mehrere Hütten hat, zieht um diese einen Zaun von Rohr. Jeder baut das hin, wohin es ihm gefällt, daher denn bei einem Negerdorfe gewöhnlich nicht an Gassen zu denken ist. Um Gaybia und bei den Fulahs ist das Dorf mit einer zirkelrunden Einfassung umgeben, die entweder eine lebendige Hecke oder eine tote ist und dazu dienen soll, den Einbruch wilder Thiere abzuhalten, wogegen aber das Trommeln und Schreien und die angezündeten Feuer doch bessere Dienste leisten müssen. Inwendig im Kommet oder in der Hütte brennt beständig Feuer. Der Rauch muß seinen Ausgang durch die Thür nehmen, und ein Europäer kann daher kaum in derselben aushalten. Mehrere Komets machen erst eine Wohnung, indem das eine Kommet statt Speisekammer, das andere zur Küche und das dritte zum Schlafzimmer u. s. w. dient. Arme haben zwei bis drei derselben, reiche Leute an dreißig, und Rdnige wohl hundert. Alle sind mit Stroh gedeckt. Ein Inbegriff solcher Hütten, woraus ein Dorf besteht, ist ein so verworrenes Labyrinth, daß sich ein Unbekannter kaum herausfinden kann. Um jede Wohnung stehen Bäume; sie stehen aber, wie sie der Zufall da oder dort hin pflanzt. Des Damels (des Königs in Cajor in Mittelsenegambien) Palast ist der prächtigste. Ehe man an das Thor der ersten Ringmauer kommt, trifft man ein weites und freies Feld, wo das Dutzend Pferde zugeritten wird, welches derselbe besitzt. Außerhalb dieser

Kingmauer stehen die Kombets der großen Herren des Hofs. Durch einen breiten, mit Kasabassen-Bäumen bepflanzten Weg kommt man in den Palast, und die Dienstboten des Königs haben an beiden Seiten des Weges ihre Wohnung, immer näher nach den Kombets des Königs zu, je höher sie im Range sind. Jedes Kombet Sr. Majestät ist mit Palisaden umgeben. Die Weiber des Königs, deren etwa dreißig sind, haben ihre eigenen Wohnungen, jede mit 5 oder 6 Sklaven zur Bedienung. Manche reiche Neger, besonders am Gambia, bauen ziemlich europäische und vierseitige Häuser. Überhaupt vermischen sich auch in diesen Gegenden die alten ursprünglichen Sitten mit den europäischen. Mantheilt die langen Häuser in Kammera und Zimmer ab. Diese sind mit Fenstern versehen, die aber der Hitze wegen nur sehr klein sind. Ein Vorhof vor dem Eingange dient für Besuche, zum Essen und zu den Geschäften. Die Mauern der Häuser sind drei bis vierthalb Ellen hoch und bestehen aus Lehm- oder aus Rohrständen, ins- und auswendig mit einer Rüschung von Thon und Stroh bekleidet.

So schlecht die Wohnungen sind, so elend ist das Hausgeräthe. Der vornehmste Herr hat einige irdene Töpfe, einige hölzerne Gefäße, einige geschnittene Glaschenkürbisse oder Kasabassen statt der Becher und eine Menge Grissgris. Wenn man sich in Senegambien (s. Taf. XXXII.) mit einer Thür begnügt, so hat man in Guinea deren zwei, um den Zugang zu befriedigen. Auf den Hauptpfählen sind die in eine Spize zusammenlaufenden Sparren befestigt, welche mit Schilf überlegt sind. Aber die Vornehmen erbauen sich auch hier Häuser mit Sälen und Zimmern, haben kostbares Hausgeräthe, Trinkgefäß, Löffel von Silber, Schüsseln und Schalen von Zinn, Messer, Gabeln, Tische und Bänke. — Die Betten bestehen aus einem Geslechte, das auf Querholzern befestigt ist, welche einen Fuß hoch über der Erde auf Gabeln ruhen. Eine Strohmatte darüber ist ihre ganze Bedeckung. In einem oder zwei solcher Betten schlafen Herrschaft, Kinder und Gesinde unter einander. In den

meisten Dörfern ist ein freier Platz, der Bentang, oder welchen Namen er sonst führt, für den Palawar, oder für die Berathschlagung und für jede Zusammenkunft ernster und feierlicher Art. Manche Dörfer haben ein Haus, Bourrin, welches zu diesem Zwecke bestimmt ist; andere nur einen offenen Platz mit einem großen Baum. Auf diesem Platze werden Lebensmittel verkauft, und man kommt hier Abends zusammen, um sich zu unterhalten oder zu tanzen. Werden durch Kriege oder andere Ereignisse die Neger von ihren Wohnungen vertrieben, so machen sie sich wenig daraus; denn man baut sich leicht und ohne Mühe an andern Orten wieder an. Das wenige Hausgeräthe aber läßt sich leicht retten.

Der Neger überläßt sich seinem natürlichen Hang zur Trägheit, und arbeitet nicht mehr, als gerade zur höchsten Noth sein muß. Er ist nur im Tanzen unermüdlich, und man kann sagen, daß auf der ganzen Negerküste alle heiteren Abende und ein großer Theil der Nacht mit Tanzen hingebracht werden, und so gern der Neger tanzt, so gern plaudert er auch. Die Fulahs jedoch haben den Ruf des Fleisches im Uckerbau und in der Viehzucht. Um liebsten baut man den Tabak, der so gern gerauht wird, und nächstdem Baumwolle, wiewohl von der letztern lange nicht genug. Uebrigens pflanzt man Hirse, Mais, Reis, Melonen und mancherlei Küchengewächse. Die Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienen, sind sehr einfach, und meistentheils bloß eine Hacke. Jeder kann ungehindert so viel Land nehmen, als er haben will, und es entsteht darüber niemals Streit. Man haut mit einer Art das stärkere Buschholz um, und rötter mühsam die Wurzel aus, oder aber man brennt einen ganzen Platz ab und baut ihn an, indem man mit der Hacke die Erde ein wenig auflockert. Bei der zweiten Bestellung werden, einen Monat vor der Regenzeit, die Stoppeln angezündet, deren Asche statt Dünger dient. Der Mann zieht mit Eintritt der Regenzeit die Furche, hinter ihm geht ein Weib und wirft den Samen ein, und ein kleines Kind hinter diesem macht die Furche zu. Die größte Mühe macht das Jäten mancher

Felder, noch mehr aber die Beschützung derselben gegen Thiere. Denn wiewohl am Senes gal alle Felder umzäunt sind, so ist doch das nicht hinlänglich, sondern man hat 3 Ellen hohe Gestelle für Weiber und Kinder errichtet, die die Felder hüten, damit sie, sobald sich Scharen von Vogeln oder ein Trupp Schweine, Afsen oder Elephanten nähert, ein großes Geschrei erheben. Des Nachts zündet man Feuer um die Felder her an. Am Senegal thut man reiche Enten, und alle Einwohner eines Dorfs heben den Ertrag derselben an einem gemeinschaftlichen Platze in Körben auf. Auch haben sie gemeinschaftlich das Feld bearbeitet, selbst Könige und Priester nicht ausgenommen. — Bei allen Negern ist die Bestellzeit die Zeit fröhlicher und lustiger Feste. In vielen Genden geht der Eigenthümer der Pflanzung in Begleitung von Gueriotis oder Sängern mit seinen Arbeitern auf das Feld. Die Gueriotis schlagen ihre Trommeln aus Leibeskraften, und der Herr mit den Arbeitern stimmen singend dazu mit ein. Die Arbeiter sind ganz unbekleidet und kraschen die Erde ganz leicht mit den leichten Hacken oder Spaten auf (deren Eisen wie ein Halbmond gekrümmmt und nicht über 3 Zoll breit ist), machen aber so heftige Bewegungen, daß man meinen sollte, sie hätten die allersauerste Arbeit. Mehr, als für ein Jahr genug ist, erbaut sich der Neger nicht, ob er gleich aus Erfahrung weiß, in welche Hungersnoth er durch Mißwachs gesetzt wird. In den meisten Gegenden, besonders bei den Fulahs und Galosßen, gehödren, wie schon erwähnt ist, die Ackerfelder oder Luganen, einem Dorfe gemeinschaftlich, die Gärten aber jedem Eigenthümer allein. In andern Gegenden behauptet der Herrscher, daß Alles ihm gehöre, und die Unterthanen müssen ihm und den großen Herren die Felder bearbeiten. — Viehzucht betreibt man eigentlich nur in solchen Gegenden, wo Europäer sich angesiedelt haben. Um stärksten darin sind die Fulahs. Im Reiche Akra muß auch starke Viehzucht sein, denn es kommen von dorther ganze Heerden. Der Neger aber benutzt nur die Milch, selten das Fleisch seiner Herde. Viele wissen aber auch nicht

einmal das Vieh zu melken; und Butter wird nur an einigen Orten bereitet. In der Jagd leistet der Neger nicht viel, außer an solchen Orten, wo er Feuergewehr besitzt, wie am Senegal und in Dahomei, wo man vortreffliche Schüsse trifft. Den Elefanten fängt man in Gruben und tödtet ihn mit Wurfspeisen; seltener wird auf ihn von 100 oder 200 Menschen eine eigentliche Jagd angestellt, wobei die Wurfspeise so lange auf das Thier geworfen werden, bis es erliegt. Glücklicher und geübter sind die Neger in der Fischerei, und die meisten Küstebewohner sind Kubalots oder Fischer. Ein Zug mehrere Kanots, jedes zu 10 bis 12 Mann, kann leicht Fische genug fangen, um 200 Personen damit zu sätigen. Man fischt mit Negen und mit Angeln, ja man harpunirt manche große Fische und fehlt selten. Manche fischen auch des Nachts, indem sie durch angezündete Holzstücke die Fische anlocken. Die Angeln erhalten sie von Europäern, die Harpunen aber versetzen ihre eigenen Schmiede. Da sie die Fische nicht einzusalzen verstehen, so trocknen sie dieselben. Freilich werben sie stinkend, aber das hindert den Neger nicht, diese Kost vortrefflich zu finden. — Die Künste und Handwerke des Negers sind noch in ihrer ersten Kindheit, und ob sie gleich schon lange mit Europäern umgegangen sind, so haben sie dennoch wenig von ihnen gelernt. Die Weiber spinnen Baumwolle und weben handbreite, zwei bis drei Ellen lange Stücke daraus, und nähen diese zu Kleidern, Gürteln, Matten, Segeln u. s. w. zusammen. Die Galosßen sollen jedoch über 20 Ellen lange und 9 Zoll breite Stücke weben. In einigen Gegenden Senegambiens reisen die Weber mit ihren Stühlen im Lande umher, in Sierra Leonä aber versetzt jede Familiie sich ihren Bedarf selbst. Die Kattune der Whidaer werden vorzüglich geschält, so wie auch dieses Negervolk aus Palmblättern und den Blättern des Cyperus mancherlei grobe und feine Zeuge zu weben versteht. Die Kunst zu färben ist dem Neger nicht fremd. Am Senegal färbt man blau, mit Indigo, und schwarz, und in Benin auch grün, roth, gelb mit dem

Absud gewisser Hölzer. — Die Matten, welche man webt, dienen fast überall als Münze. — Die Kunst, Seife von Palmöl, von dem Fette mancher Insekten, von Bananablättern zu machen, kennt man in Guinea und vorzüglich in Benin. — Leper wird in Senegambia, wie in Bambuk bereitet, zu Scheiden für Messer, Dolche, zu Sätteln, Taschen, Pantoffeln, und vor allen Dingen zu Grisgrisfutteralen, in welche dann der Grisgris oder das papierte Bauberettelchen hineingesetzt wird. — Die nothwendigsten irdenen Gefäße macht der Neger sich selbst, doch treiben einige das Töpfemachen als ein Handwerk. Ihre Töpfe sind alle rund und mit enger Mündung. Da man keinen Ofen zum Brennen hat, sondern nur um das fertigte Geschirr Feuer im Freien anmacht und es dann einige Tage an der Sonne trocknen läßt, so ist die Waare sehr zerbrechlich. Man macht aber nicht bloß Töpfe, sondern auch Pfannentöpfe, Schüsseln und Schalen. Doch bedient man sich in verschiedenen Gegenden statt der letztern häufiger der Kalebassen, wo es anders nicht ums Kochen zu thun ist. — Mancherlei Sachen versiertigt sich der Neger, Nidder, Stampfen, Stühle aus einem Stücke, hölzernes Geschirr, mancherlei Dinge aus Stroh und Baumbast, Trompeten, Armbänder und Räume aus Eisenstein. Besonders herrscht unter den eisigen und industriellen Wöhdaern in diesen und allen übrigen Negerkönisten eine große Geschicklichkeit, und sie sowohl, als die Popoer, verscheuen sogar die Kunst, einige Steinarten zu schleifen. — Eisen, Gold und Silber bearbeitet man nicht übel. Aus Eisen macht man Messer, Axtte, die Eisen zum Uebergeräthe, die Pfeilspitzen u. s. w.; aus Gold und Silber Armbänder, Halsketten und mancherlei andern Schmuck. Zwei bis drei Schmiede arbeiten gewöhnlich zusammen; der eine bläst das Feuer mit einer Bockshaut an, und die andern sitzen, den kleinen Ambos von Stein in der Mitte, und arbeiten. Diese Schmiede ziehen von einem Orte zum andern, bleiben aber auch oft eine Zeit lang an einem Orte.

Der Handel im Allgemeinen, den die

Neger unter einander treiben, ist freilich von ganz anderer Art, als der Handel der Europäer. Der Hauptgegenstand des Handels sind die Sklaven, und im Innern von Senegambia ist Salz die erste Handelswaare auf allen Märkten. Die Negermärkte sind aber größtentheils sehr unbedeutend; etwas Baumwolle, baumwollene Zeuze, Bohnen, Hülsenfrüchte, hölzerne Schüsseln u. dgl. sind ihre Waaren; doch werden auch zuweilen goldene Ringe und ähnliche Dinge dahin gebracht. Die wichtigsten Waaren sind aber Sklaven, Elephantenzähne und Ochsenhäute. Die Fulahs und noch mehr die Mandingos sind wohl die vorzüglichsten Handelsleute. Da man keine Münze kennt, so bestand ehemals der Handel bloß im Vertauschen, und mancherlei Arten von Matten vertreten, wie noch jetzt bei Kleinigkeiten, die Stelle der Münze, statt deren gegenwärtig auch Glaskorallen, Glasperlen und ähnliche geringfügige Waaren gebraucht werden. Eisenstangen — Barren — werden jetzt als der Maßstab des Waarenwertes angenommen, aber nicht gerade in Natura gegeben, sondern man rechnet so oder so viel von dieser oder jener Art Waare auf eine Barre. Auch die Muschelmünze oder Kauris sind auf der Goldküste und an andern Orten nicht unbekannt. — Man hält übrigens die gewöhnlichen Märkte an den äußersten Enden der Nidder.

Sklavenhandel (s. Taf. XXXIII.).

Man würde Europa Unrecht thun, wenn man es für die Erfinderin dieses unmenschlichen Handelszweiges halten wollte. Afrika selbst ist die Heimat der Sklaverei. Die Sklaverei in Afrika ist uralt, und es ist unmöglich, ihren Ursprung nachzuweisen. So viel wissen wir jedoch, daß in den ältesten Zeiten die karthagischen Karawanen, nebst Gold, Eisenstein, Straußfedern und Ebenholz, auch schwarze Sklaven, die im Italien und den umliegenden Ländern sehr beliebt waren, nach dem Handelsplatz brachten und verführten. Auf den ältesten Basreliefs der Denkmäler Nubiens und von Meroe kommen Negerfiguren vor, über deren Lage als Sklaven man nicht in Zweifel sein kann; und

die Sklaverei ist so wenig etwas Außerordentliches in Afrika, daß Jeder darauf gefaßt ist, und das Ereigniß, Sklave zu werden, für ihn beinahe nichts Abschreckendes hat. Der Sklave in Afrika und im Orient aber hat sich über sein Los so wenig zu beklagen, daß es in sehr vielen Fällen sogar freiwillig gewählt wird. Besonders Hungersnoth bringt den freien Neger in seiner Heimat oft dahin, daß er Sklaverei als Verbesserung seines Zustandes ansieht, indem die Sorge für seinen Unterhalt nun einem Andern zur Last fällt. Er wird von seinem Herrn als Kind betrachtet und gelangt nicht selten dahin, das Wort des ältesten Sohnes in der Familie zu führen. Er sieht seinen Herrn nur wenig besser gekleidet und genährt, als sich selbst, und von Mißhandlungen oder raffinierter Aufreissen seiner Kräfte ist nicht die Rede, besonders da Treue und Liebe zu seinem Herrn zu den Hauptzügen des Negers gehört. Erst seit 1600 ungefähr kam eine Veränderung in das Leben der Völker von Mittelafrika; eine Veränderung jedoch, die den stillen ruhigen Völkergang ihrer Entwicklung plötzlich hemmte und sie in einen Zustand von Gährung brachte, der seitdem entsetzlichen Hammer über unglückliche Generationen verbreitet hat. Es erschienen Schiffe, welche die Kinder Afrikas raubten und in einen fernem Welttheil führten, um denselben für ihre Henker urbar zu machen oder ihnen die Schäpe seiner Eingeweide zu überlassen. Die Küstenvölker sahen bald den Vortheil ein, der ihren Begierden nach Zug dar aus erwuchs, und anstatt sich selbst zu Sklaven rauben zu lassen, leiteten sie einen sündlichen Küstenhandel ein, um die aus dem Innern Afrikas kommenden Sklaven für europäische Waren von den Karavanensführern einzuhandeln und mit Gewinn an die Weißen abzugeben. Dieser Tauschhandel des Landes für Menschen griff von einer Küste Afrikas zur andern hinüber, und die gesuchte Ware wurde sündlicher Maßstab des Handels, so daß jetzt die Waren zu dem Werthe einer gewissen Anzahl Sklaven geschäftigt werden. Es ergiebt sich von selbst,

dass, nachdem alle europäischen Nationen, denen das Meer offen steht, Kolonien anlegten, auch alle der Sklaven bedurften; dieses machte den Menschenhandel so lebhaft, daß Afrika dadurch jährlich an 300,000 seiner Kinder verlor. Dieses muß jedoch um so mehr Schauder erregen, wenn wir die Art und Weise betrachten, wie dieser Handel getrieben wird. Um die Sklavenzahl, welche der Europäer bedarf, an die Küste zu bringen, reichten die alten Mittel und Wege, wie man zu Sklaven gelangte, nicht mehr hin. Es entstanden also immer, von den Europäern nicht selten entzündete und unterhaltene Kriege. Die Kriegsgefangenen wurden an die Küste geliefert, und dafür Waffen, Feuerwehre und Munition eingetauscht, um neue Kriege zu führen. Außerdem konnte es nicht anders kommen, als daß Häftlinge sich als Eigentümer ihrer Herden und Unterthanen ansahen, und so wie europäische Herren in ihrem Forst auf Hasenjagd ausziehen, so ziehen afrikanische Despoten in ihrem Revier auf Menschenjagd aus und stellen sündliche Treibjagden an. Die Crooms oder Krals werden nebst dem Forste umstellt, die Unterthanen schlafen in ihren runden Hütten ruhig; plötzlich läßt der Häuptling Feuer in die Hütten werfen und mit furchterlichem Geheul seine getreuen Unterthanen aus dem Schlaf jubeln. Mack fliehen nun die Gejagten aus den Hütten, hinter ihnen aber sprengt jetzt mit gezücktem Säbel der Reiter; vergebens fleht die Mutter, den Säugling in den Armen; vergebens klammert sich dieser um den Hals dexter, die ihn geboren; von der Brust wird er gerissen. Schon hat man die Hände der Mutter an den Schweif des Pferdes gebunden, hintenauf sitzt das Kind, sich instinktmäßig um den Leib des Unmenschen klammernd, während die Huße seines Rosses bereits auf dem Rücken des fliehenden Vaters liegen, um ihn zu Boden zu werfen. So wird zertreten, gefangen und das gefangene Bild hohnlachend und Beifall erwartend dem Damel vorgeführt^{*)}). — Die Sklaven werden nun, sobald ihnen dieses Los zu Theil geworden,

^{*)} Außer dem Kriege und der Jagd wird der freie Neger auch Sklave durch Urtheil. Schulden, Diebstahl und andere Verbrechen bringen Sklaverei durch Richterspruch. Außerdem verurtheilt auch der Ausspruch

von ihren Eigenthümern mit Ketten oder mit einem durchlöcherten Holzblock um Hals oder Beine gefesselt, und so lange in strenger Gewahrsam gehalten, bis die Sklavenhändler erscheinen, von denen sie gegen Schießgewehre, Munition, Land und Pug eingetauscht werden. Man nennt diese Sklavenhändler Sargträger, welches zeigt, daß man mit dem Losse der Mitmenschen nicht unbekannt ist. Der Händler brennt ihnen nun ein Zeichen ein, um sie im Falle der Flucht wieder zu erkennen. Hat er nun dreißig bis hundert zusammengeschraubt und seine Waaren verhandelt; so werden sie gefesselt fortgeführt und die Kinder nebenher getrieben. Jeder Sklave ist mit einem Sack von frischem oder geröstetem Mais, süßer Maniokwurzel und Maniokmehl, welche gehärig zubereiten man ihnen keine Zeit läßt, beladen. Ihr Getränk ist warmes, oft unreines Wasser. Nachts sind sie der Kälte und dem schädlichen Thau ausgesetzt, und die Schwächlichen müssen unterwegs durch Strapazen sterben, und zwar in Ketten, weil der Kaufmann ihre Krankheit für Verstellung hält. Welche nun unter solchem Elend die Rüste erreichen, werden hier an weiße, getaute, aber nicht menschlichere Händler verschachert und von diesen in großen hölzernen Häusern aufbewahrt, elend gesättigt mit allen ränzigen Geisschen, preisgegeben dem Kummer und der Verzweiflung und einem tödlichen Klima, das ihnen eben so fremd als die Nahrung ist, die sie täglich erhalten. Erkranken sie, so werden sie häufig durch Fausfeuer, Ruhren und das Heimweh von ihren Banden durch den Tod befreit. — Kommt endlich ein Schiff an, so bereit sich der Eigner, seine Waare um jeden Preis los zu werden, und zwar werden die Schiffe so überladen, daß weder Raum noch Provision vorhanden ist. Die Portugiesen, von deren Ansiedlungen aus die meisten Sklaven verführt werden, brennen ihnen nun noch einmal das portugiesische Wappen ein, und die Regierung erhebt von jedem Stadl 16½ Crusados oder 20 fl. 36 Kr. Conv.-Münze Ausfuhrzoll. — Da nun die Ellas welche das Meer an den Strand tragen, die

des Familienvaters zur Sklaverei. Unumschränkt gebietet der Negert über seine Weiber und seine Kinder, welche sein freies Eigenthum sind.

venhändler nicht für eine lange, sondern nur für eine kurze Fahrt proviantirt sind, so tritt häufig Mangel ein, und nicht selten wird ein Wirtsel bis zur Hälften der Unglücklichen über Bord geworfen, weil der Tod sie nicht mehr verkaufbar macht. Man sollte denken, der eigne Vortheil sollte die Sklaveneigner menschlich gegen die Schwarzen sein lassen; allein der, welcher mit seinem Hunde Mitleid fühlt, hat keins für Menschen, selbst wenn es sein eigner Vortheil gäbte.

Empört von dem Gezogen und Jammergeschrei einer halben Menschheit haben sich in Europa mächtige Stimmen erhoben und so laut gerufen, daß dieser schändliche Handel Gegenstand von Verträgen und Staatsverhandlungen wurde. Das Gezogen der Unglücklichsten der Menschen drang über das Meer herüber, und es fehlte in Europa nicht an Herzen und Köpfen, die sich ihnen öffneten, noch an Wangen, die über die entehrnde Barbarei des Jahrhunderts errötheten. Der König von Dänemark Christian VII. war der Erste, welcher seinen Unterthanen den Sklavenhandel verbot, und 1807 wurde auf die Bemühungen Wilberforce's der Sklavenhandel allen Engländern untersagt. Obgleich nun der Sklavenhandel durch Parlaments- und Congreßakten abgeschafft ist, so dauert er dennoch fort, und die Berichte der afrikanischen Gesellschaft vom Juni 1827 liefern den überzeugendsten Beweis, daß bis dahin der Negert handel mit aller Abscheulichkeit fortdauerte und von Grausamkeiten begleitet war, welche die Menschheit verabscheuungswürdig machen, z. B. ein französisches Sklaven Schiff, die Perle, hatte in Afrika 250 Sklaven geladen und die Hälfte auf Guadeloupe abgesetzt, als es von einem französischen Kutter, der zur Verhinderung des Handels abgeschickt war, angehalten wurde. Um der Konfiskation zu entgehen, warf der Kapitän, als er das Regierungsschiff auf sich zukommen sah, die am Bord noch übrig sich befindenden 65 Sklaven — ins Meer. Da indessen die Leichname,

Sache offenbar machten, veranlaste der Gouverneur Untersuchungen, denen der Unmensch sich durch die Flucht entzog. Den 27. December 1827 wurden von der Deputirtenkammer strenge Verordnungen gegen den Negerhandel erlassen, und der wackere Lord Brougham scheint dem Spottie interessirter Lords zum Trost in Österreichs Fußstapfen treten zu wollen, welches unstreitig die Sache am rechten Ende angriff, da es unterm 5. August 1826 erklärte: „Jeder Sklave, der Österreichs Boden oder nur ein österreichisches Schiff betritt, ist frei.“ Dieses ist die wahre Art, Sklaverei abzuschaffen und den Negerhandel zu hindern. Uebrigens trieben trotz aller Verbote Frankreich, die Niederlande, Spanien, Portugal und Brasilien am ärtesten unter allen, und selbst die vereinigten nordamerikanischen Staaten 1827 noch lebhafsten Negerhandel. Auch Engländer haben häufig daran Theil. Brasilien hat endlich dem Negerhandel entsagt, weil es die Unhäusunz des Neger fürchtet, Haiti's Schicksal bedenkend. — Wie angenehm es jedoch selbst den afrikanischen Fürsten war, ihre Untertanen als Aussfuhrartikel betrachten zu können, das erschließt aus den Verhandlungen Bowdichs mit den Aschantis, wo der König die Wiederherstellung des Sklavenhandels als eine Bedingung festzte, ohne deren Erfüllung er mit den Engländern nicht unterhandeln wollte; welche Bedingung indes nicht zugestanden ward. — So viel ist gewiß, der Negerhandel ist im Abnehmen, und das kommende Jahrhundert dürfte keine von Sklaven bearbeitete Colonia mehr aufzuweisen haben.

Von dieser Schilderung der Neger im Allgemeinen kehren wir zu den Negern und Bewohnern Senegambiens zurück, und zwar zuerst zu den

1. Fulahs oder Fultern, die südlich und nördlich des Senegals wohnen, und ob sie gleich weit bis tief in den Continent hinein verbreitet sind, doch die Hauptverdichtung des Westabfalls vom senegambischen Hochgebirge ausmachen, weshalb auch Ritter diesen Abfall das Alpenland der Fulahs nennt. Sie sollen keine eigentlichen Neger sein, weder

der Gesichtsbildung, noch der Farbe nach; vielmehr sollen sie sich dem Zügen, wie der gelb-braunen Farbe nach, dem Südeuropäer nähern. Sie haben zwar krauses Haar, aber doch mehr seiden- als wollenartig, auch sind die platten Nasen und dicken Lippen nicht so hervorstehend. Alle Beobachter stimmen in ihrem Lob über ein. Ihre eigentliche Heimath ist unbekannt; indessen läßt alles vermuten, daß sie einst mächtiger waren, als gegenwärtig, wo sie von dem Mandingoer noch und nach verdrängt werden. Sie wohnen in weit von einander entfernten Gebieten; auf der Westterrasse sind sie indessen als ein gesittetes, Städte bauendes Volk bekannt, in deren Lobe Alles übereinstimmt. Mehrere ihrer kleinen Staaten werden zwar von Fulahs bewohnt, aber von Mandingos beherrscht, mit denen sie, als diese von der Hochebene herabdrangen, um 1534 herum im Kriege begriffen waren. Da sie sich mit den schwarzen Völkern überall vereinten, so haben sie sich zu einem beinahe röthlichen Menschenstamme verändert. Dieses ist gewiß merkwürdig, da es auf den Ursprung der röthlichen Amerikaner einziges Licht wirft. Je nachdem sie auch an eine Völkerschaft grenzen, hat ihre Hautfarbe Veränderung erfahren. In Bondou nämlich sind sie schwärzlich, an der Grenze der Mauern sind sie gelblich, und wo europäisches Blut sie indiziert, werden sie braun. Die Frauenjünger sind schön in der Jugend, sollen aber ganz entstellt werden, sobald sie Kinder bekommen. Die Fulahs der Alpen haben auch lichtbraune Farbe, angenehme Gesichtsbildung, seidenartiges Haar, sind schwäbisch gebaut, dem Islam ergeben, aber nicht bigott. — Männer tragen Beinkleider bis an die Knie, eine Pagne um die Schulter, Ohrringe und gläserne Halsketten. Bei Festen schmücken sie ihr helmartig geflochtenes Haar mit Straußfedern. Diese Art Haarschäften ist dieselbe, welche wir bei den Nubavdilern heutzutage und bei den Ägyptern vor 4000 Jahren finden. Die Frauen kleiden sich nach Negerart, Kopf, Hals und Beine mit Schnüren aus Glaskorallen umwunden. Als Waffen führen sie Flinten, Spieße, vergiftete Pfeile. — Ihre Dörfer gewähren einen freund-

lichen Anblick, wie die beigegebene Abbildung aus dem Lande Bondu*) zeigt (s. Taf. XXXIV.). Ihre Hütten sind rund, aus Lehm, mit ihren Kegeldächern in Reihen geordnet und mit einer Art Palissaden umgeben, bilden sie ein Fulahdorf. Eine lebendige Umzäunung bildet die Hürde für das Vieh, um das Verlaufen und den Raub zu verhüten. In der Mitte ihrer Hürden ist ein Bachthaus errichtet, um räuberische Menschen oder Thiere zu entdecken und abzuhalten. Um dieses Bachthaus herum stehen Pfähle, an welche sich das Vieh willig anbinden läßt, das Abends und Morgens gemolken wird. Vier bis fünf bewaffnete Männer halten des Nachts Wache. — Sie treiben Viehzucht und Ackerbau, sind aber dem Handel und Karavanentreisen weniger hold. Sie behandeln das Vieh gut und sanft, wie Alles, was um sie ist, und die Viehzucht godeht auch bei ihnen viel besser, als bei den Mandingos. Auch Milchwirtschaft treiben sie, bereiten Butter und aus dieser Schmalz. Die Kühe geben zwar, wie in allen Tropenländern, weniger Milch, aber besser, als in Europa. Sie erlauben nicht, daß man Milch töte, aus Furcht, dem Viehe zu schaden. Sie haben auch kleine, aber vortreffliche Pferde, und sind in einem Lande voll Hu-thiere gute Jäger. — Sie weben Zeuge und fücken dieselben mit Sorgfalt. Schuster und Schneider giebt es in jedem Dorfe, da sie Sandalen aus rohem Gassian tragen, ihre Steigbügel mit silbernen Schnallen zieren und einfache, aber gute Thorschlösser haben; auch Ohrringe und metallene Puschachen ververtigen sie mit vielseitigem Fleische. Lederware wird schön und gart bereitet und gut gebrannt. Die Handwerker machen eine eigene Kasten aus, mit der man trinkt, ist und trinkt, aber keine Verwandtschaft schließt. — Eine eigene, gefürchte und verachtete Kaste machen die Diavandas aus, welche von einem pasquillanischen Geiste besessen scheinen. Sie schonen in ihren Liedern Niemanden, und erlangen eben dadurch, daß man ihnen Alles giebt, was sie verlangen,

da sie durch ihre Lieder die Meinung der Menge leiten. Sie wohnen zwar in den Dörfern Synopatt und Canel abgesondert, ziehen aber als Bänkelsänger umher, fehlen bei keinem Gelage und spenden da Lob und Ladel. Trotz der Furcht vor ihrem Munde verachtet man sie, und kein edler Fulah würde seine Tochter einem Bänkelsänger geben. — Will ein Fulah heirathen, so schickt er einen Ochsen, den er aber vorher schlachtet, an seinen künftigen Schwiegervater. Ist dieser davon, so ist der Antrag angenommen, und wenige Zeit darauf kommt ein zweiter Ochse. Trifft er in dieser Zwischenzeit Mutter oder Tochter irgendwo, so muß er ausweichen. Am Hochzeitstage zieht er der Braut 3 Sklaven und 10 Ochsen, nimmt sie aber wieder mit, wenn ihr Mann sie fortzieht. Die Kinder bleiben in diesem Falle dem Manne, heben aber die Mutter nach ihrem Tode. Wer die Morgengabe nicht aufbringen kann, arbeitet dem Schwiegervater dafür. Weiber nimmt jeder, so viel er will, und hält sie wohl gut, aber doch immer als Sklavinnen, auf die alle Arbeit fällt, welche das Hauswesen besorgen, von dem Manne verachtet werden und nicht einmal mit ihm essen dürfen. — Purragegesellschaften, diese Art Fehmgerichte, sind häufig. Aus Allem scheint sich zu ergeben, daß außer dem polizeilichen auch noch ein anderer, den Mysterien der Griechen und Römer ähnlicher Zweck, erreicht werden soll. Dies läßt sich aus den Neuerungen mehrerer Eingeweihten schließen, welche sich dadurch höchstglücklich fühlen und beinahe in eben so begeisterte Lobsprüche ausbrechen, wie Cicero, da er von seiner Einweihung spricht. — Die Sprache der Fulahs soll die lieblichste unter den Afrikasprachen sein. In sie sind auch eine Reihe christlicher Religionsbücher übersetzt, und man hat Hoffnung, daß bei diesem rechtlichen, gastfreien, menschlichen und empfänglichen Volke das Christenthum sich beliebt und einheimisch machen werde. Eine große Ehrfurcht vor Allem, was Religion heißt, scheint diesem Volke angeerbt. Mit den

*) Ein schönes, fruchtbares, wohldurchströmtes und fischreiches Land. Man macht hier aus Fischen eine Art Wein, der bei den benachbarten Mauren sehr gesucht ist. Das Land steht unter dem Einflusse der Mandingos, die auch allen Handel in Händen haben. Sklavenhandel wird auch hier getrieben.

sichbarsten Zeichen der Ehrfurcht sehen sie dem Gebet der Christen zu und beobachten dabei dieses Schweigen. Ihr Ohr ist durch ihre Sprache an sanfte Laute gewöhnt, und eine rauhe Sprache, heftige Redensarten, starker Wechsel der Stimme verleihen ihr zartgebautes Ohr. Die größte Beleidigung ist: alter Großvater! Alles dieses führt uns Erinnerungen aus dem entgegengesetzten Hochlande von Abyssinien herüber. Ist überhaupt eine Auswanderung der Aethiopier und ein Herüberdrängen nach Westen denkbar, so kann man sich geneigt fühlen, die Nachkommen der hochgebildeten Aethiopier, bei denen selbst Götter zu Gast gehen, in diesen Fulahs, als in den wilden Aschantis (von diesen weiter unten) zu finden. Wirklich erinnert uns bei nahe jeder Zug dieses Volkes an jenes gepriesene Geschlecht des Alterthums. Diese Meinung würde auch durch das Vorhandensein der Fulahstämme in ganz Sudan begünstigt, und Aethiopien wäre dann so sehr ein Lieblingekind der Natur, daß es mit allen seinen Geschöpfen sich im Westen wiederholt hätte.

2. Die Mandingos (s. Taf. XXXIV.)

Dieses eben so merkwürdige Volk bewohnt den Nordabhang des Hochlandes von Sudan. Von der Mandingoterrasse haben sie sich als Herrschervolk nach allen Seiten hin ergossen. Sie bilden gleichsam den Adel aller Nachbarländer, und sind unstreitig, wenn auch nicht der beste, so doch der wohlhabendste und gebildete Theil der Bevölkerung Senegambiens. Als Slavis, d. i. Großhändler, welche die Handelsstraßen leiten und die Karawanen beaufsichtigen, als Apostel des Islams, als Molahs, Künstler, Friedensstifter und Priester haben sie sich allgemeine Achtung und Einfluß verschafft. Ihr Ansehen reicht von der Meeresküste bis nach Niedersudan hinein. Ein Mandingopriester, Isakko, war Park's edler und heldenmuthiger Begleiter auf seiner zweiten Reise bis über Seg o hinaus nach Sassandra; Park ist bis jetzt der einzige Europäer, welcher die Mandingostraße betreten und dieses wackere Volk in seinem Uecke besucht hat. Schon im 16. Jahrhundert läßt die Sage sie als ein eroberndes Volk auf-

treten, welches Reiche stiftet und Völker civilisiert, freilich nach afrikanischen Civilisationsbeschriften. Seit etwa hundert Jahren verbreitern sie sich über die Fulahterraße nach Westen hin ab, nicht als Eroberer, sondern als Priester, Missionare des Koran, Kolonisten, mithin religiöse Einwanderer. So weit ihre Schritte fest austreten können, ist von keinen Menschen opfern die Rede, obwohl sie den Senegalsern keineswegs fremd waren. — Die Mandingos sind ein Negervolk, jedoch in seinen Formen etwas gemildert und mehr olivenfarbig, als schwarz. Ihre Gesichtsbildung ist freier, als die der benachbarten Strandneger. Ihre Gestalt ist groß, schlank, und ihr ganzes Wesen mehr dem Hindu, als dem eigentlichen Neger ähnlich. — Ihr Wesen ist unbefangen, frei, heiter und gut. Dabei sind sie gastfrei, mitteläßig und, was sie vor alten Afrikanern anszeichnet, wissbegierig; besonders sollen ihre Volkshäupter viele Kenntnisse besitzen. Park kam aus Sudan halb nackt, stark, in ihren Augen ein verworrender Landstreicher, ein Ungläubiger, zu ihnen; sie nahmen ihn auf, gastfrei, mitteläßig, uneigenndig, sie pflegten sein mit Liebe und führten mit Treue ihn seinen Landsleuten zu. Dieses beurkundet eine hohe Stufe spiritueller Ausbildung und Humankät. Renneisen nennt sie daher geistreich die Hindu-Afrika's. Der Europäer würde einen Afrikaner in ähnlicher Lage schwerlich so aufnehmen.

Sie sind ein Volk, welches alle seine Bedürfnisse selbst versorgt und deren wirklich mehr, als irgend ein einheimisches Volk in Afrika hat. Sie tragen viele Baumwollbenzüge, die sie selbst verfertigen. Die Männer tragen weiten Rock, Hemkleider, Sandalen und wollene Mägen; die Weiber zwei bis sechs Fuß lange und drei Fuß breite Träger, in die sie sich materisch häussen. Diese Träger ist allen Völkern dieser Gegend gemein, nur in der Art, das Weiberhaar zu schleifen, herrsche Verschiedenheit. — Ihre Häuser sind denen des übrigen Afrika gleich; runde Lehmhäuser mit kegelförmigen Dächern, einfaches Hausgeräth. Des Seewindes wegen sind alle Hausthüren nach Südwest gerichtet. Jedes Weib hat eine Hütte, und die Güter ei-

der Familie umgibt eine Umzäunung von Baum-
bus. Eine Reihe solcher nach Willkür geord-
neter Gehöfte mit langen Straßen nennt man
eine Stadt. — Vielweise ist Sitte.
Die Weiber werden indessen gut behandelt und
genießen Achtung und Einfluss. Hausstreitig-
keiten entscheidet der Mann; wird ihm von ei-
nem oder mehreren Weibern nicht Gehorsam ge-
leistet, so appellirt er an den Mumbo Jumbo. —
Will ein Mann ein Mädchen haben, so muß er
mit dem Vater desselben einig werden um den
Preis, um 2 bis 10 Sklaven. Ist man einig,
so eröffnet er seine Wünsche der Ausgewählten,
die dann ja! sagen muß, oder wie mehr heira-
then darf; will sie doch einen Andern heirathen,
so hat ihre erster Bewerber das Recht, sie zur
Sklavin zu nehmen. Um Hochzeittage werden
Schafe und Mastviech geschlachtet, und Ulles bes-
treitet. Die Braut wird in Baumwollengeuge
gehüllt vom Kopf bis zu den Füßen, und zwar
schneeweiß. Sie wird nun in eine abgesonderte
Hütte geführt, auf eine Matte gesetzt und ab-
wechselnd von alten Weibern über ihre Pflichten
gelehrte; und vor dem Mumbo Jumbo ge-
warnt, dann wieder von jungen Mädchen um-
sungen und umtanzt. Vor der Hütte geht der
Schmaus vor sich; die ganze Gesellschaft ist,
trinkt, singt und tanzt bis an den Morgen.
Indessen hat man um Mitternacht die Braut
in ihre bestimmte Hütte geführt, in welche der
Bräutigam ihr folgt. — Der Mumbo Jumbo
ist bei den Mandingos eine Maske aus Baum-
rinde, mit einer rächtigen Rute bewaffnet.
In dem Dorfe kommt man Abends in dem
Vatlang, dem Versammlungsort in der Mitte
des Dorfes, zusammen; die Weiber müssen auch
dabei sein. Hier nun wird geschwätz, gesun-
gen, getanzt bis Mitternacht. Hat nun eine
Schöne etwas verdeckt, oder gar einen Lieb-
haber begünstigt, so tanzt der Mumbo Jumbo
rudelich auch mit, wirft sich auf die Schuldige,
die nun entkleidet an einen Pfahl gebunden
und unter Spott und Gelächter der ganzen Ge-
meinde vom Mumbo Jumbo durchgerichtet wird
bis aufs Blut! — Mütter lieben ihre Kinder
und werden von diesen geliebt und in Ehren
gehalten. Schläge verschweigt der Mandingo,

aber Beschimpfung seiner Mutter nie. Was
an den Völkern Afrika's gut ist, verdankt man
den braven Müttern, die nicht nur ihre Kinder
sehr zärtlich lieben, sondern auch mit Sorgfalt
erziehen. Besonders gewöhnen sie dieselben
zur Wahrsichtigkeit. Will die Mutter den Sohn
rühmen, so sagt sie: Er hat nie eine Un-
wahrheit geredet. Die Erziehung ist ganz in
den Händen der Weiber und daher in sehr gu-
ten Händen. Sobald die Kinder laufen kön-
nen, üben die Knaben ihre Kräfte, werden von
dem Vater unterrichtet; Mädchen lehrt die Muta-
ter spinnen und häusliche Arbeiten. Knaben
lernen hier das Feld bestellen. — Beide Ge-
schlechter werden beschritten, sowohl bei
den Islamiten, als bei den Kassis. Diese
Operation wird in Masse vorgenommen und
zweimonatliche Feste folgen derselben. — Mu-
sik und Tanz liebt dieses Volk sehr, Gui-
tarren mit 3, Harfen mit 18 und kleinere mit
7 Saiten, Trommeln, Schellen, Hörner und
Flöten bilden das Orchester. Eben so sind sie
Freunde vom Ringen, welches vor vielen Zu-
schauern, welche die Kämpfer anfeuern, geschieht.
Die Ringer ziehen sich bis auf ihre kurzen
Beinkleider nackt aus, salben sich mit Oel oder
Baumblüten und ringen unter Schellen- und
Trommelklang. Auch hier sind Homeriden,
Sänger, Scheinen aber in größerem Ansehen,
als bei den Fulahs zu sein. Sie loben in Liedern
den König oder jeden, der sie bezahlt. Sie
ziehen aber auch mit ins Feld, wie unsere alten
Barden, um die Krieger anzufeuern; die Heil-
schenathen zu bezeugen und in ihren Gesängen
die Geschichte des Landes zu überliefern. Die
Muhamedaner singen auch geistliche Lieder, um
den Zorn Gottes zu besänftigen und Strafen
abzuwenden.

Der Mandingostaat bildet eine Art Re-
publik, die jedoch in den eroberten Staaten
zu einer durch Aristokratien eingeschränkten Mon-
archie wird. Eben so verbreiten sie in ihren
Kolonien den aristokratischen Geist. Es ist diese
Art so ziemlich der Römerverfassung gleich, die
auch zu Hause republikanisch, in den Provin-
zen aber aristokratisch-monarchisch war. In ih-
ren Städten haben sie erbliche Richter, mit des-

nen sich die freien Männer zu Palabers versammeln unter schattigen Bantangs, die gewöhnlich aus einem großen Baum bestehen, mit weiter schirmartiger Krone, wie sie in den Tropen wachsen. Streitigkeiten werden nach dem Herkommen oder nach dem Koran entschieden. Indessen machen die freien Männer nur den vierten Theil der Bevölkerung aus, drei Viertel derselben sind Sklaven. Die Loos ist jedoch nicht das der in den Zuckerplantagen. Im Hause geborene Sklaven dürfen nicht verkauft, noch viel weniger getötet werden. Nur Kriegsgefangene kommen in den Handel, in welchem Gewerbe sie Meister sind. Sie sind die unternachmendsten und gewandtesten Kaufleute vom Oscholiba bis zum Westmeer. An dieser ganzen Küste ist der Name Mandingo ein Ehrenname geworden, durch den sich jeder gern auszeichnen möchte. Im Binnenlande werden sie, indem sie als Priester, Heerze und Weise auftreten, Marabuten genannt. — Mit den Mandingos verbreitete sich auch der Islam. In den von den Mandingos beherrschten Negerstaaten gehörte der größte Theil des Volkes noch zu den Kassirs; indessen sind auch die Muhamedaner noch immer Betischdiener. — Stirbt endlich ein Mandingo, so wird er beklagt, mit einer Matte umgeben und entweder in der Hütte selbst, oder unter seinem Lieblingsbaum oder auch außerhalb des Orts begraben. Im letztern Falle wird sein Grab durch Dornen und Steine vor wilden Thieren bewahrt. — Zwei Krankheiten sind ihnen sehr gefährlich: die Elephantiasis, bei welcher die Beine unglaublich dick anschwellen, und der Guineawurm, oder Nervenwurm, den man im südlichen Ussen, in ganz Senegambien und Guinea und in Westindien findet. Er ist ein dünner, wohl 3 Ellen langer Wurm, der sich an Beinen und Schenkeln, — man weiß nicht wie — erzeugt und nur mit vieler Mühe und nicht ohne Schmerz und Gefahr herausgezogen wird.

Die Mandingos in Bambuk*) sollen sehr

ausgeartet sein und nicht den hohen Bergmandingos gleichen. Man sagt ihnen sehr viel Bußses nach. Rauchen, Schwägen, Tanzen sollen ihre Hauptfehler sein. Vielleicht verleumdet nur der nordische Neid diese Naturkinder, weil sie den Tag weniger arbeiten und die lädielen Nächte mehr tanzen dürfen. Weiber, die das Gelände der Treue brechen, verlässt der Mann, und die versammelte Gemeinde legt dem Verführer einen Ochsen oder den Werth desselben als Buß auf. Schon im zehnten Jahre werden beide Geschlechter beschüttet und für mannbar erklärt. — So faul uns dieses Volkchen geschildert wird, so treibt es doch sorgfältigen Ackerbau, mancherlei Handwerke, und ist sehr kniffrisch in Verfertigung allerlei und sehr manichfältiger Gegenstände aus Eisen und Gold. Reisende sahen Kunstsachen aus Gold, welche dieser Volk mit seinen groben Werkzeugen hervorbrachte, welche selbst unsern Goldschmieden mit ihren feinen Handgriffen gewiß nicht ohne Mühe gelungen wären. Das kommt wohl daher, weil dort jeder treibt, wož er Lust und Geschick hat, und nicht gezwungen ist, wider Willen etwas zu thun. Zudem werden diese Leute als kunstreiche Löpfer gerühmt, die sehr zierliche Gefäße aus goldreichem Rhone versetzen. Sie treiben auch Handel, und die Vornehmen gehen in Seidenstoffe gekleidet. — Der König heißt Geratik, ist ein Mandingo, dessen Mission sich dieses Landes um 1100 bemächtigte. Als die Portugiesen mächtig waren, hatten sie auch Bambuk erobert und so lange beherrscht, bis sie daraus vertrieben wurden. Desgleichen wollten einmal Marabuten, moslemische Priester, sich zu Herren machen, wurden aber vertrieben, und nun mag man weder Portugiesen noch Marabuten mehr. Der Geratik hat einen Senat, die Fazims, zur Seite; diese wählen den König, setzen ihn auch wieder ab. Alle Dörfer zahlen an den König Tribut, dessen Quantität von der Liebe, die man zu ihm hat, abhängt. Die Könige führen einen Strick um den Kopf und

*) Bambuk, bergig, sehr gut bewässert, mit prächtigen, schon wieder palmenreichen Tropenwäldern besetzt. Der Boden ist fruchtbar und liefert wohl angebaut reiche Ernten, seine Berge Gold, kostbares Eisen, Kupfer, Silber u. s. w. Das Klima ist heiß und ungesund. Die Hauptstadt Bambuk liegt in einer goldreichen Gegend.

einen eisernen Ring um den Hals, als Zeichen der Würde, welche Macht hat, Gefangene zu machen.

3. Die Jaloßen (Wollof.)

Dieses merkwürdige Negervolk bewohnt die Ebene Senegambiens, von dem Strandte bis an die Fuchs hin, zwischen dem Senegal und Gambia. — Glänzend schwarz, wie Ebenholz, ist die Hautfarbe des schlanken, gewandten, beweglichen, eine besondere Elastizität der Muskeln besitzenden Jaloßen oder Jolos (*). Der Jaloße hat noch nicht ganz das Gepräge des Negers; seine Gesichtsbildung ist fein, sein Auge schön und sein Mund weniger aufgeworfen. Er will auch kein Neger sein und betrachtet dichten Männer als einen Schimpf. — Hartig, kraftvoll und kriegerisch, führen die Männer oft unter einander Krieg. — In ihren Sitten und Leben haben sie viel Ahnlichkeit mit den Mandingos, die sie in Verfolgung der Baumwollenseuge, welche sie besonders schön zu fördern verstehen, noch übertrafen. — Ihre Kleidung besteht aus zwei Pagnen, deren eine über die Schulter geworfen, die andere um den Unterleib befestigt wird. Die Oberhäupter zeichnen sich durch ein baumwollenes Hemde und gewöhnliche Beinkleider aus. Sie scheuen sich das Haar, tragen weder Bicken noch Schnurrbart, sondern bloß am Kinn. Die Weiber haben den Adaper von den Knien bis zur Brust bedeckt, die übrigen Theile unbekleidet. Frauen von Stande tragen goldene und silberne Umlinge, müssen aber, wie die Niedrigen, alle Geschäfte der Männer verrichten. Eine seltsame Abnormalität, welche naturwidrig scheint, findet sich hier unter diesem Volke. Weiber sind ganz ohne Schamhaftigkeit, und scheinen keine Scheu vor fremden Augen zu wissen. Dagegen sind die Männer schamhaft, baden sich an abgelegenen Orten, und scheuen sich zu entblößen vor fremden Augen. Eben so zeigen auch die Knaben schon diese Scham-

haftigkeit, von der die Mädchen kaum einen Begriff zu haben scheinen. Nur die tiefste Erniedrigung des Weibes, nur der höchste Grad der Sklaverei, in welche dieses Geschlecht vorhinken ist, kann diese seltsame Verstümmelung natürlicher Gefühle erklären. Uebrigens ist die Lebensart des Jaloßen einfach. — Ein Haus aus Rohr, in der Form eines Bienenkorbes, dient zur Wohnung; eine gleiche steht als Küche zur Seite. Hausgerath ist einfach; eine eiserne Pfanne, Kübelschächen, Binsenkörbe zur Aufbewahrung des Getreides, und ein hölzerner Mörser zum zerstoßen desselben, ist ihr ganzer Hausrath. Die Getreidevorräthe stehen in den Binsenkörben auf Pfählen im Freien, um es vor Insekten zu bewahren. Wie beschützt ein Jaloße den andern. — Musik, Tanz, Wettkennen und Schießen lieben sie sehr. — Sklaven werden mild behandelt. — Gastfreiheit ist Erbzeugend und jeder Fremde begiebt sich zum Vorsteher oder auf den Palaverplatz, wo er schnell und unentgeldlich versorgt wird. — Sie sind immerliche Kästen gehalten, und zwar folgt, wie bei den Chinesen, der Sohn dem Gewerbe des Vaters. — Schmiede, Weber, Schuster und Poeten sind sehr verachtet; letztere am meisten, denn sie werden nicht einmal ehrlich begraben. Ihr Leichnam wird in einem hohlen Baum gelegt, damit die Hirsche nicht misstrahle. Doch haben sie großen Einfluss, ziehen in die Schlacht, singen die Thaten der Vorfahren, feuern zu solchen Thaten an und halten durch ihre Schlachtgesänge die Kämpfenden zurück. Gelingt ihnen jedoch letzteres nicht, so ist ihr Tod unvermeidlich. Oft werden sie von den guten Jaloßen, d. h. von denen, die nicht arbeiten, sondern Privilegien genießen, gedungen, um bei Gastmählern, die sie geben, ihr Lob zu singen. — Die Vorsteher genießen volles Ansehen; sie allein haben richterliche Gewalt. Der Angeklagte wird durch Mehrheit der Stimmen entweder schuldig oder unschuldig erklärt, und der Vorsteher allein spricht das Urtheil. Also findet man hier eine

*). Das Reich Jolof, zwischen 14° und 17° Br. war ehemals das mächtigste in Senegambien, von dem sich aber im Laufe der Zeit mehrere losrißen und unabhängig machten. Sein Herrscher steht aber noch so sehr in Anschein, daß sich alle Fürsten seiner Farbe zur Erde werfen, ihn zu begrüßen, sobald sie ihn ansichtig werden. Er ist unumschränkt. Das Land ist eben, mit Guummiwäldern bedeckt, fruchtbar und reich an allen Erzeugnissen. Siakor ist die Residenz des Despoten.

Uet Geschwornengerichte. Sie schwören bei ihrer Nase und erproben die Wahrheit durch Feuerproben. — Auch dieser Negerstamm zeichnet sich durch die Erbuzugend der Schwozzen, durch seine Geduld, aus. Er erträgt Alles mit heroischem Muthe bis zum Tode. Sein Tod wird beklagt; sein Grab gegen wilde Thiere durch Dornen geschützt. — Viele von ihnen sind Islamiten, die sich dann mit den Heiden nicht verheirathen. — Ihre Marabouts sind zugleich Aerzte, und Hautausschlüsse, Augenheil, Aussatz, Schnupfen und Bruststöbel machen ihnen oft, besonders gegen das Ende der Jahreszeit, zu schaffen. Was nun den einfachen Arzneimitteln nicht weicht, wird durch Zaubererei geheilt, die man auf Papier schreibt, verbrennt und das Papier dem Kranken eingiebt.

Die Jaloßen im Reiche Wallo, oder Howal (dem nordwestlichsten des Landes, die Mündungen des Senegal umfassend), werden von einem Brak beherrscht, dem die Franzosen Tribut bezahlen, da sie hier Niederlassungen, namentlich das Fort St. Luis, besitzen. Das Land ist fruchtbar und das Volk kriegerisch; nach dem Siegetheilte man die Beute gleich. Diese Jaloßen sind jetzt nicht mehr so mächtig, da innerliche Kriege, welche die Engländer während ihres Besitzes von St. Luis begünstigten, das Land verwüstet haben. Der Brak herrsche unumstrickt. Stirbt er, so folgt ihm sein Bruder, und alle ausgestorben, so folgt ihm der Erstgeborene des ältesten Bruders, ist dieser minderjährig, so folgt ihm der Sohn der Schwester. Es ist auch hier afrikanische Succession, welche jedoch nicht sowohl Reinheit des königlichen Blutes, als vielmehr das Vermeiden einer Wormundschaft zu bezeichnen scheint. Bei der Thronbesteigung hat der Brak Vieles zu beobachten. Er muss alle Stände durchlaufen, zum Zeichen, daß er alle kennen und beschützen soll. Fischer sind die verachtlistste Kaste; dennoch muß der Brak auf dem Flusse fahren und mit der Hand einen Fisch herauholen, den er fangen soll, von dem aber die böse Welt sagt, daß man ihm denselben heimlich zustecke. Uebrigens lebt er nicht viel besser, als seine eigenen Un-

terthanen; jeder nicht ihm frei, legt aber die Sandalen ab, beugt sein Knie, legt die Hand aufs Haupt und verneigt sich tief. Seine Familie besitzt eine wunderbare Heilkraft. Mütter bringen ihre kranken Kinder zur Königin; diese berührt feierlich mit ihrer Fußspitze die Kinder, Magen, Kopf und Füße; und die glückliche Mutter eilt mit Jubel von dannen. Der Brak speist nie öffentlich, denn das ist eine thierische Sache. Die Verfassung ist feudal. Der Brak hat unter sich Berri und Betis; diese Lehnsleute, diese Ortsvorsteher, diese die Gemeine. Eins zahlt das andere von unten hinauf. — Man kann zwei Arten von Dörfern unterscheiden: solche mit erblichen Herren, die dasselbe Erbrecht, wie die Brakfamilie besitzen und scheinliche Beamte, die ihre Beamten haben und einen Gemeinrath, an dessen Spiege oft ein Marabout steht. In solchen Dörfern müssen die Gemeinden oft sogar den Zehent von ihren Ernten entrichten, den zur Hälfte der Marabout, zur Hälfte der Brak bezieht, der ihn wieder an den Kriegsführer des Dorfes überläßt. Land und Menschen gehören dem Brak, das ist Grundsatz; er kann darüber nach Willkür verfügen. Doch haben die Großen und die Gemeinden Mittel, ihn in Schranken zu halten. Jedes Land hat seinen Herrn, der zugleich die Gerichtsharkeit hat, und damit auch das Recht, Zoll zu erheben, Geldstrafen und Confiscations zu verhängen und das Heimsuchungsrecht zu genießen. Criminalstrafen sind mild und selten. Der Dieb muß erstatzen, eine Geldstrafe erlegen und einen Verweis hinnehmen, doch werden in der Regel nur Fremde bestohlen. Der Mörder wird Sklave oder erlegt eine dem Range des Verstorbenen angemessene Geldstrafe. Indessen ist Mord selten, obgleich der Jaloße immer stark bewaffnet ist. — Die Neger sind heftiger Gemüthsart, zudringlich, plump und dem Trunkne ergeben, und doch dabei gutmütig und von einnehmendem Aussehen. Sittlicher ist der Marabout, ernster und würdiger. Er liebt sein Haus, Feld, Weib und Kind mit starker Unabhängigkeit; er lebt gern von den Seinigen umgeben nach Patriarchenart, unterrichtet sich gern und ist wissbegierig.

Durch ihre Vermühlungen können ganze Dörfer arabisch lesen und schreiben.

4. Die andern Negervölker Senegambiens.

1) Die kleinen Fetupen (s. Taf. XXXIV.). Sie gleichen den Negern vollkommen und leben längs der Südseite des Gambia und an der Nordseite des Casamance; sind sehr wild und grausam, wohnen in Dörfern, haben Reis, Hirse, ziehen Kindisch und Ziegen, sollen gern fremde Sitten annehmen und gegen Dienste erkennlich sein. Ihre Dörfer sind mit Palissaden und Wällen besiegelt. Sie sind kriegerisch und tapfer, daher sie auch von den viel zahlreicheren Mandingos nie überwältigt werden. — Ihre Könige und Oberhäupter haben keine erbliche Würde, und manche stehen unter gar keinem Oberhaupt. — Ihre Kleidung ist, wie bei den Negern überhaupt, der Schurz um die Füden. Das Haar tragen sie ägyptisch und schleien sogar den Bart, wie wir an den Standbildern, besonders in Aethiopien, bemerkten. Sie zählen gegen 50,000 Kopfe.

2) Die Cabbes's, welche unter den Jaloßen zerstreut leben, ein Nomadenvolk eigener Art, das in Wäldern lebt und Holzgeräthe verschafft. Sie sind das, was unter uns die Zigeuner, nur daß sie statt, wie diese Eisen, Holz bearbeiten. Auch sind sie nicht so schön wie die Jaloßen.

3) Die Gaveeren, ein den Jaloßen verwandter Hirtenstamm und darum von höheren Sitten, leben in kleinen republikanischen Gemeinden, sollen nackt gehen, ohne Gottheit und Götter, gutmütig und rachsüchtig, einfach in ihrer Lebensart und dienstfertig und freigebig, besonders gegen die Weisen, sein. Ihre Weiber sollen die Schönsten im Morgenlande, ihre Viehherden sehr zahlreich und ihre Geschicklichkeit im Feldbau bedeutend sein. Ihre Leichen werden außerhalb der Dörfer in runden Hütten beigelegt. Die Gräber der Männer haben oben auf der Spitze Bogen und Pfeile, die der Weiber einen Dörfer (zum Reisstampfen).

4) Die Dschia bongen, wahrscheinlich einst mächtig im Berglande von Guta d' schiaton; vielleicht hat auch der Dscholiba seit-

nen Namen von ihnen. Jetzt sind sie verdrängt von Fulahern und Mandingos, wild und rauh, die Buschmänner Senegambiens.

5) Die Serravut oder Radschlaga, ein handelsreibendes Negervolk, unruhig und lebhaft: er schaffe sich lieber einen Esel als ein Weib an, sagt er; denn diese mindere, jener vermehre sein Vermögen.

6) Die Bantaten, nordwärts der Insel Bussi, bewohnen ein kleines Ländchen, leben als Republikaner und sollen sehr tüchtig sein.

7) Die Papels, südlich am Domingofluß, bewohnen die Insel Bissao nebst einigen benachbarten Inseln, haben ihre Könige, bei denen Tode mehr als 30 Menschen, besonders junge Mädchen und Sklaven, erwürge werden, so wie man auch mit ihnen alle ihre Reichthümer begräßt. Die Vornehmen haben sehr regelmäßig fünflich den Leib tätowirt und selbst den Töchtern des Monarchen von Bissao diente dies als Kleidung, nebst der kleinen Pagne um den Leib und einigen Korallenketten. Sie sind sehr gute Ruderleute; nennen ihren Hauptgötzen, der in kleiner Figur vorgestellt wird, Chlina (wiewohl jeder noch seinen besondern Heilich hat), leben mit ihren Nachbarn in stetem Kriege, der aber in wenig Tagen meistens ohne Menschenblut beendet ist, wenn man auch nur ein Dorf geplündert hat; verkaufen die Gefangenen, wenn der Ausgang des Krieges glücklich war, und halten den Ihrigen, die etwa im Kriege bleiben, feierliche Leichenbegängnisse.

Die Bantaten, Biafaren, Papels, Mats, Bivaver u. s. w. sind wahrscheinlich alle den Mandingos, Fulahs und Jaloßen verwandt, die wieder unter einander Familienähnlichkeit haben mögen. Die vielen Flüsse aus einer menschenreichen Ebene führen nicht nur Gold herab, sondern auch Menschenstämme und verursachen auf den Terrassen und im Tieflande ein ununterbrochnes Treiben und Drängen der Nationen. Wie sehr das Herabdrängen der Völker nach allen Küsten des südlichen Continents schon früher den Völkern auffiel, beweist die aus diesem Umstände entsprungene Sage. Die Zingis des inneren Hochlandes, heißt es, vermehren sich so sehr, daß sie die

ganze Erde überschwemmt haben würden, wenn nicht der Wind Reha el Sneydach in seinem Lande wehte, welcher sie alle 60 Jahre mit Sand bedeckt, und Alles, was er trifft, verdorren macht. Dieses zeigt außerordentlichen Kinsderreichthum im Innern Afrika's an, der den Strandvölkern eben so schon in früheren Zeiten auffiel, als lässig war. Selbst um Tumbuktu soll die Luft so austregend sein, daß die Geschlechter außerordentlich früh reisen. In Dongo soll man nach Caillaud nicht nur Zwillingegebürtigen sehr gewöhnlich, sondern so schnell auf einander folgend finden, als die Naturgesetze es erlauben; so, daß Weibchen von 15 bis 16 Jahren bereits von 6 Kindern umgeben sind, von denen das älteste noch unsicheren Lauf hat. Diese überwiegende Fruchtbarkeit in diesem Welttheile mag wohl eine Ursache sein, warum das Menschenleben so wenig gilt.

Alle diese Völker treiben Ackerbau, Viehzucht, Handthierung und Gewerbe, Handel, Jagd u. s. w.

Die Aecker werden im April bestellt, aber ohne Pflug. Es wird der Boden gereinigt, welches geschieht, indem man das Strandwerk auszieht und verbrennt. Im Juni, sobald der erste Regen fällt, eilen die Neger auss Feld, machen kleine Löcher, Frauen und Kinder folgen, werfen in die Löcher eingeweichten groben Hirse, und bedecken ihn mit etwas Sand. Schon nach 4 Tagen keint er, nach 12 Tagen ist er 6 Zoll hoch. Nun wird, wo zu viel Stengel sind, der Ueberfluß ausgerauft, mit einem Eisenwerkzeuge, das 6 Zoll lang und 3 breit ist, ganz seicht gefügt und von Unkraut gereinigt. Wächst die Saat heran, so bewacht der Neger Tag und Nacht sein Feld, um Bögel und Affen abzuhalten. Im October ist die Ernte reif, die Ähren werden nun abgeschnitten und in großen Krüben auf dem Kopfe heim getragen. Die Neger arbeiten gern in Gesellschaft, singen dazu, daß die Fluren den Takt wiederhallen, und lassen diesen oft mit der Trommel begleiten. Außer Hirse werden noch eine Menge andere Gewächse gebaut, als Crescentia, deren Früchte halb reif essen, reif als Geräthschaft benutzen, andere Kürbisarten, Wassermelonen, Hülsen-

früchte. Baumwolle wächst ihnen beinahe wild, und behält das ganze Jahr grüne Blätter. Nach der Regenzeit hört der Dürre wegen der Ackerbau auf. Um Senegal und den großen Flüssen ist es freilich anders, da den Unwohnern auch hier die Ueberschwemmungen zu gut kommen. Hier werden daher zwei Ernten gehalten. Die erste Saat geschieht mit großem Hirse Ende September, an hohen Stellen, die früher vom Wasser entblößt werden, auch früher. Die Ernte geschieht im März, nach welcher die weniger fordernde Saat des kleinen Hirse statt findet. Man sieht auch hier Tabakfelder, aber keine Kartoffel! Häufig werden die abgeernteten Felder, oder wo das Unkraut oder Buschwerk überhand nimmt, in der trocknen Jahreszeit angeündert, dasselbe geschieht mit Waldungen, die man als Ackerland gegen das ausgesogene Feld vertauschen will. Hier löst man zuerst die Rinde ab, haut die Zweige herunter und häuft Alles dieses um die Stämme auf. Ist es datt, so zündet man es an. Der Anblick davon ist furchtbar. Das Gekräche und Geknister ist schrecklich; Alles, was Leben hat, flieht rasend hervor und sucht dem Verderben zu entrinnen. Mit großem Geschrei umkreisen Raubvögel, mancherlei Art, sowohl Lust- als Wasservögel die Flamme. Jene haschen die fliehenden Biersüßer kleinerer Art, diese die Schlangen und Eidechsen, welche sich aus dem Brände zu retten trachten, während die fliehenden Mausen und Ratten am Tage von Falten und Raben, des Nachts von Eulen erhascht werden.

In den französischen Niederlassungen am Senegal hat man Pflanzungen von Baumwolle, Maulbeerbaum und Mopal angelegt, die alle durch ihr treffliches Gedeihen Wolle, Seide und Cochenille dem Ausfuhrhandel versprechen. Auch Zucker und Kaffee, Kakao und Indigo würden trefflich gedeihen. Da die Franzosen hier den Willen zeigen, die Colonisation im Großen zu betreiben, so können in diesem Bezug für beide Welttheile die größten Vortheile erzielt werden.

Der Handel ist hier sehr lebhaft. Haupt-sächliche Handelsartikel sind — die Sklaven; nach alle dem, was man uns schönes vorsagt, dauert dieser Handel hier in seiner gan-

zen Ausdehnung fort. Selbst die allerneuesten Nachrichten vom Jahre 1832 berichten, daß dieses schändliche Gewerbe von allen See-fahrernationen betrieben werde, und zwar in unglaublicher Ausdehnung. Ohne Scheu soll dieses Verbrechen selbst unter dreifarbiger Flagge von den französischen Sklaven Schiffen, trotz den Gesetzen von 1827, betrieben werden. Dieses grausliche Gewerbe bringt noch innumer dieselben grauslichen Erscheinungen hervor. Ein Negerkönig setzt eine wollene Mütze aus grobem Tuche auf, der lauernde Nachbar hört diesen Zuwachs der Herrlichkeit und hält dieses für eine Anmaßung, welche Recht giebt, denselben mit Krieg zu überziehen. Beide nun machen Gesangene, beide verkaufen sie an lauernde Sklavenhändler, und der Zweck der Wollmütze ist erreicht. — So helfen die strengsten Gesetze nichts, und die Regierungen sind ohnmächtig, wo der Eigennutz und die Gewinnsucht der Niederträchtigkeit Vorschub leistet. So, wurden im Jahre 1830 von der Westküste Afrika's nicht weniger als 42,000 Sklaven ausgeführt. Es giebt nur ein Mittel, dem Sklavenhandel zu steuern, und dieses ist Abschaffung der Sklaverei selbst, trotz allem, was eigennützige Pflanzer dagegen sagen. Es ist nicht wahr, daß ohne Sklaven keine Plantagen. Es ist nicht wahr, daß die Freilassung der Sklaven das Leben der Weißen in Gefahr bringt. Ein Gesetz, von allen Kolonien besitzenden Mächten sanktionirt, daß nach den Dienstjahren binnen 10 Jahren alle Sklaven die Freiheit erhalten müssen, würde den Sklavenhandel bald abschaffen und mit der Wurzel ausrotten. Bis jetzt treiben ihn noch immer französische, englische, portugiesische, brasilische, spanische und nordamerikanische Schiffe. Außer

Sklaven wird Gummi, Harz, Orseille, Holz, Gold, Elfenbein, Baumwolle u. dgl. gegen Gewehre, Pulver, Eisenwaren, geistige Getränke, Tabak und Manufacturwaren ausgeführt. Der englische Handel blüht in Senegambien mehr, als der französische.

Das Fort St. Louis ist der Mittelpunkt des französischen Handels. Nach beiden Seiten hin gewährt die Insel einen schönen Anblick, der durch die Läuschung erhöht wird, welche glauben läßt, daß der Theil des Senegalusers, welcher hinter der Insel ist, allezeit zur Insel mit gehöre. Indessen ist die Insel öde und dürr. Ein kleines mit Batterien versehenes Fort vertheidigt sie. In ihm ist die Kirche und das Hospital eingeschlossen. Die Stadt zählt einige tausend Einwohner; Neger und Franzosen. Es ist eine Schule zum Unterricht der Neger nach Lancasters Methode angelegt. Um südlichen Ufer des Senegal hat man ohne Sklaven durch gedungene Arbeiter Baumvolle und Indigopflanzungen mit großem Erfolg angelegt. Um Nordufer des Senegal liegen die Gummiwälder, welche drei Forste bilden, die Ufahale, Lebier und Sahel heißen. Nordwärts von der Küste liegen Groß- und Kleinportantik, die zum Gummihandel dienen; dann kommt die Wüste!

5) Die Bewohner des untern Theils von Sudan oder Nigritien. (s. Taf. XXXVI.)

Nigritien begreift den großen, uns noch großtheils unbekannten, Landstrich zwischen Senegambien, Sahara, Oberguinea, Abyssinien und Nubien. Es hat seinen Namen vom Flusse Niger *), auch Nil der Neger genannt. Dieses Sudan ist eben so ein Terrassenland, wie alle, welche wir bisher kennen lernten. Gleich-

*) Niger. Soliba, oder das große Wasser, auch der schwarze Nil, der größte Steppenfluss in Mittelafrika, der besonders Nigritien oder Sudan durchfließt. Vor mehr als 2000 Jahren zeichnete Herodot die erste richtige Nachricht über den Lauf dieses größten Stromes von Afrika auf, und sagte, daß er von W. nach O. fließe. Die Folgezeit glaubte es nicht mehr, bis der Lauf desselben von Neuem entdeckt, und die Behauptung des Barbers der Geschichte bestätigt wurde. Mungo Park war der erste Europäer, der diesen Fluss sah und bemerkte, daß er von W. nach O. fließe. Große Handelsstädte liegen an demselben, als Jenne, Combuktu (ungefähr eine Stunde davon), Haussa und nach den neuesten Nachrichten Wassanah. Dieser Strom erregt daher mit allem Rechte den Wunsch, seinen Lauf und sein Ende kennen zu lernen; deshalb wurden von den Briten 1816 zwei Unternehmungen aufgerüstet. Die eine sollte auf dem Kongoflisse bis in das Innere von Súdáfrica deingen, indem man vermutete, daß der Niger mit dem Kongoflisse ein und dasselbe sei. Die andere sollte vom Senegal aus bis an den Niger gehen und beide sich im Innern treffen. Aber beide Unternehmungen sind gescheitert. Einige Geographen glauben, daß der Niger mit dem ägyptischen Nile in Verbindung stehe, Andere, daß er sich in einen großen Binnensee endige, wieder Andere, daß er das mittlere Ge-

wie Hochafrika sich nach Osten, Süden und Westen hin in mehreren Stufen gegen das Meer hin abdachte, so auch gegen Norden; der einzige Unterschied ist, daß sich das Wassermeer gegen Norden hin in ein Sandmeer verwandelt hat, was vielleicht in mehr als einem Sinne wahr ist. Man wird sich von Sudan den besten Begriff bilden, wenn man sich im Geiste in den Mittelpunkt der Sahara hineinstellt; eine sonst unmerkliche Abdachung würde seinen Blick auf das Tiefland Sudans gleiten lassen, gleichsam die Arena, wo sich die Völker umtummeln. Er würde ein Gemälde sehen, mit fruchtbaren Fluren, trefflichen Hochwäldern, glänzenden Seespiegeln und reichen Wasservätern, das Herz Afrikas, dem die Völker der Reiche Segoo, Haussa, Bornu, Kanem und Begharmaka Leben verleihen. Dieses Hochthal liegt immer noch wenigstens 1,200' über dem Meere. Im Süden dieses Hochthales erhebt sich amphitheatralisch die erste Terrasse, eine Reihe ansprechender, bewaldeter und wohlbewässerter Berge mannigfacher Gestalt. Hat der Blick diesen schönen Abhang überstiegen, so gelangt er auf eine Hochebene, durch welche die Parallele des 10° nördl. Br. läuft. Ueber daß sich Denham einer Schaar Räuber anschloß, die in Mandara eindrang und geschlagen wurde, hat noch kein Europäer diese Terrasse betreten. Das Land ist natürlich, als ein unter 10° Br. gelegenes, wenigstens 2000' hohes Hochland, sehr schön, und wird von wackeren Negern bewohnt. Hinter dieser Terrasse erhebt sich majestatisch das Hochgebirge zum Hochlande Südafrikas. Die Berge von Adamawa bilden den Hintergrund des großen Gemäldes von Sudan. Ihr westlichster und zugleich höchster Punkt ist das Hochland der Amboaser mit 13,000' hohen Vulkanen. Dieser ganze amphitheatralische Hintergrund Sudans bildet das Mondgebirge, als Nordabfall Südafrikas. Dieses ist die Lage und Gestalt Sudans. — Unter den Parallelkreisen des 8° und 17° nördl. Br. gelegen, wird es in allen seinen Theilen von den

Tropenstrahlen erleuchtet, welche seine unschätzigen Bewohner schwarz färben. Ueberall fruchtbar, ist es überall mit großen Städten besetzt, die von verdornten Dörfern umringt sind. — Unter den Gewässern Sudans sind besonders folgende Seen zuerst aufzuführen: Der Dibbinsee, der Sudan, der Tschad, der Fittre. Das Ostufer des Sudanees soll von weißen Leuten bewohnt werden, die sogar Christenstein sollen. Sie reiten auf Sätteln, die denen der Engländer ähnlich sein sollen. Auch haben sie Sporen und Bogen, Spieße und Pfeile zu Waffen. Auch sollen sie Schiffe bauen, die 60' Länge haben, nebst Verdecken um 200 Mann Besatzung aufnehmen zu können. Statt des Ankers bedient man sich eines großen Steines, da der Grund zu sumpfig ist, um einen Anker zu fassen, selbst wenn man ihn hätte. — Unter den Flüssen bemerkten wir, nächst dem Niger, den Yeoou (entspringt im Westabfall des südlichen Hochlandes, nimmt mehrere Flüsse auf, strömt nordöstlich, dann östlich und fällt in Bornu in den Tschadsee), den Schahy und Gazellenfluß. — Freigebig hat die Natur dieses Land ausgestattet. Kostbare Holzarten liefern die Hochwälder, welche sich besonders an den Bergabhängen lang hinstrecken und selbst Sudan erschließen. Man darf sich das Land nicht als ein Flachland denken, sondern als ein Land voll Hügel und Wald. Eben so kostliche Produkte würde der Ackerbau liefern, sobald seine Unbauer es in ihrem Vortheil fänden, ihn darum anzusprechen. Wie im Thale von Carracas würden auch hier Weizenfelder mit Zuckersplantagen und Indigofeldern, Obstgärten mit Kaffee- und Kakaoablantungen abwechseln, Baumwolle, Reis, Hirse und Indigo gedeihen. Die Wälder sind voll Wild, vom Elefanten bis zum Stachelschweine und der Matte; die Bäume voll Äffen, die Lust voll Vogel, die Flüsse und Seen voll Fische der trefflichsten Art; aber auch große Eidechsen, und Nilpferde. — Die Berge geben Eisen, Blei und Gold im Ueberschusse. — Der Mensch nährt ungeheure Schafe-

birgsland durchbreche, nach Südwesten fließe und sich (vielleicht als der Konco) in den Guineabüßen ergieße. Letzteres beruht auf der 1817 gedruckten Erzählung des James Riley, Supercargo auf der nordamerik. Brigg Commerce, welche an der Westküste von Afrika 1815 Schiffbruch litt.

ten Geflügel (40 Hühner kaufte Denham in Bornu für einen Piaster), Kindeich, Ziegen, Schafe, Schweine, Hunde, herrliche Pferde und geduldige nutzbare Kameele. — Salz hat Sudan nicht, denn dieses ist der Reichthum der nördlichen Wüste, deren Bewohner es an die Sudanner abgeben. Salzhandel ist daher hier das belebende Princip des Wôkerverkehrs. — Das Klima ist ein Tropenklima, und im Schatten steht das Thermometer vom Februar bis Mai, als in welcher Zeit die Europäer da waren, nicht selten auf 24° Raum. Im Winter ist die Mittagstemperatur gewöhnlich 13 bis 15° . Indessen sind die Nächte sehr kalt, und gewiß wird der Leser überrascht zu lesen, daß mitten im niedern Centralafrika unter dem 12° nördl. Br. ein Nordländer vor Kälte umkam. Es war dieses der Dr. Dudney, der Gelehrteste des Kleeblasses, das er mit Clapperton und Denham bildete. An der Grenze von Kanem- und der Westgrenze von Bornu, höchstens $1200'$ Höhe, überfiel am 26. December die Karavane eine solche Kälte, daß die Schläuche hart froren, und zwar auf dem Rücken der Kameele: was sogleich die Krankheit und 17 Tage darauf den Tod des Reisenden herbeiführte. Das Thermometer sank auf 0, was indessen aber nicht nöthig ist, um in den Tropenländern Eis herzubringen. Hieraus läßt sich mit Recht auf ein sehr veränderliches Klima Sudans schließen; und wie in allen heißen Ländern ist den Europäern auch hier warme Kleidung zu empfehlen, die besonders in einer Flanellkleidung am bloßen Leibe bestehen sollte, so sehr auch dieselbe bei heißer Tageszeit ihre Unbequemlichkeit haben mag. Die Vernachlässigung dieser Weisheit hat hauptsächlich zum Misslingen so vieler Expeditionen und zum Hinsterben so vieler Europäer beigetragen. — Endlich bildet auch der Nordrand Sudans zugleich die Grenze der tropischen Regen, welche noch in ganz Sudan herrschen und das Jahr in zwei Jahreszeiten, in die trockne und in die nasse, theilen.

Die Bewohner Sudans sind Neger, was sie schon zu Herodots Zeiten waren. Indessen haben die Araber die freien Neger bereits schattirt; und da sie sich mit diesen durch Hei-

rathen auch jetzt noch verbinden, so ist der freie Bewohner Sudans ein Arabo-Neger. Die Sklaven hingegen sind eine reine Negerrace, denn kein Araber heirathet ein Mädchen, deren Eltern nicht frei sind. Dieses Alles gilt jedoch nur von den Nationen, deren freie Leute zugleich Muhamedaner sind. Die Heiden sind wahre Neger mit dem vollen Gepräge, das sie als Ureinwohner Afrika's bezeichnet. Die Heiden werden von den Muhamedern auch Kerdi, d. h. Ungläubige, genannt. Indessen soll Sudan von 20 bis 30 verschiedenen Nationen bewohnt sein, welche sich alle durch ihre Sprache sowohl als einzelne Eigenheiten unterscheiden. Den Muhameden zeichnet besonders sein Fanatismus aus, der durch den Eigennutz neue Macht erhält. Der Koran erlaubt ihm, jedes Volk, das keine Offenbarung hat, zu unterjochen und zu Sklaven zu machen; mithin betrachtet er jeden Ungläubigen als gute Beute. Dieser Umstand wirkt auch hier sehr nachtheilig auf den Zustand der Völker ein und läßt im Innern die Aushebung der Sklaverei erst von der gelungenen Einführung des Christenthums oder des Islams erwarten, da kein Muslim den andern als Sklaven behalten darf, sondern frei geben muß.

1) Die Neger des Reiches Sego oder Bambarra.

Dieses Negerreich zieht sich am Flusse Niger oder Joliba zwischen dem 12° und 18° nördl. Br. und 15 bis 19° östl. L. v. Ferro hin. Der westliche und südliche Theil dieses Landes ist sehr gebirgig, so daß Pferde nur mit Mühe darin fortkommen; weiterhin wird es jedoch sanfter, hügelig, bis es sich endlich um Timbuktu herum in die Wüste verliert. An Produkten ist das Land reich. In den Wäldern wächst hier häufig der Schi oder Butterbaum, jene kostliche Naturgabe, die auch allgemein im Lande als eine solche anerkannt wird. Felsen und Ananas erquicken den lechzenden Gaumen, und Gemüse mancherlei Art dienen dem frugalen Neger zur Speise. Eigenthümlich sind diese Gegend bis Bornu hin die Gurunüsse, welche in ganz Afrika großen Werth haben, die

ihrer angenehmen Bitterkeit wegen besonders dazu beitragen, das oft schlechte Wasser unschädlich zu machen. Die Europäer, welche diese Gegenden besuchten, rühmen, daß nach dem Kauen dieser Nüsse selbst das schlechteste Wasser wohl schmeckend gefunden wurde. Deshalb werden die Nüsse des Guru (sterculia acuminata) sehr gesucht, und bis in das Land der Uschanti verführt. Sie haben die Größe einer Kastanie, und wachsen in 8 bis 10 zolligen Schoten, in denen 7 bis 8 solcher Bohnen oder Nüsse von gelbgrüner Farbe liegen. Kaffee und Indigo wachsen wild; Reis, Hirse, Bohnen und Baumwolle werden angebaut. — Rind, Ziegen, Kameele und Esel nebst Hunden sind Haustiere. Pferde werden von Mauren eingeführt. Guineahühner und Tauben umgeben das Haus, der Strauß wirthet in der Wüste. — Die größte Plage der Bewohner sind die Müssikos; Skorpione, giftige Schlangen und dgl. bedrohen das Leben. — Unter den Bambaranern haben sich auch Fulahs, hier Hellatäh genannt, angesiedelt und leben unter ihnen zerstreut. Mauren sind nur in großen Städten. Nomaden durchstreifen das offene Land, und die Tuariks sind eben so gefürchtet, als die Beduinen in der Wüste, deren Bewohner nicht selten Einfälle unternehmen. Weniger zahlreich sind hier die Tibbos, von denen Taf. XXXVI. zwei Frauen in ihrer vollständigen Hausteilung darstellt. Wo diese in Sudan sich auch finden mögen, so bauen sie das Land und treiben Viehzucht.

Bambárra ist ein gebildetes Negerreich, das unsern Staaten im Mittelalter sehr ähnlich ist, um so mehr, da auch hier reiche Handelsstädte mitten unter ritterlichen Wegelagerern aufzblühen. — Die Felder werden, besonders in den nördlichen Gegenden, immer mit den Waffen in der Hand bestellt, vorzüglich von den Einwohnern der Stadt Murja (s. Taf. XXXVII.), die als Bogenschützen berühmt sind, eine Vorsicht, die sehr nothig erscheint. Muhameds Lehre hat hier schon vielen Eingang gefunden, was immer schon die Sitten mildert; Übergläubische und Amuletenkram, Zauber und Hexerei sind vom Islam nicht zu überwinden.

Je näher indessen der Wüste, desto verbreiterter ist auch die Religion der Wüste. Ackerbau nährt die Bevölkerung, Handwerker kleiden und versorgen mit Gegenständen der Nothdurft und Bequemlichkeit, Handel bereichert sie. Letzterer wird in weit grössem Umfange getrieben, als man gewöhnlich glaubt. In allen grössten Städten werden große Märkte gehalten, der größte zu Jenné, der bei weitem wichtiger ist, als der in dem so berühmten Timbuktu. Eingeführt wird Salz, Tabak, Leinwand, Seidenzeuge, Sammt, Musselin u. s. w., auch Gewürze und Luxuswaren durch die Wüste und aus den Raubstaaten. Auch die Wölker Hochsudans stehen in lebhaftem Verkehr mit Bambarra. — Als Scheide münze gelten Kauris (kleine Muscheln). Ein Minkali Gold, 1 Fl. 45 Kr. C. M. galten 3000, ein Silberthaler 6 bis 12,000 Kauris, eine Koralle 60, eine Bernsteinkoralle eben so viel, eine Schnur blauer Glasperlen 100. Seltsam ist, daß man trotzdem, daß man sehr wohl bis 100 zu zählen versteht, dennoch 80 Kauri ein Hundert nennt, und 60 ein Mandingo hundert. — Die Regierung ist in der Hand des Königs von Sego; in dessen hat jeder Ort seinen Vorsteher und zu Jenné und Timbuktu sind eigene Statthalter oder Scheids eingesetzt.

Timbuktu soll ein Wunder der Welt sein, unermesslicher Handel, ungeheure Schäfe sollen in ihr aufgekauft und sie bald von 200,000, bald von noch mehr tausend Menschen bewohnt sein. Es wurden daher abenteuerliche Reisen unternommen, um dieses Rom Afrika's aufzufinden. Seit 1588 zählt man nicht weniger als 48 Abenteurer, welche die Aufführung wagten und sämtlich ihr Ziel verfehlten. Major Laing erreichte zwar die Stadt, ward aber auf der Rückreise ermordet von den räuberischen Tuariks. Park verunglückte ebenfalls schon früher auf einer Verschiffung des Jossiba. Ein junger Abenteurer René Caillié unternahm es endlich, Europa von der Jungfraustadt Afrika's Bericht zu erstatten, und wir geben hier wieder, was er berichtet. Am 20. April 1828 Nachmittags ein Viertel auf vier Uhr setzte sich unser Abenteurer mit der Karavane,

der er angehörte, in Marsch, um nach dem weltberühmten Timbuktu aufzubrechen. Zwischen zwei Hümpfen, an deren Rande einige 5 bis 6 Fuß hohe Mimosen sprossen, ging es durch die traurige Dede hin. Nichts war mehr zu sehen, als beweglicher Sand, Fußgänger konnten nicht fortkommen, so daß die jungen Sklaven auf die Esel genommen werden mußten. Endlich erreichte man das Ziel und mit dem letzten Strahle der Sonne zog der junge Caillié in Timbuktu ein. — „Beim Eintritt in die geheimnisvolle Stadt fühlte ich eine nie zuvor empfundene Freude. Indes kam ich bald von meinem Enthusiasmus zurück, und fand, daß meine und Europas Erwartungen nichts weniger, als erfüllt waren; ich hatte mir von der Größe und dem Reichtum dieser Stadt eine ganz andere Vorstellung gemacht. Sie bietet beim ersten Anblick nur eine Masse schlechtgebauter Häuser aus Erde dar. Nach allen Richtungen sieht man nur unermessliche Däre, mit gelblichem Sande bedeckte Flächen. Der Himmel erscheint Abends am Horizont blaurot und das leisste Schweigen deckt die ganze Natur, nicht vom Laute eines Vogels unterbrochen. Nichts bewundert man hier, als den Einfall und die Unstrengung des Menschen, dem es gelang, hier mitten in der todten Sandsteppe der Wüste eine Stadt zu gründen. Früher scheint der Strom nahe an der Stadt vorbeigeflossen zu sein, jetzt fließt er 8 Stunden nördlich davon.“ — Caillié war an einen Timbuktuer, Sidi Abdallah, empfohlen, der ihn väterlich aufnahm und während der Zeit seines Dorfseins durch 13 Tage lieblich und gastlich behandelte. Nach dem Abendessen ging Caillié in sein Gemach auf seine Matzen. „Nachdem ich mich von meinem Wirth getrennt hatte, ging ich, um auf einer Matte, die man in meiner neuen Wohnung auf die Erde gelegt hatte, zu schlafen. Die Nächte sind hier eben so warm, als die Tage; ich konnte nicht im Zimmer bleiben und legte mich im Hofe nieder, wo es mir ebenfalls unmöglich war einzuschlafen. Die Hitze war drückend, kein Lüftchen erfrischte die Atmosphäre, auf der ganzen Reise war es mir nie so unbehaglich zu Matze.

Den 21. April machte ich Morgens meinem Wirth Sidi meine Aufwartung; er nahm mich gütig auf, dann ging ich in der Stadt spazieren, um sie zu untersuchen. Ich fand sie weder so groß noch so bevölkert, als ich sie erwartet hatte; sie ist viel unbedeutender, als ihr Ruf sie verkündete; man sieht auch hier keineswegs den Zusammenfluß der Fremden aus allen Theilen Sudans, wie zu Jenné. Ich fand auf den Straßen Timbuktu's nur Kameele, die von Cabra (einem Städtchen) herzogen, beladen mit den Waaren der Piroguenflotille; etliche Gruppen von Einwohnern saßen auf Matten und plauderten; viele Mauren lagen auf Matten vor ihren Thüren und schließen im Schatten. Alles gewährte einen höchst traurigen Anblick. Diese geringe Thätigkeit, und die Trägheit, welche in der Stadt herrschte, war überraschend; nur einige Kobanuhändler schrien, wie zu Jenné ihre Waaren aus. Um 4 Uhr Nachmittags, als die Hitze abgenommen hatte, sah ich einige Negerkaufleute zum Spazierritte aufbrechen, alle wohlkleidet und auf schönen reichgeschmückten Pferden; indessen durften sie sich nicht weit von der Stadt entfernen, aus Furcht vor den Tuaregs, die um dieselbe herumschwärmen. Die Hitze war überaus drückend, als der Markt um 5 Uhr begann, auf dem man jedoch wenig Fremde sah; nur die Mauren vom Stämme Zauat kommen oft dahin. Im Vergleich mit Jenné ist der Markt jedoch fast öde.“

Dieses Bild entspricht freilich nicht demjenigen, was man nach den mancherlei Sagen, die zu uns gelangten, in Europa vermutet hatte. Die Stadt liegt unter $15^{\circ} 15'$ nördl. B. und $19^{\circ} 40'$ östl. L. Sie hat 12,000 Einwohner, schlechte Eisternen, niedrige Häuser, die aus Lehmziegeln von Walzenform erbaut sind. Eine Lehmmauer mit 12 Fuß tiefem Gras umgibt die Stadt, welche zwar einen Karavanenhandel hat, aber nichts weniger, als das Herz von Sudan ist. Sie wurde 1213 von Suleiman erbaut und ward bald mächtig, doch eben so bald ihrer Unabhängigkeit beraubt, war sie Marokko, dann Haussa und endlich Bambarra unterworfen, von wo auch jetzt ein erblicher Statthalter eingesetzt ist.

— Die Bewohner sind Neger vom Stämme Kissir, so wie auch der Statthalter ein Neger ist. Die Mauren lassen sich jedoch hier nur temporär des Handels wegen nieder, werden bald reich und kehren darum in ihre Heimath zurück. Auf die Regierung haben sie jedoch keinen Einfluss. Die Statthalterwürde ist erblich und die ganze Regierung patriarchalisch väterlich und gut. Der Statthalter leitet das Volk, welches leicht zu leiten ist. Im Falle des Krieges sind alle bereit. Zwist und Prozesse sind wenig unter ihnen, welche im Entstehungsfalle immer von den Vorgesetzten und einer dazu berufenen Versammlung entschieden werden. Caillié besuchte den Statthalter mit seinem Wirth Sidi, der ein Freund des Fürsten war. „Er empfing uns in der Mitte seines Hauses, saß auf einer schönen Matte mit einem reich gezierten Kissen; wir saßen in einiger Entfernung von ihm. Der Besuch dauerte nur kurz und es wurden nur einige Fragen über den Aufenthalt Caillié's unter den Christen gewechselt. Der Fürst schien von freundlichem Wesen, möchte 55 Jahre alt sein; sein Haar war kraus und weiß; er war von gewöhnlichem Wuchse, schdner Gesichtsbildung, dunkel schwarzer Farbe, hatte eine Adernase, dünne Lippen, grauen Bart, große Augen. Seine Kleider waren wie die der Mauren von europäischem Zeuge; er trug eine rothe Mütze, mit Musselfin in Form eines Turbans umwunden, Pantoffeln von Saffian, im Lande verfertigt. So wie alle Bewohner, ist er ein eifriger Moslem. — Die Einwohner dieser nach allen Seiten offnen Stadt haben alle dieselbe Tracht wie die Mauren; sie nehmen mehrere Weiber, gewöhnlich vier, und Sklavinnen, so viel sie wollen. Die Weiber leben in sehr untergeordneten Verhältnissen, doch giebt es hier keinen Mumbo Jumbo. Die Timbuktuer stehen immer in Verkehr mit den

Einwohnern des Mittelmeeres und haben wenigstens einige Begriffe von der Würde des Menschen.“ — Uebrigens kleiden sich die Bewohner reinlich und schön (s. Taf. XXXVI); auch nähren sie sich sehr gut. Die Frauen sind nicht verschleiert, sie gehen aus, wenn sie wollen und können Besuche abstatten, wie es ihnen beliebt. Sklaven giebt es sehr viele; ihr Loos ist jedoch gelinde und sie werden sehr gut behandelt, weswegen sie auch sehr ungern von Timbuktu weggehen, nur mit Thränen scheiden sie aus dieser Stadt. Dieses ist wohl das grösste Lob, welches man dieser Wüstenstadt nachrühmen kann. Für den Gottesdienst giebt es sieben Moscheen, unter denen sich aber nur drei durch ihr äußerliches Ansehen auszeichnen. — Die Plage Timbuktu's sind die Tuariks, dieses Beduinenvolk. Sie kommen, so oft es ihnen gut dünkt, als böse Gäste in die Stadt, fordern Tribut unter dem Namen Geschenke, und können als die eigentlichen Herren der Stadt angesehen werden. Obwohl sie feig und leicht zu überwinden sind, so wagt man es dennoch nicht, ihnen eine Forderung abzuschlagen. Sie haben die Stadt in ihrer Gewalt, da sie dieselbe der Hungersnoth preisgeben können. — Timbuktu sowohl, als Busbehei, eine Wüstenstadt, wie auch Audnyni, hängen ganz vom Salze der Wüste ab. Salz ist der Grund ihres Wohlstandes, für dieses beziehen sie ihren Proviant von Jenné aus, da sie durchaus keinen Ackerbau haben, auch ihr Land dasselben unfähig ist. Schneiden ihnen nun diese die Zufuhr ab, oder stören den Handel, so ist die ganze Bevölkerung der Hungersnoth preisgegeben. Daher sah auch Caillié das Haus seines Gastfreundes immer voll Tuariks, die so lange inlagen, bis befriedigende Geschenke verabfolgt waren *). — Das die Lebensmittel in Timbuktu sehr theuer sind, Timbuktuer stehen immer in Verkehr mit den wird nach dem Gelesenen nicht bestreitend. —

*.) Diese Tuariks, welche wir bereits in der Sahara fanden, heißen in Sudan auch Surgus; sind Nomaden und treiben am Joliba bis Haussa ihr Wegelagerergewerbe. Sie nähren sich, wie die Raubritter des Mittelalters, fordern Tribut von den Reisenden und über schreckliche Räubereltern, wenn nicht ihr Geleite theuer genug bezahlt wird. Sie haben auch Sklaven, die sie sehr hart behandeln. Uebrigens sind sie reich an Vieh. Zahlreiche Schaf-, Kuh- und Ziegenherden versorgen sie und die Wüstenstädte mit Fleisch und diese hängen auch in diesem Bezug von diesen Hirten ab. Sie besitzen auch große Kamelherden, welche sie zum Transport der Waren mitunter vermieteten; jedoch thun dieses nur die Kermeren. Sie beobachten die Gebärden des Moslem, und haben, wie diese, mehrere Weiber, deren Schönheit gewogen wird; je fetter, desto gesuchter.

Dieses ist also das weitberühmte Timbuktu; eine negrische Wüstenstadt aus Lehmhütten und von räuberischen Nomaden umschwärmt.

2. Die Neger des Reiches Haussa oder das eigentliche Sudan mit den Felatahs.

Das mächtige Reich Haussa, welches zwischen dem 12° und $13^{\circ} 10'$ nördl. Br. liegt, ist sehr gut bewässert, fruchtbar und schön, reich an Erzeugnissen aller Art. Die Elefantenherden, Flusspferde, Käsen, Zibeththiere u. s. w. sind auch hier mit dem ganzen Gefolge der sechs Klassen des Thierreiches einheimisch. Waldungen und Feldbau sind im Ueberschuss vorhanden. Nicht genug durchforscht, kennen wir das Land erst durch Denham's und Clapperton's glückliche Expedition. Die Bevölkerung des Landes steht auf einer bei weitem höheren Stufe der Civilisation, als man je in diesen Theilen Afrika's für möglich hält. — Jene Reisenden hatten sich schon länger bei dem humanen Scheit von Bornu aufgeholt und gingen nun, mit einem Empschlyngsschreiben von diesem verschen, nach Haussa. Das Gebiet von Haussa betraten sie mit der Provinz Katagun, in welcher die Hauptstadt gleiches Namens liegt. Sie ist eine der festesten Eddite in Sudan, mit 7 bis 8000 Einwohnern. Früher gehörte diese Provinz zu Bornu, seit sie jedoch von den Felatahs erobert wurde, hat sie sehr gelitten. Korn, Baumwolle, Rindvieh und Sklaven sind die Handelszweige, in denen man sich als Scheidemünze der Kauris bedient. Die Bevölkerung besteht aus Bornuern, die gegen

Fremde sehr zuvorkommend und verbindlich sind. Der Statthalter sandte auch den Engländern eine Ehrenwache entgegen und behandelte sie mit zuvorkommender Aufmerksamkeit. Allein auch hier war die erste Frage, ob man Sklavenbrauche. Schießgewehre waren noch unbekannt, und als Clapperton das Ziel auf 60 bis 70 Ellen Entfernung traf, rief der Statthalter aus: Herr, bewahre uns vor Teufeln! und ihm aber gleich ein schönes Gewand als Zeichen seiner Zufriedenheit um.

Jenseit Katagun nimmt die Landschaft eine andre Gestalt an. Nach Osten und Westen erheben sich Hügel, zwischen deren bewaldeten Gipfeln anmutige Thäler mit fleißigen Menschen die Früchte des wohlangebauten Landes genießen. In der Ebene weiden zahlreiche Herden, und die Straßen sind immer mit Menschen bedeckt, welche den großen Markt von Kano^{*)} besuchen. Einige tragen ihre Waren auf dem Kopfe, andere beladen damit ihre Esel und Ochsen. — Clapperton kam durch mehrere ummauerte Städte, deren einige durch den Krieg verödet waren. Die Gegend ist aber noch immer sehr bebükt und angebaut. Alte Wege führen die Baumwolle spinnenden Felatah-Frauen, und bieten gegen Bezahlung den Bordbergehenden Gussbemässer, gebratenes Fleisch, süße Bataten und Kaschumüsse. Sie sind gesäßig gegen Fremde, anmutig und freundlich, und überaus lustig und munter. Mit besonderer Reinlichkeit und Fertigkeit verstehen sie Butter zu bereiten und überhaupt sind sie gute Milchwirhinnen. Unmuthig sind die Judge, welche Clapperton erzählt: „Ich

* Diese Stadt hat 15 engl. Meilen im Umfange. Sie ist mit einer 30' hohen Mauer und einem Graben nach Außen und Innen befestigt. Es hat 15 Thore, welche mit hölzernen, mit Eisenblech überzogenen Thüren bei Sonnenuntergang geschlossen werden. Innerhalb der Mauern ist nur ein Viertel mit Häusern besetzt, den leeren Raum nehmen Felder und Gärten ein. Die Häuser sind vierstöckig, nach maurischer Art und von Zhon gebaut. Sie haben einen innern Raum, dessen Dach durch Palmenstämme unterstützt ist, wo Besuche und Freunde angenommen werden. Das Schloß des Statthalters gleicht einem ummauerten Dorfe und bedeckt einen großen Raum, indem es eine Moschee und mehrere 3 bis 4 Stockwerke hohe Thürme mit Fenstern nach europäischer Art, aber ohne Glas und Rahmen, enthält. Man geht durch zwei dieser Thürme zu den innern Zimmern des Statthalters. Kano hat über 30,000 Einw. und wird von Karawanen aus allen Theilen Afrika's besucht. Der Markt ist gut eingerichtet, und jedes Stadtviertel ist besondern Handelsartikeln zugewiesen, die alle in größter Ordnung in Vereinschaft stehen. Die Buden sind aus Bambus bereitet und bilden regelmäßige Gassen, und jede hat einelei Waare, zu welcher man durch Musik hinzulocken sucht. Clapperton kaufte hier einen englischen baumwollenen Regenschirm für 3 spanische Thaler, wobei er einen Erlös von $2\frac{1}{2}$ p. St. als Segen erhielt. In einem abgesonderten Theile der Stadt wird Sklavenmarkt gehalten. Zwei Schuppen sind zu dem Ende, der eine für Negerinnen, der andere für Neger, erbaut. Doch ist hier die Sklaverei so gelind, daß sie für kein Unglück gehalten wird.

war frank und vom Fieber angegriffen unter einem Baum liegen geblieben, als mich ein Fez latah-Mädchen, das auf den Markt mit Milch und Butter ging, anredete. Sie war so neit und sauber in ihrem Anzuge, wie ein englisches Milchmädchen, heiter und anmutig. Sie sagte, ich wäre von ihrem Volke, und nach vielen unterhaltenden Gesprächen drängte ich sie zum Spaß, mich auf meiner Reise zu begleiten, während sie mit schalkhafter Lustigkeit meine Anträge ablehnte und mich zu ihrem Vater und ihrer Mutter wies.“ Ein anderer Zug von der Güte dieses Volkes! „Das Wetter war heiter und schön; wir ritten durch kleine Thäler, die anmutig und grün waren und zwischen hohen Granitrücken lagen; klare Quellen kamen aus Felsen, aus denen junge Weiber Wasser schöpfsten. Ich bat mehrere Male um eine Krabisschale Wasser, um ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Indem sie sich auf die Knie beugten, ihre Perlenzähne und Augen von brennender Schwärze leuchten ließen, reichten sie mir dasselbe auf das Pferd und schienen hoch erfreut, wenn ich für ihre Höflichkeit dankte. Eine sagte zur andern: Hörest du, der weiße Mann dankt mir! — Von Kano gegen Sakatu hin wird das Land immer bevölkerter und Stadt reiht sich an Stadt, Dorf an Dorf; die meisten waren mit Mauern umgeben. Der Umbau wurde immer fleißiger, das Land immer schöner, je näher man der Hauptstadt kam. Hier ist also mehr, als Timbuktu. Seitwärts gegen Norden zu liegt die große Stadt Kaschna (s. Taf. XXXVIII a), welche 50 Moscheen haben soll. Dieser Theil von Haussa schien Clapperton ein geschmückter Garten von England, mit großen Bäumen beschattet. In jedem Dorfe empfing man ihn mit Trompetenschall, und in der Nähe von Sakatu kam ein Bote des Sultan Bello ihm entgegen, um ihn willkommen zu heißen. Er ward mit dem Jubel des Volkes empfangen, als er um Mittagszeit anlangte. Man führte ihn zum Gabado oder ersten Minister Bello's, der ihn zuvorkommend empfing und ihm ankündigte, daß er morgen zur Audienz geführt werden sollte. Am nächsten Morgen nach der Ankunft empfing ihn

der Sultan. Dieser saß auf einem kleinen Teppich zwischen Pfeilern, welche das Dach stützten; Pfeiler und Wände waren nach maurischer Art weiß und blau bemalt. An der Wand stand ein Schirm, auf dem ein Blumentopf gemalt war, und zu jeder Seite ein Armsessel mit einer eisernen Lampe. Nach einem herzlichen Willkommen fragte Sultan Bello allerlei über die Christenparteien in Europa, und ob die Engländer Nestorianer oder Socianer wären. Der arme Clapperton klapperte hier wirklich eine sehr ungeschickte Antwort heraus, indem er die Engländer Protestanten nannte, welchen Namen er jedoch sehr schlecht erläuterte, und endlich mit einem eben nicht ehrenvollen Geständnisse, daß er in den religiösen Unterscheidungen nicht verbündet sei, auswich. Die Unterredung kam nun auf einen eben so delikaten Punkt. Der Pascha von Tripoli hatte nämlich den europäischen Reisenden eine Eskorte aus Arabern nach Bornu mitgegeben, welche jedoch zugleich den Auftrag hatten, im Einverständniß mit dem Scheik von Bornu und dem von diesem abhängigen Sultan von Mandara eine Sklavenjagd gegen die Felatahs zu unternehmen. Ungern, aber durch Rücksichten gegen den Pascha gezwungen, ließ der Scheik sein Heer ausrücken gegen Mandara; ungern, aber aus Rücksichten gegen den Scheik gezwungen, stieß der Sultan von Mandara dazu. Allein die Einwohner der wohlfestigten Felatahstadt Musseia wehrten sich tapfer (s. Taf. XXXVII.) und schlugen die Armee, welche sich verbündet hatte, um Sklavensesseln zu bringen den freien Kindern der Berge. Der unsorgfältige Denham, welcher sich diesem Kriegszuge angeschlossen hatte, rettete sich nur nackt, verwundet und hilflos mit genauer Noth. Sultan Bello war natürlich sehr entrüstet über diesen Zug, da die Felatahs seine Untertanen sind, welche die herrschende Nation Sudans ausmachen. „Was machte euer Freund bei diesem Raubzuge?“ „Er ging mit aus Neugierde, um neue Länder zu sehen.“ Der Sultan war mit dieser Antwort zufrieden! Er zeigte Bücher vor, die Denham verloren hatte; befahl, Alles demselben zurück

zu geben, was sein war, und erwähnte dieser Sache nicht mehr. — Die zweite Aufnahme Clappertons, als er 1825 wieder nach Sakatu kam, war freilich kälter und Bello misstrauischer gegen Fremdlinge, die nach seiner richtigen Ahnung eben nicht immer die humansten Geschenke bringen. Major Denham hatte dem Scheik von Bornu einige Raketen zum Geschenke gemacht, und dieser hatte sich derselben zur Abbrennung einiger haussascher Felatah städte bedient. Die Geschenke empfing Bello mit Bewunderung und Entzücken; er zeigte sich für den Gedanken der Aufhebung der Sklaverei sehr empfänglich und freute sich darüber. Eben so war er von dem Kriege der Griechen gegen die Türken unterrichtet, begriff das Institut der Zeitungen, der Krieg mit Algier, die Ausdehnung des englischen Handels und die Eroberung Indiens waren ihm sehr wohl bekannt. Er schien sehr geneigt, mit England in Verbindung zu treten, verlangte einen Consul und einen Arzt. Interessant ist folgende Erzählung: „Der Sultan schickte eines Nachmittags zu mir. Ich wurde in einen Theil des Palastes geführt, den ich zuvor nie gesehen hatte. Es war ein hübsches Zimmer in einem vierseitigen Thurm, der mit einer Kuppel bedeckt war, auf 8 geschmückten Bogen ruhend, mit einer glänzenden Messingplatte in der Mitte. Zwischen den Bogen und der Außenwand des Thurmes war die Kuppel von einem niedrigen Geländer längs einer Gallerie umschlossen, welche in die obere Zimmer führte. Wir hatten ein langes Gespräch über Europa; er sprach über das Mohrenkönigreich in Spanien und schien zufrieden, als ich ihm sagte, daß wir im Besitz von Gibraltar wären. Er bat mich, von England ihm einige arabische Bücher und eine Weltkarte zu schicken, und versprach den Gelehrten Belohnung und Schutz in seinem Lande.“ Er entließ die Weisen mit herzlichen Gebeten für ihre glückliche Heim- und sichere Wiederkehr. — Dieser Sultan wird uns so geschildert: „Er hat ein edles Ansehen, ist 44 Jahre alt, obgleich er weit jünger aussicht; er mißt 5' 10“, ist stattlich von Gestalt, mit einem kurzen, lockigen, schwarzen Bart, kleinen

Munde, schöner Stirn, griechischer Nase, großen schwarzen Augen. Er war in ein lichtblaues Baumwollengewand gehüllt, mit einem weißen Musselinturban bedeckt, dessen Shawl er über Nase und Mund nach Art der Quariks trug. — Haussa ist ziemlich das, was Rom zu Seiten eines Numa Pompilius war.

3. Die Neger des Reiches Takoba. (s. Taf. XXXVIII. b.)

Dieses Reich ist von Haussa abhängig. Die Einwohner verschmähen alle Kleidung, sind aber ein gutmütiges, den Sklaven Jagden sehr ausgesetztes Volk. Die Stadt Kutux besteht aus 500 kleinen Dörfern, welche in einer großen und schönen Ebene fast unmittelbar neben einander liegen. Hier sah Landor, seitdem er die Küste verlassen hatte, zum ersten Mal Pisang, Palmen und Kokosnussbäume in großer Menge und trefflich gedeihen. Felatahs, welche hier ansässig sind, treiben starken Vieh- und Sklavenhandel. Der Sultan wurde von Landor beschenkt und beschenkte wieder mit einem Schaf, 2 Ochsenbuckeln und Reis. Das Rindvieh zeichnet sich nämlich durch die Abnormalität aus, wodurch die bildende Natur Afrikas sich zum Kamelisieren neigt. Diese Buckel gelten indessen für Leckerbissen und sind 10 bis 12 Pfund schwer. Die Frauen des Sultans von Kutux haben unumschränkte Freiheit.

4. Die Neger des Reiches Jarriba oder Juriba. (s. Taf. XXXVIII. e.)

Das Königreich Jarriba besteht aus einem anmutigen, flachen Lande, das von einem ackerbauenden Hirtenvolke bewohnt wird. Felatahs sind die vornehmtere Kaste, vertragen sich aber gut mit den eingeborenen Negervölkern, ohne sich jedoch mit diesen zu vermischen. — Die Hauptstadt Eto oder Katunga ist mit 20' hohen Lehmmauern umgeben, hat Gräben und 10 Thore. Die Lehmhäuser sind mit Rohr bedeckt und auf 7 Marktplätzen ist beständiger Verkehr. Die Stadt liegt an einem Abhange am Fuße einer kleinen Granitkette, deren Gipfel sich wie eine Citadelle ausnimmt. Außerdem umgibt sie noch ein dichtes Gehölz,

das nicht wenig zu ihrem Schutz beiträgt. Die Häuser haben Pfeiler, welche die Zeltdächer stützen und an den Pforten steht man Schnitzwerke von halberhabener Arbeit, die lebhaft an die Basreliefs Aegyptens erinnern. Schlangen, welche Antilopen erdrücken, kriegerische Aufzüge mit Trommetern und Musikanten begleitet, gerade so, wie der Zug war, womit Clapperton eingeholt wurde. Dieser Zug ging fünf engl. Meilen durch die Stadt durch eine Menge Volks, durch welches die Peitschen und Stöcke der Königlichen erst Bahn machen mussten, auf den Platz, wo der Sultan war. Er saß vor seiner Residenz unter einem Zelte; zwei rothe und blaue Sonnenschirme mittelst langer Stangen waren über seinem Haupte ausgespannt und von Sklaven gehalten. Man wollte die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen fordern, stand aber auf die Beigerung Clappertons davon ab. Diese Ceremonie besteht in Folgendem und wird von allen Vornehmern gefordert. Man bestreut sich mit Staub und wirft sich flach auf die Erde nieder. Gegen den Europäer hatte der König von Jarriba so viel Achtung, daß er ihn mit einem Händedruck empfing, bei welchem die im Hintergrunde befindlichen Frauen in den Gruss mit einstimmten. Der König kannte weder die Zahl seiner Frauen noch seiner Kinder. Er hatte zwei große Hemden von blauer Farbe an und um den Hals einen Schmuck von 3 Schänden blauer Perlen, auf dem Haupte aber eine mit blauem Kattun überzogene pas-piere Krone. — Uebrigens sind die Jarribaer Fetischdiener und ihre Sitten erinnern nur gar zu sehr an die Guineastaten. Der König stirbt in großer Gesellschaft, selbst die Cabocirs von Janna nebst 3 vornehmnen Cabocirs, vier Frauen und eine bedeutende Anzahl begünstigter Sklaven sind verbunden, aus den Händen des Fetischpriesters. Gifft zu nehmen, das in einem Papageieneise gereicht, und wosfern es nicht hinreicht, durch einen Strang unterstützt wird. Da der letzte König von seinem Sohne ermordet, nicht eines natürlichen Todes starb, ward Niemand verpflichtet, ihm Gesellschaft zu leisten. Der Arme wird jedoch ohne alle Ceremonie begraben, bei den Reichen

schiebt man Gewehre ab, und die Verwandten bezeichnen sich im Trauerhause wacker mit Rum. Merkwürdig in der Sittengeschichte dieser Völker sind die Schauspiele, und hier, in Centralafrika hätte man derlei wohl schwerlich gesucht; dennoch sind in Katunga dieselben gebräuchlich, und eine Vorstellung, die Clapperton hier sah, wird dem Leser gewiß hohes Interesse abgewinnen.

Zur Linken steht ein Fetischhaus; zwei große Granitblöcke von sonderbarer Form, in deren Nähe sich ein alter entblätterter Baumstamm erhebt, stehen im Süden; und vom Hause des Gouverneurs, im Norden gelegen, über schaut man die ganze Scene; den Mittelpunkt nehmen zwei hübsche Baumgruppen und eine hohe Fächerpalme ein, welche den Circus beherrscht und deren Umfang 7 bis 800 Ruten ins Gevierte beträgt. Die Schauspieler, in weite Säcke gehüllt, und den Kopf phantastisch mit seidenen, damastinen und baumwolligen Bändern in den schreidendsten Farben geschmückt, saßen unter den Baumgruppen; die Leute des Königs hielten sich in der Nähe, um Ordnung zu haben und die Menge zu verhindern, daß sie sich nicht in den für die Schauspieler bestimmten Platz eindrängte, auch eine Bande Musikanten war da, um ohne Unterlass zu trommeln, zu pfeifen und zu blasen. — Der erste Akt bestand in einem ungemein gut aufgeführten Tanz, wenn man bedenkt, daß die Acteurs, welche sprangen und unter den verschiedensten Geberden sich umhertummelten, weder den freien Gebrauch ihres Gesichts, noch ihrer Hände und Füße hatten. Der zweite Akt war eine Riesenschlangenjagd. Einer der Sackmänner warf sich vor der Versammlung auf alle Viere nieder; sodann nahte sich eine hohe majestätische Gestalt, deren Kopfpuß und Maske sich nicht leicht beschreiben läßt; das Ganze hatte eine glänzende Erfarbe und glich bald einem über einem Helm ruhenden Löwen, bald einem mit einer ungeheuren Perücke bedeckten schwarzen Kopf; jede Bewegung zeigte ein neues Gesicht und eine neue Uehnlichkeit. Diese Figur hielt ein Schwert in der Rechten und erschien nach Kostüm und Haltung als die Hauptperson.

Sie näherte sich dem niedergestreckten Manne, gab mit ihrer Waffe ein Zeichen, und ein zweiter Acteur ward, so zu sagen, dem ersten beigefügt, denn man legte den Einen dicht an das Ende des Anderen an. Die Enden der beiden Säcke wurden jetzt aufgetrennt und schienen sich in einen zu vereinigen. Nun schwenkte der Koryphäe sein Schwert in den Lüften mit solcher Kraft, daß man mit Wahrheit befürchten mußte, es möchten einige der Acteurs, welche ihn umgaben, um ihre Köpfe gekommen sein, allein diese wichen geschickt aus. Mit den zwei Säcken allein gelassen schwenkte der Schwertmann mit Siegermiene von Neuem seine Waffe und die Vorstellung begann. Der Kopf der Riesen Schlange kam plötzlich zum Vorschein und versuchte den Koryphäen zu beißen, fuhr aber zurück, um dem drohenden Schwert auszuweichen; sodann mehr und mehr dem hergenden Sack entkriechend, zeigte sich endlich der ganz außtäuschendste nachgebildete Schlangenkörper. Die gelenkhaften Bewegungen des Unthiers wurden mit besonderer Wahrheit nachgeahmt; die Schlange öffnete und schloß ihren Rachen, der wahrscheinlich nur aus den beiden Händen des Schauspielers in ihrer natürlichen Form bestand. Sie konnte ungefähr 14' lang sein, und der diesen ungeheuren Leib bedeckende Stoff glich vollkommen der Haut der Riesen-Schlange. Als das Thier eine Weile den Mann rings durch den Park hin verfolgt hatte, ohne daß es ihn einholen und beißen konnte, näherten sich alle Tänzer auf ein Zeichen des Koryphäen, welcher mit seiner Waffe ein Rad schlug und der Schlange anschließend den Schwanz durchhieb. Dieser krümmte sich wie in den letzten Zuckungen, die Schauspieler luden sie auf ihre Schultern und trugen sie, indem sie gleichsam rückwärts den Rachen öffnete und schloß, im Triumph nach dem Feuerschrein. — Im drittenakte folgte der weiße Teufel. Die Schauspieler hatten sich in den Hintergrund zurückgezogen, und nur ein einziger blieb auf der Bühne. Sein Sack glitt mehr und mehr ab, und zeigte einen weißen Kopf, der mit lärmendem Zuruf begrüßt wurde. Die Menge erbaute sich höchst an der Kunstvollkommenheit des Schauspielers, dessen Körper jetzt allmälig ganz zum Vorschein kam. Nun sah man eine Kreatur in Menschengestalt, wie in ein weißes Bachs gegossen, von mittlerer Größe und entschlicher Magerekeit, die vor Kälte mit den Zähnen zu klappern schien. Sie gebredete sich häufig, als ob sie Tabak nähme, oder sich die Hände riebe. Wenn sie ging, so that sie dies so linkisch, wie der weichlichste Weiße, der zum ersten Male die Füße nackt aufs Eis setzt, es nur immer zu thun vermöchte. Die Zuschauer, darüber ergötzt über diese Karikatur, beobachteten den Eindruck, den diese Vorstellung auf ihren weißen Gast machte. Clapperton bezogt seine Vergnügen über die trefflichen Leistungen. Die Aufgabe war aber in der That sehr gut gelöst. Damit schloß das Stück, dessen Zwischenakte mit Chören, welche die Frauen des Königs ausführten, und in welche die ganze Versammlung einstimmte, ausgefüllt wurden.

5. Die Neger des Reiches Bornu.

Bornu ist nebst Haussa eins der mächtigsten Reiche in Centralafrika. Es grenzt im Norden an Karakon, von dem wir nichts sagen können (s. Taf. XXXVII.), südlich an Loggum und den Fluß Schary; in Süden an Mandara, in Westen an Haussa, und in Osten an den Tschadsee *). — Die Höhe in Bornu ist außordentlich groß, aber nicht gleichmäßig; vom März bis Juni wirken die Sonnenstrahlen am heftigsten, und der Thermometer steigt um 2 Uhr Nachmittags oft auf 32 bis 33 $\frac{1}{2}$ ^o Réaum., welche Höhe von brennenden und stinkenden Winden aus Süden und Südosten begleitet wird. Die Nächte sind ebenfalls heiß, da die Temperatur nicht unter 30^o Réaum. sinkt. Mitte Mai herrschen gewaltige Stürme mit Gewittern, dann bestellt man die Uecker zur

*) Dieser ungeheure See ist mit mehreren bewohnten Inseln und besonders mit unermesslichen Scharen Vogel bedeckt. Gänse und Enten weiden auf eine halbe Schuhweite in großen Scharen und der See scheint eigentlich für die besiedelten Völker erschaffen. Er ist sehr frischreich. Eine Anzahl Weiber gehen in den See, knien im seichten Wasser nieder, bilden eine Art Eingärunung und treiben so die Fische an den Strand.

Saat, welches Ende Juni geschieht. Im Juli setzen unaufhörliche Regengüsse das Land unter Wasser, die Flüsse treten über und verwandeln die Ebenen in Wasserflächen; der Himmel ist nun beständig mit Wolken bedeckt und die heftigen Süd- und Ostwinde sind sehr heiß. Im Oktober ist die Ernte und der Winter beginnt. Der Regen lässt nun nach und Nordostwinde reinigen die Luft. Ende Dezember und Anfang Januar ist Bornu kälter, als seine geographische Lage (zwischen 10° bis 15° nördl. Br. und zwischen 29° und 33° östl. L.) angeigt, und seine Temperatur zwischen 18°, 6 und 19°, 3 Réaum., welche wohl des Morgens bis auf 11°, 5 fällt. In dieser Jahreszeit wehen frische Nord- und Nordostwinde, welche Alles erquicken und die Gesundheit der Eingeborenen wieder herstellen, die während der heißen und feuchten Jahreszeit von ansteckenden Fiebern, die sehr oft tödlich sind, heimgesucht werden. — Unter die Haustiere sind zu zählen die unermehrlichen Ochsenherden. Pferde sind auch in Menge und großer Schönheit vorhanden. Diese werden zum Reiten und der Ochse als Lasttier gebraucht; nur die Häuptlinge besitzen Kameele. Wildpret ist in großer Menge zu haben. Die Wälder wimmeln von Antilopen, Gazellen, Hirschen, einer Antilope von der Gestalt eines Hirschens, aber mit schraubenförmigen Hörnern, Korigum genannt. Rebhühner, Enten, Gänse, Wasserschneisen, Pelikane, Kranicharten und Strauße, deren Fleisch man ist, sind in großer Zahl vorhanden. Auch das Fleisch der Elefanten, Flughunde und Krokodile wird gegessen, das letztere soll in manchen Theilen wie Kalbfleisch schmecken. Raubthiere in Bornu sind: der Mensch, der Löwe, der Leopard, die Hyäne und der Schakal, mehrere Räven u. s. w. Eine Unzahl Reptilien und Insekten machen das Leben unangenehm, und Schwärme von Heuschrecken verdunkeln bisweilen die Luft. Wo diese niederglassen, ist in wenig Augenblicken die ganze Vegetation bis auf die letzte Spur vertilgt; zur Strafe werden sie aber von den Eingeborenen verzehrt.

Bornu ist sehr stark bevölkert. Man zählt 13 große Städte, und 10 Dialekte der

Fulahs oder Felatahsprache werden gesprochen. — Aus Aegypten sind in Bornu Araber eingewandert, die in verschiedene Stämme abgetheilt sind, und ihre heimischen Namen führen, im Ganzen aber Schuwa's (s. Tas. XXXVIII.) genannt werden. Diese sprechen sehr reines Arabisch, sind gewandt und verschmitzt, als Wahrsager und Diebe berüchtigt, unverschämt und zudringlich. Sie können aber 15,000 Mann ins Feld stellen. Uebrigens beschäftigen sie sich mit Viehzucht und verkaufen jährlich 2 bis 3000 Pferde nach Sudan. — Die Kanowens oder eingeborenen Bornuer haben eine hohe Stirn, ein breites ausdrucksloses Gesicht, platte Negernase, einen großen, aber mit sehr schönen Zähnen geschmückten Mund. Sie sind sanft, friedfertig, gutmütig, und, wie alle Neger, mit glücklichem Leichtsinne begabt. Dabei aber sind sie furchtsam und leicht einzuschüchtern, jedoch sehr zur Nachte geneigt. — Die gewöhnliche Nahrung des Volkes und auch des Vieches ist eine Art Hirse, Güssub genannt, welche in Menge fast ohne Kultur wächst. Arme Leute essen sie roh oder an der Sonne gedrert; gequetscht und mit Wasser angemacht, bildet sie den Proviant des Soldaten. Zu Mehl gerieben und mit geschmolzenem Fette bereitet heißt sie Koddel und ist ein Lieblingsgericht des Landes. Kassheia ist eine Art Korn, das wild wächst überall, wo sumpfiger Boden ist; es wird gekocht, oder als Mehl genossen. Man baut auch vier verschiedene Bohnenarten, welche Nahrung für Sklaven und Arme bilden. Vor den verheerenden Kriegen baute man auch Reis, bezogt ihn aber jetzt aus Sudan. Mais, Indigo und Baumwolle sind die kostlichsten Produkte des Landes; die beiden letzten wachsen überall wild, wo der Tschad das Land unter Wasser setzt. Auch der Sennastrauch ist in Menge vorhanden. Der Indigo Bornu's ist von besonders guter Qualität, und könnte einst wichtig für den Handel nach Europa werden. Der Ackerbau fordert wenig Mühe und wird auch sehr einfach betrieben. Mit Ausnahme einiger Feigen- und Citronenbäume, die der Scheik in seinem Garten zu Kouka pflanzen ließ, giebt es

keinen einzigen Obstbaum in Bornu; wie denn überhaupt das Land arm, an menschennährenden Vegetabilien, aber reich an Rindviechherden und Pferden ist. — Die Bekleidung der Eingebornen besteht in einer, zwei oder drei weißen Hemden, nachdem das Vermögen ist. Männer von Rang bedecken sich den Kopf mit einer Mütze von dunkelblauer Farbe; die übrigen gehen mit unbecktem Haupte. Aus Tripolis und Mesurata führt man auch große Mäzen ein, die jedoch nur für Sultane und deren Gefolge bestimmt sind. — Die Bornuer sind Moslims und in dem Maße intoleranter, als sie auf einer niedern Stufe der Kultur stehen. Sie halten sehr auf die Beobachtung der Waschungen und Vorschriften des Korans. Selten haben sie mehr als zwei oder drei Frauen auf einmal, können sie jedoch entfernen, wenn sie ihrer satt sind, müssen aber die Aussteuer erstatten. Arme begnügen sich mit einer Frau; indes wird von den Bornuerinnen wenig Unzuchtlichkeit gerühmt. Ihr Mund ist groß und breit mit dicken Lippen, die Stirne hoch, und im Haarschichten besitzen sie wenig Kraft, bestreichen es indessen mit Indigo und Wachs. Sie bemahlen sich Wangen, Stirne, Arme, Schenkel und Hälften. Sie sind gehorsam und unterthänig!

Zu Anfang dieses Jahrhunderts ward Bornu, welches stets ein Sultanat war, von den Felatahs unter Sultan Bello erobert. El-Kanemy ist der Camillus Afrika's, der das Volk aufregte, da alles verloren war, und sein Vaterland befreite. Mit 400 Mann begeisterter Truppen schlug er 8000 Felatahs. In wenig Monaten war sein Vaterland frei. Dieses, dankbar gegen seine Verdienste, bot ihm den Thron an, den er ausschlug und sich mit dem Titel eines Scheik (s. Taf. XXXVIII.) begnügte, indem er den legitimen Monarchen, Mahomed, Bruder des letzten Sultans, einsetzte. Freilich ist dieser Sultan der Schatten und der Scheik der Herr, den stets eine kräftige und glänzende Leibwache umgibt, welche theils aus Reitern, (s. Taf. XXXIX.) theils aus Lanziers, besonders aus dem Gebiete Kamerun (s. Taf. XXXVII.) besteht. Seine U-

hänger vermehrten sich nun schnell, er gewann große Macht, führte glückliche Kriege und züchtigte alle, die den Felatahs beigestanden hatten. Die Gefangenen vertheilte er als Sklaven unter seine Hänger. Acht Jahre lang führte er einen harten Krieg mit dem Sultan von Begharmi, welches Reich auch noch zu entdecken ist, und man sagt, daß er 30,000 Begharmis theils getötet, theils zu Sklaven gemacht habe. Der Sultan Mahomed, welcher den Scheik stets begleitete, verlor sein Leben in einem Kriege gegen den Sultan von Begharmi. Er ward vom Feinde erreicht; weil sein Pferd niedergestürzt war, so hielt er es unter seiner Würde, sich zu verteidigen. Er setzte sich unter einen Baum, von einem Dutzend Sklaven, die ihn nicht überleben wollten, umgeben; den Kopf mit einem Shawl bedeckend, erwartete er ruhig die Feinde, welche ihn mit ihren Lanzen durchbohrten. Sein Bruder Ibrahim, ein junger Mann, folgte ihm im Titel des Sultans nach. — Mit Ausnahme des Sultans Bello der Felatahs besitzt kein Fürst Centralafrika's gegenwärtig eine so ausgedehnte Gewalt; und man muß gestehen, sagt Denham, daß er sie gut anwendet. Er hat das Land von Raubern gereinigt und beschäftigt sich ernstlich damit, seine Unterthanen zu civilisiren. Er hat das lebhafteste Verlangen nach europäischen Waaren und wünschte sogar einen Münzapparat, um ein bequemeres Tauschmittel einzuführen. Als ihm Denham Vorstellungen wegen des Sklavenhandels machte, sagte er die merkwürdigen Worte: „Es ist wahr, wir Alle sind Kinder eines Vaters; und wenn ihr sagt, daß die Adamsöhne einander nicht verkaufen sollen, so habt ihr allerdings Recht, denn ihr wißt Alles und Gott hat euch große Gaben verliehen. Aber sagt einmal, was sollen wir thun? Die Araber, welche mit Waaren zu uns kommen, verlangen nichts anderes dagegen, als Sklaven. Warum sendet ihr nicht einige von euern Kaufleuten zu uns? Jetzt kennt ihr uns, ihr wißt, daß wir sie gut aufnehmen werden. Beredet sie, daß sie mit ihren Weibern herzischen, um sich unter uns niederzulassen, und uns Häuser und Schiffe bauen zu lehren, von denen ihr

mir erzählt habt!" Guter Scheik El-Kanemy, du hast das wahre Mittel angegeben, wenn es uns um die Civilisation deines Volks Ernst wäre!

Vorläufige Dörfer sind durch Denham und Clapperton bekannt geworden. Dombu liegt in einer fruchtbaren Ebene, welche mit Straußen und Antilopen bevölkert ist. Die Bewohner dieser Stadt (s. Taf. XXXVIII. d.) treiben Handel und beschäftigen sich mit der Straußjagd. Ein auffälliger Handelsartikel sind die Straußfedern. Mehr ist nicht von ihnen bekannt, so wie wir auch die Bewohner der Gebiete Tiessi (s. Taf. XXXVIII. c.) nur dem Angesichte nach zu kennen die Ehre haben. — Kauka ist die Residenzstadt des Scheik, eine sehr große Handelsstadt, mit einem Erdwall umgeben. Alt-Birnie und Neu-Birnie sind ebenfalls große volkreiche Städte mit 20,000 Einw. In Neu-Birnie hat der Sultan seinen Sitz. Er spielt die Rolle der einstigen Kalifen von Bagdad und der indischen Fürsten unter englischem Schutze. Als die Europäer ihren Besuch abstatteten, wurden sie Tags vorher mit einer ungeheueren Mahlzeit bewirthet, dann den folgenden Tag sehr leidlich aufgenommen.

„Vor seinem Schlosse waren 300 seiner Hofsleute versammelt, welche auf dem Boden, den Rücken gegen den Sultan gewendet, kauerten. Seine Majestät saß in einem Käfig von Rohr oder Holz am Thore seines Gartens, auf einem Sitz, der mit Seide bedeckt schien, und sah durch das Gitter auf die Versammlung, welche einen Halbkreis bis zu uns bildete. Nichts war abgeschmackter, als die Gestalten, welche seinen Hof ausmachten. Da war alle äußere Pracht ohne die geringste innere Kraft; er herrscht nur durch Duldung des Scheiks, und um sich bei allen Parteien beliebt zu machen, wird der Sultan mit allen Thorheiten und Ulfanzereien eines alten Negerfürsten unterhalten. Dicke Bäuche und dicke Köpfe sind so nothwendig bei diesem Hause, wie einst bei uns Vordücken. Welche unglücklicher Weise diese Vorzüge weder besiegen, noch durch Essen erzwingen können, erschien sie durch künstliche Mittel.

Acht, zehn bis zwölf Hemden verschiedener Farbe über einander vermehren den Umfang. Der Kopf ist mit Binden von Musselin oder Linnen von verschiedener Farbe umwickelt. Überdies sind sie ganz mit Amuletten behängt, die in rothe Lederstücke eingeschlossen und zusammengeschürt waren." — Angorno ist die größte Stadt in Bornu, welche wenigstens 30,000 Einw. zählt und auf deren Märkte oft 100,000 Menschen zusammenkommen.

6. Die Bewohner Oberguinea's (s. Taf. XXXIX.)

Oberguinea oder das eigentliche Guinea begreift die Küste von Senegambien an bis zum Vorgebirge Lope Gonsalva und mag in seiner ganzen Krümmung etwa 420 Meilen lang sein. Die eigentliche Küste ist flach und eben, nur das Sierra-Leona-Gebirge ausgenommen, welches mehrere Vorgebirge hat; aber im Innern gibt es mehrere waldige, uns ganz unbekannte und zum Theil mit Schnee bedeckte Gebirgsreihen. — Das Klima erreicht hier einen hohen Grad der Wärme, bis über 35° R., jedoch kühlte die See Luft die Atmosphäre am Tage etwas, und im Innern mildert die höhere Lage des Bodens die Hitze. Das ganze Jahr ist ein Wechsel der trockenen und Regenzeit, deren Eintritt und Dauer aber verschieden ist und sich nach den herrschenden Winden, der Richtung und Höhe der Gebirge und dem Stande der Sonne richten. Während der trocknen Zeit herrschen Ostwinde, besonders der unglaublich ausdürrende NO. Wind, der Harmattan, der gewöhnlich vom Dezember bis Januar weht. Der S. und SW. bringt die Regenzeit, die mit entsetzlichen Gewitterstürmen, Tornados, Travaten, begleitet ist. Für Europäer ist das Klima, besonders bei europäischer Lebensart und ohne die höchste Vorsicht, vorzüglich auf mühseligen Reisen ins Innere, sehr nachtheilig, dgher bis jetzt auch die meisten kühnen Entdecker, die es wagten, ins Innere vorzudringen, ein Opfer ihrer Anstrengungen geworden sind. — Die Flüsse Kongo oder Zaire (Saireh) und Coanza (Coanza) sind in ihrem oberen Laufe noch unbekannt. Im In-

westen des großen Guineabausens kennt man noch die Mündungen einiger bedeutender Flüsse, welche seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Geographen auf sich gezogen haben, weil hier durch die Flüsse Nun (Formoso), Benin und Kalabar der Niger seinen Ausfluss hat. Auch die beiden westlicher liegenden Volta und Lagos sind nicht unbedeutend. Unzählige kleinere Küstenflüsse kommen außerdem von den nahen Gebirgen. — Groß ist der Produktentrum, jedoch verschieden von dem der bisher genannten Länder. Europäische Haustiere sind nicht von besonderer Art: der Hund verliert in Guinea seine Wellen, das Schaf hat statt der Wolle bloßes Haar; das Pferd, welches nicht viel gebraucht wird, und das Kind sind nicht ausgezeichnet. Ziegen sind in Menge, auch wilde Büffel giebt es; das gewöhnlichste Lastthier ist der Esel; das Kameel ist hier schon seltener, der Elephantwohnt zwar in ganzen Rudeln in den Wäldern, aber nirgends ist er Haustier, sondern er wird nur des Elfenbeins, in manchen Gegenden auch wohl des Fleisches wegen, gejagt. Die afrikanischen Raubthiere sind hier alle in großer Zahl, neben ihnen aber auch eine zahllose Menge Wild. Die großen Flüsse beherbergen Krokodile und Flusspferde, die Wälder viele Schlangen, darunter sehr giftige und die Riesenschlange, Affen in ganzen Scharen und eine unglaubliche Menge von Vogeln, Papageien, Fasanen, Perlhühner und tausend unbekannte Arten, aber darunter keine durch angenehme Stimme, wohl aber viele durch schreckliches Gefieder ausgezeichnet. In üppigster Fülle

finden wir die Pflanzenwelt. Europäisches Getreide kommt im heißen Flachlande der Küste nicht gut mehr fort, wohl aber in dem mildern innern Berglande; dagegen zeigt sich ein unglaubliches Gedeihen einheimischer unzähliger Gewächse, die hier, wie in einem Treibhause, unaufhörlich grünen. Hier ist das Vaterland der Kokos-, Dattel-, Wein-, Del-, Fächer-, und anderer Palmenarten, die durch Früchte, Sast, Blätter, Bast oder Holz dienen, des ungeheueren Baobab, des Kalebassenbaumes, der Tamarinde, des Schi- oder Butterbaumes, des Ebenholzes und tausend anderer zum Theil noch ganz unbekannter Gewächse, deren Früchte oder Holz nutzbar sind. Hauptnahrungspflanzen sind Mais, Reis, Bataten, Yamswurzel, die aus Amerika hierher versetzte Maniok und Hirse. — Die Gebirge enthalten Gold-, Kupfer- und Eisenerz; jedoch ist künstgerechter Bergbau zu unbekannt, um diese Schätze ordentlich zu nutzen zu können; aber in einigen Gegenden sind reiche Goldsandlager und auch Sand der Flüsse, selbst oft des Meeressufers liefert Goldkörner, die in verschiedenen Gegenden in Menge gesammelt werden. Salz gewinnt man aus dem Meere. Zu den Plagen des Landes gehören die verwüstenden Termiten *), deren Lehwohnungen man schon 20 Fuß hoch getroffen hat (s. Taf. XL.), die Zugheuschrecken und die quärenden Moskitoschwärme. — Eingerichtet wird diese Küste a) in die Küste Benin, b) die Sklavenküste, c) die Gold- und Elfenbeinküste oder Zahnküste, d) die Malaghetta oder Pfefferküste, e) die

*) Termiten, eine merkwürdige Art von Insekten. Man nannte sie bisher auch weiße Ameisen, Holzläuse, Verwüster. Jetzt werden sie unter dem Namen Termiten, als ein eigenes Geschlecht in die fünfte Ordnung unter die Insekten mit häutigen Flügeln gestellt. Es gibt Männchen, Weibchen und Geschlechtslose. Aus den Eiern, deren das Weibchen binnen 24 Stunden wohl 80,000 legt, entwickeln sich Maden, die nach einiger Zeit in den Rhyphenzustand übergehen, worin sie bis auf die schlenden Flügel dem vollkommenen Insekt ziemlich gleichen. Die Termiten wohnen in bewundernswürdigen Gebäuden, die sie mit vereinter Kraft über der Erde errichten. Es sind kegelförmige, aus Sand, Lehm u. s. w. aufgeführte Hügel, 10—12 Fuß hoch, unten 7—8 Fuß weit und so fest, daß mehrere Menschen hinaufsteigen können, ohne sie zu zertrümmern. Sie ähneln in der äußeren Form den Hütten der wilden Afrikaner und finden sich in manchen Gegenden von Afrika und Neuholland so häufig, daß man aus der Ferne ein Dorf zu sehen glaubt. Das Innere ist ungemein lästig eingerichtet. Die dicken Wände enthalten eine Menge röhrenförmiger Gänge, von denen manche fast einen Fuß im Durchmesser haben. Im Innern sind die Wohnungen des Königs und der Königin, um sie her die Zellen der Geschlechtslosen, dann kommen die Zellen der Jungen und endlich die Vorrathskammern. Die Geschlechtslosen, als Arbeiter, sind in steter Thätigkeit. Den Menschen sind die Termiten sehr schädlich, denn sie schwärmen weit umher, dringen in die Wohnungen und zerstören, wenn sie nicht zeitig entdeckt und verjagt werden, alles darin Besindliche bis auf Stein und Metall, ja die Wohnungen selbst. Das scharfe Del aus dem Akazienholz schützt vor ihnen. Die Afrikaner essen sie.

Sierra-Leone-Küste. Jede dieser Küsten ist wieder in verschiedene Gebiete getheilt.

Die Einwohner sind alle Neger, in zahllose Stämme getheilt, theils unter despotischen Königen, theils unter erblichen oder gewählten, durch Aristokratie oder Priesteranschen beschränkten Häuptlingen, an Körper und Geistesbildung verschieden. Wir verweisen hier unsere Leser auf die oben mitgetheilte Schilderung des Neggerlebens im Allgemeinen; das Besondere, Abweichende wird sich leicht herausstellen, wenn wir die Neger Oberguinea's in den besondern Distrikten auftischen und kennen lernen.

a) Die Neger der Küste Benin. (s. Taf. XL.)

Die Küste umfaßt folgende Reiche: Alt-Calabar oder Dunkestown. In einem kleinen Dorfe, Kingstown genannt, residirt der König. (Schon diese Namen bezeugen, daß hier die Engländer Herren sind und sich des Handels bemüht haben.) Die Bewohner dieses Landchens werden uns als ackerbauend und gebildet beschrieben. Sie selbst leben von Yamswurzeln; mit Getreide füllern sie das Vieh. Die meisten Männer lesen und schreiben englisch und halten sich ordentliche Handelsbücher. Der Handel ist hier bedeutend und die Kaufleute bilden eine eigene sehr geachtete Kaste, in welche aufgekommen zu werden ein gewisses Vermögen erforderlich ist. Sie verkaufen sehr viel Palml und Rothholz, etwas Elfenbein, Ebenholz, Wachs, Pfeffer und Baumwolle. Die Britten liefern ihnen dagegen indische und europäische Manufakturwaren und Salz. — Ihre Sitten sind ein Gemisch von Übergläuben und Barbarei. Menschenopfer sind gebräuchlich, Wielweiberei, besonders bei den Vornehmen, gewöhnlich. Originell ist die Art, wie Weiber geächtigt werden. Die Männer fahren, so oft eine Anzahl schuldiger Schönen vorhanden ist, an das andere Ufer des Stromes, maskiren sich mit bunten Gewändern, Troddeln und Schellen, brechen Zweige von den Bäumen und kehren so mit grossem Geschrei zurück, holen so mit seltsamen Geberden die armen Frauen heraus und eine tüchtige Tracht

Schläge ist das Ende vom Maskenball. Nach dieser Operation legt der Mann sein Alltagskleid wieder an.

Bonny. Die Einwohner sind lippig, träge, haben viel Palmwein; Yamswurzeln und Tabak werden gebaut, auch Meersalz gewonnen. — Hier sollen bis jetzt jährlich 20,000 Neger verhandelt worden sein! Um die Sklaven herbeizuschaffen, werden die Kähne bemannet, mit Waaren beladen und unter Lärm und Geströmmel alle an einem Abende gelichtet; nach 6 Tagen kehren sie beladen mit den armen Sklaven zurück. — Menschenopfer sind auch hier üblich, und das Fetschhaus des Königs ist mit Menschenschädeln verziert. Eine große Eidechse ist der Fetsch, wie in Aegypten.

Neu-Caledon. Die Einwohner sollen ziemlich klug, gewandt und die Niedern ein nerviger Menschenclag sein. Priester und Aerzte, die zugleich Zauberer sind, haben grossen Einfluss und Gewalt über sie, die sich gern über Alles durch starke Getränke dafür trösten, wenn sie gedrückt werden. Sie sprechen meist englisch, obgleich sie mit Franzosen, Portugiesen und Spaniern häufiger verkehren. Auch die Bauart der Häuser zeigt ein Volk, das die ersten Stufen der Kultur überschritten hat. Sie bauen dieselben nach maurischer Art, vierseitig, mit einem Hofplatz, mehrern Zimmern, welche durch die Hand der Frauen mit hübschen Kleidestücken verziert sind. Europäische Meubles sind häufig, und die Wohlhabenden sind ganz nach Art der Europäer gekleidet. Sklavenhandel hat sie bereichert, aber nicht menschlicher gemacht. Auf den Gräbern der Todten werden Menschen geopfert. „Wir müssen,“ sagen sie, „den Abgeschiedenen Bedienung nachsenden, sonst quälen uns ihre Seelen und lassen uns keine Ruhe; auch würden unsere Nachbarn uns der Feigheit und des Mangels an Verwandtschaft beschuldigen.“ Zum Handel mit dem Innenlande haben sie grosse Barken, deren jede eine wohlbediente Kanone führt. Ihre Priester heißen Dschudschu und sind die Tyrannen des Landes.

Die Bewohner des Reichs Uverri sind die civilisirtesten auf der ganzen Küste am

Benin. Menschenopfer verabscheuen sie und man findet noch Spuren, daß die Portugiesen ehemals den römisch-katholischen Glauben unter ihnen verbreitet hatten. Handel ist die Hauptbeschäftigung; ausgeführt werden — Sklaven.

Das Reich Benin, wovon die ganze Küste gewöhnlich den Namen hat. — Die Bewohner sind weichlicher, wiewohl weniger in der Civilisirung vorgeschritten, als die von Abyssi. Sie sind gut und gastfrei, aber unter einer despotischen Regierung verehren sie den Herrscher als Gott und sind folglich von allen Nachtheilen einer solchen Regierung gedrückt. Sie sind daher auch sehr leicht zu reißen und alsdann rachgierig. Sie sind gedrückt, und darum habhaftig und geizig. Ihre Religion verbietet ihnen, das Blut der Weißen zu vergießen, darum befriedigen sie ihre Raubbegeerde oder Nachsucht, indem sie dieselben vergiften. — Ihre Häuser sind ziemlich wohlgebaut; ihre Machtung besteht in Kind-, Hammel- und Hühnerfleisch; Fische werden gedrert oder geräuchert nur von Armen verspeist. Yams und Banianen dienen statt Brodes, Wasser und Palmwein als Getränke. — Wielweiberei ist nicht blos erlaubt, sondern scheint durch eine eigene Organisation Bedürfniß. Ohne Ceremonie folgt das Mädchen dem Manne, sobald die Einwilligung zu seinem Antrage erfolgt ist. Das Weib ist auch hier Sklavin des Mannes, sie bestellt das Haus, das Feld, die Kinder. Alle-Mannspersonen sind der Beschneidung unterworfen und das Tätowiren gebräuchlich, besonders bei Mädchen. Dieselbe Unterwürfigkeit, welche Weiber ihren Männern erweisen, beweisen diese wieder dem König, mit dessen Leben dieselbe Idee, wie mit dem Lama in Tibet verbunden wird: Er kann, wenn er will, ohne Essen und Trinken leben, und wenn er stirbt, so kommt sein Geist wieder in einiger Zeit zu seinem Nachfolger. Nicht nur seine Untertanen, sondern auch benachbarte Völker reden mit ihm nur, indem sie sich auf die Knie werfen, die Augen niederschlagen, die Hand vor den Mund halten. Da die Europäer gleiches Recht mit dem Fürsten des Landes sich erfreuen, so dürfen diese sitzen und durch einen

II.

Dolmetscher mit ihm reden. Der König geht oft Abends spazieren: wer ihm begegnet, muß sich wegwerden, niederwerfen oder sterben. Nur zwei Mal des Jahres, am Yams- und Korallenfest, zeigt er sich öffentlich. Die Beniper glauben nämlich, wie alle Völker der Erde, an ein gutes und böses Wesen, oder an Gott und Teufel, und dieser letztere spielt auch hier eine große Rolle, weil die Menschen immer mehr von Furcht als Liebe getrieben werden. Heiliche und Zwischengeister giebt es auch hier, und Opfer werden auch hier gebracht. Zwei jährliche große Feste, das Yams- und Korallenfest, werden nebst mehrern andern gefeiert. Menschen und Thiere werden dabei geopfert, die ersten jedoch nur in geringerer Zahl, seit man gefunden hat, daß sie, als Sklaven verkauft, mehr eintragen, als die Götter dafür bezahlen. Es wird jedoch auch der Heilich bedacht und alle Kriegsgefangene, welche von den Sklavenhändlern als Ausschuß zurückgewiesen werden, sind ihm geweiht. Am Korallenfest werden die Halsbänder des Königs, seine Frauen und die Großen des Reichs in das Blut der geschlachteten Männer und männlichen Thiere getaucht und die Gottheit gebeten, es nie an diesem Schmucke fehlen zu lassen. Das Yamsfest wird durch ein Wunder gefeiert, welches der König dadurch wirkt, daß er in ein Gefäß etwas trockene Erde und eine dörrre Yamswurzel der letzten Ernte legt, jenes vor Äller Augen in die Erde setzt und gleich darauf ein ähnliches Gefäß, das ihm mit einer in vollem Wuchs begriffenen Yamswurzel untergeschoben wird, wieder hervorbringt, das Volk stimmt nun Gesänge an, das Wunder ist vollbracht und eine gesegnete Ernte wird mit aller Zuversicht erwartet. — Dem König zur Seite steht der hohe Adel, Fidars; die Befehlshaber, die Kaufleute und das gemeine Volk sind scharf geschieden. Der Adel erhält als Zeichen seiner Würde eine Korallenschnur und wird mit dem Tode bestraft, wenn er sie verliert. Der König und seine Hauptleute verwalten auch die Justiz und suchen in schwierigen Fällen durch Gottesurtheile die Wahrheit an den Tag zu bringen. Dreierlei Strafen erwarten den Schuldigen:

27

Geldbuße, Tod oder Sklaverei. Der Sklave von Benin ist aber der empfindsamste. Heimweh verzehrt ihn im fremden Lande und treibt ihn, wie den Schweizer und Schotten, oft zum Selbstmord. Beim Tode des Königs werden bei dessen feierlichem Begräbnisse viele Menschen geschlachtet. — Neben dem Ackerbau wird auch auf dieser Küste großer Handel mit Sklaven, Elfenbein und Palmöl getrieben, wofür, nebst Manufakturwaren Europa's, besonders Salz und Tabak gesucht wird.

b) Die Neger der Sklavenküste.

Das Land zwischen dem Benin und Volta wird die Sklavenküste genannt, bezeichnend das Gewerbe, welches hier getrieben wird, und begreift die Reiche:

Lagos, das Utkumi der ältern Geographen. Die Eingeborenen verehren den Fluss Lagos als Gotisch mit dem ganzen Überglauhen der afrikanischen Neger, deren Blut die Sonne gebraut hat. Jährlich wird eine Jungfrau lebendig gespießt und dem Flusse zum Opfer gebracht. Vielweiberei ist hier ebenfalls Sitte; jedoch haben selbst die Vornehmen selten mehr, als 4 Frauen, die sehr eingezogen leben müssen. — Der König herrscht unumschränkt und streng. Adams traf ihn bei einer Audienz, bei welcher die Hofsleute auf allen Bieren zum Throne krochen, die Sterne mit Staub rieben und als Geschenk ein Stück stinkend Rindfleisch empfingen, dieselbe Ceremonie wiederholten und wieder auf ihren Platz krochen. Da es scheint, daß jeder dieser Könige eine andere Gabe zur Erhaltung des Heidenthumus besitzt, so hat auch der König von Lagos die Herrschaft über die bösen Geister. Bei jedem Vollmonde sendet er daher einen derselben aus, der alle, die ihm begegnen, erdolcht. Wohlweislich läßt er jedoch vorher diese Erscheinung verkünden, damit sich jeder in sein Haus verborgen könne. — Die Stadt Lagos ist indessen ein vielbesuchter Handelsort, wohin Kaufleute tief aus Sudan und von Haussa herkommen. Auch werden hier schon Mauten gesehen. Als Scheidemünze gelten Kauris, als Tauschmittel Tabak, den die Portugiesen bringen.

Das Reich Dahomey. Vor hundert Jahren waren die Dahomeyer noch unbekannt, sie haben sich jedoch bekannt gemacht durch ihre Einfälle in die Küstenländer, die sie schrecklich verheert haben. Sogar eine weibliche Leibgarde soll den Guadja Trudo, den Eroberer, umgeben und eben so wie die streitbaren Männer gewütet haben. Fühllos gegen alles Elend, ohne Erbarmen verheerte er das eroberte Land, verwüstete die Städte und vernichtete den Wohlstand dieser civilisierten Gegenden so sehr, daß ein Jahrhundert nicht hinreichend war, ihn wieder auf den vorigen Stand der Cultur zu bringen. Dieser Attila Afrika's starb 1751, mit ihm hörten die Kriege dieses Volkes auf, aber sein Name stiftet noch immer die weinenden Kinder, wird bewundert und dient den Negern als Schwur. Sein Reich zerfiel und hatte das Schicksal aller Eroberungen; seine Nachkommen traten in die Dunkelheit zurück. Dieses Volk hat jedoch viele Züge mit den Spartanern, Ägyptern und Indiern in Sitten, Lebensart und Gemüthsbeschaffenheit gemein. Unerstrockten und standhaft, wie der Spartaner, ist ihm der König, was diesem das Gesetz war. Sie gehören, sagt Ritter, unbedingt dem Könige an, nennen sich selbst seine Sklaven, leben, sechsten, sterben nur für ihn. Was er befiehlt, wird befolgt. Die Durchführung der ärgsten Grausamkeit ist als ein Gottesrecht des Königs anerkannt. Ausdrücklich heißt es: „Der König geht im Blut von seinem Thron bis in's Grab und bewässert jedes Jahr die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut.“ Man kennt hier auch das Majestätsverbrechen und es ist ein solches, zu behaupten, der König von Dahomey sei, wie andere Menschen, auch sterblich, esse, trinke, schlafe. Besteigt er den Thron, so erklärt er, daß er niemand Kenne, keine Bekanntschaft machen wolle, sondern nur Gerechtigkeit handhabe. Er hat das Monopol der Weiber, die alle sein Eigenthum sind. Wer eine Frau will, bringt 20,000 Kauri vor die Thür des Palastes und wirft sich in den Staub, worauf ihm ein Weib gegeben wird. Indessen hat dessen allen ungeachtet der König seine Minister, die ihn immer umgeben, und die aus

den Ministern und dem Befehlshaber der Truppen, dann dem Viceldom von Wida h und dem Oberstallmeister bestehen. Tritt einer von diesen in den Palast, so muß er sein seidenes Kleid ablegen und mit einem wollenen vertauschen. Mit einer Korallenschnur um den Hals, silbernen Armbändern, dem Säbel an der Seite und einem Stock aus Elsenbein in der Hand tritt er ein. Läßt ihn der König rufen, so kriecht er auf allen Vieren in den Saal, wirft sich in den Staub, reibt sich den Kopf mit Staub; in dieser Stellung empfängt er Befehle, oder hält in den demütigsten und kriechendsten Worten seinen Vortrag. Selbst die königlichen Prinzen machen hier keinen Unterschied. Sie genießen nur das Vorrecht, statt enthauptet entroßelt oder ersäuft zu werden. Außer dem Tam e jah und Me h u, seinen beiden vornehmsten Ministern, besteht seine nächste Umgebung aus einigen tausend Verschrittenen und Weibern, welche letztere bewaffnet sind und seine Leibgarde bilden. — Ihm müssen alle Unterthanen Abgaben entrichten, welche bei Gelegenheit eines großen Festes eingebraucht werden. Dieses Fest hat die Abgabenentrichtung zur Ursache, aber die freiwillige Darbringung der Geschenke zum Hauptzwecke, und fällt in den Januar. Alle angesehene Personen müssen erscheinen und Geschenke darbringen, und selbst die Gouverneurs der europäischen Forts werden ganz eigentlich dazu eingeladen, müssen Geschenke bringen, werden aber auf Kosten des Königs erhalten und von ihm wieder beschrekt. Das Fest dauert einen ganzen Monat. Die Abgaben werden eingebraucht sowohl an Vieh, als Getreide. Der König hält die Klagen und Beschwerden seiner Unterthanen an, jeden vierten oder fünften Tag wird ein Schauspiel gegeben. Sänger umgeben den König und singen ihm sein Lob, tragen die Geschichte des Landes vor, und er versäumt nicht, seine Schmeichler zu loben. Das Fest schließt mit Vertheilung von Geschenken. Nahe am Palast ist ein 100 Fuß langes und etwa 46 Fuß breites Gerüst errichtet und mit einer Einfassung umgeben. Das Ganze ist mit Leppichen bekleidet. Fahnen und Wimpeln flattern und prächtige Sonnen-

schirme sind aufgespannt. In einiger Entfernung ist ein Zaun von Dornen zur Abhaltung des Volks angebracht. Eine Menge Kaurischnüre, seidene Stoffe, Korallen, einheimische und fremde Zeuge, Tabak, Pfeifen u. pgl. liegen da. Der König erscheint mit seinem Hofstaat und Vasallen, unter denen auch Europäer figuriren, und theilt an sie Geschenke aus, dann wirft er etwas unter die Menge und sein ganzes Gefolg ahmt dies Beispiel nach, bis Alles vorbei ist. Den Schluss macht, daß ein gefesselter Mensch unter das Volk geworfen wird, das sich darum balgt, um den Kopf dem Herrscher zu bringen, der ihm dafür ein Geschenk giebt. Nun werden noch 40 bis 50 Menschen geschlachtet, um das Grab der königlichen Vorfahren mit Blut zu benetzen, und in das aufgesangene Blut taucht der König den Finger und leckt ihn ab. — Diese Sitten sind eines Volkes würdig, das den Tiger zum Heiligtum hat; denn, sagen sie, wir müssen mit diesem zutreffen sein, weil ein besserer Gott, der den Menschen so vieles gegeben, sich uns noch nicht fündet gehabt hat. — Beim Feste tanzen die Leute; wer fällt, wird enthauptet, ohne daß die Lust der Uebrigen gestört wird. — Stirbt der König, so wird im Palaste so lange gemordet und zerstört, bis die beiden Minister aus der Familie des Königs einen neuen Nachfolger gewählt haben. Man findet auch viele Kapellen, wo Schlangen unterhalten werden und Priesterinnen Orakel ertheilen. Sie werden als Jungfrauen gewaltsam geraubt, um mit Schlangen vermaht zu werden.

Das Volk ist in vier Stämme getheilt: Soldaten, Kaufleute, Handwerker und Tagelöhner. Sie sind stark gebaut, aber mit verwilderten Zügen, die Weiber, wie natürlich bei solchen Sitten, häßlich. Sie sind mehr erdfahl als schwarz, verschlagen, haböslich, diebisch, weniger civilisiert als die Küstenerwohner, aber keine Menschenfresser. Sie haben Lehmhütten mit Palmblättern gedeckt. Die Paläste des Königs, vierthorige Lehmhütten von großem Umfang, sind mit Menschenköpfen geziert. Dalzel hatte das Glück, in einen dieser Paläste zu gelangen, und das Schlafgemach zu sehen; er giebt uns

folgendes Bild davon. „Es war rund, 18' im Durchmesser mit kegelförmigem Schilf dach, die Lehmvände weiß bemalt. Vor diesem Ruhe- kämmerchen war ein Platz mit einer Mauer eingefasst, die aber mit Menschenkinnbacken auf- gepuht waren! Der Weg zur Thüre war mit Menschenköpfen gepflastert! Die Matze und das Bett des Königs waren europäische Arbeit, die Möbeln bestanden in einem kleinen Tisch, einem Kasten und ein Paar Stühlen.“ — Die Kleidung der Männer in Dahomey ist übrigens malerisch und der altägyptischen nicht un- ähnlich. Sie tragen weite Beinkleider, mitunter aus weißen baumwollenen Zeugen, über die ein großes vierseitiges Tuch aus afrikanischer oder europäischer Manufaktur geworfen wird. Je vornehmer, desto größer ist das Tuch, welches um die Lenden geschlagen, mit 2 Zippeln an der linken Seite gebunden, mit den 2 an- dern aber fliegend gelassen wird. Die Cabo- cers tragen Seide oder Sammet und brauchen 16 Ellen zu einem Anzuge. Der Kopf ist mit einem Hut bedeckt, die Füße aber bloß und nur der König darf Pantoffeln tragen. Die Krieger tragen Beute aus Palmenbast und malen sich Gesicht und Leib. Ein Beutel bewahrt Tabak und Feuerzeug nebst Tabakspfeife. Die Klei- dung der Weiber ist noch kostspieliger, da sie auch den oberen Theil des Kopfes verhüllt. Hals, Arm und Endhälften sind mit Korallen und Kau- ris, die Finger mit Ringen verziert. Die Oh- ren sind so durchbohrt, daß man einen Finger durchstecken kann. Die Mädchen tragen vor der Mannbarkeit eine Schnur aus Korallen oder Schnecken um den Leib. Die Kleidung der Reichen ist vornehmer. Mehrere Tücher werden umgeworfen, Armbänder und Halsbänder nebst Finger- und Fußringen sind von Gold und Perlen. Die Männer tragen europäische Hüte, die Weiber flechten ihr Haar künstlich. Bis zur Mannbarkeit gehen beide Geschlechter unbekleidet, sie tätowieren sich und haben einen geraden Einschnitt von der Stirn bis zum Mas- senknorpel. Ihre Zeitverkleidungen, wenn sie nicht durch Kopftuch verdeckt wird, bes- stehen in einer Art Würfelspiel, im Rauchen, Trinken und Schwazigen; wie alle Neger tan-

zen sie gern bei rauschender Musik. Uebrigens pflegen sie gut zu schmausen, besonders wird eine schwarze Suppe gerühmt. Ihre Speisen sollen scharf gewürzt sein. Auch Getränke bereiten sie; eine Art Bier, Pitta genannt, Palmwein und der europäische Branntwein sind berühmt. Das Fleisch der Hunde gilt für einen Leckerbissen.

Der Boden ist leicht zu bearbeiten und fruchtbar; in Fidah pflanzt man, des häufigen Regens wegen, zwei Mal des Jahres: Hirse, Mais, Pataten, Yams, Erbsen, und Wassermelonen geben reichliche Ernten. — Die Krankheiten Guinea's, Fieber, Durchfall und Hautausschläge, sind auch hier nicht selten. — Ausgeführt werden auch hier Sklaven und Elfenbein gegen Tabak, Gewehre, Pulver und Branntwein. Die Schiffe, welche anlanden, sind einem Zolle unterworfen.

e) Die Aschantis, Fantis und Issinesen der Goldküste. (S. Taf. XXXII.)

Auf der Goldküste hat sich seit ein Paar Jahrzehnten ein Volk furchtbar gemacht und ein mächtiges Reich gegründet, wodurch es zum Herren der ganzen Goldküste geworden ist, die Aschantis, deren Könige für jetzt alles Land bis zum 10° nördl. Br. gehorcht. Dieses Land schildern uns die Reisenden, besonders Bowdich, als ausnehmend schön. Wie man sich von der flachen Küste entfernt, so steigt man nach und nach aufwärts in ein bergiges Land, voll reizender Thäler, alle reich bewässert und fruchtbar. Da das Land Übermas an Quellsen, Flüssen und Wasser hat, so sind die Wege schlecht und sehr schwer zu bereisen. Der Boden soll, nach dem Milthale, der fruchtbarste und cultursfähigste in ganz Afrika sein. Das Klima ist ein gemäßigtes Tropenklima; die Jahreszeiten theilen sich in die trockne und nasse Jahreszeit, mit dem Vortheile, daß die nasse zwei Mal des Jahres hier eintritt und also zwei Ernten möglich macht. Der Regen ergiebt sich im Mai und October in gewaltigen Strömen und mit furchtbaren elektrischen Entladungen begleitet herab. Westwinde, die sich zur Regenzeit in Ostwinde verkehren, reiñigen

die Lust, heftige Tornados, d. h. Sturmstdhe, die wirbelnd von allen Seiten zu kommen scheinen, sind zur Regenzeit häufig. Ein schwarzes Wölkchen zeigt sich am Himmel, verbreitet sich plötzlich über dem ganzen Horizont, die Blitze flammen, der Donner kracht, Bäume liegen entwurzelt umher, Häuser sind abgedeckt, Pflanzungen verwüstet, ein Meer stürzt vom Himmel herab und nach einer halben Stunde ist Alles vorüber. Der Harmatan ist eine andere Plage. Er stürmt im December, Januar und Februar von Nordosten, wahrscheinlich aus der Sahara. Die Lust ist dunkel und nebelige, aber nicht feucht, so wie eine Art Hühnerauch; es fällt kein Thau. Der Wind bläst eben nicht stark, aber kühl mit einer brennenden Schärfe. Das Gras, das Laub, die Bäume verdorren, die Früchte schrumpfen ein und fallen ab; die hölzernen Möbeln und alles gefügte Holzwerk kracht und zerspringt, der Erdboden zerklüftet, selbst die Rinde der Bäume springt auf, das Thermometer fällt 4° bis 4° , 5 Réaumur, und der Mensch zittert vor Kälte und dorrt ebensfalls aus. Alle Ausdünstung ist gehemmt, die Lippen springen auf, der Körper zeigt einen weißen Schorf und bei längerem Anhalten löst sich die Haut ab. Nur zu Mittag dringt die Sonne durch und erhitzt die Atmosphäre. Über Epidemien werden durch ihn gezähmt, Krankheiten, die von Feuchte herrühren, besiegt sich, Wunden heilen, und Kraftlose nehmen schnell an Kräften zu, Fieber verschwinden, und der gefürchtete und verschriene Harmatan bringt neues Leben. — Das Geschmeiß der Insekten ist hier eben so zahlreich, als irgendwo. Heuschrecken, Termiten, giftige Ameisen, und der berüchtigte guinea'sche Faden- oder Muskelwurm sind häufig zu haben. Letzterer besonders ist eine seltsame Plage. Er legt auf eine unbegreifliche Weise seine Eier in die Muskeln der Beine und Schenkel, und wird dann mehrere Ellen lang. Dieser fatale Wurm, Gordius medinensis, heißt in Guinea Colebrilla. Er ist fadenförmig, glatt und an beiden Enden spitzig. Die Mundöffnung besteht aus zwei Bläschen. Man spürt sein Dasein daran, daß, sobald er dem Auswachsen nahe

ist, eine beständige Kälte in dem Gliede, wo er haust, vorhanden ist. Ist er ausgewachsen, so bohrt er sich durch die Haut, es fließt eine wässrige Feuchtigkeit aus der Wunde, das Glied entzündet sich, und endlich kommt der Kopf zum Vorschein, der zwei haardünne Fühlhörner hat. Der Kopf ist platt, der Körper rund und dünn, wie ein Faden. Um ihn aus dem Körper wegzuschaffen, muß er über einem Stabchen herausgewunden werden, doch täglich nur etwas, weil er sonst abreißt und der zurückgebliebene Theil gefährliche Entzündungen verursacht. Die Operation des Herausziehens dauert oft 40 Tage lang!

Der Staat der Aschantis ist ungefähr im Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden. Die Dänen sprechen von ihm als einem rohen und wilden Bergvolke um 1749. Bald kamen sie als Handelsleute nach Akra (ein Küstenstrich, wo sich schon 1482 Portugiesen ansiedelten), indem sie ihren Weg über das Hochland von Aquapim nahmen. Ihr Ruf als einer großen Kriegernation verbreitete sich tief nach Afrika bis an die Küste von Tripoli und Dahomey. Uns machten sie ihre Kriege 1806, 1811 und 1816 bekannt und die Briten sahen plötzlich ein Volk vor sich, das 150,000 Mann ins Feld stellen konnte und in der Civilisation viel weiter, als alle Negervölker Guinea's vorgerückt war. 1817 schickten die Briten eine Gesandtschaft dahin, die auch ganz nach Art civilisirter Völker aufgenommen wurde. Die Gesandten nahmen sich dem Könige, um seine Hand zu fassen. Seine Haltung zog die ganze Aufmerksamkeit auf sich. Eine angeborene Würde zeigte diesen Barbarenfürsten aus. Seine Manieren waren seinem Stande angemessen und doch zugleich herablassend. Er schien 38 Jahre alt, zur Korpulenz geneigt und von wohlwollendem Wesen. Um seine Schilder trug er ein Stirnband aus rothen Korallenkugeln, ein Halsband von goldenen Mispelschalen, die an breiten Enden aufgereiht waren, und über seine rechte Schulter eine seidene Schnur, an der drei blaue und goldgesetzte Sapphirs herabhängten. Seine Armbänder waren das reichste Gemisch

von Korallen und Gold, seine Finger mit Ringe gen bedeckt. Ein ausgezacktes Diadem war mit weißer Farbe zierlich um seine Stirn gemalt, so wie eine Art Epaulettes auf jeder Schulter, und eine andere Zierath gleich einer aufgeblühten Rose, wo ein Blatt sich über das andere erhob, auf seiner Brust. Seine Kniebänder bestanden aus rothen Korallen und seine Kondchelbänder aus goldenem Schmuck von der reinsten Arbeit, woran kleine Trommeln, Becken, Stühle, Schwerter, Flinten und Bogel dicht an einander hingen. Seine Sandalen, aus weichem weißem Leder, hatten Querbänder von erhabener Arbeit mit Sapphirs in kleinen goldenen und silbernen Einfassungen. Er saß auf einem niedrigen, reich mit Gold verzierten Stuhle und hatte ein Paar Costagretten an seinen Fingern und Daumen, mit denen er Stillschweigen gebot. Die Gürte der Wachen hinter seinem Stuhle waren reich mit Gold und Zierathen, die menschlichen Kinnbacken von demselben Metalle glichen, besetzt. Die Elephantenschweife, die wie kleine Wolken um ihn wogen, funkelten von Gold, und große Straußfedern schwenkte man dazwischen. Der Eunuch, der den Vorsitz der Dienerschaft führte, hatte ein Stück massives Gold um den Hals. Der Thron, mit Gold fast bedeckt, stand unter einem glänzenden Schirme, von welchem Trommeln, Becken, Hörner und verschiedene andere musikalische Instrumente von Pergamentdicke herabhängen. Eben so hingen große goldene Reisen an scharlachinem Tuche von Staatschwertern herab, deren Schneiden und Griffe eben so eingefasst waren. Weile, eben so verziert, hingen dazwischen. Die Brust des Dorahs und anderer vom Gefolge war mit großen Sternen, Stühlen, Halbmonden und Kapseln der Baumwollstaude, alles aus Gold, verziert. — Bei den Unterhandlungen zeigte der König und sein Rath Schlauheit und stolze Politik. — Die Regierung ist monarchisch-aristokratisch und in den Händen des Königs und seiner Hauptsleute Menschen eben hat geringen Werth. Sklaverei ist üblich und hart. Vielweiberei ist erlaubt; der König muß 3333 Weiber haben, von denen er jedoch wieder an seine Lieblinge

verschenkt. Die Weiber sind Eigenthum des Mannes. Weiber nebst Sklaven sind die Lastthiere des Landes.

Tanz gehört, wie bei allen Negervölkern, so auch hier, zum Wesen des Lebens. Die Aschantis sind besonders behende Tänzer. Ihre musicalischen Instrumente: Hörner, Trompeten, Flöten, eine Art Sackpfeife ohne Pfeife, haben sie ganz in ihrer Gewalt. Sie sollen sogar die Kunst besiegen, durch ihre Hörner und Instrumente gewisse Säye auszudüsken. So blasen die Hörner des Königs: Ich übertreffe alle Könige der Welt. Jeden Abend begeben sich die Hörner des Königs um Mitternacht auf den Marktplatz und blasen folgendes Lied: König Sai dankt seinem ganzen Volke und allen Hörupelingen für heute.

Die Aschantis tragen aber nicht ganz das Negerprofil an sich. Sie sind glänzend schwarz, stark und schön gebaut; ihre Muskeln sind von großer Elastizität. Sie sind gesund, wiewohl Hautausschläge nicht selten vorkommen. Die Weiber gebären viel und leicht. Sobald ein Kind geboren ist, bekommt es in Gegenwart eines Fetischmannes einen Namen. Auf der Küste von Akra werden auch Mädchen beschneitten. Für den Ehebruch rächt sich der Mann, indem er von dem Verführer Geldbuße nimmt; das Weib kann er wegjagen. In einigen Gegenden trifft beide der Tod. — Sie leben frugal, wie alle Neger, und wenige Speise aus Palmöl, Fleisch und Kuskus genügen. Ihr Getränk ist Palmwein, aber schon auch Rum. — Die Wohnungen bestehen aus Flechwerk, das doppelt errichtet und dessen Zwischenraum mit Erde ausgestopft wird. Die Mauer wird dann mit Lehm überdünkt, mit zarten, in Figuren gebogenen Reisern ausgelegt und wieder überdünkt, sodann weiß angestrichen. Die Zierathen erinnern an die Hieroglyphen. Der Fußboden ist aus Steinen und Thon festgestampft, höher als der äußere Boden, und wird täglich mit Wasser, worin eine rothe Farbe, vermutlich Eisenocker, ist, überdünkt. Als Thür dient ein mit Schnitzwerk verziertes Brett des Baumwollenbaumes.

Sie haben auch eine eigene Art Schlösser, die sie aus Haussa beziehen. Statt der Fenster haben sie Bambusgitter, deren Rahmen oft mit Gold belegt sind. Den Häusern werden häufig auch Stockwerke aufgesetzt, besonders thun dies die Vornehmen im Gebiete Juida (s. Taf. XL.). Das Haus des Königs ist groß, besteht aus mehreren an einander gefügten Höfen und Gebäuden. Ein Theil der Höfe ist mit Arkaden umgeben, deren Gesimsverzierungen an den Stil der Aegypter erinnern. In jedem der viereckigen Höfe ist an jeder Seite ein großes, vorn offenes Zimmer mit Säulen, hoch, regelmäßig, mit einem Vorhange von kostlich geslochtenem Rohre. Die Möbeln bestehen aus reich mit Gold gestickten Sesseln und Sofas mit seidenen Decken. In den meisten Gegenden haben aber die Häuser die afrikanische Bienenkorbsform. Ein kleiner bedeckter Herd ist gewöhnlich neben dem Hause. Der Hausrath des Volkes ist sehr einfach. Eine Matte als Bettte, Koch- und Trinkgeschirre sind Alles. Stühle sind selten, statt zu sitzen, kauern sie sich auf die Fersen. — Der Uschanti beschäftigt sich mit Ackerbau und erntet zwei Mal des Jahres. Er gräbt Metalle und schmelzt sie und wascht Gold aus dem Sande. Am Strand ein geschickter Fischer, ist er im Walde ein vorzüfflicher Jäger. Seine Wasser bieten ihm Fische die Fülle von allen Geschlechtern, sogar der Wallfisch besucht seine Küsten; seine Wälder sind reich an allem Wilde; Singvögel besetzen die Gipfel der Bäume, wie die Skimpse; Eidechsen, Schlangen und Kröten aller Art und Größe besäubern das Land. Das Pflanzenreich bietet ihm Holz und kostliche Farbensstoffe, Baumwolle und Indigo; die Haustiere Fleisch und Leder. Alles dieses hat der Uschanti bereits benutzen gelernt. Sie spinnen, weben und färben, und bereiten sogar eine grüne Farbe aus Indigo und Gelbholz; dauerhafte und zierliche Gefäße werden aus Thon verfertigt, Gold und Eisen zierlich verarbeitet, und das Leder verstehen sie unter allen Negern am besten zu gerben. Sie haben vorzüffliche Schreiner und Ebenisten und in der Bildschnitzerei sind sie weit vorwärts. Der Win-

nenhandel ist lebhaft, in den Städten täglich Markt. Zu den Artikeln, die zu Markt gebracht werden, gehörn auch Sklaven, deren einer im Innern ungefähr 3 Fl. C. M. gilt! — 2000 Rauris. Ein großer Elephantenzahn gilt 16 Fl. C. M. Aus dem innern Lande holen sie vegetabilische Butter, Teppiche, Elfenbein. Aus Dancyumba, einem verbündeten, oder vielmehr abhängigen Königreiche, Seiden- und Wollengewebe, dafür geben sie Salz, Rum und Eisen. Mauren und Mandingos aus Haussa und Sudan trifft man als Kaufleute überall. Aus Europa bringt man Eisenwaren, Rum, Flinten, Pulver, Säbel, Messer, portugiesischen Tabak, Kattun, Seidenzeug, Wollmützen, Spiegel u. s. w. werden gegen Gold, Elfenbein und Sklaven eingeführt.

Die Zahl der Einwohner wird von Bowdich auf 1,362,000 Seelen geschätzt, und die waffensfähige Mannschaft auf 204,000; die noch nicht waffensfähige Jugend aber auf 150,000. — Die Erbsfolge geht in der weiblichen Linie fort, und immer folgen die Kinder der Schwester. — Die Uschantis werden in fünf Kästen getheilt: die Königliche Familie, die Cabocers, Hauptlinge und Befehlshaber, oder der Adel; die Kaufleute, das Volk und die Sklaven. Letztere sind kriegsgefangen oder sonst in Sklaverei gerathen. Nichts verliert man hier leichter, als Freiheit und Leben. Dennoch sind dieselben Uschantis reinlich, höflich, gastfrei, klug, bescheiden und mild. Sie haben sogar Liebe unter einander, und weder Mitleid, noch irgend eine menschliche Regung zum Bessern ist ihnen fremd. Edelmuth, Freimüthigkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe sind geschätzte Tugenden. Heldenmuth ist ihnen angeboren und Feigheit wird mit dem Tode bestraft. — Die Religion der Uschantis ist dieselbe, welche wir bisher bei allen Menschenrindern antreffen. Die Idee eines Gottes ist auch in ihnen lebendig, und diese Menschen, da sie kein Gesetz haben, sind sie ihnen selbst ein Gesetz. Die Ehrfurcht vor Gott, Glaube an seine Gerechtigkeit und die Fortdauer der Seele nach dem Tode ist der Ahnung des Uschantis auch nicht entgangen. Unzählig sind

die Opfer, welche der Übergläubische bringt, um Gott oder den Fetisch zu gewinnen oder zu versöhnen. Keine Begebenheit wird ohne Menschenopfer gefeiert, kein Fest ohne Menschenblut. Die geringste Beleidigung des Fetisch macht, daß der Bekleidiger geopfert werde. — Die Fetische haben kleine runde Häuser und ihre Priester befragen die Orakel. Eine zweite Art Priester besorgen die öffentlichen Religionsgebräuche, veranstalten Ordalien, Beschwörungen u. s. w., und sind überhaupt überall zugesogen, wo es um Beziehungen auf das Unsichtbare zu thun ist. Uebrigens sind die Priester hier eine sehr zahlreiche Classe und in manchen Dörfern wimmelt es davon. Wie bei den meisten heidnischen Völkern glebt es einen Nationalfetisch, Provinzial-, Stadt-, Dorf- und Hausfetisch. Diese zu gewinnen, wird Alles aufgeboten. — Wenn eine Hinrichtung statt finden soll, oder ein öffentliches Opfer, so verkünden es die Hörner des Königs. In diesem Augenblicke hört die Sicherheit des Lebens auf. Auf der Straße werden die Leute aufgesangen, nach dem Palaste geschleppt und ermordet. Cabocers, wie sie den Palast betreten, flieht ihr Blut. Wer irgend dem König missfällt, wird herbeigerufen, des Nachts aus den Häusern geschleppt und geopfert. Solche Feste dauern oft wochenlang. Das auch Habsucht dabei ihre Rechnung findet, ist gewiß; denn die reichsten Cabocers mißfallen am ersten. Stirbt ein Aschanti, so werden Sklaven an seinem Grabe geopfert; je vornehmer, desto mehr. Stirbt der König, wird ihm ein schreckliches Leichenfest gefeiert, allenfalls flieht Blut.

Bei allen Verträgen mit dem Lande müssen die Cabocers und der König von Daucumba zu Rathe gezogen werden, und alle müssen die Traktate beschwören. Eben so wurde auch der Vertrag abgeschlossen, den Bowdich, neozirte. Der Vertrag war ganz zum Vortheil der Engländer, die sich aber verpflichteten, den Tribut für die Forts, welchen sie bisher an die Fantis bezahlt hatten, nunmehr an den Sai, als Ueberwinder der Fantis, zu entrichten. Dagegen sollten die Fantis, als Untertanen des Königs betrachtet, dessels-

ben Schutz, wie die Aschantis, theilhaftig werden. Der Sklavenhandel jedoch, dessen Abschaffung den Aschantis nicht vorteilhaft sei, sollte wieder erneuert werden. Dieses war die Klippe, an welcher der Vertrag scheiterte. Die Spanier segneten den Sklavenhandel fort, und der britische Handel kam ganz in Verfall und machte auch die Britten bei den Eingeborenen verhaft. Nicht lange dauerte daher der Friede mit den Aschantis, die Unruhen brachen aus und 1823 ward der britische General, Sir Charles Maccarthy, aufs Haupt geschlagen. Er, nebst vielen seiner Offiziere, wurde gerichtet, und noch lebend waren ihnen die Kinnbacken zur Vergizierung der Trommeln ausschnitten, die Herzen aber von den Häuptlingen als Ragout verspeist, und davon nach Ländessitte den jungen Kriegern mitgetheilt. 1824 führte nun der Aschantikönig sein Heer vor Cap Coast Castle und belagerte es förmlich, und nur die Blättern, welche ausbrachen, hinderten ihn seine Drohung: die Weisen ins Meer zu werfen, zu erfüllen. — 1825 schickten die Aschantis Gesandte nach Cap Coast Castle, erhöhten sich ihrer Siege und drohten wieder zu kommen, und alle Weisen zu vernichten. Obwohl die Engländer auf die Fantis und Akims gerechnet hatten, diese auch mit vieler Prahlerei Alles verheißen hatten, so wurden sie doch, als es zur Sache kam, als gänzlich unnd befunden, und die Engländer mußten sich selbst helfen. Mit großer Umsicht wählten die Aschantis ihre Stellungen, griffen die Engländer an und sochten mit einer Kriegskunst, welche bis jetzt in keinem Barbarenstamme angetroffen wurde. Die Engländer waren nebst ihren Besitzungen verloren, wenn nicht die Brandraketen, welche sie in ihrem Übergläuben als Fetische betrachteten, sie zum Rückzuge bewogen hätten. Die Fantis segneten ihnen nicht nach, sondern verübt an den Gefangenen und Gefallenen furchterliche Grausamkeiten, und empörten sich zuletzt gegen die Engländer selbst, so daß sie durch Geschenke bestraft werden mußten. Seitdem hat die Regierung die Niederlassungen an der Goldküste einer Gesellschaft von Kaufleuten übergeben,

welche sie jährlich mit 4000 Pf. St. untersagtzlich vernichtet zu werden; aber ihre Macht stützt und unterhält bei den Aschantis einen Gesandten. Dieses Alles zeigt die Energie einer Nation, welcher zur Civilisation nichts abgeht, als eine reine, milde Religion.

Merkwürdig durch ihre einstige Macht, ihre Sitten, Ausartung und Nationalunglück, das in unsere Tage fällt, sind die

Fanti oder Fantees.

Sie haben die ganze Goldküste inne, und waren bisher diejenigen, denen alle europäische Niederlassungen und Forts Tribut bezahlten. Früher waren sie ein Binnenvolk unter Aschantis, eine Revolution trieb sie zur Auswanderung an die Küste. Hier nun wählten sie eine ihnen passend scheinende Regierungsart. Ihr Oberhaupt mußte aus der Familie der Brassoë, die die Hauptstadt Abrah bewohnen und mit ihren Sklaven die Umgegend beherrschten durfte, gewählt werden. Als Zeichen der Ergebenheit an sein Volk mußte er sich den linken Arm abbauen lassen! Ihre Sprache ist ein wenig verschiedener Dialekt der Aschantisprache. Ihr Schicksal ist fürglich folgendes: Vor den Aschantis und ihren wildern Sitten und harten Regierung entflohen, sahen sie zwischen sich und dem Brudervolk gern das Regervolk der Ussins. Die Aschantis, ein eroberndes Volk, das aus dem Innern ebenfalls zur Küste sich zudrängt, schlugen den König der Ussins und nahmen sein Land ein. Die geschlagenen Hörner der Ussins suchten in Namaboe Hülfe und Schutz, und fanden ihn. Der König der Aschantis forderte die Auslieferung der geschützten Gäste, aber die Fanti lieferten sie nicht aus. Die Aschantis überzogen sie mit Krieg, schlugen sie mehrmals und nahmen 1806 Abrah, die Hauptstadt der Brassoës, ein und rotteten hier beinahe den ganzen Adel der Nation aus. Eine ausgebrochene Seuche im Lager der Aschantis hatte einen Friedensschluß und schnellen Rückzug aus dem Lande der rachesschwürenden Fanti zur Folge. 1809 belagerten die Fanti El Mina und 1810 Akrabah, wurden aber 1811 von den Aschantis, abermals mit Krieg überzogen, ohne jedoch, nach dem Willen ihrer Feinde,

ist gebrochen. Durch diese Ereignisse ist zwar den Europäern der Verkehr mit dem Innern der Goldküste geöffnet, aber die Fanti stehen noch immer zwischen diesen und jenen. —

Ihre Sitten sind von eigenthümlichem Gepräge. Todes- und Körperstrafen haben sie nicht, sondern Alles wird mit Verlust der Freiheit gestrafft; ein Mord bringt sieben Mitglieder

dern der Familie des Mordeters die Sklaverei. — Sie sind unter einander treu und redlich, und unter ihnen sind ihre Güter auf offener Straße sicher. Reinlichkeit ist eine Kardinaltugend, und Waschungen und Salbungen sind häufig. Die Mädchen sieht man schon im 10. Jahre Mütter und die Knaben im 12. Jahre Väter werden, dagegen überlebt sie das Alter schnell. Ihre Toten begraben sie aus Achtung für dieselben in ihren eigenen Häusern. Ihre Regierungsform wechselt oft mit republikanischer Form und im Fall der Not mit der Diktatur ab. Sie parlamentieren, zanken und processiren gern, und haben in ihrem Rechtsverfahren Ordalien im Gebrauch. Giftiges Wasser von sich gebrochen, zeigt Unschuld an, stirbt man daran, so ist man überwiesen. Eine Negerin, die frei gesprochen ist, zeigt sich rein weiß gekleidet. In diese Farbe kleidet sich der Ketisch, der Teufel und der Marabout. Sie glauben an Woorah, Agah Moannah, den Meister der Meister, Vater Aller! Außerdem hat aber jedes Haus seinen Ketisch und an Aberglauben aller Art ist man hier reich.

Die Issinenen

(zwischen dem Fort Apollonia und Cap Palmas) sind ein schöner Menschenstamm, ohne platten Nasen, mit schönen Zähnen und starkem Körperbau. An ihrem Körper dulden sie kein Haar, täglich reiben sie den ganzen Körper mit Palmöl ein, und die Haare werden zierlich geflochten mit Goldzierrathen geschmückt. — Sie sind klug und vorsichtig, in ihrer Mahnung nicht ekel, verspeisen aber meist Yams, Reis und Hirse, aus welchem sie auch Leig machen, und gekocht oder gebacken, verzehren. Eben so essen sie Fische mit Gewürz gedämpft. — Die wohlgewachsenen Weiber tragen Pagnen von

glänzenden Farben am den Leib; Ringe von Eisen, Kupfer, Elfenbein um Arme und Beine; einen großen Schlüsselbund mit Erzstücken und einer großen Tasche um den Leib, um wohlhabend zu scheinen. Die Mädchen sind zärtlich, ohne sich Schande zuzuziehen; aber Ehebruch wird bei dem Weibe mit Tod, beim Manne mit Geld geblüht. Der Vater sucht das Weib für den Sohn, und dieser hat sein Wohl- oder Missfallen zu äußern. Im ersten Falle ist man Fetisch zusammen, belustigt sich drei Tage lang mit Tanz und führt die Braut in das Haus des Mannes. Er kann mehrere Weiber nehmen, aber die erste ist die Frau. Die Weiber benennen ihre Kinder nach Bäumen, Flüssen, Thieren oder einem Europäer; weswegen die Namen: Adam, David u. s. w. nicht selten sind. Im zehnten Jahre übernimmt der Vater die Söhne, und richtet sie zu seinem Geschäft ab; die Töchter bleiben bei der Mutter. — Die Wohnungen sind kleine Hütten aus Rohr; der Mann und das Weib haben eine besondere, das Ganze ist mit einem Zaune eingefaßt. — Fieber und syphilitische Uebel sind häufig, leichter besonders bösartig. Jeder sucht sich bei Seiten einen zierlichen Todtentenschmuck zu verschaffen, weil er diesem gemäß jenseits aufgenommen zu werden hofft. Die Todten werden beheult, in eine viereckige Kiste eingehockt und im Walde verscharrt. Bank und Töpf wird ihm mitgegeben, und über seinem Grabe feuern Jünglinge ihre Gewehre ab. Schon diese Gebräuche zeugen von Religion. Gott und Fetisch werden auch hier verehrt. Sie thun dem Fetisch Gelübde, feiern ihm Feste. Am Geburtstage streicht jeder seinen Fetisch weiß an, hängt ihm eine weiße Pagne um; manche thun es jeden Freitag. Jedes Dorf hat seinen Fetisch in einer Art Capelle, in der Mitte derselben aufgerichtet. Glück und Unglück kommt vom Fetisch. Sie haben einen eignen Fetischmacher oder Priester, Ofnon genannt. — Die Ißinessen stehen unter einem Könige, der Cabocers an der Seite hat, die er ernannt. — Das Volk ist arm. Drei Verbrechen werden mit Tod bestraft: Entlaufen mitgemacht. — Die Sklaven, Verrath und — Zauberei. Mein-

eid, Mord u. dgl. wird mit Geld und Sklavei geblüht. Auch Schulden führen zur Sklavei.

d. Die Neger der Malaghetta- oder Pfefferküste.

Diese Küste ist steil, mit Felsen besetzt, an denen das Meer tosend brandet, so daß das Landen schwer ist. Das Innere des Landes ist höchst fruchtbar, flach und mit Hochwald besetzt. Das Klima ist gesund; die Regenzeit währt vom Mai bis Oktober. — Diese Küste wird von Negerstämmen bewohnt, die kein Gold haben, und daher früher zu den bösen Leuten gerechnet wurden. Sie sind aber fleißig und gelehrig, kühn, ausdauernd; sie verstürtzen Kähne, auf denen sie ins Meer hinausrudern. Sie sind treffliche Schwimmer. Nach Art der Patriarchen ist der älteste Sohn Erbe der Güter und Herr über seine Brüder, bis sie Familienväter werden. Um zehn Tage nach der Geburt giebt man dem Kind einen Namen, indem es von dem, dessen Namen es erhalten soll, auf einen Schild gelegt wird, wobei der Namengeber an die Umstehenden eine lange Rede hält, die er mit guten Wünschen für das Kind schließt; auch giebt es hier und da noch eine andere Sitte (XL.), wie das Untertauchen unter das Wasser. — Die Ehen werden durch die Eltern mit dem Bräutigam geschlossen und dabei nichts beobachtet, als daß das Hemd der Neuvermählten umhergetragen wird, als Zeichen ihrer Verbindung. Die Regierung dieser Negerstaaten ist oligarchisch, da alle die Könige oft zu gemeinsamen Unternehmungen sich mit einander berathen. Sie nehmen gern europäische, meist englische, Namen an.

Die Bewohner des Landes Kruh sind ein wackeres, arbeitsames Volkchen, die sich zu Arbeiten gern verdingen. 1809 lebten zu Sierra Leone 800 als Arbeiter, und man trifft sie ihrer in allen Faktoreien über 80 Meilen im Umkreis. Sie dienen auch auf Schiffen, und manche haben auch die Reise nach England mitgemacht. — Die Kruhier sind von gedrungener, kräftiger Gestalt, elastisch, thätig,

leicht gekleidet, aber gegen die Kälte der Negerzeit empfindlich und dann mit wollenen Jacken bekleidet. Ihr Kopf nähert sich in seinem Bau dem europäischen. Sie sind heiter, fröhlig, tanzen und schwanken gern. Dabei sind sie aber frugal, genügsam, unter einander gastlich, treu und verschwiegen. Kein Kruhier darf als Sklave verkauft oder gebraucht werden. Sie haben eine gelind monarchische Verfassung, und das Vorrecht des Königs besteht darin, daß er, wenn er stirbt, sieben Tage beklagt wird. — Die Gesetze sind gelind, Diebstahl wird mit Peitschenhieben, Ehebruch mit Abbitte, Mord aber mit dem Tode oder Geldbuße geführt. Vielweiberei ist gebräuchlich. Jeder Kruhier sucht so viel in den Faktoreien zu verdienen, daß er sich ein Weib nehmen kann; hat er eine Zeit lang mit ihr gelebt, geht er abermals auf Verdienst, um sich noch eins nehmen zu können. Dieses wiederholt er 12 bis 18 Mal, und muß jedes Mal von seinem Weibe eine Abgabe an die Aeltesten bezahlen. Ihre Sklaven bringen sie aus dem Innern des Landes. Sie treiben Fischfang und Ackerbau, verkaufen Reis von besonderer Güte und Pfeffer. Englich verstehen die meisten, aber lesen und schreiben wollen sie nicht lernen.

Un dem Flusse Mesurado hat sich seit 1821 eine merkwürdige Veränderung zugetragen, deren Einfluß auf die Negervölker Afrikas unberechenbar, aber gewiß höchst wohltätig ist. In Nordamerika haben sich nämlich Vereine gebildet, an deren Spitze ein Centralverein zu Neu-York steht, welcher die Absicht hat, Afrika durch schwarze Auswanderer aus Nordamerika zu kolonisiren. Jeder freie Schwarze kann sich zur Uebersiedelung melden und wird auf Kosten des Vereins übers Meer nach seinem oder seiner Vater-Vaterland übersiedelt. Er erhält hier außer Grundeigenthum auch den Genuss des andgedehntesten politischen Rechtes. Der Verein kauft auch Sklaven los und die Regierung setzt in den neuen Kolonien auch die von Sklavenhändlern abgenommenen Afrikaner in Freiheit. Gegen Ende des Jahres 1821 brachte der Verein das Land am Mesurado, welches die südl. Spitze der Mündung

dieses Flusses bildet und unter dem Namen Cap Mesurado bekannt ist, käuflich an sich. Eine kleine Anzahl freier Neger, Auswanderer aus Amerika, gründeten unter Aufsicht der Agenten des Vereins Monrovia oder Liberia. Ein dichter Wald mußte gerichtet werden, und mit den Eingeborenen, welche die schwarzen Ankommelinge nicht als Brüder anerkennen wollten, mußte eine Hand voll Kolonisten einen blutigen Kampf bestehen. 35 Mann mußten gegen 900 Bassaneger; die mit Flinten bewaffnet waren, um das redlich erkaufte Land ihrer Väter kämpfen. Endlich kam Friede zu Stande und neue Auswanderer folgten nach; Städte und Dörfer erhoben sich, und 1827 fanden sich bereits 1200 Individuen in der neuen Republik, darunter 142 von Sklaven-schiffen Befreite. Nur die Commissäre des Vereins, die Oberbeamten und Aerzte sind Weiße; alle andere sind Schwarze. Diese zerfallen in drei Klassen: 1) Neger, welche in Amerika ihre Freiheit erlangt haben; 2) Neger, die in Amerika geboren, Nachkommen freier Neger sind, daselbst eine Bildung genossen, Christenthum empfangen haben und darin gebildet wurden, auch einen gewissen Beruf erlernt und dadurch sich manchmal bedeutendes Vermögen erworben haben; 3) Neger, die von Sklaven-schiffen befreit wurden. 1828 hatten sich abermal 600 gemeldet und sechs Eigentümer hatten unter der Bedingung der Uebersiedelung 165 Sklaven angeboten frei zu geben. Durch solche Bevölkerung, die bereits zum Bürgerthum herangebildet ist, blüht die Kolonie herrlich auf, und einstimmig rühmen alle Berichte ihr Geschicken. — Die Lebensmittel sind wohlfeil, trotz dem, daß der Sklavenhandel beinahe allen Ackerbau vernichtet hat. Man kann einen Ochsen in der Nähe der Kolonie um 5 bis 6 Dollar kaufen, den Scheffel Reis um $\frac{1}{2}$ Dollar, ein Pfund Kaffee um .5 Cents u. s. w. Es wird auch breits Handel getrieben und die Hude ist von englischen und amerikanischen Kaufahrern nie leer. Der Handel des Landes besteht in Reis, Palmöl, Eisenbein, Schildkrötenköhlen, Farbholzern, Wachs, Kaffee, Gold. Man nimmt dafür Manufakturwaren; und es giebt

bereits Pflanzer, die sich ein Vermögen von mehreren tausend Dollars innerhalb drei bis vier Jahren erworben haben! — Souverain dieser Kolonie ist eigentlich der große Verein zur Kolonisation freier Farbigen aus den vereinigten Staaten. Er besteht aus einem Präsidenten-Sekretär, Schatzmeister, Notar und 12 Mitgliedern. Er erfreut sich des Schutzes der vereinigten Staaten, die den Zweck lieben, ohne daß die Gesellschaft etwas anderes, als ein Privatunternehmen bliebe. Als souveräne Behörde entwarf sie die Verfassung der Kolonie mit großer Weisheit. Alle vernünftige Freiheit, deren ungebildete Menschen fähig sind, ist geschützt. Gegen verderblichen Libertinismus oder Liederlichkeit ist Vorsorge getroffen. Eigenthümer des Bodens, den ihre Hände bebauen, genießt jeder der Freiheit, deren er immer empfänglich ist, so wie eins öffentlichen Schutzes und einer Sorgfalt, deren er sich in seinem Geburtslande nie zu erfreuen gehabt hätte. Die wilden Eingebornen empfinden den wohltätigen Einfluß eines so wohlgeordneten Nachbarstaates. Sie lernen die Vortheile der Civilisation schätzen. Sie sehen ein, daß Civilisation und Religion die Uebermacht verleihen, welche der Mensch über seines Gleichen hat. Ja selbst die Hälptlinge, welche früher die Kolonie mit Misstrauen beobachteten, kommen nun in dieselbe, bitten Kolonisten, unter ihnen sich niederzulassen und ihre Lehrer zu werden. Wahrscheinlich hat sich daher bereits die Kolonie bis zu den Quellen des Mesurado ausgedehnt, und dürfte sich bald so weit ausdehnen, daß sie die Eingebornen in ihren Schoos einschließt und ihnen das wird, was einst Manco Capak den Peruanern ward.

e) Die Neger der Sierra Leonaküste.

Die Sierra Leona heißt diejenige Küste, welche vom Cap Mesurado sich nordwestwärts bis zum Cap Bergas erstreckt, und hat ihren Namen von dem hohen Edwengebirge, welches als ein Ausläufer der Konggebirge, als gewaltige Masse in das Meer hinaustritt. Von dem innern Lande haben wir nur äußerst unvollkommene Nachrichten. Die Küste ist gut

bewässert und das Land schön. Die Engländer schildern es äußerst reizend. Un Fruchtbarkeit ist es dem Lande des übrigen Guinea gleich. Zwischen dem 6° und 10° n. B. gelegen ist dieses Land um so heißer, als es gegen Westen gelagert und von keinem hohen Gebirge abgedehnt wird. Auch hier giebt es also nur eine nasse und eine trockene Jahreszeit. Die Dämmerung kennt man hier nicht, und Tag und Nacht sind scharf geschieden. Das Klima ist sehr ungern und selbst den amerikanischen Negern tödlich.

Dieses Küstenland wird von vielen Negerschämmen von wilden Sitten bewohnt; unter ihnen werden uns genannt:

Bergneger: darunter die Kongo oder Mangreneger und die Fulahner, nicht bigotte Muhamadaner;

Küsten- oder Strandneger: die Susuer, Balbomer und Timmanier.

Auch hier drängen sich seit Jahrhunderten Bergvolker an den Strand herab, gleichsam ein überlaufender Menschensee. Indem nachfolgende Stämme die vorhergehenden drücken, werden sie wieder gedrängt, vertilgt, in Sklavenschiffen geschlagen, oder sie vermischen sich. So waren die Ballomneger ehemals Herren der Küste und des Landes, sind aber gegenwärtig unbedeutend geworden durch die Timmanen, die jetzt die Küste einnehmen. Auf dieselbe Weise kamen die Susustämme nördlich der Sierra Leona an den Strand. Uebrigens werden auch sie schon wieder von den Mandingonegern von der Mandingoterrasse herabgedrängt.

Im Allgemeinen sind diese Neger eben nicht größer, aber gedrungener Natur, schön gebildet, stark, mit einem stolzen, offenen Auge. Ihre Bewegungen sind fein und zeigen nicht das leidenschaftliche Zucken der Geberden, welches sonst wilden Völkern so eigen ist. Der Farbe nach sind die Balbomer schwarz, die Susu gelblich, die Mandingo aber nicht eben schön schwarz, dafür jedoch groß und muskulös. Von Gemüthe sind sie gut und gastfrei; gereizt aber heftig und rachsüchtig. Die Küstenbewohner sind überdies durch den Umgang mit Europäern verdorben. Die Man-

ret verbringen die weiste Zeit im Palaver mit Schwägen, die Weiber mit Arbeit. Die Mädchens, besonders der Mandingoneger, sind hübsch, spinnen Baumwolle, helfen den Müttern in der Bereitung des Salzes und der Edpfe. Mähren hören sie über Alles gern. — Ihre Hauptnahrung ist Reis und Palmöl, wieswohl sie auch Fische, Fleisch und andere Nahrung nicht verschmähen. Reis geht ihnen aber über Alles. Als Getränk dient ihnen Wasser und Palmwein. Sie bereiten auch gegohrte Getränke, eine Art Reih aus Honig, Beeren und Milch; aber aus den Wurzeln narkotischer Pflanzen auch berausende Getränke. Der nüchterne Mandingoneger jedoch verabscheut alle diese Getränke und trinkt bloß Wasser. Selbst wenn nur ein Tropfen eines Rauchstrankes auf sein Kleid kommt, legt er es ab und nimmt es nicht wieder auf sich, bis es gewaschen ist. Der Tabak ist ihnen jedoch nichts weniger als ein Gegenstand des Abscheues: sie schnupfern, rauchen und lauen ihn, wie auch die speichelrezzende Collanuß. — Die Kleidung der Männer besteht in einem Hemde, langen weiten Beinkleidern und wolsleuer Mütze, wo sie ihn haben können, noch lieber einen europäischen Hut. Die Vornehmen kleiden sich gern europäisch, in grellfarbige, mit Gold besetzte seidene Kleider. Die Fulahner, als Muhammedaner, kleiden sich mehr in lange weiße Gewänder. Die Männer sind weit eitler, als die Frauen und öffnen europäische Mosden nach. Die Weiber kleiden sich in ein Stück Baumwollzeug, das, um den Leib befestigt, wie ein Rock bis auf die Knöchel sich herabfaltet; um die Knöchel haben sie Ringe mit Schellen. — Die Wohnungen sind kleine leichtgebaute Hütten, oder, wenn man sie so nennen will, Häuser. Städte und Dörfer sind hier klein, meist in Wäldern versteckt und selten mehr als 30 bis 50 Haushaltungen zahlend. Da sie immer die dichtesten Wälder aufsuchen und darin Plätze für ihre Banzen suchen, so sind sie, um den Nachtheilen durch Menschen zu entgehen, allen Nachtheilen des Klima's ausgesetzt. Überrordentliche Mäuse, Sige, Musketen, Schlangen und Geschmeiß,

plage verbittert ihnen das Leben und macht ihre Wohndörfer zu den ungesundesten des Landes. Eigen ist, daß in der Mitte ihrer Dörfer überall das Palaver oder Gerichtshaus steht, wo sie zum Schwägen und zu Berathungen zusammenkommen. Die Hütten sind rund, mit kegelförmigem Dache und zwei Thüren, vor denen eine Matte die Stelle der Thür vertritt. Indessen sind die Häuser der Mandingoneger besser gebaut. — Sie haben auch etwas Uckerbau. Indem sie ein Stück Wald niederbrennen, säen sie nach dem Regen Reis, den sie nachlässig mit Erde bedecken. Später wird die Saat vor den ungeheuern Schaaren der Reissvdgel gehüdet. Vier Monate nach der Saat ist die Ernte reif, die nun geschnitten wird. Man schneidet mit gewöhnlichen Messern die Lehren kurz ab, bindet sie in Bündel, drückt sie an der Sonne, drischt das Korn aus, welches in kleinen Mulden unter die Familien des Dorfes vertheilt und aufbewahrt wird. Große mit Lehm bestrichene Körbe dienen zur Aufbewahrung; sie werden im Freien unter einen Schoppen gestellt. Der Vorsteher des Orts lädt sich aufrechtstehend seinen Unheil über den Kopf schütten, so lange, bis er denselben mit dem Munde erreicht. Dafür muß er jedoch die Fremden bewirthen und einen Aufwand bereiten, der ihm wenig übrig läßt. Jedes Dorf arbeitet gemeinschaftlich und vertheilt den Ertrag. Nie wird der Ucker zweimal besät, sondern nach einer Ernte bleibt er sechs Jahre brach. Pflug und Sichel sind unbekannt; der Karst und das Messer müssen den Mangel ersetzen. (In der Kolonie versteht sich von selbst, daß der Uckerbau nach europäischer, die Pflanzungen aber nach westindischer Sitte betrieben werden.) Viehherden giebt es in Menge und das Vieh der Fulaher bedeckt die grasreichen Savannen. Der Kunstrind ist auf niederer Stufe, dagegen sind die Mandingos unternehmende Handelsleute, welche den an der Goldküste üblichen Handel sowohl an der Küste, als im Innern des Continents mit vieler Energie betreiben. Sie werden von Abnigen beherrscht, welche meist Wahldinge und durch beigegebene Räthe sehr beschränkt sind. Einige Stämme

wählen jedesmal den König aus einer andern Familie, damit jede an's Regieren komme. Niemand darf anders, als in Folge eines Urtheils als Sklave verkauft werden. Auch Schulden machen zum Sklaven. Beklagte können sich vertheidigen und Gottesurtheile sind auch hier gebräuchlich. Glühendes Eisen anfassen, einen Ring aus einem Kessel siedenden Oeles holen, rothes Wasser trinken, sind die gewöhnlichen Mittel zur Erforschung der Wahrheit. Das rothe Wasser wird öffentlich aus der Rinde eines Baumes bereitet, indem man sie wäscht, zu Pulver stözt, in eine große kupferne Pfanne mit Wasser thut, und so lange mit Ruten peitscht, bis es schäumt. Nun wird ein Gebet darüber gesprochen und in einer ein Nödel haltenden Kürbisflasche wird ihm 8 bis 16 Mal schnell nach einander zu trinken gereicht. Wirkt es als Brechmittel, ist die Unschuld erwiesen; wirkt es als Durchführmittel, so ist er schuldig. Wer ein Gottesurtheil glücklich bestanden hat, wird höher geachtet und geehrt als zuvor. — Die Knaben gehen bis ins dritte Jahr unkleidet, dann aber hängt man ihnen Pusch um, und als kostliches Zeichen der freien Geburt wird ihnen ein Leopardenzahn um das Handgelenk gehängt. Kein Sklave darf seinem Kinde etwas Lehnsliches thun. — Sie bringen viel Zeit mit Schminken und Haarslechten zu; auch pflegen sie sich zu tätowiren, in welcher Kunst sie eine eigene Fertigkeit besitzen, welche darin besteht, auf Rücken, Brust, Unterleib und Arme Figuren zu tätowiren, welche wie erhabene Arbeiten aussiehen. — Beschneidung ist allgemein. In einigen Gegenden wird diese Operation auch an Mädchen vorgenommen. Bei beiden Geschlechtern geschieht dies unter vielen Ceremonien. — Je reicher der Mann, desto mehr Weiber; nach ihrer Zahl schätzt man ihn. Die erste Frau hat jedoch den Vorzug. Immer aber bleiben auch hier die Weiber Sklavinnen des Mannes, eine nothwendige Folge der Polygamie. — Tanz, Singen, Musik sind auch hier Lieblingslustbarkeiten der Neger; die Jugend ergötzt sich überdies mit gymnastischen Spielen. Sie haben auch Dichter; besonders figurirt der Kaiman und Leopard als die schlauesten Thiere

ihres Landes in ihren Mythesn. — Eine ganz besondere Eigenheit dieser Völker ist das oben schon beschriebene Institut des Fehmgerichts, Purrah. — Die Religion dieser Völker ist aber eben so ausgezeichnet durch manche Eigenheiten. Sie glauben an Gott, aber halten ihn für zu gütig, als daß sie ihn verehren sollten. „Er thut uns ohnehin nichts zu Leide“ Desto größer ist die Furcht vor den bösen Dämonen, womit Berg und Thal bedekt ist. Sie sind in zwei Klassen getheilt, in obere und niedere. Die Termitenhäuser, Felder, Wälder sind ihre Wohnungen, Wasser, Bäume, alles ist mit ihnen bedekt, ja jeder Mensch steht unter dem Einfluß eines derselben. Darum werden ihnen auch häufige Opfer gebracht, und zwar Schafe, Ziegen, Vögel und Fische. Libationen werden ihnen stets gebracht und kleine Häuschen errichtet, in welche ein Termitenhaufen geschafft wird. Auch die Unsterblichkeit der Seele glauben sie, freilich ohne bestimmte Begriffe. Viele Seelen, besonders die der Hexen und Zauberer, verwandeln sich in Erdgeister, die als gute Geister an dem Menschenleben und Wohlsein teilnehmend umhergehen. Mit großer Feierlichkeit wird von den Susuern vor jeder wichtigen Unternehmung ein Stier geopfert, den der Priester des Dorfes schlachtet, alle Dorfgenossen berühren und zuletzt gemeinschaftlich verzehren. Weiß ist die heilige Farbe; bei jedem Opfer halten sie daher einen weißen Vogel oder ein weißes Papier in der Hand. Obgleich die Fulah und Mandingo Muhamedaner sind, glauben sie doch eben so an alle diese Gebräuche. Selbst die Zukunft ist vor diesen Leyten nicht sicher; sie erforschen dieselbe durch Sandwerken; Zauberer mit verbundenen Augen schreiben Figuren in den Sand und weissagen. Andere wetzen Nüsse und weissagen aus ihrem Falle. Blinde Zauberer haben Vorzug vor denen mit verbundenen Augen, darum bedient man sich jener bei allen wichtigen Angelegenheiten.

7. Die Bewohner der Küsten Adel und Xian.
Die Küste Adel, von Babelmandeb bis zum Vorzebirge Gardafui, ist sandig und heiß.

Im Innern des Landes giebt es jedoch Gesetze, Myrrhen, Honig und Wachs, Herden von Rindvieh, Schafe, Elefanten u. c. Die Schafe sind sehr groß, breitgeschwänzt, weißhaarig und glänzend schwarz am Kopf. — Die Bewohner, die Somalis, ein Negerstamm, sind nebst ihrem Oberhaupt meistens theils Muhamedaner und werden als grausame Menschen geschildert. Sie sind olivenfarbig, groß, hager und von starkem Knochenbau. Sie tragen ein Paar lange Beinkleider, oder statt deren ein grobes Tuch um die Lenden; ein vorn offener, armelloser Rock, Kamlin, und ein Turban von Callico darf nicht fehlen. — Indet und Araber aus dem fernsten Innern kommen zur Zeit der Unkunst der Karawanen des Hochlandes hierher. Arabisches Gummi, Myrrhen, Weihrauch, Gold, Elsenbein, Pferde, Kamelle und Sklaven werden hier gegen indische Waaren umgesetzt. Zwanzig Tagereisen westlich von der Stadt Berbera soll das Megerreich Han im liegen.

Die Küste Ujan, oder die Küste der Somalis und Sowalis oder Sowaiel in S. ist größtentheils wüst. Einige Araber- und Gallasstämme sind die Bewohner dieser Enden.

a) Die Bewohner der Inseln des grünen Borgebirges, der Inseln bei Guinea, der 16 Bissaoinseln, Sokotora.

Die Inseln des grünen Borgebirges, Capverdische Inseln. Es sind 14, von denen 4 fast nur unfruchtbare Klippen sind. Sie liegen in der Gegend des grünen Borgebirges, zwischen 14° und 17° N., sind sehr gebirgig und fruchtbar an allen afrikanischen Produkten, wenn nicht, was oft geschieht, die sehr unregelmäßig eintretende Regenzeit ausbleibt, was einst die furchtbarste Hungersnoth (1775) zur Folge hatte; auch liegen die Inseln, die zusammen etwa 80 Q. M. groß sind, sehr an Wassermangel, denn Quellen finden sich auf einigen gar nicht. Die Lust ist sehr heiß und nicht gesund. Unter den Hausthieren hält man Ziegen in großer Menge und die Hämme derselben, so wie Seesalz, welches an der flachen Küste sich in Überfluss erzeugt, sind die vorzüglichsten Ausfuhrprodukte; auch Esel, welche die Einwohner in Menge ziehen, werden nach Westindien ausgeführt. Süßfrüchte, Mais, Reis und Kokosnüsse hat man in Überfluss; nicht weniger Federzieh, darunter auch Pfauen und zahllose Schildkröten. Auf dem Meere findet sich Ambra *) häufig. Zuckerrohr und Baumwolle werden gebaut, aber wenig ausgeführt. — Schon 1449 wurden diese Inseln von den Portugiesen entdeckt und diese besitzen dieselben noch.

Die 42,000 halbwilden Bewohner sind eine gemischte Rasse aus Portugiesen und Afrikanern, haben krauses und wolliges Haar, dicke Lippen, schwarze Hautfarbe und sind träge, aber gläubisch und roh. Sie leben vom Fischfang, Viehzucht und einigen Gewerben, als: Spinnen, Weben; Gerberei; der Landbau wird nachlässig betrieben. Sie kleiden sich alle in Baumwollentoffe, die sie zum Theil einführen müssen. Sie sind katholischer Religion und haben einen Bischof; vom Volk unterrichte ist indessen keine Rede. Ein Statthalter wohnt auf der Insel Jago.

Die Guinea-Inseln liegen 15 bis 50 Meilen von der Küste von Guinea in dem großen Busen dieses Landes, sind klein, voll hoher Gebirge, aber höchst fruchtbar an den gewöhnlichen afrikanischen Produkten und gesund. Sie wurden schon 1472 von den Portugiesen entdeckt. Sie heißen: Fernando Po, die Prinzeninseln, St. Thomas und Annabon.

Die Einwohner sind von mittlerer Größe, ziemlich gut gestaltet, und wie alle Wilde könig und kräftig. Sie haben wolliges Haar, hervorstehende Backenknochen, aber keine Negernase, noch wulstige Lippen, dabei einen

len finden sich auf einigen gar nicht. Die Lust ist sehr heiß und nicht gesund. Unter den Hausthieren hält man Ziegen in großer Menge und die Hämme derselben, so wie Seesalz, welches an der flachen Küste sich in Überfluss erzeugt, sind die vorzüglichsten Ausfuhrprodukte; auch Esel, welche die Einwohner in Menge ziehen, werden nach Westindien ausgeführt. Süßfrüchte, Mais, Reis und Kokosnüsse hat man in Überfluss; nicht weniger Federzieh, darunter auch Pfauen und zahllose Schildkröten. Auf dem Meere findet sich Ambra *) häufig. Zuckerrohr und Baumwolle werden gebaut, aber wenig ausgeführt. — Schon 1449 wurden diese Inseln von den Portugiesen entdeckt und diese besitzen dieselben noch.

Die 42,000 halbwilden Bewohner sind eine gemischte Rasse aus Portugiesen und Afrikanern, haben krauses und wolliges Haar, dicke Lippen, schwarze Hautfarbe und sind träge, aber gläubisch und roh. Sie leben vom Fischfang, Viehzucht und einigen Gewerben, als: Spinnen, Weben; Gerberei; der Landbau wird nachlässig betrieben. Sie kleiden sich alle in Baumwollentoffe, die sie zum Theil einführen müssen. Sie sind katholischer Religion und haben einen Bischof; vom Volk unterrichte ist indessen keine Rede. Ein Statthalter wohnt auf der Insel Jago.

Die Guinea-Inseln liegen 15 bis 50 Meilen von der Küste von Guinea in dem großen Busen dieses Landes, sind klein, voll hoher Gebirge, aber höchst fruchtbar an den gewöhnlichen afrikanischen Produkten und gesund. Sie wurden schon 1472 von den Portugiesen entdeckt. Sie heißen: Fernando Po, die Prinzeninseln, St. Thomas und Annabon.

Die Einwohner sind von mittlerer Größe, ziemlich gut gestaltet, und wie alle Wilde könig und kräftig. Sie haben wolliges Haar, hervorstehende Backenknochen, aber keine Negernase, noch wulstige Lippen, dabei einen

*) Ambra oder Ambre, eine Materie von vortrefflichem Geruch, und weil sie nicht häufig gefunden wird, eine der teuersten Spezereien. Sie wird vom Meere ausgeworfen, oder aus demselben gesucht. Wahrscheinlich ist es eine in dem Mastdarm des Kachels sich sammelnde Materie, welche von der Nahrung dieses Fisches, dem Dintenwurme, entsteht, die ihm aber auch eine Krankheit verursacht, an welcher er stirbt. Man verwechselt nicht mit diesem grauen Ambra den Bernstein, auch Ambre jauno genannt.

lebhafsten, durchdringenden Blick in einem feurigen Auge. Ihre Haut ist schwarz, sie reiben sich aber mit Palmlil und rother Erde ein, und beschmieren ihr Gesicht mit Ocker: Schmuck voll Muschelschalen und Thierknochen tragen sie als Schmuck um den Hals, Armgelenke und Beine. Sie gehen nackt und tragen höchstens eine Art Gürtel von Rohr oder Laub um die Hüste. Sie schlechten sich eine Art Hütte aus Stroh und befestigen daran vorn ein Paar Dachshörner. Herausgehende Getränke und Tasak waren ihnen bisher unbekannt. Ihre Nahrung besteht aus den Erzeugnissen ihres Bodens, Schafen, Ziegen und Hähnern, sie trinken ungezogenen Palmensaft und Wasser. Sie scheinen eine eigene Sprache zu sprechen und sind im Ganzen ein gutes Volk. — Die portugiesischen Kolonisten auf der Insel Unnabon sind zu Halbwilden ausgeartet; man findet jetzt ein Gemisch aus Negern und Portugiesen, die rohes Fleisch essen und sehr wild sind. Sie bekennen sich zwar zur katholischen Religion, welcher Art jedoch ihr Christenthum sei, kann man daraus abnehmen, daß ihre Geistlichen weder lesen noch schreiben können.

Die Bissaoinseln liegen westlich von der Küste vor der Mündung des Rio Grande. Die größten darunter und auch am meisten bevölkerst sind Warang und Formosa. Sie sind flach und fruchtbar. — Die Bewohner sind so roh, daß sie selbst bei ihren Nachbarn auf dem festen Lande die Wilden heißen. Sie sind von mittlerer Größe, gedrungenem, starkem Körperbau, mit Wollensaft. Sie reißen sich mit Palmlil und rotem Ocker ein. Sie sind alle Krieger, tragen eine Flinte, lange, scharfe Schwerter, geflochtene und mit Büffelhaut überzogene Schilde, nebst einer Lanze. Sie bauen nur etwas Reis, die übrige Zeit des Jahres bringen sie mit Jagd und Raub zu. Die auf dem benachbarten Lande wohnenden Biafaren werden von ihnen besonders verfolgt, und waren bereits gendhigt, ihnen die schone Insel Bulama zu überlassen. Zum Glück sind sie schlechte Seeleute. Sie haben Könige, die aber wenig Ansehen genießen.

Eine Eigenheit ist, daß sie vor einem Untergang Hähne schlachten, und aus dem Massen den Ausgang weissagen.

Die Insel Sokotora ist 20 Meilen lang und 8 M. breit, 30 M. vom Cap Gardsui entfernt. Sie ist felsig und wenig fruchtbar. Das Unsehen ist dürr und verbrannt und vulkanischer Natur; die Berge sind kahl und nur in einigen Thälern, wo Quellen sind, ist auch Vegetation. Die Dattel, der Drachenbaum, die Aloë hepsica gedeihen hier, Wassermelonen und dergleichen werden von den Einwohnern gebaut, mit Getreide und Hülsenfrüchten versieht sie sich von Muskat aus, worhin sie Kinder, Ziegen und Schafe ausschickt. Ein kostbares Handelsprodukt ist der Umbra. — Die Bewohner dieser Insel sollen aus vier Klassen bestehen. Die Urbevölkerer in den Gebirgen sollen jakobitische Christen sein; Krautber und andere Muhamedaner sollen auch da wohnen; die wenigen Waldbewohner aber von einem wilden Stattheite besetzt sein. Früher sandte der Imam von Muscat einen Saib oder Gouverneur hin, jetzt soll er sie an die Engländer abgetreten haben. Die Häuser bestehen aus Korallenblöcken und sind weiß angeworfen, vierseitig, mit flachen Dächern, klein und unordentlich durch einander gebaut, so namentlich in dem Hauptorte Tamarida. Ein kleiner Hof theilt das Haus in zwei Theile, wovon den vorderen die Männer, den hintern die Frauen, auf die sie sehr eifersüchtig sind, bewohnen. — Um Sokotora herum liegen mehrere kleine Inseln, darunter nur Abdal Churiah rennenswerth ist; die Schiffer besuchen diese letztere Insel, um frisches Wasser einzunehmen.

III. Die Völker Süd-Afrika's.

Es umfaßt folgende Länder: 1) Niederguinea, 2) das innere Südafrika, 3) das Kaffernland, 4) das Hottentottenland, 5) die Kapkolonie, 6) die Küstenländer Banguebar, Mosambique, Monomotapa, 7) die Inseln: Madagaskar, die Komoren, St. Helena.

I. Die Bewohner Nieder-Guinea's.

Niederguinea erstreckt sich von der Biafra-Bai bis E. Negro = 300 Meilen. Obgleich dieses Land schon seit 1484 von Portugiesen besucht wird und ihnen zum Thil unterworfen ist, so ist es dennoch wenig bekannt. Das Innere ist hohes Gebirgsland; man hört hier sogar Schneeberge nennen; ja ein neuerer Reisender, Douville, hat unter $15\frac{1}{2}$ ° S. und $29\frac{1}{2}$ ° O. den über 10,000 f. hohen Vulkan Gambi, den einzigen, welchen man auf dem festen Lande Afrika's kennt, entdeckt; außer den beiden großen Flüssen Zairu oder Congo, welcher aus einem See Aquilunda kommt, und dem Coanza, der den Saxia-See bildet soll, giebt es noch eine Menge Küstenflüsse. Aus den umliegenden Bergen quillt viel Erdharz und die Luft ist mit stinkenden Dünsten angefüllt. Troß des grössten Reichthums an Produkten (reiche Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisengruben und ganze Wälder von Pfeffers- und Kaffeebäumen, von Zuckerrohr und den kostbarsten Holzarten sollen im Hochlande sein) scheint doch der portugiesische Handel, der sich wahrscheinlich durch das Innere bis zur Ostküste erstreckt, nicht bedeutend gewesen zu sein, jedoch war diese Gegend noch immer Hauptklasvenmarkt. — Die Portugiesen haben hierher manche Pflanzen der Heimath gebracht, die gut gedeihen; auch Haustiere, die ebenfalls fortkommen; sie selbst sinden aber ihr Grab sehr schnell bis auf den heutigen Tag, ohne es jedoch an neuen Ankommungen schlien zu lassen.

Die Bewohner bestehen aus Negern, die unter dem Namen Edragoneger bekannt sind. Beune berechnet sie im Küstenlande und auf der Mittelterrasse auf 6 Millionen. — Sie sind wohlgestalter, haben sich in und nächst den europäischen Ansiedlungen häufig mit den Portugiesen vermischt und daher gebleicht. — Ihre Speise ist gegohnerter Maniolsteig, gerösteter Pisang, Brei aus Mehl von Buchweizen, der zwischen Steinen zermalmt wird. Es werden aus diesem auch Kuchen gebacken; selten hat man Fleischbrühe und Fleisch. Sie jagen wenig und essen kein Wild. Sie essen Geflügel und ziegen halbroh und ungesäuert, und sind überhaupt

II.

sehr unrein in Bereitung der Speisen. Sie essen viel, wenn sie es haben, und hungern wacker zur Zeit der Noth, wie alle rohe Völker. Die Einwohner der Flüsse leben von Fischen. — Die Kleidung der Könige und Häftlinge, welche prachtliebend sind und sich auf die abenteuerlichste Weise durch Überladung mit europäisch-afrikanischer Pracht schmücken, ist kostbar. Man sieht sie mit Mützen und bordirten Hüten, darüber in Purpurmanteln mit seidenen Strümpfen und Überladungen von Gold u. s. w. Die Häftlinge tragen Mantel von Damast und dem König haben die Portugiesen einen Hofstaat nach portugiesischer Art beigeordnet. Das gemeine Volk trägt Mantel aus Leinwand und Kattun, die Vornehmen führen noch ein mit Schellen behängtes Ragensell als Schürze hinzu. Verschiedene Ringe aus Haaren, Elfenbein und Metall werden um Arm und Hals getragen; an Amuletten fehlt es auch nicht. Die Sklaven aber gehen nackt. Manche Könige dürfen nur Landeserzeugnisse zu Kleidung und Nahrung nehmen. — Diese Negergesellschaft bewohnt Städte, oder wie sie in der Landessprache heißen, Banzas. So hörte man besonders die Residenzen mit den Namen Banza Malemba, Banza Coango u. s. w. nennen. Außerdem haben sie eine Menge Dörfer, welche Libatta heißen. Ihre Häuser sind Rohr- und Strohhütten, deren Dach aus trocknen Palmblättern artig gefertigt wird. Mitunter werden diese Hütten mit hölzernen Thüren verschlossen oder mit Strohmatthen. Der Wohlhabende hat es auch hier wohl: er besitzt mehrere Hütten, denn jede Frau hat ihre besondere, und der Mann hat seine eigene, und zur Küche ist auch eine bestimmt. Alle stehen in einem großen, mit Rohr umzäunten Gehöfte, das wieder abgetheilt ist. Die Abtheilung der Weiber darf kein Mann betreten. Vor seiner Hütte hat der Mann noch einen besondern Platz, wo er Fremde empfängt. In den von Europäern bewohnten Gegenden sind die Häuser besser gebaut, und die Kaufleute machen unter ihre Wohnungen einige Fuß hohe Substruktionen und solche Häuser nennt man Gidanga. Sie sind auf starken

29

Wallen aus Stroh und Rohr gebaut, mit Fenstern versehen und austapeziert. Mitunter findet man sie bei den Reichen artig meubliert und mit Kissen, Teppichen und europäischen Geräthen sehr bequem versehen. Die Wohnungen stehen in Dörfern und Banzen sehr unordentlich durch einander und die schmalen Gassen bilden Labyrinthe. Eben darum nehmen die Städte großen Raum ein, da des Landes genug ist. So hat eine Stadt, die eine Quadratmeile einnimmt, selten über 12,000 Einw. Jedes Gehöft hat aber dabei ein Stück Feld, um Maniok und Früchte zu pflanzen. Auch hat jeder Ort einen großen Platz, auf dem ein Banianenbaum steht, der den Kindern zum Spiel und den Alten zur Berathung dient. — Wie alle Schwarzen, lieben sie die Ruhe; die schwerste Arbeit fällt den Frauen zu. Sie arbeiten drei Tage und ruhen allezeit am vierten. Mit Tagesanbruch stehen sie auf, waschen sich, die Reichen, namentlich die Frauen in Congo (s. Taf. XL.) reiben sich mit Palmöl und lieben überhaupt Einreibungen mit rothem Ocker, womit auch die Brust, wenn sie ihrem Manne zugeführt wird, über und über bestrichen werden muß, um in den Augen des Bräutigams schön zu sein. Die Männer bauen Häuser, treiben Handel und fischen; die Weiber bestellen die Flecker und das Haus, sammeln trocknes Holz und erziehen die Kinder. Sie haben Sklaven zu Schaffen. Ehe die Mädchen heirathen, werden sie jedem, der dem Vater oder Bruder zwei Stücke Zeug giebt, preisgegeben, ohne daß es ihrem guten Rufe schadet. Die Weiber werden streng gehalten, aber den Weißen nicht entzogen. — Der Ackerbau ist, mit wenig Sorgfalt betrieben, reichlich lohnend. Mais, Hirse u. dgl. giebt hundertfältige Aussaat. Nur in der Nähe der Städte ist bebautes Feld. Vieh haben sie wenig, von schlechter Pflege und daher nur haarige Schafe, gesleckte Ziegen und schlechtes Rindvieh. — Sie arbeiten geschickt in Metall; die Weiber machen Löffle ohne Scheibe, die Weber weben ohne Webstuhl, indem sie den Zettel zwischen zwei Stäbe spannen und mit großer Behendigkeit

den Einschlag mit dem Finger durchziehen. Man macht Zeuge zu Kleidern, Shawls und Mützen. In mühsigen Stunden ist alles beschäftigt, den Bast von dem Bambusrohr abzulösen, der dann getrocknet, gefärbt und gesponnen wird und zu den Geweben dient. Sie treiben auch Fischerei und befahren in dieser Absicht auf Kanots von 24 Fuß Länge und 18 Zoll Breite, ohne Segel, das Meer. Ihre Netze haben große Maschen und sind schlecht. Sie stellen auch Neusen und bedienen sich in manchen Gegenden sogar betäubender Kräuter. Die gefangenen Fische werden gedritt und für die Regenzeit aufbewahrt. — Sie treiben Handel mit den Portugiesen. Ausgeführt werden Sklaven, Elfenbein, Sandels- und Ebenholz, nebst Lebensmitteln. Dafür werden eingeführt: Gewehre, indische und europäische Zunge, Schiebedarf und Korallen. Eisenstangen, englische Baumwollzeuge und Branntwein aus Brasilien werden vorzüglich gesucht. Sobald der Handel geschlossen ist, gehört, um ihn gültig zu machen, dazu, daß Käufer und Verkäufer mit einander einen Grashalm zerreißen. Auf dem Markte im Innern wird starker Handel mit dem Salze der Küste nach den hohen Gegenden getrieben. Als Scheidemünze gelten Hasen und Bambusrohrbast in kleine 18 quadratzollige Matten geflochten, deren 20 ein Huhn gelten. Fünf Fuß lange blaue baumwollene Licher heißen Pagni oder Makuten und nach diesen wird gerechnet. Diesen Namen haben auch portugiesische Kupfer- und Silbermünzen angenommen. Der Sklavenhandel ist zwar nicht so lebhaft, wird aber dafür um so grausamer betrieben, als die Gefahr dabei größer ist; wied auch schwerlich früher aufzuhören, als bis in allen Kolonien alle Sklaven frei sind, und die Küsten Afrika's so viel an Civilisation gewonnen haben werden, um das Schändliche dieses Handels einzuschätzen und zu verabscheuen. Sehr nachtheilig hat derselbe vorzüglich auf die von Natur gutmütigen, leichtsinnigen Congoer eingewirkt. Hier die Schilderung aus der neuesten Zeit! „Die Menschenwohner leben in tiefem Frieden und gehen ohne Waffen, aber die Männer zeichnen sich

durch den höchsten Grad der Indolenz, die Weiber durch Geilheit und Sklavenstinn aus. Die Matrosen und Sklavenhändler haben auch hier Brannwein und Liederlichkeit eingeführt. Sklavenhandel ist das Hauptgewerbe, und die afrikanischen Fürsten sind gar nicht mit der Abschaffung des schändlichsten aller Handelszweige einverstanden. Ihre erste Frage an europäische Schiffsbefehlshaber ist, ob sie Sklaven brauchen? Der König bot dem Kapitän Tukey, der die Expedition zur Erforschung des Zaire comandirte, nach geschlossenem Bedingnisse, eine seiner Frauen zur Gesellin an und die Hofsleute machten dasselbe Anerbieten der Suite des Kapitäns. Eine furchtbare Frucht europäischer Civilisation an den Küstenländern fern der Erdtheile. Kein Reisender oder Bandettist sicher, sobald er seinen Wohnort verläßt, ob er nicht aufgesangen und verkauft wird. Daher ist aller Verkehr, alles Vertrauen vernichtet, kein Ort steht mit dem andern in Verbindung, daher die grösste Unwissenheit. Raum wird dem Fremden der Weg von einer Banza zur andern gewiesen. Fast alle Verkaufssklaven sind durch Straßenraub oder im Kriege, der immer erregt wird, weggefangen. Haussklaven werden nie verkauft. Die Großen wünschen die Beibehaltung, das Volk die Abschaffung des Sklavenhandels." — Gesang und Tanz sind, des Druckes, unter welchem sie senszen, ungeachtet, ihre Leidenschaft und verwandeln sie plötzlich in lebendige, muntere und unermüdliche Menschen. Der M'sambi, eine Art Guitarte, die Longa, zwei eiserne Glöckchen, die mit Stäbchen geschlagen werden, M'gamba, eine Art Trommel, und die Marimba, ein Instrument aus 14 bis 16 Kastenbassen, das einen angenehmen Ton giebt, nebst einigen Pfeisen und Trommeln aus Gazzellenhörnern und Elsenbein, machen die Musik des Negers aus. Sie singen angenehm und harmonisch, und die Angolaeer, deren Art zu reisen sonderbar genug ist (XLIII.) verführen sich auf ihren Reisen die Zeit nicht selten durch Singen. — Im Ganzen sind sie gesund, doch kommen Krägen, Stropheln, Elephantiasis, Blutflüsse, Geschwülste und Fieber vor. Als

Arznei gebrauchen sie Pflanzenabsüde und die Gaukeleien ihrer Priester. — Der Religion nach sind sie Heiden mit allem Überglauhen, der dem afrikanischen Fetischdienste anklebt. Die portugiesischen Missionäre hatten trotz dem, daß sich 1490 in der Residenz Ambasse der König sammt seinem Volke taufen ließ, keinen Erfolg. Es sind wohl noch Missionen vorhanden und die Neger der Küste, besonders am Zaire, nennen sich alle Christen; allein außer einigen äußern Geberden, die christlich sein sollen, wissen sie vom Christenthum nichts, und sind eben so Fetischgläubige mit allem heidnischen Überglauhen, wie die übrigen Neger, wie unter andern auch die auf Taf. XLI. dargestellte Sitte mit ihren Neugeborenen beweist. Hier findet man unter dieser Negernation auch Götzenbilder von Menschengestalt bis eine Elle hoch, die nicht übel geschnitten sind. Sie haben alle große gebogene Nasen und keine Negerprofile; man stellt sie immer bewaffnet dar. Sie haben auch kleine Risse oder Haussdötter von grotesker Form und eine Menge Reliquien und Amulete, eine Art Fetisch. Die Libationen sind gebräuchlich, und kein Mann trinkt, ohne für den Fetisch etwas auszugießen. Die Priester haben großen Einfluß, sie prophezeien, bannen Thiere, stellen Augurien u. s. w. — Die Todten werden mumifizirt, in viele Tücher gewickelt, deren Qualität sich nach dem Range und Vermögen des Verstorbenen richtet und manchmal vier Jahre bis zur Beerdigung aufbewahrt. In manchen Gegenden werden die Leichen auch über Feuern aus wohlreichenden Hölzern ausgedörrt. Der Todte wird beweint, man hat eigene Klageweiber dazu, wie in Ägypten. Ist er begraben, so gehen Weiber und Verwandten in die Hand des Erben über. Auf das Grab pflanzt man einen Elefantenzahn, und die Vorübergehenden eilen schnell und still mit abgewandtem Gesichte vorüber.

Ehemals bestand diese ganze Küste und die Mitteltrasse aus Einem Reichs, unter einem Herrscher, und zwar noch kurz vor der Ankunft der Portugiesen 1484. Bald jedoch machten sich die Statthalter unabhängig. Doch blieb Congo die Mutter des Reichs der

alten Königsfamilie, welche auch noch gewissermaßen vorzügliches Unsehen genießt. — Die Regierungsform in allen den einzelnen Ländern ist rein despotisch, roh und unbeschränkt. Es gibt Schatten von Gerichtshöfen, wo Gifte- und Feuerproben als Gottesurtheile gelten. Für Vord wird zum Tode, für andere Vergehnungen zur Sklaverei verdammt. Der Wille des Königs raubt ohne Motivierung das Leben. Die Herrschaft und Stathalterschaften sind erblich. Weiber dürfen den Thron nicht besteigen und der König muß allezeit von Königlichem Gebüte sein. Er wird von den Großwürdenträgern gewählt und nach der portugiesischen Niederlassung St. Salvador gebracht, wo er von portugiesischen Prälaten in seine Würde eingeführt wird. Alles ist Willkür, Alles vorübergehend. Menschenleben ist auch hier ohne Werth und von moralischer Würde und Gottähnlichkeit noch nie eine Idee in die Seele dieser Barbaren gekommen. Eben so wenig kennen sie, was Gemeinsinn, gesellige Pflichten und Patriotismus sind. Alles dieses hat der Sklavenhandel und die Goldgierde der Europäer längst vertilgt, da Dummheit ihrer Habsucht günstiger ist. — Die Sprache ist Eine, freilich in verschiedenen Dialekten. — In Congo sollen vernegerte Juden leben; was jedoch ungewiß ist.

Ohne Zweifel sind die Neger in Benguela die rohesten. Für blaue Glaskorallen geben sie das Beste hin, was sie besitzen; kleiden sich in Thierhäute, besonders in die der Tiger, die sie mit außerordentlicher Kühnheit jagen (s. Taf. XLII.) und darin fast alle afrikanische Neger übertreffen; führen eiserne Lanzen, Keule, Bogen und Pfeile als Waffen (s. Taf. XLII.). Die Weiber tragen Pagnen von Baumwolle und am Halse einen schweren eisernen Ring. — Manche sollen frei, wild und nackt in den Wäldern wohnen und Menschenfleisch essen.

An der Gaboon-Bai lebt ein Negervolk, das Bowdich mild und freundlich fand. Jeder wohlhabende Kaufmann in einem Dorfe oder einer Ortschaft rüstet sich zum Könige aus und nimmt diesen Titel an. Die Gewalt über

seine Untertanen ist jedoch gering und alle scheinen die Oberherrschaft des Königs Georg in Georgenstadt (Māango) anzuerkennen. Die Gewalt, Gesche zu geben und zu vollziehen, ist in des Königs Hand, der ein Recht über Leben und Tod seiner Untertanen hat. Der Verurtheilte kann jedoch auch außer Landes gehen. Beim Ableben des Vaters teilen die Erben die Verlassenschaft in gleiche Theile; nur der Älteste erhält das Doppelte. Tötet ein Mann einen andern, so wird er öffentlich verhöhnt, und kann er sich nicht rechtfertigen, zum Tode verurtheilt. Tötet er eine seiner Frauen, deren Zahl sein Rang bestimmt, so zahlt er an ihre Familie eine Geldstrafe. Tötet er ungerechterweise einen Sklaven, so kann ihm sein eigener Sohn oder der Erbe den Prozeß machen und zum Schadenersatz zwingen. Blutschande wird verabscheuet, und darum darf Niemand seine Schwiegermutter anschen. Weiber aber leihen sie einander, und wer seine Frau verspricht, muß sein Versprechen halten oder verfällt einer Geldbuße. Das Haar tragen sie in Flechten, nach den Seiten herabhängend, an der Stirn stehen sie wie Hörner hervor. Weiber tragen um die Beine eine Menge schwerer Ringe vom Knie bis an die Knöchel, so daß es klappert, wenn sie gehen oder tanzen. Jede Familie hat ihren Fetisch, aber vom Unsterblichkeitsglauben findet man wenig Spuren. Stirbt jemand, so verschließt man die Thür seines Hauses sieben Tage lang. Die Bewohner dieser Gegend sprechen die schönste NegerSprache in Afrika. Sie ist biegsam, lieblich, sich in Ohr und Seele durch geschmeidige und viele Vocalsylben spielend. Auch sprechen die Unwohner des Gaboonflusses fertig englisch, wie auch viele französisch und portugiesisch sprechen. — Im Innern wohnen die Kaysers, welche sich durch Industrie auszeichnen. Sie wissen das Eisen zu bearbeiten, das hier überall gefunden wird. Sie hüten sich aber sehr, diese Kunst der Behandlung dem Küstenvolk zu zeigen, da sie für ihre Messer, Scheeren, Speere, Matten und Bambuszeuge Kupferwaaren und europäische Gegenstände ein tauschen. Ihr Bambuszeug sieht wie unge-

bleichte holländische Leinwand aus, aber ihre Matten sind sehr schön und von mannigfaltigen Farben und Mustern, die nichts Nisches an sich haben, sondern auch bei civilisierten Völkern den Ruhm der Eleganz erhalten würden.

Diese Völker sind Menschenfresser. Sie essen nicht allein ihre Gefangenen, sondern auch ihre Verstorbenen, deren Leichname sogleich nach dem letzten Alhemzuge feil geboten werden. Häufig ist der Vater sein eignes Kind. Gestädgel und Ziegen giebt es hier in Menge, aber so lange Menschenfleisch zu haben ist, werden sie verschmäht. Das Salz ist sehr theuer; Kaufleute sollen sich nur stark bewaffnet in ihr Land wagen. — Nordöstlicher soll ein Volk wohnen, das des Machts besser sieht, als am Tage, und an diesem schläft und in jener arbeitet und reiset! —

2. Die Bewohner des inneren Südafrika's.

Außer der Süd-Epke kennen wir von der ganzen Süd-Hälfte Afrika's in den meisten Gegenden nichts, als den Küstenrand. Was man vom Innern weiß, ist veraltete und höchst wahrscheinlich sehr entstellte Nachricht, die in dem ganzen ungeheuren Raume von Sudan bis zum Kasern- und Kaplande nichts als wilde Menschenfresser wohnen lässt. Die Portugiesen, welche schon seit langer Zeit Handelsverbindungen zwischen der West- und Ostküste unterhielten, haben abschlich jede Aufklärung darüber verheimlicht; nur Weniges ist in neuerer Zeit bekannt geworden. Eine Wüste ist das Innere nicht, im Gegentheil wird dessen Fruchtbarkeit gerühmt; es scheint ein von Gebirgen durchschnittenes Hochland zu sein. Die Flüsse der Westküste, der Congo und Coanza, so wie der Ostküste, der Zambeze, Coavo, Quillimane u. a. entspringen daselbst; auch nennt man in O. den großen See Marawi in W. des Lopata-Gebirges. Hier wohnen

die Dschaggas von ihrem Anführer Zinghi oder Xinga (s. Taf. XLIV.) auch Anzichis genannt, eine furchterliche Megration, die in ganz Niederguinea, vorzüglich in Benguela, umherschweift, und noch weiter südlich. Sie wurden erst mit Anfang des

sechzehnten Jahrhunders in Niederguinea bekannt, denn 1542 fielen sie, unter ihrem Anführer, in Congo ein, überschwemmten und plünderten Alles. Nach einem vierjährigen Kriege wurden sie endlich hier mit Hülfe der Portugiesen vertrieben. 1589 wurden sie auch auf der Ostküste nach vielen begangenen Gräueltümern in Mombassa geschlagen. Sie hatten früher Monomotapa, wie Congo, verheert. Dieses beweist ihre große Macht, die jener der Mongolen auf den Hochebenen Usens so ziemlich gleich ist. Nach den Nachrichten Delzels besitzen sie auch heute noch in N. O. des Hochlandes eine große Macht und drücken noch immer durch ihre starken Reiterscharen, unter dem Namen der Cyons die benachbarten Negerschäften so sehr, daß sie sogar zu Dahomey Tribut einfordern. — Es sind große, starke, ganz schwarze Menschen, deren Waffen Bogen, Kerte und lederne Schilder sind, und die nur vom Raube leben. Sie haben die Gewohnheit, sich zu tätowiren und ihr Gesicht durch Einschnitte zu bezeichnen. Ihre weite Verbreitung wird auch dadurch bestätigt, daß sie als Sklaven sowohl nach Mosambik, als an die Guineaküste kommen, wo man sie an diesen Einschnitten erkennt. Sie pflegen sich die Eckzähne spitz zu feilen, wodurch ein thierähnliches Gebiß entsteht. Diese Sitte herrscht auch bei den Bergvölkern in Sierra Leonia, in Darfur, und ist so uralt, daß sie auch bei den Mumien Aegyptens gefunden wird. Eben so merkwürdig ist es, daß unter ihnen sowohl die ägyptische Sitte des Mumifizirens der Todten, als auch die Mitbegräbnisse der Weiber mit den Männern, wie bei den Hochastaten, üblich ist. Die Leiche des Mannes wird mit Palmenweine gewaschen, mit Spezereien ausgetüftt und überzogen, die Haare zierlich gelegt und so auf seinem Sarge, als lebte er noch, in unterirdische Todtentkammern gesetzt. Zweien seiner Frauen zerstößt man die Arme und setzt sie neben ihn, und so wird Alles zugedeckt. Auch diese Sitte scheint sich seit 4000 Jahren erhalten zu haben. In den Grotten zu Elebyea in den unterirdischen Tempeln Nubiens, findet man noch in den Todtentgrotten eben diese Vorstellung ganz ex-

haben in den Felsen eingehauen. Immer sieht Land an. Haben sie in einer Gegend alles er- in den zahlreichen Todtengrotten ein Mann heutete Vieh aufgezehrt, so ziehen sie weiter, zwischen zwei Frauen; und so finden wir tief in Hochafrika die Darstellung des ägyptischen Alterthums auf eine schreckliche Weise geldst. Blut und Palmenwein werden auf den Gräbern geopfert und monatlich Trauergesänge den Todten zu Ehren gesungen. Die begrabenen Schäze und Weiber sollen dem Todten auch jenseits noch dienen. Sie sollen die Söhne der erschlagenen Feinde oft adoptiren, erst zu Sklaven machen, und wenn sie sich durch Tapferkeit auszeichnen, freilassen und unter die Krieger aufnehmen. Also eine Art Mamelukken. Sie führen ihre Gefechte mit furchtbarem Geschrei, opfern und verzehren ihre Gefangenen. Sie haben Priester, die sich mit Beschwörungen abgeben und für Zauberer gelten, Shingili genannt. Der Oberpriester, Shikome, ist ein lebendiger Edje und regiert seine Hierarchie, wie der Lama in Tibet. Wie dieser, wohnt er im heiligen Lande, wo heiliges Feuer brennt. Er hat eine Menge Gauler, Sauberer, Männer und Frauen zu Gebote, deren jedes über ein anderes Glied des menschlichen Körpers wacht und seine Krankheiten heilt. Auch unter den Priestern Aegyptens gab es solche Partikularärzte. So schilderte Battal die Schaggas vor 200 Jahren *) und sie sind wahrscheinlich auch heute noch so. Ihre Fetischbilder sollen, seltsam genug, auch nach den neuesten Nachrichten des Kapitain Tukey, wie nach den ältesten der Portugiesen, europäische Gesichtsbildung haben und denen im alten Aegypten selbst der Gestalt nach ähnlich sein. Sie haben freie Stirnen, Adlernasen und sind weiß bemalt.

Die Schaggas suchen zu ihrem Aufenthalte die fruchtbarsten Gegenden aus, besonders die, wo es viele Palmen giebt, welche sie niederhauen, zehn Tage liegen lassen, um dann Del davon abzuzapfen, dessen sie sich als Mahnung bedienen. Nirgends bauen sie ein Stück

40 oder 50 Frauen stehen mit Zebrafchwänzen

*) Die Nachrichten von Reisenden vor 200 bis 300 Jahren oder zwischen 1450 bis 1550 sollte man aufführen und kritisch würdigen. Sie erfuhr mehr, als die neuen Reisenden, denn man kannte damals den europäischen Raub- und Mordsinnes noch nicht und nahm die Fremdlinge unbesorgt, zutrauenwoll und gastfrei auf. Sie drangen überall vor und beobachteten überall, und ihre Nachrichten sind gewöhnlich eben treu, als lehrreich.

um ihn her, wedelnd und singend, und hinter ihnen wird das Spiel von Trommeln und aus den Instrumenten gehörte. Auf einem großen Feuer in der Mitte steht ein irdener Topf mit weißem Pulver, womit die Zauberer Stirne, Schläfe, Brust und Bauch beschmieren. Erst nach Sonnenuntergang sind die Ceremonien beendet, wo die Zauberer dann dem Anführer seine Art oder Kasenja überreichen, und ihn erwähnen, tapfer gegen die Feinde zu sein, weil sein Mokiso (Schutzgott) bei ihm sei. Hierauf bringt man ihm einen Knaben, den er sogleich tödtet; dann vier Männer, von welchen er zwei umbringt, die beiden andern aber außerhalb des Lagers hinrichten lässt. — In dem Chilongi, oder Lager, darf keine Frau gebären, wenn sie nicht mit ihrem Kinder umgebracht sein will. Doch soll diese Grausamkeit an einigen Orten nicht mehr so furchterlich gelüft werden, wiewohl sie ursprünglich gesetzlich durch die Schagga - Prinzessin Temba Dumba gemacht worden ist, welche bei einem Stattme dieser Nation Anführerin, und als Kriegerin geachtet war. Um sich ein furchterliches Aussehen zu geben, zerstückte sie ihren eigenen männlichen Säugling vor den Augen des Volkes in einem Mörser, ließ ihn kochen, und machte eine Salbe daraus, die jeden unüberwindlich sein lasse, der sich damit bestreiche. Ihr Volk ahnte ihr in dieser Scheuhaftigkeit häufig nach. — Die Chilongi können leicht abgebrochen werden, wenn man einen anderen Wohnplatz suchen will. Jedes Lager hat 7 Abtheilungen, doren jede ein besonderes Oberhaupt hat. In der Mitte des Lagers sind die Wohnungen für den Hauptanführer und dessen Angehörige. In der Anwesenheit des Anführers darf sich Niemand setzen, außer der Golombole, der Oberrichter und Oberst der Gardes ist. Wer mit dem Oberhaupt spricht, muss sich zuvor auf die Ede niederwerfen.

Neuere Nachrichten nennen einige kleinere Volkerschaften, unter denen die Portugiesen sogar Handelsstationen haben sollen. Dass der heilige Neger zu den rohesten seines Stammes gehörte, scheint ausgemacht, ob aber grausamer, als der Bewohner von Dahomey in Guinea,

oder der Uschanti, ist nicht zu bestimmen. Die Kriegslust und Barbarei der Gallas in der Nähe von Habesch ist durch sichere Nachrichten verbürgt.

3. Das Kafervland.

Die Kaferv haben theils die Ostküstenländer von der da Lago-a-Bai bis zum Flusse Keisikamma, theils das innere Hochland in Osten und Norden der Hottentotten bis 27° S. inne. Die Kafervküste heißt in S. Natal oder Weihnahtsküste, im N. Fumas. Das Land selbst erhebt sich nach dem Innern zu und geht in eine von einzelnen Bergzügen durchschnittenen Höhe ebenen über, die mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau paßt, ist aber an den Flüssen und am Meere sehr fruchtbar, hat welche Weiden, aber wenig Holz. Das Land, sagt Ritter, hängt nach allen Seiten durch sanfte, reich bewässerte, grasreiche Abdachungen mit tiefen Ebenen zusammen; die Gipfel sind sanft abgerundete Kuppen, einsdringig, nackt, von Sträumen umsaust, ohne Reiz, die Heimat des scheuen Buschmanns. Die Wärme ist an der Küste noch bedeutend, so daß dort Zuckerrohr, Pisang und Ananas gedeihen, aber die Nächte sind sehr kühl und das Innere hat überhaupt weit rauhere Lust. Die Regenzeit herrscht vom October bis zum März. Außerdem ist oft so anhaltende Dürre, daß selbst ansehnliche Flüsse versiegen und Tausende von Haustieren umkommen. Im westlichen Theile durchschwärmt dieses wiedereiche Land eine Menge von Thierarten, besonders ganze Herden von Elephanten, bis 500 Stück beisammen. Der afrikanische Elephant ist zwar kleiner, als der asiatische, aber eben so edel. Elephantenjäger haben mehr als einmal gesehen, wie ein Elephant seinen Kazmeraden aufzurichten versucht habe, wenn er auch schon verwundet war, ja sich sogar habe lieber tödten lassen, als daß er im Tode den geslohen hätte, der ihm im Leben gleichsam Freund war. Man will ihrer am Fischflusse sogar in Herden von 3000 Stück gesehen haben. Gezähmt hat man den Elephanten auch hier noch nicht. Eben so giebt es viele Antilopen, Draggas oder wilde Pferde und Schweine.

Bei solchem Ueberflusse an Speise fehlt es natürlich weder an Löwen und Panthers, noch an Hyänen und Schakalen. Der Strauß, rothe und graue Reb- und Perlhühner nebst Pfauen, dann Gänse und Enten giebt es in großer Zahl, daher natürlich auch eine große Menge Raubvogel. In den kalten Monaten entfernen sich sowohl Schwalben als die bunten Papageie in nördlichere Gegenden. Auch der Nashornvogel ist hier zu sehen. Termiten bauen ihre Hütten, Ameisenfresser höhlen sie aus und Bienen tragen ihren Honig hinein. Als Hausthier zieht man nur das Kind. — Kupfer und Eisen werden gewonnen. — Sehr häufig ist der Dornbaum, welcher Gummi liefert. Die innere Rinde verspeisen die Kasern, die buschigere dient zum Gerben des Leders. Mimosen und andere diesem Himmelsstriche eigene Bäume finden sich auch, aber wie am Cap, außer unschmackhaften Beeren, keine einheimische Früchte. Um Aussluß des Rey wächst wilder Pisang und in den Sumpfen ein Schilf, dessen durststillender Saft sehr zu statten kommt, wo das Wasser gesalzen ist. In den Gründen und Ebenen sind süße Weiden, und seltsam! auf den Bergen saure. Hingegen scheint hier das Waterland der Saftpflanzen zu sein. Die Euphorbien werden bis 40' hoch; eine Menge Aloarten gedeihet hier herrlich. — Das Klima ist gut und lieblich, weniger stürmisch, als am See, regnerische Sommer, heitere Winter, starke Gewitter, die Blitze jedoch, obwohl feuerströmend, minder hell leuchtend. Im Sommer gewöhnlich zweimal die Woche Regen in starken Gassen, wodurch die Flüsse plötzlich anschwellen. Die Temperatur fällt im Winter nicht unter 8° R., steigt aber im Sommer bis auf 30°, so daß die mittlere Jahrestemperatur 19° R. beträgt. — Ein Hauptstrom findet sich hier, der Gariep oder Dranienflüß, dessen beide Quellflüsse Mu Garieb aus S. und Ky Gariep aus N. im Lande der Hottentotten (42° O. 29° S.) zusammenströmen und nach einem Laufe von noch etwa 150 Meilen an der Westküste bei Cap Volutas münden. Die Abdachung des Hochlandes geht also fast ganz nach Westen. In O. sind Küstenflüsse, der Ky Ummum = v o b o (Seekahflüß), O m v o l o f s i, P o n g o l a u. a., die auf der hohen Gebirgskette, welche sich von S. nach N. zieht und das Gebiet des Oranienflusses von der Ostküste trennt, entspringen. Nördlicher kennt man noch die beiden gegen Westen liegenden Steppenflüsse, den Kru man und M o s c h o w a, die sich wahrscheinlich im Sande verlieren; überhaupt haben die meisten Flüsse des Hochlandes in der trocknen Jahreszeit kein Wasser und meilenweit findet sich oft keine Quelle.

Die Kasern (s. Taf. XLIII.) (dies Wort, sonst auch Kasir und Gaur gesprochen, bezeichnet bei den Muhamedanern jeden Ungläubigen, ist aber hier, wie in Asien, Name eines bestimmten Volksstammes geworden) bilden eine große Nation; denn nicht nur nordöstlich des Kreiskamma bis Quiloa dehnt sich dieser Menschenstamm aus, sondern auch die geschickten Metallarbeiter Mono m o t a p a gehörten dieser Nation an; auch dort bewohnen sie die Mittelterrassen. — Scharf scheidet sich dieser Menschenstamm, sowohl physisch, als moralisch von Hottentotten und dem Neger aus. Die Kasern sind ein schöner Menschenstamm, groß und fest, ohne alle Abnormitäten gebaut. Ihre Farbe ist gräulich schwarz, da sie sich aber die Haut mit Fett und rohem Eisenstaub reiben, so erscheinen sie braun. Das Haar ist schwarz und wollig. Die platte Nase der Neger sieht man hier nicht, dagegen aber hohe Stirnen und Adernasen. Aufgeworfene Lippen zeigen nebst hervorragenden Backenknochen die noch vorherrschende Sinnlichkeit über den Geist. Der Bart ist stärker, als bei den Nachbarvölkern von allen Seiten. Das Auge ist schwarz, aber feurig, beseezt und voll Milde. Ihre Stimme ist angenehm, ihre Sprache vollblönd, weich und lieblich, ihre Wurzelwörter nur eins- und zweisilbig, aber biegsm, die Schlagzähne der Nachbarn fehlen ganz.

Nach dem einstimmigen Zeugniß aller Reisenden und sogar der Portugiesen, waren die Kasern bei der ersten Bekanntschaft mit den Europäern ein ausgezeichnet sanftes, liebreiches und gastfreies Volk, dabei klug und stellig. Sie sind es jetzt noch überall, wo der Verkehr mit

den Europäern sie noch nicht verdorben und gleichsam zur Streitsucht und Grausamkeit gezwungen hat. Vasco de Gama nannte daher auch die Küste Natal die Küste des Friedens und der guten Leute, und dasselbe haben in neuester Zeit die Engländer, welche in der da Lagoabai landeten, zu rühmen gehabt. Die an ihren Küsten Schiffbruch litten, führten die Käfer mehrere hundert Meilen weit bis zu europäischen Niederlassungen. — Ihre vornehmste Mahnung ist Milch, die sie frisch und sauer genießen, auch bereiten sie durch Schütteln in ledernen Schläuchen Butter, die sie aber nur zum Einschwieren der Haut gebrauchen. Sie genießen aber auch Molkerei und Käse. Rindvieh wird auch bei gewissen Feierlichkeiten geschlachtet, und das Fleisch, welches für gewöhnlich verspeist wird, durch Jagd gewonnen. Die Hirse kochen sie in Milch, zerstampfen sie, und backen eine Art Kuchen daraus. Sie wissen, wie alle Völker, etwas ausfindig zu machen, um sich des Verstandes zu berauben, auch ein berauscheinendes Getränk aus Hirse zu bereiten. Weitere Zwiebelarten werden nebst einigen Wurzeln und Beeren genossen. Seethiere essen, halten sie für verdächtlich. Da sie mäsig leben und thätig sind, so werden sie auch selten krank. Die Krankheiten sind hier schon hiziger Natur, die hdsartigen Fieber nicht selten, und die Blattern sehr verheerend. — Die Hütten der Käfer haben eine halbrunde Gestalt, sind denen der Hottentotten ähnlich, nur liegt der Käfer ausgestreckt auf seinem Mantel, der Hottentotte zusammengerollt. Ihre Rinderherden (die Ochsen werden auch zum Reiten abgerichtet) treiben sie des Nachts in einen bei der Hütte befindlichen Pferch. — Die Kleidung besteht aus Thiersellen gegen Witterung und schmale Gürtel mit Kupfer besetzt um die Lenden. Die Weiber tragen Schürzen; übrigens dient dem Klima gewöß die Kleidung mehr zur Zierde als zum Schutz gegen Witterung. Männer tragen eine Art ledernes Diadem, Weiber einen Turban aus seinem Leder um den Kopf. Hassagaien, Keulen, Spieße sind ihre Waffen. Feigheit ist entehrend. Die Buschmänner verfolgen sie aufs Eddlichste.

II.

— Sie leben von der Viehzucht, die bei ihnen sehr ins Große geht, auch von der Jagd. Diese letztere Beschäftigung ist gefährlich, da die Thiere groß und zahlreich sind. Nicht selten werden sie Opfer ihres Handwerks, indem die Elephanten die Jäger umringen, sobald man auf sie geseuert hat, und das Ende des Jägers ist doch meist ein Tod durch Elephanten. Haben sie einen Elephanten erlegt, so nahen sie denselben mit denselben Ceremonien, wie der amerikanische dem erlegten Bären, bitten ihn um Vergeltung; geben vor, es sei von ungefähr geschehen, schneiden dann den Rüssel ab, den sie mit Chrytbietung begraben: dann sagen sie: „Der Elephant ist ein großer Herr und der Rüssel ist seine Hand.“ Ackerbau üben sie wenig, und bauen nur etwas Hirse. Sie machen auch Töpfe aus seinem Thon und von gefälligen Formen, und flechten wasserdichte Winzenkrübe. Metalle liefern die Käferstämme des Gebirges denen der Küste; zu verarbeiten verstehen sie aber alle Stämme. Musik (s. Taf. XLV.) und Gesang sind die rohesten Naturlaute, ihr Tanz ohne Grazie. Mehrere hundert Männer, mit Keulen bewehrt und schrecklich bemalt, mit Zierathen behängt, stehen auf einer Seite; ihnen gegenüber eben so viele Weiber, beinahe völlig unkleidet. Beide rücken gegen einander vor, in scheinbarer Unordnung, die Weiber in die Hände klatschend, die Männer die Keulen schwingend; furchterliches Geheul und entsetzliche Stellungen werden in großer Ordnung und mit vielem Läute ausgeführt. Die Erde hebt, der Schweiß rinnt ihnen hinab und macht, da die Farben mit letztem verrinnen, den Anblick noch grotesker.

Wie gegen so viele Völker, waren die Europäer auch gegen diese Naturkinder so ungerecht, sie schlechtweg Atheisten zu nennen, die ohne alle Begriffe von Gott wären. Der Käfer ist treu, folglich ehrt er Gott, dem er jedoch keinen eigentlichen Kultus geweiht hat; er macht auch kein Bildnis von ihm, spricht aber von ihm mit Chrfurcht. Religiöse Ceremonien sind: das Beschniden der Jünglinge, die Weihe des Viehs, Wahrsagen und der Glaube an Zauberer, welche ihre Priester sind, aber schrecklich

30

zu Tode gemartert werden, so ihre Wahrsagung trügt, oder geforderte Beschwörung ohne Wirkung bleibt. Die Beschniedigung, welche im achten oder zehnten Jahre, allemal im Mai, vor sich geht, veranlaßt bei ihnen ein höchst wichtiges Fest. Man baut den beschrittenen Knaben eine große Rohe- oder Strohhütte, fast wie eine Scheune, in deren kleiner Abtheilungen, bis 25 an der Zahl, sich die Beschnittenen aufhalten, abgesondert von den Eltern und aller andern Gesellschaft. Man bereitet ihnen das Essen und erlaubt ihnen auch wohl, sich selbst Wurzeln zu suchen. Sie sind mit Binsen am Leibe bekleidet und tragen eine tonnenförmige Binsenkappe. In der Mitte September ist erst dieser Aufenthalt geendigt. Dann kommen die Weiber und tanzen bis spät in die Mitternacht; es kommen die Eingeborenen und die benachbarten Fremden; der Kapitän oder das Oberhaupt der Horde geht mit seinen Leuten nach der Hütte, und aller Unrat um die Hütte herum, alle Es- und Trinkgeschäfte werden nun in dieselbe hineingeworfen; dann tanzt man bis 8 Uhr Abends, und hierauf fährt man die jungen Leute fort, hinter welchen die Hütte an vier Ecken angezündet wird. Sie dürfen sich aber nicht umsehen, sonst würden die Gezeigten wieder krank werden. Tags darauf werden die Beschnittenen ganz früh in einen Wald gebracht und erhalten ihre Lagerstätte unter einem großen Baum auf Matten. Dann kommt das Oberhaupt und der Zesi (Zauberer, welcher die Beschneidung verrichtet hat), die Knaben werden mit Korallen und Hassagaien beschenkt, und dadurch gleichsam unter die Krieger aufgenommen. Hierauf bewirthet man die Neuaufgenommenen. Die Mütter kommen also dann mit Freuden zu ihren Kindern herbeigesausen, werden aber von diesen mit Stockschlägen empfangen, um anzugezeigen, daß diese nun Männer und der Aussicht der Mütter entwachsen sind. Singen, Tanzen und Trinken beschließen die Feierlichkeit. — Uebrigens sind sie sehr zum Christenthum geneigt und sehr begierig zu lernen; einige Missionäre mit Apostelgeist könnten ihre Wohlthäter werden. — Hier ein Paar charakteristische Anecdoten:

Herr Rose lebte eine Zeit lang im Kraal (Dorf) eines Kafershäuptlings und gab diesem eine Kartoffel mit dem Bemerkten, daß diese köstliche Frucht mit geringer Mühe auch im Kaferlande gedeihen würde. Langsam und ruhig sagte der Häuptling: „Ich bin sehr alt, zu alt, um etwas Neues zu lernen, aber ich will Alles annehmen, was ihr mir gebt.“ Er wünschte ein Geschenk zu haben und fragte: „Es ist nicht um des Geschenkes willen, aber Andere würden mich fragen, ob der Landdrost nicht durch meinen Distrikt gekommen sei, und wenn ich antwortete, ja! so würde man das Geschenk zu sehen wünschen, das ich empfangen hätte. Sagte ich nun: ich habe keines, so würde man mir natürlich vorhalten: du mußt dich abel gegen ihn benommen haben, denn er ist sehr großmächtig.“ — Während ist folgender Zug. Ein Häuptling wurde bei einem Angriffe auf das Kaferland gefangen und nach der Capstadt gebracht. Hier ward er von einem Offizier wieder erkannt, der wußte, daß er unter seinen Landsleuten wegen seiner Ähnlichkeit auf der Jagd und der Geschicklichkeit im Wurfspießwerken berühmt war. Man gab ihm einen Hassagai mit dem Bedenken, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Traurig ließ er ihm der Hand entfallen: „Ich kann nicht, mein Herz ist gebrochen!“ — Einem Häuptling warf man in der Rathoversammlung vor, daß er misstrathen sei und mit seinem Vater keine andere Ähnlichkeit habe, als ein dürrer Stock mit einem weitschattigen Baum. Ganz ruhig erwiederte er: „Mein Vater war allerdings ein großer Mann, und ein viel größerer als ich; allein er hatte auch Vortheile, die ich entbehre; er hatte weise und kriegerische Hauptleute und ein braves Volk!“

Die Kafers zeigen, wie die Hindu, eine große Verehrung für den Kühdung, der nach ihrer Meinung zu allen Dingen gut ist. Herr Bain, ein Kolonist am Kap, machte bei Rdingi Hinsa einen Besuch, der so eben beschäftigt war, ein Paar Ochsen zu schlachten. Als Zeichen seiner Freundschaft überreichte er dem Gaste ein Stück in Kühdung wohlgewähltes

Ochsenfleisch. — Männer und Weiber bemalen ihren Körper, manche sind auch tätowiert.

Bei Krankheiten werden die Zauberer gerufen; diese nennen einen, der den Kranken bezaubert hat, nicht selten einen wohlhabenden Mann, der dann gejagt oder verwiesen wird. Also auch hier Herrenprozesse! — Der Sterbende wird aus dem Kraal getragen (s. Taf. XLIV.), vom Weibe bis zum Bescheiden bewacht, oder das Weib vom Manne, und die Hyänen besorgen die Leichenbestattung. Männer bleiben zwei Wochen, Weiber einen Monat nach dem Tode des Gatten oder der Gattin vom Kraal entfernt.

Die Regierungsart ist die, welche in allen Welttheilen unter rohen Völkern einsheimisch ist.

Es gibt verschiedene Stämme der Kasern, deren jeder ein Oberhaupt hat. An der Küste wohnen die Koussa am Flusse Amera, an der da Lagobai die Makosse, weiter im Innern die Tambukis, die Mambukis, die Zulas oder Batwas, im N. des Hotentottenlandes der große Stamm der Bitschuanen, die Tammakas, die Barrosongs, die Marotzis [der gebildetste Kasernestamm, der Ackerbau treibt und sich durch Kupferarbeiten auszeichnet], die Mokarraguas und Bamutschars, die Nuakettis und Makwins. Von allen diesen Stämmen verdienen nur folgende unsere Aufmerksamkeit.

Die Makosse n.

Nur ein Reisender giebt von ihnen Nachricht. Er schildert sie als schwarze, wohlgebildete und gutmütige Leute, die so starke Viehzucht haben, daß eine Heerde von einigen tausend Kindern nicht viel bedeute. Sie kleiden sich in Ochsenhäute, und sind gegen die Schaggas sehr tapfer. — Ihre Hütten bestehen aus Baumzweigen und sind mit Matten bedeckt. Alle zwei Jahre sollen sie der Weide wegen die Wohnplätze verändern. Sie nähren sich von Fleisch und einer Art Brod. Fische verabscheuen sie. Das Brod wird aus einem zerriebenen Saamen einer unbekannten Pflanze bereitet, die schnell zehn Fuß hoch wächst. Aus einem andern

zerriebenen Saamen machen sie durch Aufguss ein berauscheinendes Getränk. — Der Diebstahl von Kupfer oder Eisen, welches ihre höchsten Kostenbarkeiten sind, wird sehr gelind, überaus streng aber und stets mit dem Tode der Raub eines Ochsen oder eines Schafes bestrafft; denn da sie so viel Vieh haben, so meinen sie, müsse der Versuchung, dasselbe zu stehlen, leicht zu widerstehen sein. — So gutmütig sie sonst sind, so barbarisch scheinen sie im Kriege zu sein, denn sie machen Alles ohne Unterschied nieder und treiben dann das erbeutete Vieh fort. — Die Jünglinge bleiben drei Monate nach der Beschneidung auf einem Berge, wo sie bestdrisset werden. Kein Frauenzimmer darf zu ihnen. Will jemand heirathen, so begleiten ihn alle Jünglinge seines Dorfes zum Dorfe der Braut. Die Hochzeitsfreuden sollen vier bis fünf Wochen auf Kosten des Bräutigams dauern. — Wenn es regnet, bläst und donnert, oder wenn sich Stürme erheben, so treten sie vor ihre Hütten heraus, verwünschen das böse Wesen, welches die Ungewitter verursacht, bedrohen es, werfen Steine, Lanzen und Feuerbrände in die Luft, und wenn das Gewitter vorüber ist, so glauben sie, daß sei die Wirkung ihrer Drohungen. — Ihre Todten beerdigten sie in Gruben, die sie mit Erde und Steinen füllen und oben mit Reisern bedecken. Die Hütte des Verstorbenen wird umgrissen und eine neue aufgebaut. Sie glauben, wie einige Neger, daß sie nicht leicht sterben würden, wenn sie nicht getötet oder vergiftet würden, was wohl mit ihrem Abscheu vor dem Todten zusammenhängen mag. Die Strafen eines solchen vermeintlichen Vergiftens sind schrecklich. Eine Frau, die man dieses Verbrechens beschuldigte, wurde auf den Rücken gelegt, die beiden ausgespannten Beine an zwei Pfähle gebunden. Die beiden Arme hingen bis an den Ellenbogen in zwei Löchern und waren mit Steinen und Erde so eingepreßt, daß sie dieselben nicht in die Höhe ziehen konnte. Hierauf bekam sie dreißig Stockschläge, dann setzte man ihr schwarze Umeisen, welche sehr heftig beißen, in Augen, Ohren, Mund und Nase, ja, auf den ganzen Körper. So lag

sie den ganzen Tag in der Sonnenhitze. Des Abends wurde sie losgebunden, aber am andern Morgen wieder in diesen Zustand gesetzt. Drei Monate duldeten sie diese furchterliche Marter, ehe sie den Geist aufgab. — Das Weib lebt bei ihnen, wie bei allen rohen Völkern. Der Mann ist geschäftlos, und geht auf die Jagd der Löwen, die seinen Heerden so gefährlich sind.

Die Tambukis,

an der Grenze des Caplandes, in der Nähe der Provinz Albany. Es ist dieses jener Distrikt, der östlich vom Fischflusse 1819 durch Verträge mit den Käfernhäuptlingen erworben wurde und eine ganz neue aus England eingewanderte Kolonie bildet. Die Geschichte dieses Erwerbes ist zu interessant, als daß wir sie übergehen könnten. Immer waren die benachbarten Käfern, als ein den Hottentotten durch Bildung des Leibes überlegenes Volk den Ansiedlern beschwerlich. Ihre Einfälle beunruhigten die Kolonisten, Heerden wurden weggetrieben und nicht selten Mordthaten verübt. Endlich kam der Häuptling Gaika zur Herrschaft und suchte die Freundschaft der Kolonisten. Aber dafür fielen andere Stämme in sein Land, behandelten ihn als Verräther der Nationalfahne und trieben es so weit, daß er sich ganz in die Arme Englands warf. Man unternahm nun einen Streifzug, der natürlich zum Nachtheil der Käfern ausfiel und zog einen Militärikordon, unter dessen Schutz gewisse Grenzplätze zu Tauschmärkten und zum Verkehr zwischen beiden Nationen, der bisher völlig frei gewesen war, bestimmt wurden. Dieser Verkehr war so friedlicher Natur, daß man 1813 das Grenzkörps zu mindern ansting. Die von Nationalgefühl beseelten Häuptlinge der Käfern: T'Samodie, Lynx und Congo benützten die schwache Bewachung der Grenze und der Krieg brach aufs Neue aus. Sie forderten auch Gaika auf, sich ihnen zu verbinden; dieser jedoch flüchtete zu den Engländern. Die Käfern, namentlich die Zulas, fielen im Februar 1819 in die Kolonie ein, verwüsteten, was ihnen vorkam, verstärkten die neue durch La Trobe angelegte Brückengemeine zu Enon, ohne jedoch die Brüder

zu tödten, und trieben die Heerden weg. Im Juli 1819 ward Oberst Wilshire mit englischen Truppen dem Gaika zu Hilfe gesendet, die Käfern verloren 2000, dann 3000 Vieh, und endlich am Raiskama im Osten des Fischflusses 13,000 Stück. Hier war die Grenze der friedlichen Häupter der Tambukis, Hinga und Booché, Brüder, die zu den Engländern übertraten, die unruhigen Häupter aber wurden geschlagen und gefangen. Am 14. October 1819 wurde bei einem Congresse aller Käfernhäuptlinge ein feierlicher Friede geschlossen. Gaika, der wieder in sein Land eingesezt ward, wurde nebst Hinga, der in dem Missionsdorfe Butterworth wohnt, als einzige Könige des Käfernlandes anerkannt; wer sich ihnen widersetzte, sollte als Feind der Engländer angesehen werden. Die Ruhe der Kolonie wurde indessen aufs Neue gestört. Eschaka ein eroberungssüchtiger, jetzt verstorbener König der mächtigen Zulas, fiel ein in das Gebiet der Tambukis und unterjochte mit einem Heere von 30,000 Mann alles bis an die östliche Grenze der Kolonie. Diese rüsteten sich zum Kriege und am 1. Juli 1828 brach Major Dundas mit 30 Burgheers auf, um eine Zusammenkunft mit Eschaka zu halten, der noch immer auf seiner Stelle lag; aber eine Abteilung seiner Truppen, die in Corps von 3. bis 4000 Mann abgetheilt waren, hatte bereits den Omptadasstrom überschritten, den Käfernhäuptling geschlagen und all sein Vieh erbeutet. Am 20. Juli jedoch vereinigten sich die Einwohner von Albany mit den Tambukikäfern und schlugen Eschaka's Truppen; unermäßliche Heerden, die Eschaka geraubt, wurden befreit. Nach Eschaka's Tode ist ein neuer Eroberer Moquabie aufgetreten, der weit und breit seine Mordbrennurzüge ausdehnt. Dennoch sind auch hier, namentlich in Port Natal, Missionen angelegt, die überhaupt im ganzen Lande nicht ohne Erfolg thätig sind. Das Land

der Zulas,

gegen Osten und bis zur da Lagoabai ist stark bebaut und höchst fruchtbar. Der hezige König derselben herrscht mit dem unumschränktesten Des-

potismus. Das Volk darf sich nur dann freuen, wenn er heiter ist. Um genauesten kennen wir den großen Stamm

der Bitschuanen (Betschuanen)

im Norden des Hottentottenlandes, westlich vom Sy Gariep. Die Bitschuanen wohnen in Städten und Dörfern, sind gebildet und bildsam. Ein schöner, starker Menschenstamm von gewöhnlicher Größe und zartem, gefälligem Gliederbau, wohlproportionirt, von brauner Farbe, weicher, sanfter Haut, hohem Nasenrücken und europäisch geformten Lippen. Sie haben ein sprechendes Auge und einen sanften Zug um den Mund mit ausdrucksvollen Geberden. Ihre Sprache ist schön und ohne die Schnalzlaute der Hottentotten. Sie haben Ausdauer bei ihren Unternehmungen, sind eifrig und thätig, schlafen nie am Tage, und durchsingend und tanzen ganze Nächte. Sie haben dünnen Bart, weil sie durch Alstraßen, wie alle Naturvölker, ihn ausgerottet haben. Sie reiben sich mit Eisenacker und Fett ein, grauen Glimmer nehmen sie für die Haare, die lang und kraus sind, also nicht negerartig. Sie scheeren das Haar bei beiden Geschletern bis auf einen runden Büschel in der Mitte des Kopfes, von wo es dann in runden krausen Zöpfchen nach allen Seiten herabhängt. Junge Leute tragen bloßen Kopf, die Alten aber häßliche Mützen aus Schakalsellen. — Die Kleidung besteht ebenfalls aus Fellen. Sie tragen vier-eckige Mäntel von allerlei Fellen, sowohl zahmer als wilder Thiere. Die Männer tragen eine Art Hosen aus dreieckigen Lederstückken, zwei Zipfel werden um die Hüften zusammengezogen, der dritte geht zwischen den Füßen durch und wird hinten festgesetzt. Die Weiber tragen mehrere Schürzen, hinten ein längeres Leider, an dem mehrere Riemen bis auf die Knöchel herabbängen. Ihr Mantel ist wie der der Männer, nur mit einer Kapuze zum Kindertragen versehen. Um den Hals tragen sie ein Messer in hölzerner Scheide, und eine kleine Schildkrötenbüchse zur Aufbewahrung des Tabaks und des Glückswürfels. Die Weiber schmücken sich mit Glaskorallen und feinen Halschnüren, die zierlich aus Binsen gesloch-

ten sind. Die Männer tragen Schnüre aus kleinen Knochen, die als Amulete dienen. Sie binden auch das Mez des geschlachteten Kindvieches dem Besitzer um den Hals, wo es als segenbringend bleibt, bis es von selbst herabfällt. Ohrringe und Armbänder tragen sie aus Kupfer, mehr Wert legen sie aber auf Ringe aus Elfenbein, die sie selbst mit schlechten Werkzeugen fertigen. Sie tragen Sandalen von starkem Leder. In der Hand führen sie Hassagalen, Stöcke aus Rhinocerosleder und auch Fliegenwedel.

Sie treiben, was gewiß merkwürdig ist, Ackerbau und die Uermern leben von Getreblägen. Sie bauen Kürbisse, Wassermelonen, Zuckerrohr zum Aussaugen, Bohnen, Erdnüsse, Kaffeebohnen u. s. w. Das Getreide kochen sie als Brei mit Milch oder backen Aschenkuchen daraus. Am liebsten, jedoch nicht immer essen sie Fleisch. Kindvieh schlachten sie selten und legen sich mehr auf die Jagd. Sie essen alle warmblütigen Thiere, sogar die Hyänen und Raubvögel, verabscheuen jedoch den Leberfluss an Fischen, den ihnen die Flüsse bieten. Milch genießen sie häufig und zwar zu Käse geronnen. Das Fleisch verstehen sie zu braten und auch zu kochen. Wenn Jemand schlachtet, so stellen sich bei ihm alle, die es erfahren, als Gäste ein und ruhen nicht, bis Alles verzehrt ist. Daher Morgens die erste Frage: „Wer hat geschlachtet?“ Hat sich der Mann über die Frau zu beklagen, daß sie ihm nicht genug zu essen giebt oder dergleichen, so stellt er sich vor die Hütte und erzählt allen Leuten ihr schlechtes Vertragen. Dasselbe thut auch die Frau, wenn sie sich über ihren Mann zu beschweren hat. Im Hause essen die Weiber mit ihren Männern, nehmen aber an öffentlichen Festen keinen Theil.

Ihre Häuser und Viehhäuser sind die besten und bequemsten in ganz Südafrika. Sie sind rund, wie große Heuschober und haben 16 bis 20' im Durchmesser. Sie bestehen aus zwei concentrischen Kreisen, von Baumflechte und mit Lehm und Kuhmist vermischt. Der innere Raum gehört für die Familie, der äußere für die Sklaven. Im Innern sind große Behäl-

ter für die Vorräthe. Das Schilf dach ruht auf Sparrwerk, das Ganze ist der Luft zugänglich und daher von dem übeln Geruche frei, womit die Hollentottenkörbe verpestet sind. Vierseitige oder runde Hürden schützen das Nachts das Vieh gegen Diebe und Raubthiere. Diese Hürden sind undurchdringliche Zäune aus Mimosenzweigen. — Bis zum sechsten Jahre ist die Erziehung der Kinder den Müttern überlassen, dann übernimmt der Vater die Erziehung der Söhne, die er zu Jägern, Viehhirten und Ackerbauern erzieht. Die Töchter bleiben bei der Mutter. Hat ein junger Bischuaner im Dienste seines Vaters oder eines Andern sich ein Vermögen erworben, daß er für sich bestehen kann, so kauft er sich für 10 bis 12 Ochsen eine Frau. Einige davon schlachtet und schmaust man, und die Ehe ist geschlossen. Die junge Frau muß nun eine Hütte bauen und eine Hürde und so viel Feld bestellen, als man braucht, denn das ist Weiberarbeit. Der Mann geht auf die Jagd, füttet und melkt das Vieh und macht Kleider. Wird er reicher und vermehrt sich die Heerde, so nimmt er noch eine Frau und diese baut dann noch eine Hütte. Sie hängen sehr am Herkommen. Daher konnten sie die Missionäre kaum bewegen, Kartoffeln zu bauen, so gern sie dieselben aben. Man ist, so lange etwas da ist und hungert, wenn Alles aufgezehrt ist — Ihr Kindvieh ist ein guter langgestreckter Schlag. Sie sondern sorgfältig das Schlachtvieh von dem Zugvieh. Den Hörnern geben sie auf künstliche Weise allerlei Formen, ein in Afrika Jahrtausende alter Gebrauch. Schon auf den Basreliefs der nubischen Tempel werden unter der Beute den Siegern Stiere mit künstlich gewundnenen, ausgezackten Hörnern vorgeführt. Sie haben Schafe und die gesleckten schlithaas-tigen afrikanischen Ziegen, von denen sie die Milch genießen. Junge Ziegen werden als Leckerbissen betrachtet. — Sie sind sehr gute Schmiede, verstehen das Eisen zu härtten und allerlei Geräthe recht zierlich zu bereiten. Aus Eisenthon ververtigen sie zierliche Geräthe. In Littakul stossen die Töpfer einen grünen Stein zu Pulver und bereiten daraus Gefäße, umgeben sie

dann mit Kuhmist, -den sie anzünden, um so dem Gefäße die nöthige Härte zu geben. Die Weiber haben bei ihren Arbeiten die Sklaven zu Gehülfen, welche das Kriegsgeschick in ihre Gewalt gebracht hat; auch ihre Kinder sind leibeigen und der Hausherr hat das Recht über sie über Leben und Tod. Uebrigens ist die Behandlung der Sklaven nicht hart, da die Eigenthümer die Arbeit theilen; wie man überhaupt in Afrika die Sklaven mehr als ein Fassilienglied betrachtet und von einer Sklave verei im Sinne der Zuckerplantagen keinen Besitzt hat. — Jeder Stamm hat ein erbliches Oberhaupt von sehr beschränktem Ansehen. Es gibt keine Gesetze, mischt sich auch nicht in häusliche Angelegenheiten. Es hat einen Rath der Altesten um sich und bezeichnet als Abgaben die Zunge und das Bauchstück von jedem Wild, das erlegt wird. Es hat aber große Gewalt in Beziehung auf Krieg und Frieden, indem beides von ihm abhängt, und vollstreckt auch eigenhändig die Leibes- und Lebensstrafen. Reichthum gibt Einfluß und Ansehen, und der Arme begiebt sich in den Schutz des Reichen, fügt seine Ochsen zur Heerde desselben und hütet die gemeinsame Heerde gegen Unheil vom Gewinn. — Die Stämme führen oft mit einander grausame Kriege und schneiden den erschlagenen Feinden das Nabelstück aus, welches dann beim Siegesfest gebraten und verzehrt wird, nachdem es vom Priester geweiht wurde. Wer ohne Nabelstück zurückkehrt, muß beim Siegesfeste unter den Weibern als Zuschauer sitzen. — Ihre Tänze, nie ohne Musik, sind rohe Geberden und Geheul; sie sind aber lebhaft und mimisch. Weiber tanzen beim Mondchein die ganze Nacht und gehen dann Morgens sinkt zur Arbeit.

Sie haben Religion und nennen das höchste Wesen Murihmo, dem bei jedem Stämme ein in großem Ansehen stehender Priester bestellt ist. Sie haben die Beschneidung, die Viehweihe und Amulete zum Schutze gegen die Zauberei als religiöse Ceremonien unter sich eingeführt. Es finden sich sogar Spuren spartanischer Sitten. So wurden die Knaben vor der Beschneidung eine Zeitlang heftig gepeitscht,

dann ist sie lernen Männer sein. Vor dieser Ceremonie dürfen sie kein Fleisch, sondern nur die Eingeweide der Thiere essen. Naht die Zeit der Beschneidung, so erhalten sie ein Bandstück, das sonst dem Ednige gehört und eine tüchtige Tracht Schläge; dabei zu schreien würde sehr immer beschimpfen. Die Beschneidung geschieht nach dem zwölften Jahre. Auch die Weiber müssen sich gewisse Ceremonien gefallen lassen, ehe sie heirathen dürfen. — Sie sind in gewisse Klassen geheilts und heilsen einander zu bestimmten Zeiten Schläge aus. Kein Weib weilt eine Kuh, und nur junge Weiber dürfen Ziegen melken und ihre Milch trinken. Der Überglaupe hat auch hier seine Rechte gestellt gemacht. So lange das Rasseckorn auf dem Felde steht, darf kein Holz gefällt, kein Elephant erlegt werden, weil es sonst nicht regnet. Man hat bei jedem Stomme Regenmacher, die aber immer aus einem andern Stomme gewählt werden, und überall, wo sie hinkommen, lieblich und mit Geschenken empfangen werden. Sie geben vor, ihre Kunst, den Regen zu beschwören, von alten Männern zu lernen und auch von Gott belehrt zu werden. Aber wehe ihm, wenn seine Kunst keinen Regen schafft! — Nach der Geburt eines Kindes darf der Mann seine Hütte zweit Monate lang nicht betreten. Von Zwillingen wird immer ein Kind getötet. — Bei Krankheiten nimmt man seine Zuflucht zu Arzten, die durch allerlei Gonkoleien die Krankheit bannen. Ost wird sie den bösem Geiste zugeschrieben. Stirbt jemand, so wirft man den Leichnam den wilden Thieren hinaus. Junge angesehne Männer begräbt man in stehender Stellung im Viehstaat und treibt dieses darüber, um alle Spur zu verwischen. Alte Leute soll man verhuntern lassen. Die hinterlassenen Witwen werden dem zugethilft, der die kleinste Familie hat, und sie abweisen vorer Beleidigung. Kinder aber, die die Witwe hernach gebiert, sind Kinder des Verstorbenen; eine Sitten, die uralt ist, und schon im ersten Buch Moses angetroffen wird. Alte sollen die Bitschuanen nicht werden.

Ihr Land wird als schön und anmutig geschildert, voll reizender, sanfter Thäler, wo Was-

ser ist. Fromme Missionäre haben sich unter dieses Volk begeben und sie wurden freudig aufgenommen. Die Mittheilung des Evangeliums hat Wunder gethan und Tausende preisen nun mit mildern Sitten den wahren Gott. Schon ist ein Schulbuch in ihrer Sprache gedruckt.

Der Hauptort ist Lattaku oder Krumanstadt, deren Standpunkt sich in den letzten 25 Jahren mehrmals geändert hat, 27° 22' S., seit 1813 am Kruman, früher nördlicher am Moschorwa, mit 5000 Einwohnern. Sie besteht aus etwa 800 Gehegen, jedes mit 2 oder 3 Hütten [rund, 8 bis 13 Fuß im Durchmesser, von Holz und Lehm, kegelförmiges Dach, sehr reinlich gehalten] für eine Familie. Jedes Quartier, welches unter einem besondern Häuptlinge steht, hat ein besonderes Gehege (Mutsi, Marktplatz) zu Versammlungen für Menschen und Vieh, und zum Begräbnisplatz der Häuptlinge. In neuerer Zeit wohnt der König in dem südlicher liegenden Kusum an. —

Außer den Datschapins, einem der kleinsten Zweige, etwa 10,000 Menschen, den Lamakas mit der Stadt Meribohi und den Barrolongs mit der Stadt Mascho, gehörten zu ihnen die gebildeten Marotzis, deren Hauptstadt Kurrechane 16,000 Einw. haben soll. Diese Stadt ist auf einem Hügel erbaut. Bei jedem Hause ist ein Hofraum, der sorgfältig geblümt, mit Thon ausgeschlagen und eingehügt ist. Da dreschen die Frauen das Getreide. Man hat Speicher und Thongefäße, um das Gedroschene aufzubewahren. Diese geräumigen Gefäße liegen in Kellern, wie unsere Weinfässer, haben unten und oben Öffnungen, um bequem gefüllt und entleert zu werden. In jedem Orte ist in der Mitte ein großer Platz für die Berathungen. Man erscheint bewaffnet, stimmt ein Lied an, hierauf folgt Stille und die Redner treten auf und werden gehörd; Beifall wird durch Pfeifen bezeigt. Man versteht Kupfer zu schmelzen und viele Handwerke werden getrieben.

Die nördlichsten bekannten Kafersäume

find die Makwings. Die Barrolongs impsen den Kindern die Blättern.

Seit 1823 leiden diese Gegenden durch die Einfälle der Mantatis (d. h. Raubgesindel, ihr eigentlicher Name ist Batloquinis), die von den Zulas aufgejagt sind. Sie zerstörten 1825 Lattaku, wurden aber durch Hülse der Griquas (Hottentotten) zurückgeschlagen und vereinigten sich darauf zum Theil mit den Marotzis, theils drängten sie die Lambukis nach der Grenze des Caplandes hin.

4. Das Hottentottenland.

Bei Hottentotten (s. Taf. XLVI), ein Volk, das offenbar zum Negerstamme gehört, bewohnen die Hochlächen Süd-Afrikas im Osten bis zum Grenzgebirge gegen das Küstenland der Kafers, die auch ihre Nachbarn in NO. sind, im Westen bis zur Küste selbst, im Gebiete des mittleren und unteren Oraniensflusses (s. Taf. XLVIII) ohne bekannte Grenzen im N., und sind weit im Caplande verbreitet. Diese letztern leben unter den Europäern als Dienstboten, besonders als Hirten, von den Niederländern hart gedrückt, fast Leib-eigene, unter englischer Herrschaft aber sehr begünstigt, selbst als Soldaten angeworben, und in allen diesen Verhältnissen brauchbar und treu befunden. — Der Hottentott nennt sich selbst Quaquā.

1. Cap- oder Coloniehottentotten.

Er ist mehr gelbbraun, als schwarz und bildet gleichsam das Uebergangsglied vom Neger zum Malaien. Er ist stark und wohlgebaut, mit straffem Halbwollenhaar, kleinem Kopfe, breiten Backenknochen, eingedrückter Nase; der weite Mund ist mit weißen kleinen Zahnen besetzt, das Gesicht ohne Bart. — Von Charakter ist der Hottentott harmlos und gutmütig, friedfertig und sanft. Die Holländer kauften einst diesen unbesangenen Menschen mit etwas Brannwein, Tabak, Eisenstückchen und Spielsachen große Landstriche und ganze Heerden ab, und am Ende nahm man ihnen alles mit Gewalt. Die jetzigen Hottentotten sind die alten nicht mehr. Doch mag sich bei einigen, die sich in weite Entfernungen zurückzogen,

noch alte Natur und Sitte erhalten haben. Noch vor wenigen Jahren fand man eine kleine Gesellschaft von vier Männern, die noch ganz die alten Sitten hatten. Sie führten Wogen und Röcher mit vergifteten Pfeilen. Der Wogen bestand aus einem glatten Stück Holz, und die drei Fuß lange Sehne dasselben, die in eine Schnur zusammengedreht war, aus den Rückenmuskeln des Springbocks. Die Röcher waren aus Ulrichsholz, die Pfeile aus Rohr gemacht, in deren Spitze die Knochen eines Straußschenkels gesteckt waren. Ein scharfes, dreieckiges Stückchen Eisen war mit einer Darmsehne am Ende des Knochens befestigt, zwischen deren Fäden ein Gift enthalten war, welches die Consistenz eines Hirnisses hatte. Zugleich war an der Sehne ein Stück von einem Kiel befestigt, nach hinten scharf gespitzt, wahrscheinlich um statt eines Widerhakens zu dienen. Diese Hottentotten hatten mit solchem Pfeil ein Thier erlegt, das noch eine Stunde nach seiner Verwundung umhergelaufen war. Dann hatte man, wie man auch noch jetzt thut, das Fleisch um die Wunde her ausgeschnitten und das Blut aus dem todteten Körper herausgedrückt, um es ohne Gefahr verzehren zu können. Der Hottentott ist aber auch träge und gefräfig. Man hungert lieber Tage lang, ehe man eine Viertelstunde weit nach einem Hammel oder Schaf geht. Hat man aber Lebensmittel, so hält man nicht auf zu essen. Zehn Hottentotten hatten in drei Tagen ziemlich einen Ochsen verzehrt. Ein großes Stück Fleisch von einem erlegten Thiere wird in einige Fuß lange Streifen oder Niemen zerlegt. Eigentlich zerlegt man fast das ganze Thier in solche Streifen, die man an Bäumen und Sträuchern aufhängt. Manwickt dieselben, wenn man essen will, zusammen, bratet sie auf heiher Asche, und verzehrt sie zugleich mit der daran hängenden Asche, wenn auch das Fleisch kaum erst halb gebraten ist. Der eigene Körper, an welchem man die Fettsinger abwisch, dient statt Serviette. Daher schon ist derselbe immer mit einer schmierigen Rinde überzogen. Nur Hände und Gesicht sind bisweilen ein wenig reiner, weil man diese dann und wann mit Kinder-

wist abreicht. — In der Wahl und Bereitung ihrer Speisen sind die Hottentotten, auch die neuern, nicht ekel. Viele Wurzeln verzehren sie ungekocht, und selbst das Fleisch, wie ihre Uhnens, halbgesotten oder gebraten, oder auch roh. Salz gebrauchen sie nicht, und ihre Wärze ist, wie die der Bürger Sparta's, der Hunger. Auch sie essen viel und gierig und so lange sie etwas haben, hungern aber auch, wenn es sein muß, mit virtuoser Ausdauer. Saure Milch ist bei ihnen ein Lieblingsgetränk und wer die saure Molke der oberungarischen Schashirten kennt, wird gestehen, daß gegohrene Milch eben so nahrhaft und kührend, als gesund ist. Wie viel mehr ist ihnen dieser Trank zu gönnen, als der Honigtrank zu loben, den sie sich, um sich zu berauschen, aus dem Milchsaft einer gewissen Euphorbienwurzel bereiten. Auch lieben sie leider die geistigen Getränke der Europäer eben so leidenschaftlich; als das Tabakschmauchen, wozu sie auch die narkotischen Blätter von der Phlomis leonurus gebrauchen. — Sie leben in ihren Kraals (s. Taf. XLIX.) oder ihren aus bienenkorbfrmigen Hütten bestehenden runden Dörfern in der Kolonie zerstreut. Ihre Hütten sind aus gebogenen Stangen verfertigt und mit Binsen gedeckt in Form eines Bienenkorbes, 14 Fuß Durchmesser, und kaum so hoch, daß ein Mann darin aufrecht stehen kann. Eine viereckige, 2 bis 3 Fuß hohe Öffnung dient als Thür, Fenster und Rauchfang. Diese Art Hütten, welche leicht abgebrochen und aufgebaut, und eben so leicht versetzt werden, sind in Afrika bei allen schwarzen Negern gemein. Ihre ursprünglichen Sitten verwischen sich daher immer mehr und werden gegen europäische vertauscht. Das Gerippe der Hütte besteht aus dünnen Stäben, die unter einander verbunden und mit Thiersellen oder Matten belegt sind. In dieser Hütte liegt der Hottentott, ohne von dem Rauch beschwert zu werden, in seinem Schaspelze, zusammengerollt, wie ein Igel, um den erhöhten Feuerherd umher. — Als Kleidung tragen sie ein Thierfell, meist ein Schaffell über dem Rücken, das bei dem Weibe noch eine Kapuze hat, worin das Kind sitzt. Die-

ser Mantel heißt Kroß. Um den Leib haben sie Gürtel, an welchen kleine Schürzen herabhängen, die bei dem Weibe oft dreifach und auch vorn in Niemen zerschnitten, hinten aber ganz sind. Die Arme und Beine sind mit Ringen aus Glaskorallen, Elsenbein, Zinn und Metall geschmückt. Die Weiber tragen deren nur an den Beinen, da aber so häufig, daß es scheint, als hätten sie Stiefel an. Die Lederringe dürfen aber nur die Erwachsenen tragen. Manche tragen auch Schuhe, ähnlich den Schuhriemen der slavischen Völker in den Karpathen, und sehr bequem, so daß sie von den Capbauern nachgeahmt worden sind. Die Männer gehen meist mit unbedecktem Haupte, die Weiber dagegen tragen niedliche Mützen, bestehend aus einem umgekehrten Thiermagen, der oftmals recht niedlich mit kleinen Schnecken und Muscheln verziert ist. Indessen seit sie ihre Unabhängigkeit gänzlich verloren haben, fangen sie an, sich nach Art der Europäer in Tuch zu kleiden. — Auf östliche Salben und Puder halten sie viel; erstere bestehen aus Butter und Kuhmist, letzterer aus Buchupulver. Kaum auf die Welt gekommen, wird das Kind schon auf diese Art einbalsamirt: man beschmiert es mit Kuhmist, der, wenn er getrocknet ist, abfällt, wo dann Butter und das stinkende Pulver aus der Pflanze Buchu an die Stelle tritt. Hierauf wird der Nasenknorpel eingedrückt, weil eine hervorspringende Nase häßlich wäre im Auge des Volks. Diese Art des Beschmierens wird durch das ganze Leben fortgesetzt und es ist hottentottisch unanständig, ohne eine Kinde von Butter und Buchupulver, oder mit zerrissener Kinde öffentlich zu erscheinen, und ein zerrissenes Kleid mag weniger auffallen bei unserm gemeinen Volke, als eine zerrissene Buchubedeckung beim Hottentotten. — In ihrem Naturzustande waren sie Hirten und Jäger. Das Vieh hätten sie und den Ochsen brauchen sie als Last- und Reisehier (s. Taf. XLVII.), indem sie ihm den Nasenknorpel durchbohren, einen Strick oder Stock durchziehen und ihn daran lenken. Das große Wild fangen sie mit Schlingen in Gruben, oder locken es in einen Hinterhalt, von wo

aus sie es mit vergifteten Pfeilen töten. Mit Gewohnheit zur geselligen Ordnung, wie zum vieler Gewandtheit wissen sie auch die Führten sittlichen Lebenswandel selbst noch empfänglicher, und Spuren des Wildes aufzufinden. — Die als der Viehhauer der Kolonie. Das klänge Männer versetzen mit vieler Kunst Wurfspeiche, Hassagaien von sechs Fuß Länge, und Bogen und Pfeile. Mit ihren Messern, die sie sehr gut zu gebrauchen verstehen, schnitzen sie Schüsseln und Krüge aus Holz. Sie versetzen auch Matten und Milchkrübe, die so dicht geflochten werden, daß sie keinen Tropfen durchlassen. — Ihre Sitten sind sanft, ihre Tänze lebhafth und mimisch, oft sogar dramatisch; ihre Musik rauschend. — Ihre Sprache ist unangenehm, aus Schna'z- und Gu-geläden zusammengesetzt. Die holländische Sprache wird ihnen immer mehr eigen. — Will ein junger Mensch heirathen, (s. Taf. XLIX.) so geht er mit seinen Verwandten in die Hütte der Erwählten, bietet der ganzen Gesellschaft Tabak oder Dacha, eine Art Hanf, an. Einer bringt das Anliegen des Freiers vor, und gewöhnlich ist man in einigen Minuten einig. Die Hochzeit erfolgt sogleich. Man verzehrt einen Hammel oder Ochsen; die Eltern statten das neue Paar mit einem Bieh aus, und dieses baut sich noch an demselben Tage seine Hütte und zieht ein. Der Hottentotte hat nur Eine Frau, von der er sich nicht scheiden kann, ohne daß die Altesten des Kraals seine Gründe billigen. Die Weiber sind auch hier die Lastthiere.

1807 nahmen die Engländer Besitz von der Capkolonie. Mit ihnen erschien für die Eingebornen eine neue Aera. Dieses gutmütige, unkriegerische, aus seinen Besitzungen verdrängte Volk, sagt Ritter, traf unter holländischer Herrschaft ein sehr hartes Loos. Seit der englischen Besitznahme bildete General Craig aus ihnen zuerst ein eigenes Militaircorps. Sie zeigten sich durchaus nicht so entartet, wie sie ausgeschrien waren; die strengste Disciplin, Gehorsam, Lernfähigkeit, Reinlichkeit zeichnete sie in gleichem Grade, wie die europäischen Truppen der Capkolonie aus. Ihre Entartung ging aus ihrer Armut und Noth hervor. Gegenwärtig zeigen sie sich in den Missionen der Brüdergemeinden für das Christenthum und die

nun recht schön, allein es liegen Thatsachen vor, welche ein treues, obwohl schaudervolles Gemälde vom Zustande dieses Menschenstammes liefern. John Philipp, in seinen Untersuchungen über Südafrika, sagt, daß die Eingebornen durch den Verkehr mit den Europäern weder physische, noch moralische Verbesserung erlangt haben. Als das Cap in den Besitz der Engländer kam, so wurde von den neuen Herren der Eingebornen mit aller Wilde begegnet, weil man ihrer zur Niederhaltung der Holländer in der Kolonie sich bediente. Nach einiger Zeit verschwand jedoch dieser Grund, die Menschenrechte der Eingebornen zu achten. Die Holländer fügten sich der neuen Herrschaft, und das alte System der Ungerechtigkeit und Unterdrückung trat wieder hervor und dauert mit allen Gräueln bis diesen Tag fort. Das freie England konnte es, trotz seinen schönen Parlamentsdebatten über's Herz bringen, ein Gesetz zu geben und 1809 zu proclaimiren, welches man die Magna Charta der Hottentotten genannt hat. Der schéte Artikel handelt von dem Rechte des Hottentotten, seinen Herrn zu belangen, und lautet, wie folgt: Wenn der Hottentotte seinen Herrn vor Gericht belangt und die Bekleidung sich nicht bis zu einer Verstümmelung erstreckt, d. h. bis zum Verlust eines Armes oder Auges u. dgl., so ist die Strafe in eine Geldbuße zu verwandeln, die nicht mehr, als 50, und nicht weniger, als 10 Thaler betragen darf; wenn sich jedoch zeigt, daß der Hottentotte seine Klage nur aus Ruthwillen oder Bosheit erhoben hat, so wird versügt, daß er eine solche Züchtigung erhalten soll, als die Natur der Sache mit sich bringt. Nun seye man noch hinzu, daß der Richter, welcher hier entscheidet, selbst Bauer ist, mithin selbst Hottentotte und mit dem Beklagten einerlei Interesse hat; so sieht man ein, daß weder der Bekleidiger etwas zu fürchten, noch der Hottentotte etwas zu hoffen hat.

Die Praxis bringt noch Folgendes mit sich: Klagt ein Hottentotte, so wird er sogleich

provisorisch ins Gefängniß geworfen, bis es seinem Herrn, den er belangt hat, gefällt, vor dem Landdrosten zu erscheinen. In dieser Lage als Gefangener kann er bleiben, entweder 3 Tage oder 3 Wochen, bis die Sache nur zur Untersuchung kommt. Man bedenke, daß die Drostei gewöhnlich weit entfernt liegt, daß der Hottentott sich heimlich und mit Gefahr zur Nachtzeit forschleichen muß, um zu dem Orte zu gelangen, wo er seine Klage anbringen kann; und daß ihm auf dem Wege immer Gefahr droht, ergriffen, zurückgeführt und aufs Neue mißhandelt zu werden; so muß man sich entscheiden, ihn als Verbrecher behandelt und in das Gefängniß geworfen zu sehen, ehe noch eine Untersuchung statt fand, und schon einer Strafe verfallen, die in England selbst in Folge eines Verbrechens schwer erfunden würde.

„Ein Hottentottenweib,“ erzählt Philip p., „die zur Missionanstalt Pakaltsdorf gehörte und hoch schwanger war, suchte mich in meinem Hause in der Capstadt auf, um sich zu beschlagen, daß ihr Herr sie geschlagen, auf die Erde geworfen und mit Füßen in den Rücken und in die Seite gestoßen habe. Da sich in der ärztlichen Untersuchung ergab, daß die Ansage des Weibes begründet und die Fußtritte an ihrem Leibe sichtbar waren, so brachte ich eine Klage gegen ihren Herrn vor den Fiscal Sr. Majestät. So wie meine Klage angebracht war, wurde das Weib den gesetzlichen Vorschriften gemäß, aus meinem Hause geholt und ins Gefängniß geschickt. Ueber Verzug war nicht zu klagen, denn schon am folgenden Tage ward der Fall entschieden und der Herr für schuldig erklärt. Die Hottentotin war eine Person von gutem Rufe, überdies kein gemeiner Dienstbote, sondern gehörte zur Missionanstalt, und war nur gebungen worden, um die Frau des Beklagten, eines Bauers und Districtsbeamten, auf einer Reise zu begleiten. Die Umstände, unter denen der Fall zur Kenntniß des Kronanwaltes gebracht wurde, waren gleichfalls nicht gewöhnlich, dennoch beschränkte sich die Strafe darauf, daß die Dienstverbindlichkeit des gemißhandelten Weibes aufgehoben und dem Beklagten eine Geldbuße von

5 Reichsthalern auferlegt wurde. Die Geldbuße wurde zwar gegen die gewöhnliche Praxis der Klägerin zugestanden, dieses war aber auch alles, was sie für die Bekleidung, die sie ersitten hatte, für die Kosten eines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in der Capstadt, bis sie eine Gelegenheit, nach Hause zurückzukehren, fand, und für eine Reise von 250 englischen Meilen erhielt. Bekleidigt hingegen ein Hottentotte seinen Herrn, so sendet ihn dieser mit einem Briefe ins Gefängniß, wo er nur zu sagen braucht: der Hottentotte habe sich unbescheiden oder ungehorsam betragen, und bitte den Aufseher des Gefängnisses, ihm 39 Peitschenhiebe zu geben, so wird er angebunden, gepeitscht und so lange im Kerker behalten, bis es seinem Herrn beliebt, ihn durch Bezahlung der Kosten daraus zu erlösen.“ — Dieses also ist der Zustand der Eingebornen des Caplandes unter britischem Zepter. Ist es ein Wunder, wenn die Unstalten der Missionen nur wenig gedeihen wollen?

2. Die freien oder Schakalhottentotten.

Im Innern des Landes, im Süden und Westen der Kasern, lebt der Stamm Koranas oder Koras im Norden des Oraniensflusses; näher der Westküste die Groß- und Kleinst-Namaquas, deren Gebiet mit sehr heißer Luft, etwa 50 Meilen in Länge und Breite sich zwischen der Küste und dem Oraniensfluß ausdehnt, nördlicher die Damara, im Osten die Gonaquas.

Die Koranas oder Gonaquas (s. Taf. XLVIII.) östlich von den Namaquas werden uns als die gebildeteste Hottentottennation geschildert. Sie selbst nennen sich Gonaquas, d. h. Männer, die Schuhe tragen. Sie wohnen zwischen den Flüssen, die in den Oraniensfluß fallen und reichen westlich bis an die Wasserfälle desselben. Ostlich reichen sie an die Kasernküste, mit denen sie in gutem Vernehmen leben, und bis an die Buschmänner südlich, die sie hassen und verfolgen. Sie gleichen an Körpergröße und Leibesbildung den übrigen Hottentotten, nur

sind ihre Backenknochen hervorstehender und ihr Profil mehr gerundet. Sie sollen jedoch weiche, wollüstige Züge haben und der Wollust sehr ergeben sein, weder kriegerisch, noch von bedeutender Körperkraft. Sie sollen gutmütig, im Tauschhandel leicht zu betrügen sein, und an Leckereien und starken Getränken sehr viel Gefallen finden. Sie tragen Pucksachen: Hals-, Arm- und Ohrringe von den Bischuanen ein, behandeln ihr Vieh mit Sorgfalt, richten die Ochsen nach Hottentottenart mit dem Holz durch den Nasenknorpel zum Reiten und Lasttragen ab. Sie treiben zwar keinen Ackerbau, wohnen aber doch in Kraals beisammen. Ihr Hausrath besteht aus Fellen und Matten, aus Schläuchen und hölzernen Trinkbechern, den Kalebassen und Bambusdören; Messer, die sie von den Bischuanen eintauschen, tragen sie am Halse nebst einem kleinen Tabaksbeutel, Pfeife und Feuerzeug. Nach Art der Hirtenvölker sind sie Nomaden. Sie packen Stäbe und Matten nebst Hausrath auf die Ochsen, und schnell ist ein ganzer Kraal in Bewegung. Ihre Sprache ist ein Dialekt des Hottentottisch. — Jeder Ort hat ein erbliches Oberhaupt, jedoch ohne großen Einfluss. Vielweiberei ist erlaubt, findet aber selten statt. Gesäßt einem Jungling ein Mädchen, so führt man einen Ochsen vor ihre Hütte; erlaubt sie, daß er geschlachtet werde, so ist die Ehe geschlossen, im Gegenthell geht der Ochs wieder fort. — Ehe eine Frau entbunden wird, schlachtet man einen Ochsen zu ihrem Unterhalte, und schafft alles Gerät aus ihrer Hütte fort. — Die Weiber, die sich sonderbar durch ihre hervorstehenden Hinterbacken vor den schlanken Männern auszeichnen, bauen Hütten und flechten Matten, die Männer bauen Kraals für das Vieh, jagen und bereiten für die Familie Kleidung aus Fellen. — Ihr Tanz soll träge und wollüstig sein. Alte Leute sollen verstoßen werden. — Stirbt ein gemeiner Mann, so wird er auf dem Felde begraben und mit Steinen bedeckt; stirbt ein Vornehmer, so begräbt man ihn im Kraal, läßt die Heerde über ihn gehen, damit der Platz unkenntlich sei (s. Taf. XLIV.). Zu Anfang des 19.

Jahrhunderts sind Missionäre unter diese Karanas gekommen und haben sie nicht unempfänglich gefunden. Der Missionär Under son legte 1802 sechs Ortschaften an. Wie natürlich konnten diese Hirtenvölker nur mit Mühe dahin gebracht werden, neben der Viehzucht auch Ackerbau zu treiben.

Die Klein- und Großnamquas (s. Taf. L.).

Diese große Hottentottensippe besteht aus großen, wohlgebauten und kräftigen Menschen als am Cap. Sie sind Bergbewohner, und also allezeit schöner, kräftiger, gewandter, als die Bewohner der Tiefe. Sie sind wie alle Hottentotten, ein guter, sanfter Menschenschlag, dabei tapfer, klug und in ihrer Kleidung reinlich. Die Weiber tragen Schürzen mit Schellen, Korallen und bis auf die Erde streifenden Ketten geziert, welche oben von Kupfer, unten von Eisen sind, und von den Damaras eingetauscht werden. Ihre Häuser sind besser gebaut, ihre Kleidung aus Fellen gemacht. Sie sind Hirtenvölker, haben Schafherden, die sich von den Fettchwänzen am Cap durch lange runde Schwänze auszeichnen, und wie die Seiten schwarz und weiß gespeckt sind, aber kurze steife Wolle haben. Sie haben viel Kind und ziehen besondere Streitochsen, die sie im Kriege zum Angriffe, im Frieden zur Beschützung der Herden gebrauchen. — Ihr Hauptort ist Nella, auf weitem, dürrem Sandboden. Die Missionäre sind bereits unter sie gelangt und haben Jerusalem und Bethania angelegt. — Die Damaras, nördlich von diesen, sollen in Metall arbeiten und die Beschneidung bei ihnen im Gebrauch sein.

Die Griquas, von Europäern und Hottentotten abstammend (daher auch Bastaards genannt) etwa 5000 an der Zahl, sind roh und den Nachbarn gefährlich, zum Theil Christen und Ackerbauer geworden = 3000 Seelen. — Dieser letztere Theil wohnt in reinlichen Hütten, und viele kleiden sich in Tuch und Leinwand. Ihr Hauptort heißt Klomwaater, Griquastadt genannt, mit 1200 Einwohnern, welche

Kinderich, Schafe und Hunde haben; sie bauen etwas Tabak, machen Meth und lieben Thee. Sie leben von der Jagd und Milchwirthschaft. Sie pflügen mit Ochsen, haben eine Wassermühle an einem Bach angelegt. Im Garten der Missionäre gedeiht Nord- und Südbrot, nur bisweilen schadet der Frost. Auch Gemüse kommen gut fort. — Es ist hier eine Lancastersche Schule mit über hundert Kindern. Hier hat das Christenthum und mit ihm Civilisation zuerst Wurzel geschlagen, und der erste Gesetzescodex in 14 Artikeln ist hier verfaßt, von den Afrikanern beschworen, und aus eigener Wahl angenommen worden. Alle andere Missionen des Hochlandes sind ihnen gefolgt. Hier ruft die Glocke 1200 Christen täglich zum Gebet, das Abendmahl wird Hottentotten, Holländern, Engländern und Schotländern gereicht. Ueber 200 Eingeborene haben hier schon lesen gelernt, und erbauen sich in der Bibel, und Campbell predigte in der Kirche daselbst immer vor 300 Zuhörern. — Bei jedem Häuschen ist ein kleiner Garten, und diese christlichen Griquas sind berühmt, redlich und treu zu sein. Die nördlichste Mission ist Kramer Fontein, worin Griquas, Buschmänner, Namaquas und Damaras wohnen. In Berends-Kraal hatte Campbell die Freude zu sehen, wie eine eingeborene Frau die Kinder im Lesen unterrichtete. — Die östliche Hottentottenmission ist Ex-Kraal, wo 800 Koranas und eben so viel Buschmänner wohnen.

Ein höchst merkwürdiger Hottentottenkamm sind:

Die Buschmänner, Bossemanns (s. Taf. L.), auf den rauhesten Hochebenen, in Süden bis zu den Schneebergen, in Morden u. NO. des Caplandes, sowohl in S. als in N. des Oranienflusses, ein Volk auf der untersten Stufe der Menschheit. — Der Buschmann, von den Eingeborenen Saat genannt, ist kleiner, als der Hottentott, von gedrängter Statur, nicht viel über 4 Fuß hoch. Seine Gestalt ist nicht angenehm, seine Züge wild, wie sein Leben. Er ist Jäger; an keine Anstrengung gewöhnt, erliegt er leicht. Dabei ist er aber

schlau, und wo es sein kann, grausam. Sein Land ist unwirthbar und Jahre lang besuchtet seinen Steinboden kein Regen. Seine Landesgenossen sind der Strauß, das Nashorn, die Elenkantilope und das Schaf, Schlangen, Eidechsen, Ameisen, Heuschrecken. Alle diese Thiere dienen ihm zugleich zur Nahrung. Die Gutmuthigkeit des Hottentotten ist ihm fremd. Durch die außerordentliche Magerekeit wird sein Gesicht mit den verstauchten Augen noch mehr entstellt. Ihr Kleid ist ein Schaffell, das als Mantel zugleich dient. Den Kopf bedeckt eine Kappe aus Leder mit Glasperlen; um den Hals tragen sie Glaskorallen und ein Messer, um die Gelenke kupferne Ringe. Die Mitte des Leibes umschließt ein Gürtel mit einem Schakalfelle, unter den Füßen tragen sie Sandalen von Kindshaut. Am Arme hängt ein lederner Beutel mit Tabak und einem Rohrenbeine, das als Pfeife dient. Ihr wolliges Haar ist in Knoten durch Fett und Staub zusammengeklebt. — Ohne eigentlichen Namen sind den Buschmännern kaum die Bande der Natur bekannt, und nur das Recht des Stärkeren walstet unter ihnen. Obwohl ihre Sprache so unvollkommen sein soll, daß sie kaum einander verstehen, was jedoch schwer zu glauben; so wissen sie doch einander durch Feuerzeichen auf große Entfernung zu verständigen, ob ein Feind nahe, ob eine Heerde nahe sei und wie stark sie sei. — Der Buschmann ist wandernder Jäger ohne anderes Eigenthum, als seinen Bogen. — Er ist mit Heizhunger, überfüllt sich und hungert wieder, und erträgt Ueberladung und Mangel gleich gut. Die Nächte bringt er in Höhlen, in Erdgruben oder in einem Strauche zu (s. Taf. LI.); ist mit jeder Herberge zufrieden, die ihn gegen Wind und Menschen schützt. — Mit Gewandtheit jagen sie Elefanten, Straße und alles Wild bis zu den Heuschrecken und Ameisen herab. Sie essen Alles, was nur immer den Magen füllt. Desseungeachtet ist der Buschmann listig, beharrlich, geduldig und unternehmend. Wie sollen diese Widersprüche in Einklang gebracht werden? — Sehr leicht. Man höre, was Dr. John Philipp sagt: So lange die Zahl der Kolonisten noch gering war,

und nur unzureichende Mittel zur Unterdrückung der Eingeborenen zu Gebote standen, war man zufrieden zu handeln als mit Freunden. Mit der Macht wuchs der Übermuth. Die Gegenden, die man nicht für Glasscherben erhielt, nahm man mit Gewalt. Ihres Eigentums beraubt, rannten sie wieder, damit sie nicht Hungers stürben, und gaben dadurch Veranlassung, daß man sie selbst theils zu Sklaven mache, theils austötete. 1778 beschloß man den Vertilzungskrieg gegen sie und führte ihn mit solchem Blutdurste, daß man alle männliche Gefangene, die schon erwachsen waren, niedermachte und die andern zu Sklaven mache. Dieser Krieg wurde durch die Bauern der Kolonie verewigt, welche nun, so oft sie Sklaven brauchten, eine formliche Jagd unternahmen, wie man bei uns Wildschweine hegt. Wenn nun auch die Buschmänner vergalten, wo sie konnten, auf welcher Seite war das Unrecht? Doch, sagt Philipp, geht aus allen Zeugnissen hervor, daß der Grundzug ihres Charakters eine an Leichtsinn grenzende Gutmäßigkeit war. Man lese folgende Züge: Eine holländische Expedition hatte einen Buschmannskraal entdeckt, umringt, hineingeschaut und alles, was darin war, gerichtet oder gefangen. Zugleich sandte man zwei von zwei Buschmännern begleitete Kundschafter aus, welche versprochen hatten, zu zeigen, wo ihre Landsleute verborgen wären. Statt nun sie auf den rechten Weg zu führen, leiteten sie die Kundschafter irre. Einige Tage später sandte man sieben Kundschafter aus mit ihnen, mit der Drohung: Wosfern sie ihre Landsleute nicht verrathen, daß ihnen unfehlbar der Tod bevorstände. Nachdem sie eine Stunde weit gegangen waren, wässen sie sich auf die Erde nieder und benahmen sich, da man ihnen befahl aufzustehen, als ob sie tot wären. Da sie sich entschlossen hatten, unter keiner Bedingung ihre Landsleute zu verrathen, und auf alle Fragen keine Antwort gaben, schlug man sie jämmerlich, ohne sie zu erschüttern; und da man sie zu nichts bewegen konnte, — erschoß man sie! Die Mörder bewegte diese Heldenhat nicht, sie entdeckten den Kraal, und ermordeten Alles. — Im

Jahre 1822 ist endlich alles Land der Bushmänner in die Hand der Kolonisten gekommen bis an den Oranienfluß. Alles Land, welches Wasserquellen besitzt, mithin bebaubar ist, ist ihm ausgemessen und zum Eigenthum übergeben, ohne das Geringste für die armen Eingeborenen zurückzulassen.

Man berichtet uns, daß die Buschmänner an einen Urheber des Bösen glauben und Zauscher hätten, welche Beschwörungen übt.

5. Die Bewohner des Caplandes.

Mit einem Blicke die Kapkolonie betrachtend, sehen wir, daß die Benennung in einem zweifachen Sinne zu nehmen sei. In einem engern Sinne ist es der westlichste und starke Vorsprung des Gebirges, dessen Gipfel sich als Tafel-, Löwens und Teufelsberg darstellt, und welcher eine Bai, die sogenannte Tafelsbaai, bildet. Im weitern Sinne aber versteht man unter dem Vorgebirge der guten Hoffnung das Süden Afrika's zwischen 29° und 35° südl. Br. und 35° — 46° östl. L. von Ferro, ein Land von 6000 Quadratmeilen, welches einst ein Holländer, Namens Rieck, von den Hottentotten für einige Stück Leinwand einhandelte und die Engländer durch Tractate mit den kaiserlichen Häuptlingen 1819 vergrößerten.

Geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an dieses Land nicht gar viele. Unter König Metho wurde es umschiffet; die Schiffer sollen daselbst eine Ernte abgewartet haben, um sich zu verproviantiren und dagegen ein Schiff oder auch mehrere verloren haben, welche Thatsachen Herodot, nebst Schiffstrümmern aus Cedernholz, die man in der neuesten Zeit daselbst finden wollte, darthun. Bis 1493 wußte man nichts vom Süden Afrika's. Diaz entdeckte es in diesem Jahre, und Gamma umschiffte es 1497 zum ersten Mal. Weiter ward auch dieser Südpol nicht geachtet. Die Portugiesen fanden bei den gutmäßigen Hottentotten liebreiche und gästfreie Aufnahme, wofür man sich mit Korallen, Spielzeug, Messern und Metallstücken begnügte und dafür Vieh, Weiber und Produkte lieferte, so

viel die Gäste bedurften; bis diese es zu arg machten und die Naturkinder es natürlich fanden, die Ungezogenen zum Lande hinauszuwerfen. Dieses bekam jedoch den armen Haussherren übel, die nur Hausrecht gahd zu haben glaubten, denn die Portugiesen dachten auf Rache und führten sie wirklich auf folgende Weise aus. Als nämlich einige Jahre nach der Niederlage des Franz von Almeida am Cap die Portugiesen aus Indien heimkehrten, schiffsten sie eine große mit Kartätschen überladene Kanone aus und machten sie den Eingeborenen zum Geschenk; da jedoch die Last schwer war, so machten sie zwei lange Seile an, welche die über einen solchen Reichthum an Metall entzückten Hottentotten ergriffen, um die Kanone fortzuziehen. Jetzt feuert der Portugiese die Kanone ab und sucht mit Hohnlachen das Gelingen der Rache, als mehr als hundert der Urmens sich im Blute wälzten. —

Die Portugiesen flohen jedoch diesen Punkt, dessen Wichtigkeit die Holländer anerkannten und daselbst die Capstadt bauten, und unter Niebeck wurde 1610 die Niederlassung gegründet. Niebeck rügte von den Hottentotten nur Gutes zu rühmen. 1652 aber wurde es erst eine eigentliche Kolonie, indem Pflanzbauern dahin abgingen, und seitdem hat diese Niederlassung an Kraft und Wohlstand zugenommen. So rechtfertigte es den Namen, welchen Portugals größter König, Emanuel, an die Stelle des Caps der Stürme setzte, den ihm sein Entdecker nicht ohne Unrecht gegeben. Die natürlichen Hülfssquellen des Landes geben den Uebauern ein bequemes Voos und dem Reisenden jede Art Erfrischung. Als daher 1672 Ludwig XIV. der Republik Holland den Untergang drohte, beschloß man, im äußersten Falle lieber nach dem Cap auszuwandern, als fremder Herrschaft unterthan zu sein. 1795 nahmen die Engländer die Capstadt ein, behielten sie auf sieben Jahre, gaben sie dann den Holländern zurück und besuchten sie 1806 aufs neue, wo sie dann dasjenige, was sie schon hatten, sich 1814 förmlich und für immer abtreten ließen. Für sie scheint es auch im prophetischen Einne ein Vorgebirge der guten

Hoffnung zu sein, denn sie wissen es trefflich zu nützen, fördern mit dem ihnen eignen Talent zur Colonisirung diese Niederlassungen aufs Trefflichste.

Das ganze Land steigt terrassenförmig von der Südküste zu den innern Höhebenden auf. Die Gebirgszüge gehen in der Hauptrichtung von Osten nach Westen. Die Küstengebirge bestehen aus Granit, zum Theil mit Sandstein bedeckt, die Gebirge des Innern sämtlich aus jüngeren Formationen, Sandstein, Thonschiefer und Mandelstein. Die Hochflächen sind därrer Sand und Thon, von wenigen fruchtbaren Oasen unterbrochen, höchstens zur Regenzeit begrünnt, ohne Wald mit seltenen Quellen; nur längs dem Ufer der Flüsse, die meistens theils in der trockenen Jahreszeit ganz wasserlos sind, zieht sich ein gras- und buschreicher Landstrich hin. Wasser schafft auch hier, wie in Asien, die dürre Steppe zur schönsten Flur um, bewirkt aber auch durch sein oft plötzliches Versiegen das Gegentheil und bringt den Kolonisten in große Not. Auf diesen Steppenwüthen finden sich, wie eine Quelle oder ein Fluß es möglich mache, nur einzelne weit zerstreute Höfe, keine Städte und Dörfer. Ganz anders ist es im Küstenlande und in den Thalseln; da sind zahlreiche Gewässer, fruchtbarer Boden, da ist Cultur verbreitet, da sind Städte und Dörfer. Wallungen sind hier in einigen Gegenden, besonders am mittlern Theile der Südküste. Bemerkenswerth ist die starke Meereströmung aus dem indischen Ocean, welche die ganze Küste mit einer breiten Sandbank umgeben hat, deren Brandung das Landen sehr erschwert. — Die größten Flüsse sind etwa 50 Meilen lang. — Obgleich das Capland schon außerhalb der heißen Zone liegt, so finden hier doch noch nicht die vier Jahreszeiten der gemäßigten Zone statt, sondern nur eine Regenzeit bei NW. Wind (hier der böse Monsun genannt), sehr stürmisch, mit heftigen Gewittern vom Mai bis September, und eine trockne, jedoch nicht ganz regenlose Zeit bei SO. Wind (der gute Monsun) während unserer Wintermonate. Der kälteste Monat ist der Juli, der heißeste der Januar. — Das Klima ist

sehr warm in den Thälern und Küstengegenden, rauher in den Hochebenen und Gebirgen, wo auch Schnee und Eis nicht unbekannt sind und die Einwohner oft von Kälte leiden. Die höheren Gebirge sind 5 bis 6 Monate lang, mit Schnee bedeckt. Das Klima ist indessen sehr gesund und Epidemien unbekannt, obgleich man sich über Rheumatismen und Brustbeschwerden nicht mit Unrecht beklagt; eine Folge der oft scharfen und veränderlichen Lust. Schwindsüchtige verschlimmern hier ihre Uebel und diese Krankheit ist unter den Eingeborenen und Kolonisten nicht selten, und wird hier unheilbar. — Die Zahl der einheimischen Produkte ist gering; außer wilden Trauben und einigen geringen Beerenarten fanden die Europäer hier keine genießbare Frucht, aber alle europäische Getreides- und Obstarten und Südfrüchte, so wie die meisten süd-asiatischen, gedeihen in den warmen fruchtbaren Strichen in wahrer Ueppigkeit; nur Zwetschen wollen nicht fort. Wein und Getreide, besonders Weizen, sind Hauptgegenstände der Cultur; Pfirsichen sind, in einem Theile der Kolonie gebacken, ein Hauptnahrungsmittel. Man hat unter andern Bambusrohr, Palmen, Eisenholz, sogar den Brodbaum und vorzüglich prachtvolle Blumen, (Zwiebelgewächse, Heiden, Mimosen, Aloe u. a.), aber auch viele giftige Pflanzen. Bemerkenswerth ist der Wachsbau, dessen erbsenähnliche Beeren mit Staub überzogen sind, der eine brauchbare Art Wachs liefert. Thee-, Baumwoll- und Kaffeepflanzungen sind angelegt. Wilde einheimische Thiere, deren Zahl freilich bei der sich immer weiter verbreitenden Cultur sehr abnimmt, sind Elefanten (selten), Löwen, Panther, wilde Hunde, wahrscheinlich eine Art Hyäne, Schakals, Zebras, Quaggas, Wölfe, Giraffen, Nashörner, Antilopenarten, Büffel, Affen, Strauße, Flamingos, Löffelgänse, Schildkröten, Schlangen, sehr schöne, aber auch sehr giftige Arten, Termiten, oft wahre Plage in den Häusern, so wie Heuschrecken auf den Feldern. Als Haustiere sind Kinder und Schafe (leichtere auch mit schlichten Haaren und dem gewöhnlich 5 bis 6 Pf. schweren Fettchwanz)

wichtig; Pferde und Esel gedeihen nicht so gut. Das Mineralreich ist wirklich arm zu nennen. Man hat Spuren von Eisen, Kupfer und Blei entdeckt. Bergwerke giebt es aber schon des Holzmangels wegen nicht; Salz gewinnt man aus kleinen Landseen und dem Meere reichlich. An der Küste werden auch Wallfische gefangen. — Die Zahl der Einwohner vermehrt sich jetzt schnell; 1798 betrug sie 62,000; 1807 = 73,600; 1818 = 99,100; 1822 = 110,000; 1827 = 120,000, unter denen über 40,000 Hottentotten und 32,000 malaiische und Neger-Sklaven. — Die Hottentotten leben frei, gewöhnlich im Dienste der Kolonisten, oder auch als Soldaten, wenige sind selbst Landeigenthümer; die meisten aber Christen, wie denn überhaupt die englischen Missionssgesellschaften hier mit Erfolg noch außer den Grenzen der Kolonie sehr thätig sind. Außer den Eingeborenen bewohnen gegenwärtig das Capland: Holländer, Engländer und Kolonisten aus verschiedenen Theilen Europas, dann Neger und Malaien, als Sklaven.

Die Kolonisten.

Die ältesten Ansiedler im Caplande waren Holländer, sie machen auch jetzt noch den größten Theil der europäischen Bevölkerung aus, und bei sörmlicher Übretung an England mußte ihnen ihre alte holländische Verfassung gesichert werden. Da der Boden keine einheimische Produkte hervorbringt, so haben sie Ackerbau und Viehzucht aus ihrer Heimat nebst holländischer Reinlichkeit hierher verpflanzt; so wie die französischen Protestanten ihren Weinbau. Diesen Industriezweigen gemäß ist die Bevölkerung abgetheilt in Korn-, Wein- und Viehhauer.

Der Weinbau verbessert und verbreitet sich noch immer, mit ihm die Lage und der Charakter des Weinbauers, der überhaupt das mildeste Gepräge hat. Die besten Weindistrikte sind in der Nähe der Capstadt, wo auch der Wein bis jetzt am besten wächst; in der Ostprovinz ist er noch selten und im Allgemeinen sehr theuer.

Die Kornbauern machen den Haupt-

thell der Bevölkerung aus, und wohnen vorzüglich im Norden und Osten der Saldanha-bai, zu beiden Seiten der ersten Bergreihe 4—5 Tagereisen von der Capstadt entfernt. Sie sind so wohlhabend, daß mancher jährlich 4—5000 Scheffel Weizen auf den Kornmarkt abgeben kann, und zwar mit Abzug seines eignen bedeutenden Bedarfs. Uebrigens wird der Ackerbau noch eben so ohne Kenntniß der Wechselwirtschaft, wie vor 200 Jahren betrieben. 12—16 Ochsen schleichen vor dem plumpen Pfluge einher, und doch ernten sie das 15. und in feuchten Jahren das 25—30. Korn. Der Weizen des Cap ist der schwerste auf Erden, und da auch die neue Kolonie von Engländern eine ackerbauende ist, so wird das Cap noch immer die Kornkammer für die Kolonialprodukte bauenden Kolonien bleiben.

Die dritte Classe der Kolonisten sind die Viehbauer oder Hirten. Sie haben sich zum Theil nomadisiert und mehr den Eingeborenen genähert, als diese ihnen. Bei Gründung der Kolonie erhielten sie ihr Vieh von den Hottentotten. Bald fingen jedoch die Tauschhändler selbst an, sehr vortheilhafte Viehzucht zu treiben, und nahmen um Tabak und Branntwein den Hottentotten ihre Heerden ab, die sie als Hirten und endlich als Sklaven beibehielten. Die Compagnie teilte ihnen das Land sehr freigiebig aus, besonders die Bergweiden jenseit der ersten Terrasse in den Karoo. Sie konnten wählen, jeder so viel, als er mit seinem Auge umfassen konnte, ungefähr 5000 engl. Acker gegen eine Abgabe von 5 Thalern. Dieses machte, daß die Kolonisten weit von einander lebten, auf ganze Tagereisen Entfernung, und noch viel weiter vom Sige der Regierung, wodurch die Kolonisten, jeder in seinem Gebiet, beinahe souverain wurden. Sie führten gewaltigen Krieg gegen die Hottentotten und Kasern, und waren den Wechselsfällen des selben oft ausgesetzt. Diese Kolonisirung hatte viel Nachtheiliges, weil sie einen Zustand, wie den des Faustrechts im Mittelalter erzeugte, und für die Eingeborenen Sklaverei brachte.

Der Zustand der Kolonisten ist im Allgemeinen folgender. Je näher der Kolonist

II.

der Capstadt und jezt auch einer andern der sich unter englischem Zepter schnell hebenden Städte wohnt, desto wohlhabender ist er, auch desto gesitteter, desto civilisirter. Diese Eigenschaften nehmen nach Maßgabe seiner Entfernung ins Innere ab. Reinheit und Einfachheit der Sitten, Sparsamkeit, Treue und Gastfreundschaft sind ihnen eigen und selbst Religiosität. Diese guten Eigenschaften werden jedoch, selbst nach des sie in Schuß nehmenden Lichtenstein's Zeugniß, durch Selbstsucht, Geselligkeit, Hartherzigkeit und unverträglichen Egoismus überwogen. Hart und grausam behandelt er den Sklaven, unversöhnt den Nachbar. — Die entfernten Kolonisten leben wie Nomaden. Sie haben kleine enge Häuser, an denen sich jedoch holländische Meticigkeit nicht erkennen läßt. Diese Häuser haben selten mehr als 30—40 Fuß Breite und 20 Fuß Tiefe. Beim Eintritt in die niedere Thür sieht man sogleich bis in die Spitze des Schilfdaches, das von einem schwachen Gesparre aus Mimosenstauden oder Bambus getragen wird. Vorne ist die Wohnung der Familie, zur Seite das Schlafgemach für Alle. Einfache Tische, Wand-schränke, Bänke, in der Ecke ein Eimer mit Trinkwasser und weil dieses schlecht ist, auf dem Tische der Theekessel. Bier ist nicht zu haben und Wein und Branntwein theuer. Die Wände sind aus Schiefer, Lehm oder Erde erbaut. Neben der Hauptwohnung befinden sich die kleinen Gebäude der Hottentotten und Sklaven, einen runden Kraal bildend, und für Ochsen und Pferde gibt es Umwallungen; für Schafe, deren mancher 5000 von der schönsten Merinoart besitzt, gibt es Eingäunungen.

Die Bewohner eines solchen kleinen Staates sind sehr einfach gekleidet. Männer tragen Hüte mit breiten niederhängenden Krempen, ein blaues Hemd, lederne Pantalons und Schuhe von selbstgegerbtem Leder ohne Strümpfe. Die Weiber haben dickgesteppte Kappen, unter dem Kinn zusammengebunden mit zwei Lappen, die über die Schultern auf den Rücken hinabfallen, kurze Jacken, einen Rock, aber oft keine Schuhe und Strümpfe niemals.

Im Winter ziehen sie mit ihren Heerden

32

in die Karoo und scheinen sich nach Lichtensteins Schilderung daselbst den humanen Gefühlen zu überlassen, welche ihnen die blühende Umgebung einfließt. Doch haben sie auch manchmal Ungemach zu dulden. Der Wein- und Kornbauer wird von der Heuschrecke geplagt, der Viehbauer von den Buschmännern und Kassern, entlaufenen Sklaven und Hottentotten. Schlechtes Wasser, wilde Thiere, allenfalls eine Viehseuche, reichen hin, um ihnen das Leben zu verbittern. Dabei muß er alle Bequemlichkeiten entbehren und die wenigen theuer bezahlen. Hieraus erklärt sich aber auch der halbwilde Charakter der Kolonisten.

In der ganzen Kolonie sind auf jede halbe Tagereise Weideplätze, die Niemand in Besitz nehmen darf und den Pflanzern als Viehweide dienen, wenn sie jährlich oder alle zwei Jahre ihre Reise nach der Capstadt machen. Diese Reise, welche allezeit von der ganzen Familie unternommen wird, dient dazu, um die Produkte, als: Seife, Butter, Aloe, Häute, Elfenbein, Straußfedern u. dgl., abzusegen, das Geld welches Fleischer für Vieh schulden, einzutreiben, die Abgaben zu bezahlen, und sich für das folgende Jahr mit den Bedürfnissen zu versorgen, die man nicht selbst erzeugt.

So verschieden ihre Lebensweise ist, eben so verschieden ist auch die Nahrung der Kolonisten. In Rovkevelden ist der Holländisch-Afrikaner des Tags dreimal fettes Schafkleisch, wie Lichtenstein sagt, und trinkt Thee. Näher der Capstadt werden viele Gewürze verbraucht und reiche Tafeln servirt. — Die Weiber genießen den Ruhm der Schönheit, Freundslichkeit und Fruchtbarkeit so sehr, daß man 10 Kinder auf ein Ehebündniß im Durchschnitt rechnen kann. Weiber und Männer sind rüstig und zu Wagen und Pferde gleich gewandt. — Krankheiten sind hier selten, und mehr chronisch als hizig. Steinschmerzen als Folgen des schlechten Wassers sind häufig. Kinder leiden jedoch am Croup oder an der Bräune. Den Blattern thut die Impfung Einhalt. Stirbt der Kolonist, so wird er in seinen eigenen kleinen Kirchhof, der an seinen Garten stößt, begraben und Freunde und Nachbarn erscheinen an sei-

nem Grabe, singen Psalmen und erzeigen ihm die letzte Ehre. — Der letzte Theil der Bevölkerung besteht aus Sklaven, diese sind:

1. Malaien, die besten, aber auch die seltensten und theuersten. Was doch der Menschenhandel nicht thut! Den Afrikaner schleppt man nach Amerika und die Asiaten nach Afrika. Die Malaien sind hellfarbig.

2. Meger.

Diese wurden von den Europäern aus Mosambik und Madagascar eingeführt. Nachdem die Briten, wenigstens auf dem Papier, den Sklavenhandel abgeschafft haben, kommen nur solche Sklaven dahin, die man in Sklaven-schiffen ausbringt und deren Fahrzeuge man verurtheilt. Ob die weggenommenen Sklaven dafür danken, daß man sie, statt in Brasilien oder Cuba, am Cap in Fesseln schlägt, steht sehr zu bezweifeln, besonders da die Engländer und Holländer die strengsten Sklavenherren sind. Außerdem bleibt es noch Blendinge aus Vermischung der Hottentottinnen mit Weißen und Negern. Die letzteren zeichnen sich durch schöne Körperbildung und selbst moralische Eigenschaften vor den ersten aus, die allgemein als treulos, heimtückisch und zu allen Lastern geneigt geschildert werden. Sie sind theils Sklaven, theils frei.

Geistesbildung und Religion ist vom civilisierten und seinen Capbewohner bis zum Bosjeman sehr verschieden. Für die Ausbildung selbst ist in einem Lande, das so schlecht bevölkert ist, noch sehr wenig gethan. Die Erziehung ist vernachlässigt. Es sind wohl neben den Kirchen auch Landschulen, welche jedoch, obwohl es nicht an Kindern fehlt, wegen der Verstreitung der Kolonisten nur sehr wenig besucht werden. Um nun doch wenigstens im Lesen und Schreiben die Kinder zu unterrichten, wird die Anstellung wandernder Schul Lehrer begünstigt. — Die reformirte Religion ist die herrschende und den Evangelischen U. C. kostete es Mühe, eine Kirche zu erhalten. Jetzt ist jedoch Religionszwang aufgehoben und sowohl die Methodisten, als

Herrnhuter bilden Gemeinden. Die Geistlichen werden gut besoldet und genießen großes Ansehen. Den Malaien ward früher verweigert, eine Moschee zu bauen; sie hielten daher ihren Gottesdienst in den Steinbrüchen. Jetzt sind in der Kolonie eils reformierte Landsgemeinden, welche jedoch einen solchen Umsang haben, daß die Prediger oft monatliche Reisen machen müssen, um die Eingepfarrten zu besuchen. Für die Hottentotten gibt es mehrere Zufluchtsorte, wo sich Gemeinden zu bilden anfangen; drei derselben, nämlich Groenekhof, Gnadenthal und Enon haben die Herrnhuter angelegt, und sie werden von der Brüderunität aus erhalten. Auch die Missionsgesellschaft in London hat ihre Wirksamkeit bisher erstreckt, und erhält bei Zwelendam, Pakaltdorf, George und Bethelsdorf das ganze Missionspersonal. Die Hottentotten zeigen sich nicht unempfänglich für das Christenthum, wenn nur die Christen sie christlicher behandelten. Als Campbell Abschied nahm von den Sklaven des Vaners Roots, weinten diese heftig und senszten: Ach, wie sollen wir von nun an unsern Weg wandeln?!

Ein großer Theil des Landes ist des Anbaues aus Mangel an Wasser unsfähig, aber auch der fruchtbare Boden ist nicht überall und mit gleicher Gorgfalt angebaut. Es fehlt bis jetzt noch Kraft und Kleiz. Mangel an Händen und in den entfernten Distrikten Mangel an Absatz, lassen den Ackerbau nur langsam sich ausbilden. Seltsam ist, daß man das Land, obgleich die Jahreszeiten mit denen der nordischen Halbkugel völlig kontrastiren, doch beinahe in denselben Monaten bestellt, wie bei uns! Das Feld wird bestellt, sobald Regen es erweicht. Zu Weizen düngt und pflegt man es im April und Mai, und sät denselben im August, aber die Ernte ist Ende November und Anfang December. Weizen und Gerste sind vorz trefflich; der Roggen aber ist geringer. Diese Zeit des Anbaues ist aber nicht überall gleich. In der Nähe der Plettenbergbaat z. B. wird der Frühling, d. i. der September, zur Aussaat benutzt. In Graaf Reyne hat man kein Gewässerregen und zwar in der heißen

Jahreszeit; da fördert man den Ackerbau durch künstliche Bewässerungen, bindet sich an gar keine Zeit und bereitet sich in jeder Jahreszeit sehr reichliche Ernten.

Der Capwein ist berühmt. Die Reben, Cöntantia's kamen aus Persien. Der Weinbau ist sehr beträchtlich. 1822 zählte man 22,400,100 Traugräde. Von 1816 — 1824 betrug die Weinschöpfung zusammen 20,700,000 Gallonen. Bis 1826 durfte kein Wein ausgeführt werden, der nicht 18 Monate alt war. Diese Verordnung ist jetzt aufgehoben, da sie zu Betrug Anlaß gab und doch den Zweck verfehlte. Vom Jahr 1816 — 1824 betrug die Ausfuhr 8,500,000 Gallonen, also im Durchschnitt des Jahres 950,000.

Das nützlichste Thier für den Kolonisten ist der Ochse. Er bestellt den Acker, trägt Lasten, zieht die ungeheuren plumpen Wagen, mehr für Elefanten, die man hier noch nicht gejähmt hat, als für Ochsen eingerichtet.

Ein Garten am Cap bietet wirklich das Bild zweier Zonen. Neben der Dattelpalme, dem Citronen- und Feigenbaum und der trefflichen Banane grünt unser Apfel-, Birn-, Kastanien-, Walnußbaum. Die süße Batata und die Kartoffel, unsere Gurken neben der Crescenlia. Eben so unsere Rosen, Tulpen, Hyacinthen, Anemonen u. s. w. Unanas gedeihen nicht, aber die Pfirsiche scheint hier ihr Waterland gefunden zu haben.

Der Kapkolonie fehlt noch die Handelsfreiheit, und sie wird als fremde Kolonie behandelt. Noch hat die ostindische Compagnie das Monopol und versteht die Kolonie mit ostindischen und chinesischen Waaren. Die Ausfuhr besteht in jenen Produkten, welche die Kolonisten einliefern und die zur Verproviantisierung, Ausbesserung und Erfüllung der Ostindienfahrer dienen; meist Proviant und wenig rohe Stoffe. Die Compagnie, welche sogar die Souverainität sich zuzueignen gesucht hat, versorgt sie dagegen mit Fabrikaten aus Europa und Asien. Mittel für den internen Verkehr ist Papiergebundenes Kleine Scheidemünze.

Was die Regierung betrifft, so hat der Gouverneur beinahe Souverainität. Er

erläßt in seinem Namen Verordnungen, ändert Gesetze und hebt sie auf, giebt neue Steuern, und Abgaben aufzulegen, über Grundbesitz zu bestimmen, Landvertheilungen zu bestätigen und zu ertheilen, Papiergeleß auszugeben, ist Recht des Gouverneurs. Er befiehlt Gerichtspersonen anzuklagen, und hat das Begnadigungrecht in allen Fällen, außer Hochverrath und Mord. Ja er hat sogar das Recht, alle Personen, die ihm gefährlich scheinen, ohne Untersuchung aus den Kolonien zu entfernen! Im Jahre 1812 traf die britische Regierung die Verfödigung, daß alles Grundeigenthum, welches bisher nur Lehren war, in festes Eigenthum verwandelt wurde. — Die executive Gewalt geht fast ausschließlich von der Kanzlei des Kolonialsekretärs aus. Alle Administrationsstellen, außer der des Kolonialsekretärs, Generalauditors, Kassirers und Controleurs des Zollwesens, werden ausschließlich vom Gouverneur besetzt.

Um die Zwistigkeiten zwischen Einwohnern der Landdistrikte in Bezug auf die Grenzen ihrer Ländereien, oder der Benutzung der Gewässer, Straßen und Brücken zu schlichten, waren von der holländischen Regierung Landdroste und ihnen zur Seite Landräthe ernannt. Mit der Zeit hat sich indeß der Geschäftskreis erweitert, und gegenwärtig hat der Landrost alle Verordnungen der Kolonialverwaltung in Vollziehung zu bringen und besitzt die ausgedehnteste polizeiliche Gewalt. Er wird von den Landcornets unterstützt, die der Gouverneur auf seine Empfehlung aus den angesehensten Einwohnern ernennt. Jeden Monat wird vom Drost und von den Landräthen eine Sitzung gehalten, um die Civil- und Criminalsachen des Distrikts zu erledigen, und alle Wochen eine andere, in welcher sie ihre richterlichen Funktionen üben, indem sie Rechts- sachen anhören und entscheiden, oder vorläufige Untersuchungen anstellen. In allen Geschäften werden sie vom Distriktssekretär unterstützt.

Statt der früheren Grundsteuer hat die englische Regierung einen nach der Beschaffenheit und dem Ertrag des Bodens regulirten Erbzins eingeführt.

Die Einkünfte der Regierung betragen 2 bis 300,000 Pf. Sterling, welche aus der

Stempeltaxe, den Zöllen und Abgaben, wie auch aus dem Verkauf der Grundstücke, Briefporto u. dgl. fließen. Mit diesen Einkünften werden die Staatsausgaben, Bevölkerungen, Kosten für öffentliche Bauten und die 5000 Mann starke Garnison bestritten.

Die Capstadt liegt am Fuße des Tafel- und Teufelsberges und erstreckt sich bis an den Strand hinab. Sie bildet ein längliches Viereck, regelmäßig gebaut, die Häuser zwei Stockwerk hoch und weiß, mit flachen Dächern. Eine von den Engländern erbaute Wasserleitung führt aus den benachbarten Bergen viel und gutes Wasser in die Stadt. Man zählt daselbst 5000 Häuser mit 19,000 Einwohnern, wovon $\frac{1}{2}$ Sklaven aller Art. Die freien sind Miliziaten und Kaufleute, die Freigelassenen Handwerker. Gegen Fremde ist man gastfrei, gefährlich; man liebt Spiel, Tanz und Festlichkeiten. — Die Bauern haben eigene Agenten in der Capstadt. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: Die Hauptkirche, in welcher Holländer und Engländer Gottesverehrungen halten; die evangelisch-lutherische Kirche und fünf Moscheen für die Muslime. Das vorzüglichste Gebäude ist das Gouvernementshaus. Hospitaler für Kranke und Wahnsinnige liegen außer der Stadt. Drei öffentliche Plätze verschönern die Stadt, die stark befestigt ist. In der Umgegend liegen Landhäuser zwischen Weinbergen und Obstplantagen. Die Constantia Weinberge sind weltberühmt.

6. Die Bewohner der Küstenländer Mosaambik, Zanguebar und Monomatapa.

Die Ostküste ist ein noch sehr unbekanntes Land, von dem wir nur einige Punkte an der Küste, vom Innern wenig oder gar nichts wissen. Schon bei der ersten Seefahrt der Portugiesen nach Indien landeten diese in verschiedenen Gegenden (1498), eroberten seit 1805 einige Gebiete an der Küste und im Innern, legten Factoreien und Niederlassungen an, und waren bis auf die neuesten Zeiten die einzigen Europäer, die mit dieser Küste in Verbindung standen, gewiß auch na-

here, aber sorgfältig verheimlichte Nachrichten von dem Innern hatten, ja wahrscheinlich schon eine Handelsstraße quer durch das Land nach der Westküste hin kannten und benutzt. Seit einigen Jahren haben auch die Engländer sich hin und wieder festgesetzt und die Küsten näher untersucht. Arabische Fürsten herrschen in der südlichen Hälfte schon lange.

Die Küste ist in den meisten Gegenden flach, sandig oder morastig, aber nach dem Innern zu erheben sich Bergketten, welche die Stufenländer des innern Hochlandes bezeichnen und eine nicht geringe Höhe zu erreichen scheinen. Das Klima ist sehr warm und an den Küsten ungesund, im innern Hochlande milder und gesund. Die Regenzeit ist während unseres Winters, aber in der Dauer sehr verschieden. Der Boden der Küstenländer ist in einigen Gegenden wüste, in andern sehr fruchtbar und waldreich, und liefert die gewöhnlichen afrikanischen Produkte, unter andern Weihrauch, Myrrhen, Umbra, Ebenholz u. a. Auch Gold ist im Innern reichlich. Elsenbein und Goldstaub waren stets zwei wichtige Handelsartikel; vor Allem aber war der Sklavenhandel hier im Gange, und seit dessen Unterdrückung hat der Verkehr der Portugiesen sehr abgenommen. Von Europäern hatten lange nur die Portugiesen hier festen Fuß gesetzt, jetzt wahrscheinlich auch die Engländer, aber lebhaft ist der Verkehr der Einwohner selbst mit Arabien und Indien. — Die Einwohner sind Neger, im Norden auch arabische Stämme, und arabische Fürsten herrschen in einigen Gegenden über die Neger. Auf der südlichen Hälfte bis Cap Delgado haben die Portugiesen Niederlassungen und Gebiete, die aber im ehesten Zustande sind und als Verbannungsstätter angesehen werden, in denen selbst die Beamten Verbrecher sind; daher große Sittenlosigkeit der Einwohner, die meistens portugiesische Mulatten sind.

Die Monschu und Makua in Mosambik.

Von den einheimischen Bewohnern in Mosambik sind uns zwei Völker in der neuesten Zeit bekannt geworden, die Monschu und

Makua. Die Monschu werden von den Sklavenhändlern aus dem Innern des Erdheils, ungefähr 100 Meilen von Nordwesten, hergebracht, nach Salt wahrscheinlich aus den Gebirgen von Tegla und von den Quellen des Ubavi, dem Stammlande der Nubavölker, mit denen sie die meiste Verwandtschaft zeigen. Sie gehörten zu den Negern, die nach dem kaukasischen Begriffe die häßlichsten sind. Sie haben hohe Backenknochen, stark aufgeworfene Lippen, ganz klein krauswolliges Haar, und eine tiefschwarze Haut. Speere und Pfeile mit Eisenspitzen sind alle vergiftet. Sie tragen immer Feuerzeug bei sich, das aus zwei Stücken schwarzen Holzes besteht, welches sie schnell in Brand zu reißen verstehen. Vor Pferden fürchten sie sich beim ersten Anblick, wie vor reisenden Thieren. Sie sind von wilder Gemüthsart, als Sklaven aber treu; und gut behandelt, wahrer Unabhängigkeit fähig. — Die Makua sind hingegen die Eingeborenen der Küste Mosambik und gehörten zu dem nach unserem Begriff schönern Menschenstamm, der sich an der Küste bis zum Fuße der abysinischen Alpen hinzogt. Sie bilden das Mittelglied zwischen den Kasern und den südlichen Völkern. Wie jene, sind sie ein großgewachsenes, starkes, schlankebautes Volk, immer zu Einsätzen auf das portugiesische Gebiet bereit, die sie als Sklavenhändler erblich hassen, und öfters schon selbst auf der Halbinsel Cabaceiro überfallen haben. Sie haben vergiftete Waffen und schon viele Feuergewehre. Auch sie haben sehr aufgeworfene Lippen, die Weiber gebogenes Rückgrat und weit hervorragende Hinterbacken, den Hottentotten ähnlich. Frei sind sie wild, als Sklaven ergeben und gelehrt, als Soldaten treu und tapfer. Ihre Nase kleren sie mit Ringen, ihre Zähne feilen sie spitz, wie Sägezähne, ohne dadurch dem Schmelz zu schaden. Ihr Gesicht entstellen sie durch große Narben über Stirn, Nase und Kinn, und quer von Ohr zu Ohr. Die Makuas bilden noch drei kleine Negerstaaten, welche ihre Scheiks haben und von den Portugiesen abhängig sind. Sie können 9 bis 10,000 Mann ins Feld stellen und schützen damit die Portugiesen gegen die unabhängigen Ma-

tuas. Dies ist der einzige Schuß, auf den die Portugiesen zu zählen haben.

Die Regierung von Mosambik ist in den Händen eines Gouvernurs, dessen Rath aus dem Bischofe, dem Minister oder Kolonialsekretär und dem Commandanten der Truppen besteht. Wegen des niedrigen Soldes sind die Beamten zur Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit gezwungen. Allein es steht nicht auch nur der Auswurf höher, denn außer dem Gouverneur und seinem Rath sind alle höher gesandte Soldaten und Beamte solche, denen die Kolonie als Exil angewiesen ist, welche man als die ungesündesten betrachtet. Im Allgemeinen stimmen alle Nachrichten darin überein, daß es wohl schwerlich noch irgendwo ein verworfernes Wölkchen geben könne, als in Mosambik.

Sanguinar.

Das Land ist fruchtbar und treffliches Teakholz, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo wachsen wild. Der Baobab oder Usenbrodbaum, die Kaffestauda, das ganze Wild Afrikas ist hier gleichfalls zu Hause. Die ganze Küste gehorcht größtentheils dem mächtigen Imam von Muskat, der die Eingebornen als Herren leben läßt, aber ihnen einen Araber als Bevize beigestellt, der eigentlich Herr ist und ihm die Einkünfte zusendet.

Die Bewohner des Gebietes Magadoro bestehen aus mehreren Völkern, denn sie sind theils schwarz, theils olivenfarbig, theils weiß, sprechen meist Arabisch und bedienen sich als Waffen vorzüglich vergifteter Pfeile. Feuer gewehre haben sie erst in neuern Zeiten kennengelernt. Sie sind träge, aber gutmütig, nur gegen die Europäer misstrauisch und hart. Jagd und Fischerei sind ihre Arbeit und ihr Vergnügen. Reis, Früchte, Bataten u. s. w. sind die Speise des gemeinen Mannes; die Vornehmen genießen auch Ochsen- und Schafsfleisch, auch wohl Wild, Geflügel und Fische, Alles aber stark mit Öl, Pfeffer und Salz gewürzt. Man bereitet die Speisen auf öffentlicher Straße, denn man fürchtet sonst, bei der großen Hitze des Klimas die Häuser leicht in Brand zu stecken. Eine auf dem Fußboden ausgebreitete Matte ist Tisch und Tischtuch, und dient auch wohl als Bett.

Messer und Gabeln kennt man nicht. — Gemeine Leute gehen fast ganz unbekleidet. Vornehme sind von der Brust bis auf die Füße bekleidet. Das Zeug dazu wird von Basern der Bäume gemacht. — Die Frau des Oberhauptes trägt ein Kleid, wodurch sie von allen Frauen sich unterscheidet, nämlich ein purpur- oder grünfarbiges Seidenkleid, und einen Kopfschmuck von vielfarbigem Federn. — Die Religion des Volks ist uns unbekannt. Die Todten werden verbrannt, die Asche in Urnen gesammelt und in Höhlen beigesetzt. — Tempel mit Götzenbildern sind vorhanden. — Der König herrscht unumschränkt, hält aber keine Hof- und Leibwache. Auf Reisen reitet er auf einem Elephanten, und wird von seinen Dienern begleitet. Gericht hält er selbst; einige seiner Räthe dienen ihm als Beistand. Verbrecher werden wilden Thieren vorgeworfen oder mit einer Keule getötet. —

Merkwürdig sind die von der mit Mauern, Häusern und Moscheen versehenen Stadt Magadoro, beinahe eine Stunde entfernte Begräbnisplätze der königlichen Familie, 29 an der Zahl. Die Begräbnisse sind von schwarzen und weißem Marmor, jedes mit einer Kuppel versehen, auf welcher eine prächtige Pyramide steht. Fünf und vierzig Urnen von Gold enthalten die Asche eben so vieler Herrscher, und 16 goldene Lampen hängen rings umher. Der Begräbnisplatz des Königs enthält 80 Fuß im Quadrat. Der Platz der Königin hält 50 Fuß im Quadrat, mit 56 goldenen Urnen, um welche die Lampen auf marmornen Fußgestellen stehen. Die übrigen Plätze sind für die Kinder der Herrscher, für die Vornehmen und auch wohl für die Priester.

Die Marakaten wohnen südlich von Magadoro. Sie bilden eine zahlreiche Völkerschaft, welche ein großes Gebiet einnimmt. Sie sind weniger schwarz als die andern Küstenbewohner, wohlgebaut, sehr verschmitzt, und noch mehr treulos, diebstisch und verrätherisch, als die Mauren.

Die Machidas wohnen hinter den Marakaten tiefer im Innern des Landes und sollen Muhamedaner sein, deren Oberhaupt von dem Königstamme von Habesch herkommen

will und mit diesem Stammeland in ewigem Kriege lebt.

Die Mosseguejos sollen sehr roh sein.

Den achtjährigen Knaben macht man eine Wüze von einer Art Thon, und wie die Knaben heranwachsen, setzt man mehr Thonerde hinzu, bis das Gewicht der Wüze 8 bis 10 Pfund beträgt. Eine solche Wüze wird auch des Nachts nicht abgelegt und die Jünglinge erhalten erst dann ein Amt, wenn sie den Kopf eines Feindes aus der Schlacht bringen. Dieses Volk lebt von Viehzucht und zwar nicht bloss von der Milch, sondern auch von dem Blute der Kühe, denen man oft zur Ader läßt.

Monomotapa,

in Innern des Küstenlandes Sena, ein großer Negerstaat, doch soll ehemals der Quiteve oder König ein viel größeres nunwehr zerschlagenes Gebiet zu beherrschen gehabt haben und ihm mehrere Fürsten tributpflichtig gewesen sein. Heut zu Tage aber ist seine Macht sehr beschädigt. Das Küstenland hat er schon früher an die Portugiesen gegen einen Tribut abgetreten. — Der Boden ist allenthalben goldreich; der beste Goldsand kommt aus der Landschaft Manu. Auch Silber, Kupfer und Zinn ist vorhanden. Salz wird aus dem Meerwasser bereitet. — Der König residirt in Simba o e.

Die Bewohner, ein Kaiserstamm, sind schwarz, stark und beherzt, tragen keine Kleider, höchstens einen Schurz um die Lenden, doch aber an den Armen Ringe. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile, Wurfspieße und Dolche. Aus Reis und Hirse bereiten sie sich Kuchen, verschmähen aber auch verfaultes Fleisch nicht. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser und saure Milch, nur der Kaiser und die Wornehmen trinken Palmwein. — Die Kähne sind ausgehöhlte Baumstämme mit Segeln von Palmblättern. — Die Frauen durchbohren ihre Lippen, um Stückchen Zinn in dieselben zu hängen.

Die Mokaransi sollen zwar sehr friedliebend, aber doch mit Bogen, Pfeilen und Halsgaien bewaffnet sein. Edzen und Bilder haben sie nicht.

7. Die Bewohner der Inseln Madagaskar, der Komoren und

St. Helena.

Madagascar,

(Mondsinsel), von den Portugiesen San. Lorenzo, von den Franzosen Isle-Dauphine genannt, ist die größte Insel Afrika's, an der Ostseite durch den 52 geographische Meilen breiten Kanal Mosambik von dem festen Lande getrennt. Sie enthält 10,500 □ M., ist 240 Meilen lang, und ihre größte Breite beträgt 60 Meilen. Durch die Franzosen, die sich zu Colbert's Zeiten und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, aber ohne Erfolg, hier niedergelassen, wurde sie zuerst bekannt. Madagascar wird durch eine von Norden nach Süden laufende hohe Bergkette getheilt, an deren Fuße viele Bäche und Flüsse entspringen, die das Land bewässern. Die Berge sind mit Waldungen bedeckt und bieten die größte Mannichfaltigkeit von Bäumen und Kräutern dar. Die Seen im Innern haben Ebbe und Fluth. Die Ebenen, mit Ausnahme der Küsten, sind außerordentlich fruchtbar. Fast ohne Arbeit werden erbaut: Reis, Bataten, Süßfrüchte, Indigo, Seide; auch hat die Insel einige ihr eigentümliche Balsam- und Gummigerwächse. Elefanten und Raubthiere gibt es nicht, dagegen viel Hornvieh und Schafe. An Mineralien finden sich Edelsteine, Eisen, Kupfer, Silber und Salz. — Die Portugiesen entdeckten Madagascar 1506, doch erwähnt ihrer schon Marco Polo im 13. Jahrhundert unter dem Namen Magassar oder Madaiascar. Engländer und Holländer machten mehrmals vergebliche Versuche, sich da niederzulassen. Die Franzosen legten 1665 eine Kolonie an, konnten sich aber so wenig als im vorigen Jahrhundert behaupten. Doch treiben sie noch Handel mit der Insel, holen von dort Reis für ihre afrikanischen Kolonien und haben auf der nahen Insel Sta. Maria eine kleine Niederlassung. Die Engländer besitzen jetzt auf der Nordküste ein Fort mit dem Hafen Louquez. Die dortige Kolonie ist abhängig von dem Statthalter auf St. Mauritius.

Zwei und zwanzig Könige herrschen jetzt

über eben so viele Staaten, in welche die Insel gehielet ist; die meisten derselben waren dem 1828 gestorbenen Kdnie der Horas, Radama, unterworfen, einem Manne, der sich durch Sinn für europäische Kultur weit über seine Landsleute erhob, aus eigenem Antriebe seit 1816 Verkehr mit den Engländern suchte, mit ihnen auf dem freundlichsten Fuße stand und sogar den Sklavenhandel gänzlich abschaffte. Christliche Missionärs waren unter Radama's Schutz in voller Thätigkeit; 1828 hatten sie gegen hundert Schulen gesiftet, in welchen 5000 Kinder unterrichtet wurden. Hilsenberg, ein Mitglied der englischen Gesandtschaft, welche 1822 an Radama abging, erstaunte, als er im königlichen Schlosse, in der Hauptstadt Tamana riva (mit 80000 Einw.), statt der rohen Pracht eines Barbaren den geschmackvollen Glanz eines europäischen Monarchen sah. Schöne Oelgemälde, prachtvolle Kupferstiche in goldene Rahmen gefaßt, hingen an den Wänden umher, geschmackvolle Arms- und Kronleuchter zierten die Gemächer; die Möbeln waren die schönste Tischlerarbeit Englands. Der 26jährige Radama saß einfach gekleidet auf seinem Throne. Er war ein schöner Mann, ausgezeichnet redlich, feurig, voll Geistesgegenwart und Scharfsblick. Künstler und Handwerker, sagt Hilsenberg, sind ihm sehr willkommen, Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Schlosser, Tischler u. s. w. erhalten alle von ihm Wohnung, Dienerschaft, Bequemlichkeit und madagassische Lehrlinge, so viel sie wollen. Es sind bereits Häuser, Brücken, Straßen &c. nach dem Plane und unter Anleitung der Engländer angelegt. Die Madagassen sind außerordentlich gelehrig und ahnen mit bewundernswürdiger Genauigkeit Alles nach. Mit Hilsenberg und dem Gärtner Höyer unterhielt sich der Kdng oft und viel, und Europa war es immer, wovon er sich belehrte und unterhielt, auch Alles mit Leichtigkeit auffaßte und mit Scharfsinn das für ihn Brauchbare herausfand. Als er von einem Instrumente hörte, welches Hilsenberg bei sich hatte, das wie ein Stock wäre, aber sanfte Töne von sich gäbe, verlangte er es sogleich zu sehen. Hilsenberg spielte ihm

mehrere Stücke und die sanften melodischen Töne der Flöte machten einen zauberischen Eindruck auf sein reines Gemüth. Besonders zogen ihn einige Arien aus der Zauberflöte und Don Juan an. Wenn Hilsenberg sich mit dem Übwalzen und Ausstopfen der Bdgel oder dem Einlegen der Pflanzen beschäftigte, war Radama immer um ihn, forschte nach allem und zeigte lebhafte Theilnahme. Als er gegen eine wilde Bükerschaft auzog, die in sein Gebiet gefallen war, vergaß der siegreiche Feldherr seine europäischen Gäste nicht, sondern sandte, wie Alexander an Aristoteles, ihnen Alles, was er in dem eroberten Lande an Thieren und Maturgegenständen merkwürdig glaubte. — Sein Tod ist ein wahres Unglück für Madagascar. Alles kam in Bewirrung. Die öffentlichen Arbeiten wurden eingestellt, die viel versprechenden Schulen geschlossen und bis jetzt schon eine völlige Verstdrung der Werke Radamas vollendet. — Sein Sohn ist ihm unter der Vormundschaft der Mutter in der Regierung gefolgt. — Einige Madagassen, die in England erzogen und zum Christenthume bekehrt wurden, sind mit einer Uebersetzung der heil. Schrift nach Madagascar zurückgekehrt.

Die Madagassen (s. Taf. LI.) sind eine gemischte Race aus Negern, Malaien und einer leichten Schattirung aus Arabien. Da die malaiische Race im Innern des Landes vorherrscht, so ist es wahrscheinlich, daß sie es waren, welche die Insel zuerst bevölkereten. Der Küstenraum, w. lcher reich an fruchtbaren Ländereien, Bäien und Häfen ist, wird hauptsächlich von einem schönen starken Menschenstocke bewohnt, an dem zwar eine Beimischung von Negerblut nicht zu erkennen, der jedoch nicht völlig Neger ist. Die Küstenbewohner sind schlank, muskulös, lebhaft, mit krausem Haare, starken Backentnochen, aber länglichem Profil und von Olivenfarbe. Schwächlicher, mehr ins Gelbliche übergehend, sind die Bewohner des Innern; sie haben lange, schlichte Haare und sollen sich von den Bewohnern der Seeküste auch moralisch zu ihrem Nachtheil unterscheiden. Dies sind die Horas. Im Allgemeinen soll der Madagasse ernst, nachden-

leid, ausschweifend, lebhaft, rachgierig, gästfrei, stellig und sehr empfänglichen Geistes sein, mithin so ziemlich allen Wilden auf Erden gleich. Fremde, die durch ihre Dörfer reisen, nehmen sie mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft auf, versorgen sie unentgeldlich mit Lebensmitteln; jeder Fremde kann in jedes Haus gehen, sich auf die Matte niedersezen, so wird sich ihm der Hausherr ehrerbietig nähern, die Neuigkeiten des Dorfes erzählen, sich erkundigen, womit er dienstlich sein könne und den Gast mit dem Besten, was er vermag, bewirthen. Ihre Versprechen halten sie getreu, mit Eides spielen sie nicht, dem Freunde sind sie getreu bis in den Tod. Man sieht häufig Menschen unter ihnen, die einander den Bluteid schwören. Wie im Alterthume Griechenlands gelobten sich Freunde feierlich Treue; sie versammeln dazu die Vornehmsten des Orts, treten vor ihren Priester hin, der beide mit Hassagaien in der Gegend des Herzens verwundet und zwei Stückchen Ingwer mit dem Blute tränkt. Jeder verzehrt nun das Stück, welches mit dem Blute des Freundes benetzt ist. Der Priester mischt in einem Gefäße süßes und salziges Wasser, Reis, Silber, Pulver u. dgl. als Zeugen des Eides. Die Hassagaien werden in dieses Gemisch getaucht und die Schwurden damit berührt, während der Priester folgende Verwünschungen ausspricht: „Großer Geist, Herr der Menschen und der Erde, dich berufen wie zum Zeugen des Eides; der ihn bricht, den tödte dein Blitz und Hunde mögen seine Mutter zerreißen.“ Nun werfen sie die Wurfspeise nach den vier Weltgegenden, rufen Mond und Sonne und Sterne an, um dem Bundbrüdern den Trank, welchen sie nun trinken, zu Gist werden zu lassen. Dieser Eid wird gehalten im Leben und Sterben. —

Die Wohnungen der Madagassen sind sehr einfach, wie auch ihr Hausrath. — Sie flechten sehr zierliche Matten, womit sie die Wände behängen und ihr Lager bereiten. Zierlich geflochtene Körbe dienen ihnen als Behälter. Sie haben irdene Gefäße zum Aufbewahren des Oels und Töpfen zum Kochen. Hölzerne Geräthe, als Schüssel, Löffeln, Mörser zum Reis-

stampfen machen sie selbst. Sie verstehen das Eisen zu bearbeiten, welches ihr Land in reicher Fülle hervorbringt. Even so verarbeiten sie Gold und Silber, auch davon hat ihr Land gewiss reiche Schätze. — Ihre Schärzen bestehen aus einem sehr niedlichen Gewebe, welches wirklich Bewunderung verdient. Sie färben dieselben so schön als manigfaltig. Sie rechnen mit kleinen Stückchen Holz. Die Männer gehen meistens unbekleidet, nur mit einem Tuche um die Hüften. Zum Staat werfen sie allensfalls auch ein Stück blauen Baumwollzeuges über. Dieser Mantel heißt Simbu und dient des Nachts zur Decke. Auf dem Kopfe tragen sie lederne Rappen. Ihre Waffen sind Lanzen und Flinten. Die Weiber bedecken Brust und Rücken mit einem kurzen Leibchen ohne Ärmel, Kann zu genannt. Ein Tuch um den Leib bildet eine Art Rock. Auch sie tragen den Simbu. Ihre Kinder tragen sie in einem Tuche auf dem Rücken. Arme, Hals, Beine und Haare werden mit Reifen von Korallen, Perlen, Silber und Kupfer geschmückt. Um Halse tragen sie Amulette, um sich gegen Zauber zu schützen. In den Ohrläppchen tragen sie Ringe u. dgl. Unhängsel, so groß beinahe, wie die unserer Schönen. Man sieht daher auch bei ihnen lange Ohren, da die Ohrläppchen dadurch eine ungewöhnliche Ausdehnung erhalten, was sie ungemein verschönert. Ihr Haar flechten sie auf künstliche Weise.

Die Madagassen sind außerst mäßig. Reis, Bohnen, Lupinen, Bananen und ähnliche Wurzeln und Früchte sind ihre gewöhnliche Speise; ihr Getränk ist Wasser, welches ihnen ihre Insel besonders rein und klar giebt. Auf der Reise erquicken sie sich mit dem Saft, der sich in den Blätterstielen der *Urania speciosa* sammelt. Es ist dieses reines, kühles Wasser, welches von den breiten Blättern eingesaugt wird. Diese Pflanze heißt auch *Mepente*. Von den Europäern haben sie auch das Branntweintrinken gelernt, und werden daher von den Engländern mit Recht Trunkenbolde genannt.

Die Beschneidung ist unter ihnen allgemein üblich und giebt jährlich zu einem großen Feste Veranlassung.

Von Krankheiten leiden sie nicht viel; Kräze ist zwar sehr verbreitet, wird aber durch Kräuterbäder geheilt; auch gegen syphilitische Uebel wissen sie sich zu schützen. — Weiber nimmt Jeder, so viel er will, und Keuschheit gehört überhaupt nicht zu den wesentlichen Eigenschaften einer Madagassfin. Dessenungeachtet ist das Weib nicht Sklavin, sondern verfügt über sich ziemlich frei. Man hat sogar Beispiele von Königinnen, welche mehrere Provinzen der Insel kräftig beherrschen. — Die Todten werden gewaschen, mit Armbändern, Ohrringen u. s. w. geschmückt, in zwei oder drei der schönsten und feinsten Kleider gehüllt; von Freunden, Verwandten und Hausgenossen bekleidt, mit Todtentänzen betrauert, und wenn sie reich waren, mit großer Festlichkeit bestattet. Man stellt sie entweder unter eine Hütte ins Freie, oder begräbt sie und richtet einen großen Stein als Denkmal auf. Bei Angefehnten wird an ihrem Grabe mehrere Jahre hindurch ein Todtenschmaus gefeiert, der etliche Tage dauert. Die Köpfe der dabei verzehrten Thiere werden um das Grab herumgestellt.

Das Leben ist ruhig und harmlos. Der Boden ist zu reich, um ihnen viele Mühe zu machen, die Flüsse und Seen zu fischreich, um die Fischer nicht zu lohnen, Wald und Unger sind zu fett, um ihr Vieh nicht zu nähren. Ihre Geschäfte sind daher mehr Zeitvertreib als Noth. Indessen jagen sie, bauen Reis, fangen Fische, flechten Matten, Körbe, weben sich Schürzen und Pagnen aus einheimischer Seide, Baumwolle und Hanf, versetzen Köpfe und dgl. m. Wahrhaft erstaunenswerth ist jedoch ihre Scharfsinn, ihre mechanische Geschicklichkeit und Nachahmungsgabe. — Die Regelungsformen sind ziemlich einfach. Der König herrscht unumschränkt oder hat einen Rat um sich. Erbliche Statthalter regieren die Provinzen, und jedes Dorf hat seine Vorsgesetzten, deren Gewalt jedoch ziemlich beschränkt ist. Die Gerechtigkeitspflege ist einfach. Meuchelmord wird mit dem Tode bestraft, wenn sich der Verurtheilte nicht loskaufen kann; Diebe müssen doppelt erzogen, Ehebrecher müssen sich absinden. Gottekurtheile mittelst giftiger Säfte sind auch gebräuchlich. Man bereitet dieses Gift aus der Muß eines Rankengewächses, Amomum madagascariense. Der Empannanguen oder Priester bereitet den Trank, der augenblickliche Schmerzen, Convulsionen und gewöhnlich den Tod bringt. Wer die Probe auch übersteht, ist zeitlebens elend; der stirbt, ist schuldig, der am Leben bleibt, unschuldig. — Sklaverei ist auch in Madagascar gewöhnlich; doch ist der Sklave mehr Hausgenosse als Knecht. Entsteht Krieg, so ist jeder Freie Soldat.

Die Komoren.

Die Inselgruppe der Komoren liegt zwischen Afrika und dem nördlichen Theile von Madagascar. Außer einem kleinen Archipel im Norden bilden die Komoren eigentlich vier Inseln: die größte Komore, Unjouan oder Hinzuan, Mayotte und Mdly. Es sind schöne Inseln, gut gelegen, fruchtbar und reichlich mit Wasser versehen. Sie waren früher besser angebaut und bebaut, sind aber jetzt durch die Raubzüge der Madagassen, die fast jährlich wiederholt werden, beinahe verendet.

Wichtiger, als Komore ist die Insel Unjouan oder Hinzuan; sie bildet ein Dreieck, auf dessen nördlicher Seite sich ein guter Ansitzplatz befindet. Vom Meere aus gesehen, gewährt sie einen bezaubernden Anblick. Die Berge von schöner Form, mit dem wogenden Grün der Waldungen bedeckt, erheben sich majestatisch über einander, in einer Höhe von viertthalbtausend Fuß. Die Insel, welche ungefähr 10 geogr. Meilen Umfang hat, ist ein ausgebannter Vulkan. — Die jetzigen Bewohner dieser Insel (s. Taf. LII.) sind ein gemischter Stamm von Arabonegern. Das negerartige tritt beim gemeinen Volke, das arabische Profil bei den Vornehmern deutlicher hervor. Sie sind Muselmanen, ohne jedoch ihre Ketische zu verläugnen. Die Weiber werden eifersüchtig bewacht. Die Tracht ist so gemischt, wie die Rasse selbst. Wie alle Mischlinge, sind sie indessen ein lebhafte, geistreiche Volkchen. Es wird ihnen sogar viel Unterweisung und Unterhaltungsgabe nachgerühmt. Auch sollen sie ein mildes, gesälliges und gastfreies Volk sein; dabei aber, wie

es das Klima mit sich bringt und ihr fruchtbaren Boden es ihnen erlaubt, weichlich, bequemlichkeitliebend und nicht sehr thätig, was jedoch damit in einigem Widerspruche steht, daß sie in ihren Barken bis nach Surate, Bombay und andern indischen Häfen steuern. — Die Insel gehorcht einem Herrscher, der den Titel eines Königs führt und dessen Vorfahren auch die übrigen Inseln der Komoren beherrscht haben. Seine Unterthanen verehren ihn abgöttisch. Er residirt in Mashadu, einem schlecht gebauten kleinen Ort, von 3000 Einwohnern, darunter $\frac{2}{3}$ Sklaven. Die Häuser sind klein, aber die Stadt ist mit einer 15 Fuß hohen Mauer umgeben und von viereckigen Thürmen flankirt. — Die Thäler dieser Insel sind sehr fruchtbar. Das Klima ist gesund; giftige Thiere findet man nicht, die Wälder sind nur von Uffen und schön gesiederten Vogeln belebt.

Sanct Helena.

Diese Insel, Napoleons Verweisungsort und Grabmal, soll schon 1503 von dem Florentiner Amerikus Vesputio entdeckt worden sein. Indessen behaupten die Portugiesen, daß dieselbe von Juan de nove Castella am 21. Mai (dem Namenstage der heil. Helena) 1502 gesehen, besucht und mit ihrem gewöltigen Namen belegt worden sei; man fand nur Schildkröten und Seevogel. Der erste Ansiedler war Fernández Lopez, der im Jahre 1513 auf Befehl des berühmten Albusquerque, als Rebill und Berräther auf dieser Insel ausgesetzt wurde. Sir Thomas Cavendish, der diese Insel am 9. Juni 1598 besuchte, fand daselbst eine kleine Kolonie, die sich seit 17 Jahren niedergelassen hatte, ohne daß man ihren Ursprung genau weiß. Diese Niederlassung stand in schöner Blüthe, wurde aber 1651 von den Holländern zerstört. 1672 machten sich die Engländer darauf sehaft, wurden aber von den Holländern wieder vertrieben, aber im nämlichen Jahre eroberten die Engländer sie von Neuem und bauten das Fort St. James. Seit dieser Zeit blieb sie in ihren Händen. Die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber wegen der Passatwinde

die nach Ostindien hinfahrenden) Schiffe finden hier auf halbem Wege den besten Erfrischungs-ort. Man pflegt die Reise von St. Helena nach England in 8—10 Wochen zu machen, während man umgekehrt auf einer ganz andern und längern Linie schiffen muß.

St. Helena, (von 6½ □ M.) erhebt sich einsam in der Mitte des westlichen Oceans, 2700 F. über dem Meere, hat einen Umfang von 12, in der größten Länge 5 und in der größten Breite 4 Stunden, und besteht aus Basaltfelsen, die in vielfältigen Richtungen gewunden, sonderbar zerklüftet und von kleinen Thälern durchschnitten sind. Aus der Ferne erscheint diese Insel als eine schwarze, verbrannte, tausendzackige, zerspaltene Felsenmasse. In der Nähe aber zeigt sich das tropische Pflanzenleben in seiner ganzen Herrlichkeit. — Das Klima ist schön: der heiterste Himmel, der sich nur in der kühlen Jahreszeit des Juli und August zuweilen bewölkt; kein anderer Wind, als der erfrischende, beständige Ostpassat, und weder Orkane, noch Erdbeben, oder irgend eine Naturerschütterung der tropischen Zone. Auch weiß man nichts von der gefährlichen Nachtluft, die in dieser Zone oft tödtlich wird. Es regnet sehr selten; jedoch verliert die Lust, welche immer durch den Passatwind abgekühl wird, dadurch nicht an ihrer Güte; Pflanzen und Thiere dagegen leiden sehr dabei. Diese Felseninsel, deren schroffe Küsten eine 800—1200 Fuß hohe Mauer bilden, und nur Einen Landungsort darbieten, ist nach und nach mit einer gegen 1½ Fuß dicken, fruchtbaren Dämmerde bedeckt worden, die eine üppige Vegetation erzeugt. Das Pflanzenreich liefert afrikanische und europäische Produkte neben einander, Palmen und Eichen, Bambusrohr und Kastanien, Pisang und Kepfel, Bataten, Süßfrüchte u. a., Wein und Getreide fehlen. Es gibt hier, mit Ausnahme der Pferde, alle europäische Haustiere, wenig wilde Thiere, aber auch Ratten in großer Menge und bisweilen Heuschrecken.

Die Einwohner, gegen 5000, sind zur Hälfte Neger: Indier und Chinesen stehen im Dienste der Kolonisten. Das Mehl bekommen sie aus England; in bösen Jahren ist man

Nams, Ignamen und Bataten statt des Brodes. Ueberdies genießt man das Fleisch der Ziegen, deren es sehr viele giebt, der Kinder, Schafe, Schweine, Kaninchen, der wohlgeschmackenden Schildkröten und der in Menge vorhandenen Fische. In den Gärten, die mit vieler Mühe terrassenförmig auf den fahlen Felsen angelegt werden, zieht man eine Menge Gemüsearten und Gartengewächse, von den Melonen und Ananas angefangen bis zum Sauerampfer. Sie haben sehr gutes und gesundes Wasser, vorzüglich im Capellenthale, wo mehrere schöne Quellen von der Höhe herab sich mit dem Hauptbache vereinigen. Die Ostindienfahrer bringen ihnen eine Menge von Waaren, und man findet die Kaufmannsläden mit ostindischen und europäischen Waaren reichlich versehen, aber wegen der Menge des umlaufenden Geldes steht Alles in ungewöhnlichem Preise, vier Mal theurer, als in London. Mit Ausschluß der Compagniebeamten leben die Bewohner von der Landwirthschaft und dem Schiffverkehr. So bringen sie 9 Monate des Jahres auf ihren Landgütern im Innern der Insel zu und kommen nur zur Zeit der Ostindienfahrer, vom Februar bis April, in die einzige vorhandene Stadt St. James town (Ostheimstaun).

Diese Stadt (s. Taf. LII.) liegt im Hintergrunde einer herrlichen Bai, in einem schmalen, sich sanft erhebenden Thale, das ungefähr eine Viertelstunde lang und auf beiden Seiten mit hohen Bergen eingefasst ist. Das Ganze, etwa 100 Häuser, besteht aus 3—4 gepflasterten Straßen. Die Häuser haben platte Dächer, Gallerien u. s. w. Südwestlich wird die Stadt von einer senkrechten Felsenwand beherrscht. Eine Batterie von 30 Kanonen steht auf dem Plateau dieses Berges und beschreibt die ganze Rhede nebst dem Jamesthale. Außerdem wird die Stadt nach vorn durch eine Batterie geschützt, auf der sich Dosen zu Feuerkugeln, Brandhaubzen und Schießscharten für das Kleingewehr befinden. Hinter dieser Linie führt der einzige Fußsteig, so schmal, daß nur zwei Fußgänger nebeneinander gehen können, nach größerer Lasten benutzt werden.

der Stadt. Im Innern der Felsen, welche diesen schmalen Thalgrund umthürmen und senkrecht emporsteigen, befinden sich geheime Gänge für die Garnison (gegen 2000 Mann), um den Feind, der sich der Außenwerke bemächtigt hätte, von hinten zu nehmen. Auf den Bergen spalten sind Wachen aufgestellt, die einander Signale geben, welche dann durch den Telegraphen nach dem Fort laufen. Das Erscheinen eines Fahrzeugs am Horizonte kündigt die Wache, welche es zuerst erblickt, durch einen Kanonenschuß an, die andern Posten wiederholen das Signal, bis es zum Alarmschloß gelangt. Entdeckt man mehrere Schiffe, so feuern die Forts fünf Mal. Sieht man eine Flotte, so wird Generalmarsch geschlagen. Jeder eilt zu seinem Kampfposten, bis der Gouverneur nach eingegangenen Erkundigungen Rückzug schlagen läßt. — An die Stadt schließt sich, gegen das Ende des Thales hin, eine Allee ostindischer Feigenbäume an. Ein Waffenplatz von 100 Quadratfuß, Kaserne für die Besatzung, ein Militärhospital und der, jetzt aber vernachlässigte, botanische Garten ist Alles. In diesem Stadttheile trifft man auch viele schlechte, schwüle und räucherige Hütten aus Holz, von Indern und Chinesen bewohnt. Unmuthiger nehmen sich dann im Hintergrunde des Thales die Lusthäuser reicher Engländer aus. Der gesellige Ton zu Jamestown soll gar nicht empfehlenswert sein, da sich diese handvoll Menschen durch ihren Stolz und militairische Rivalitäten das Leben verbittern.

Es giebt weiter keine Dörfer auf der Insel, sondern nur zerstreute Höfe. Longwood (wudd) ist darunter der merkwürdigste; denn dieser war vom 18. October 1815 an die Wohnung Napoleons, welcher am 5. Mai 1821 starb.

Die Schiffe können nur in der St. Jamesbai mit Sicherheit ankern, indem sie hier allein vor Stürmen und Windstößen geschützt sind. Man trifft auf der Insel keine Fahrstrassen, sondern nur Feldwege, auf denen kleine mit Ochsen bespannte Karren zur Fortschaffung



Physiognomie der Aegypter.

Aegyptischer Bey.



Ein Mameluck.



Aegyptische Reiter.



Aegypterinnen.

Aegypterin aus dem Harem.



Aegyptische Bauern oder Fellachs.

Beduine.



Beduine und Mameluke aus der Armee.



Physiognomie der Copten.

Copte, Mann und Frau.



Vornehme Bürgerin aus Kairo.



Mamelukkin von Cairo.



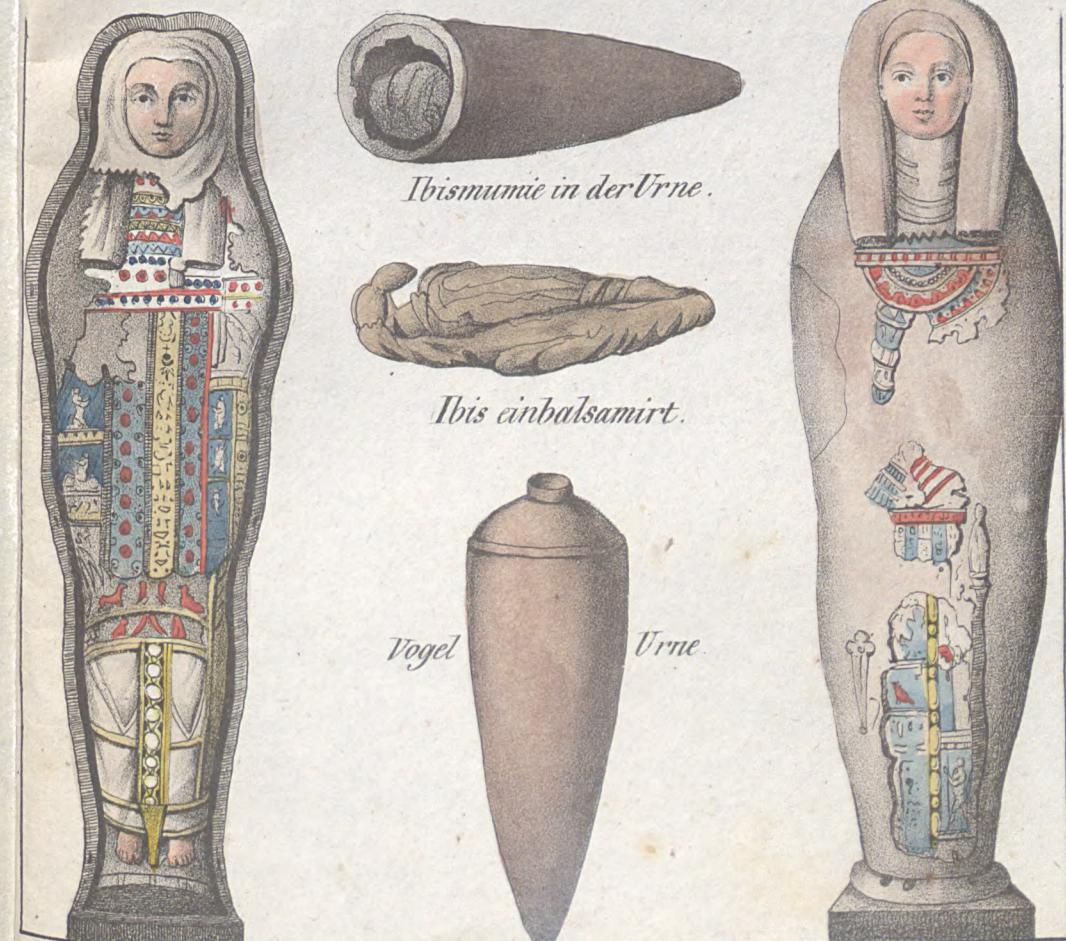
Aegyptische Kopfstrachten.



Hieroglyphen.

Papyrus Schrift.

Large block of cursive hieroglyphic script.



Menschen Mumie in ihrem Sarge.

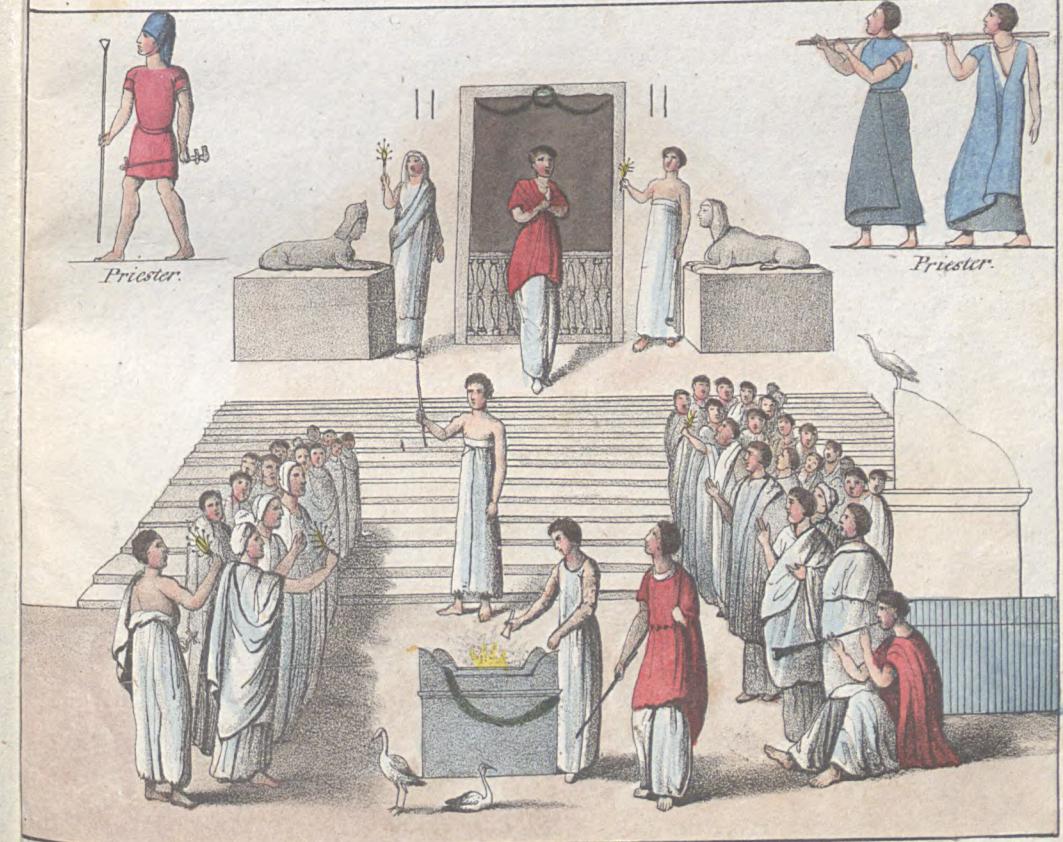
Vogel

Urne

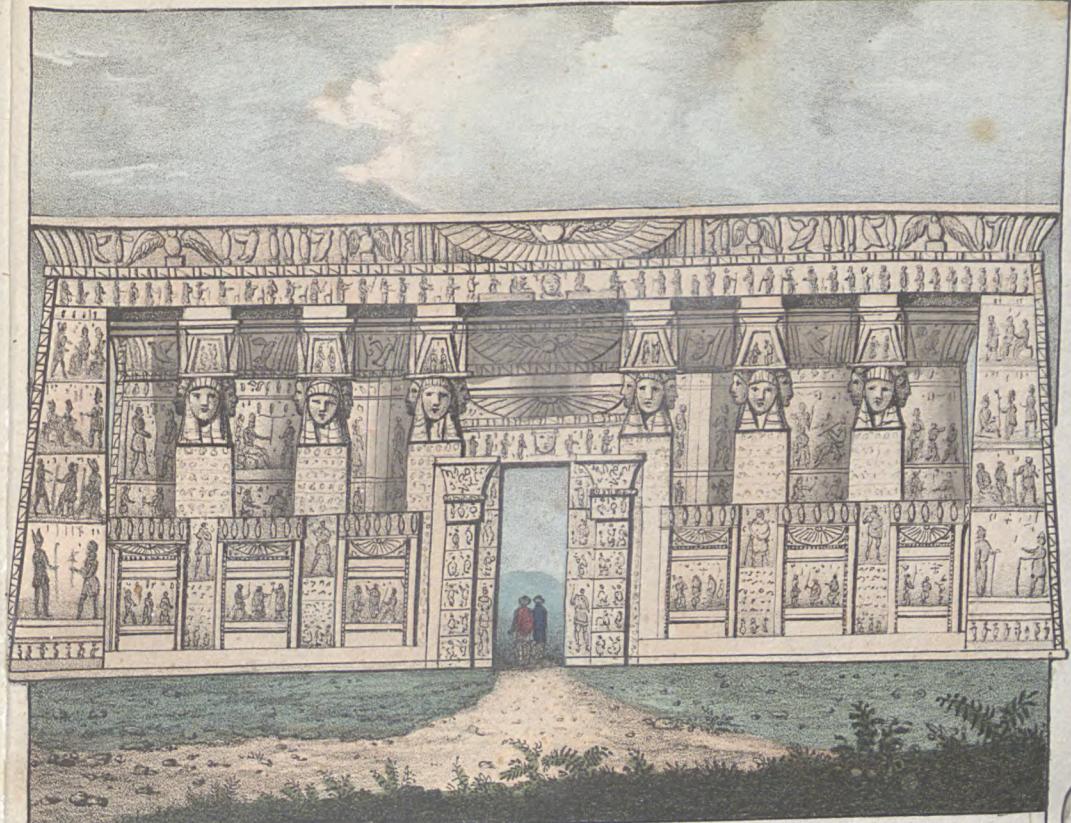
Sarg Deckel.



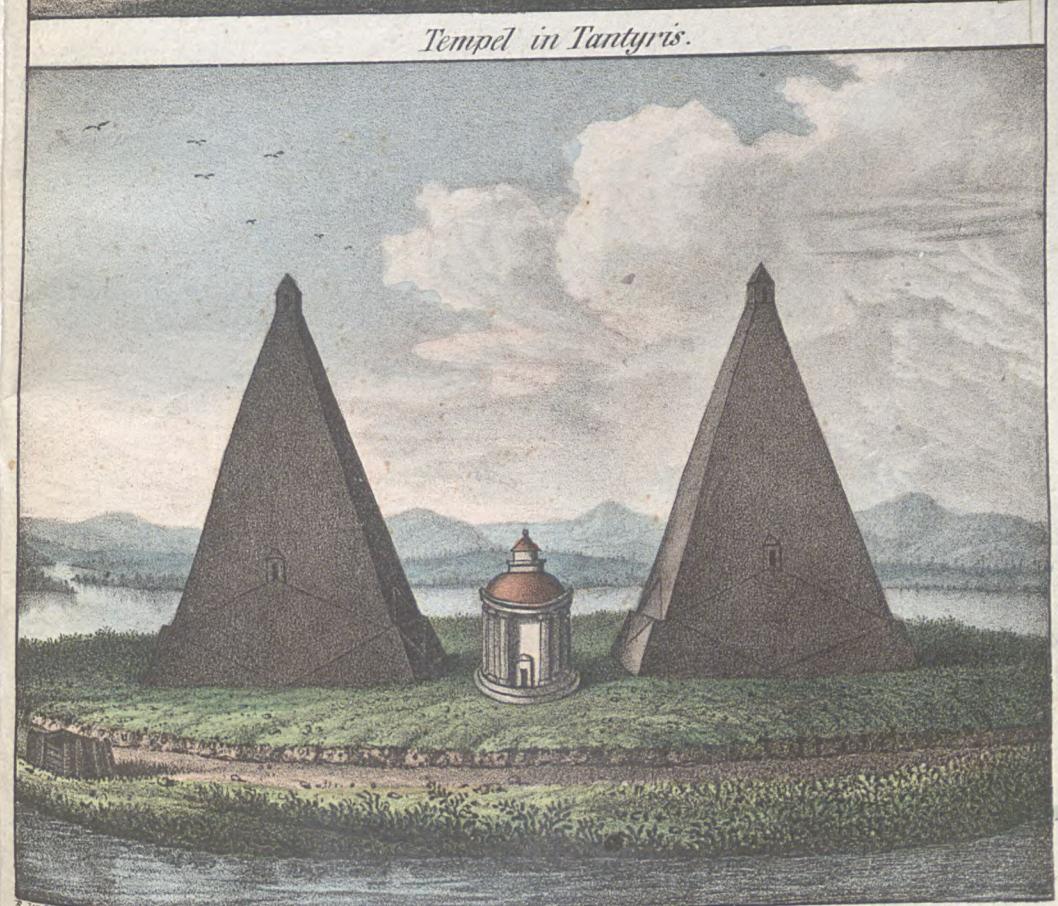
Feste der Isis.



Feste der Isis.



Tempel in Tantyris.



R. Weißbach. Aeth.

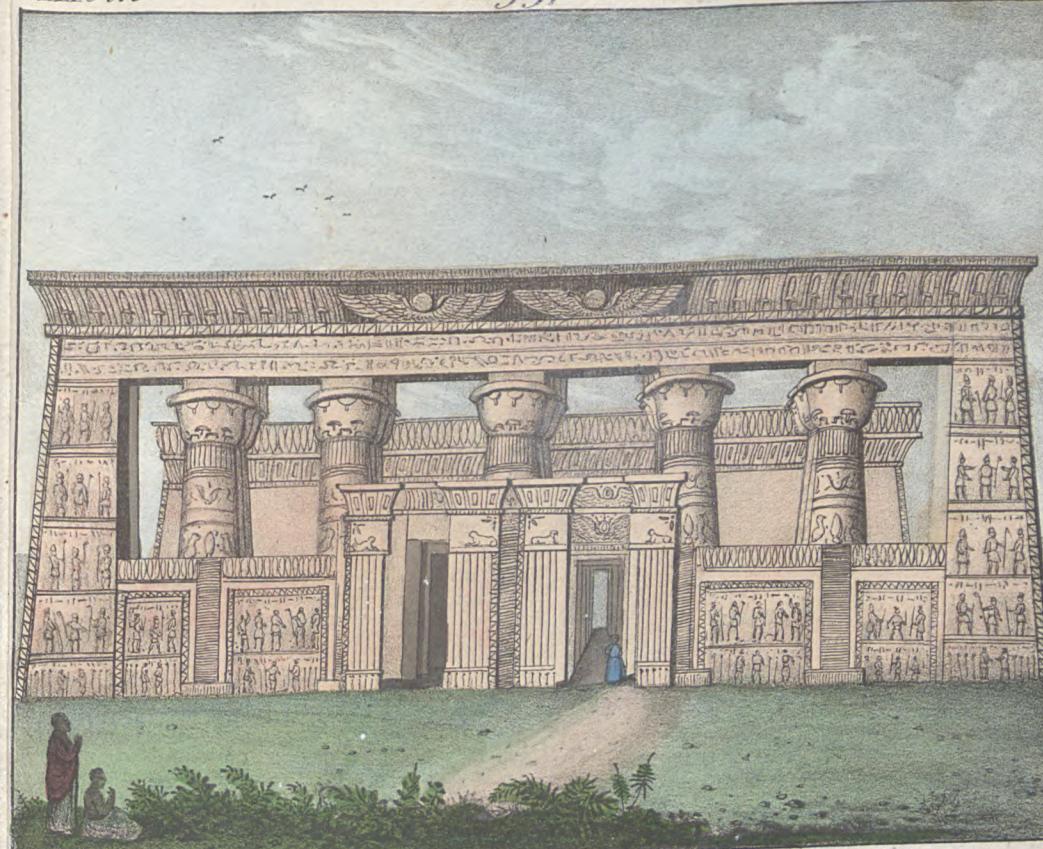
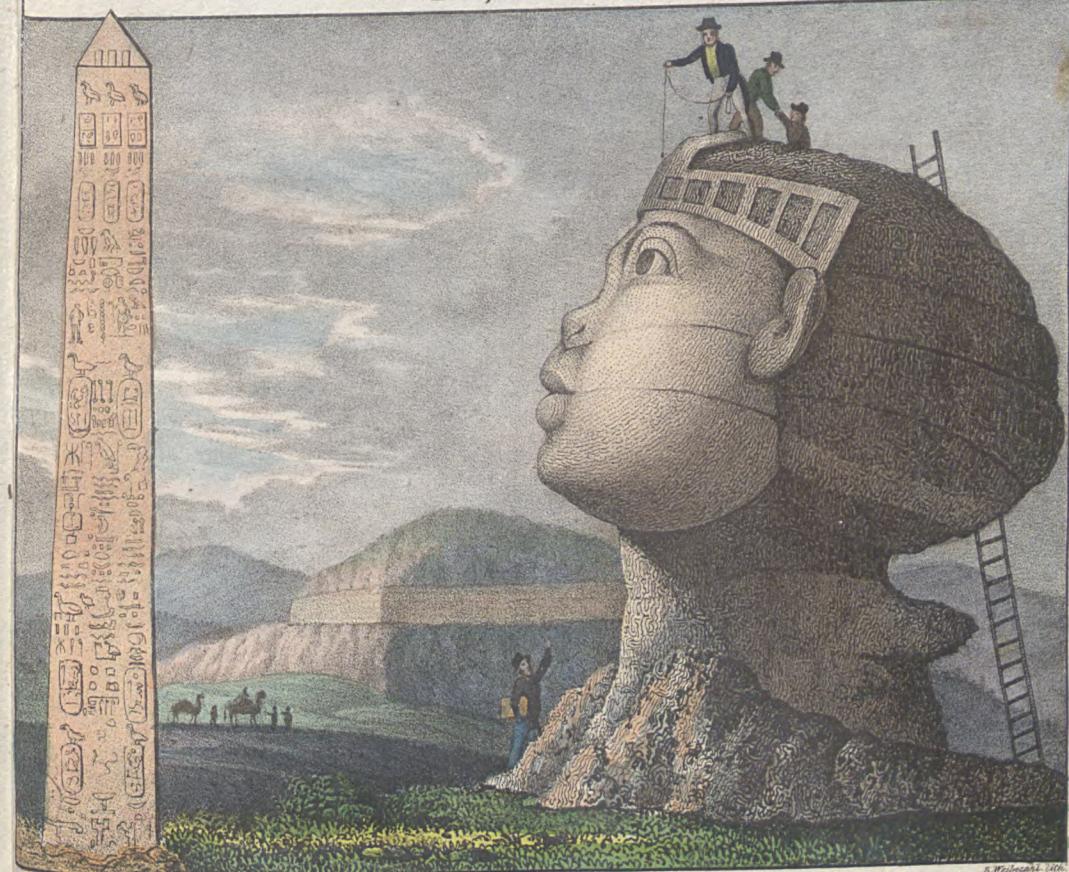
Tempel und Pyramiden im See Möris.



Die Memnons Bild-Säulen bei Theben.

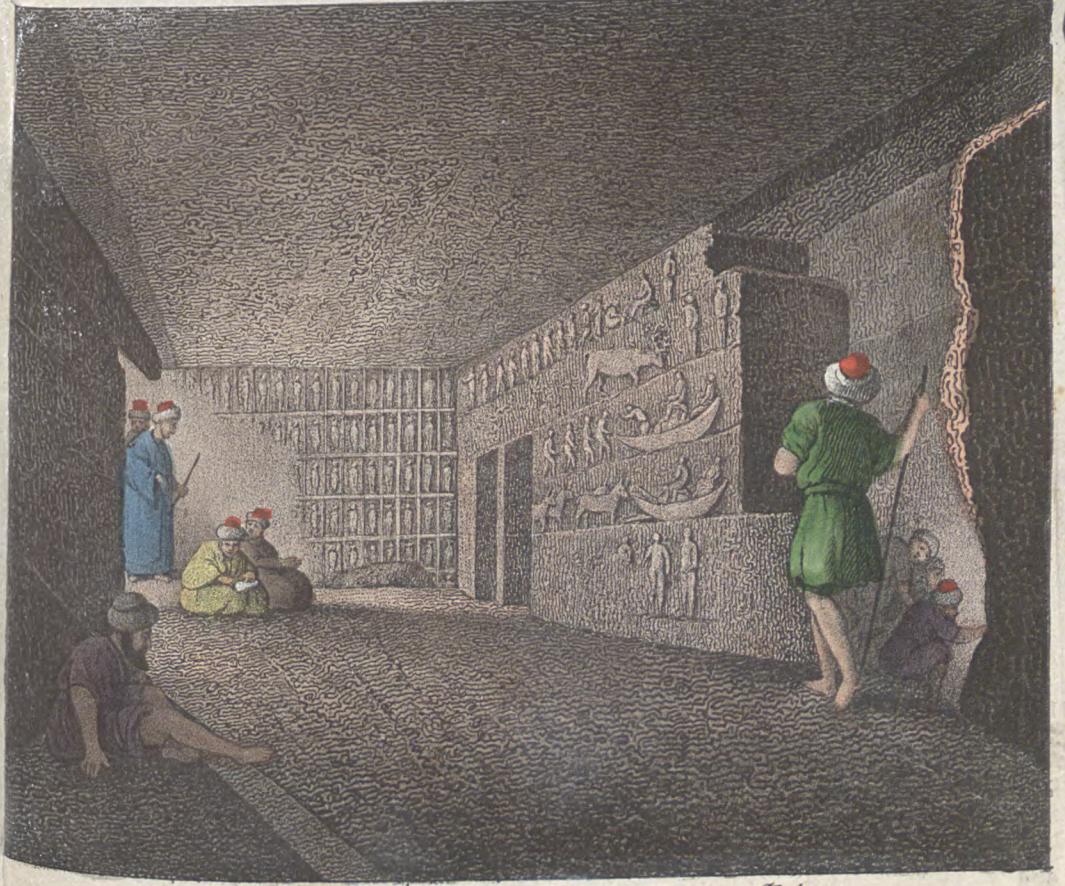


Der Nil-Messer bei Kihira.

*Tempel in Ombos.**Obelisk der Cleopatra.**Der grosse Sphinx.*



Katacomben zu Alexandrien



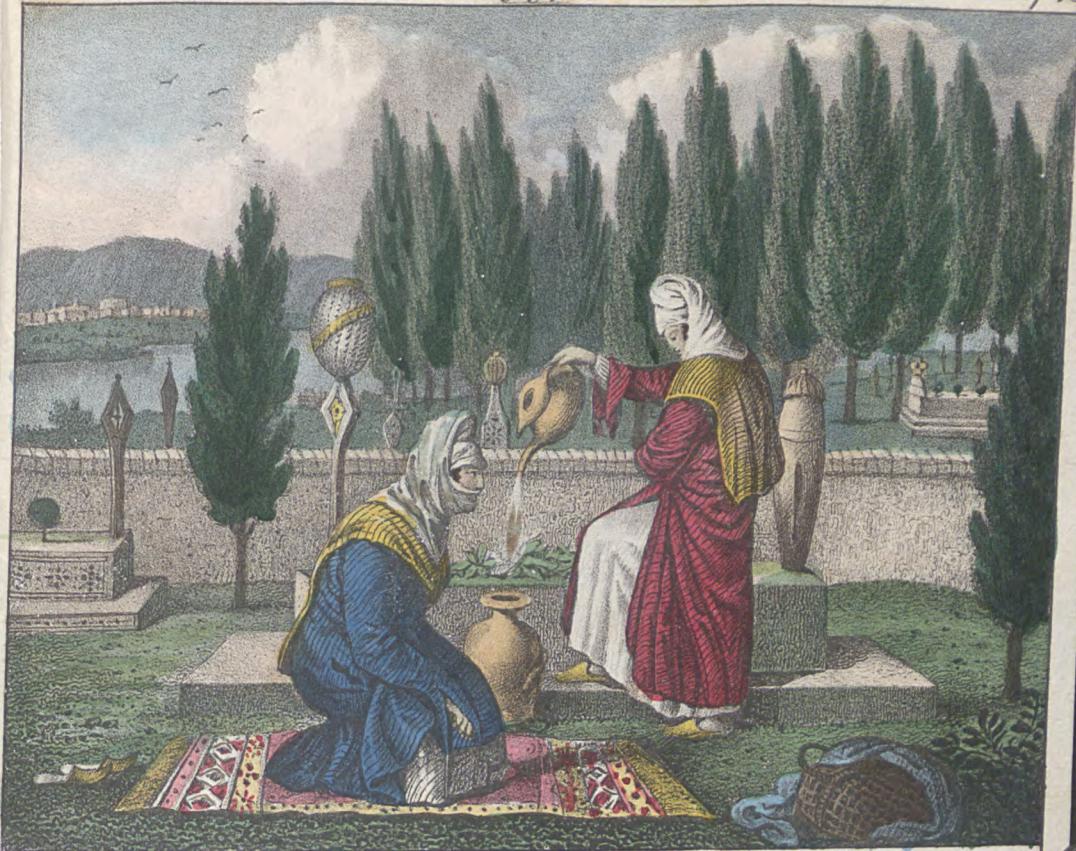
Katacombe bei den Pyramiden zu Ghizze.



Die grosse Pyramide von Ghizze.
A. Aeussere Ansicht der Pyramide.
C. Ort wo die Pyramide eröffnet worden.
B. Durchschlitt derselben.
D. Innere Gänge und Begräbniss Kammern.



Spitze der grossen Pyramide.



Türkischägyptischer Begräbnissplatz.

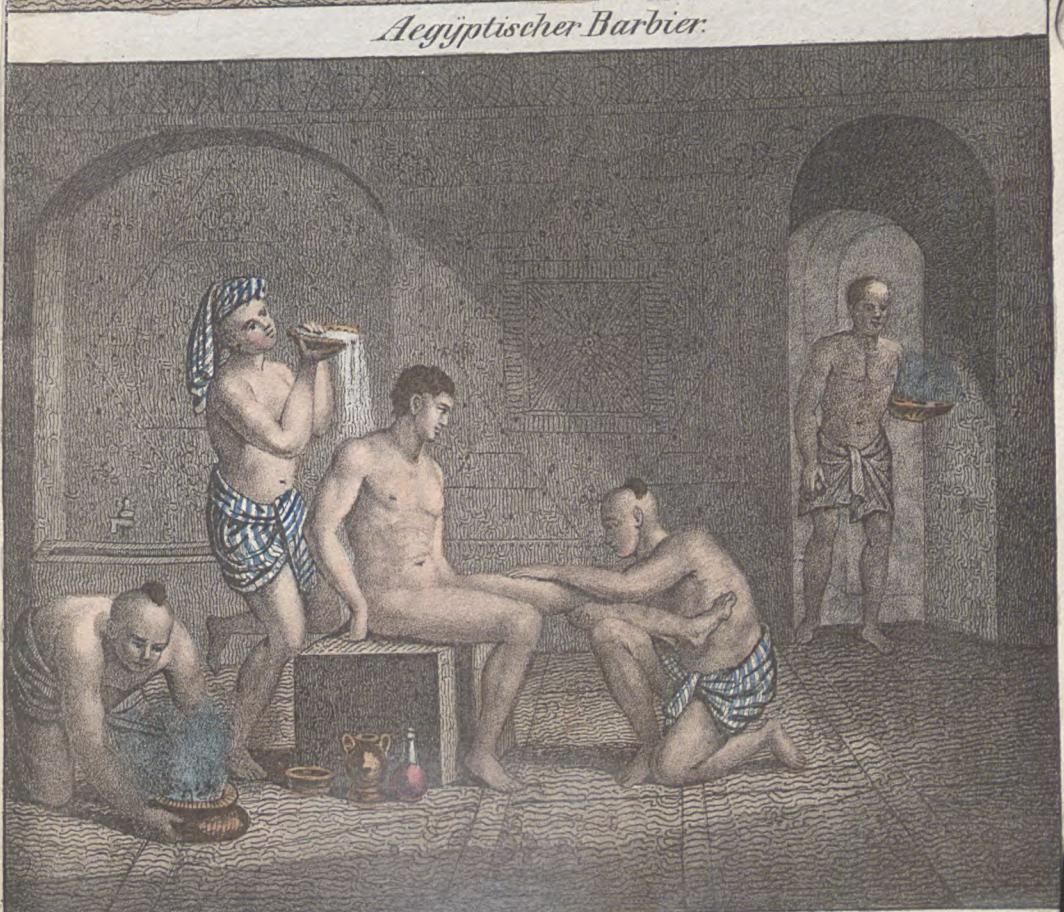


Cairo.

R. Weibe acht. tich.



Aegyptischer Barbier.



Aegyptisches Bad.



Aegyptische Kinderschule.



Fest im Harem.



Ein Schiffskapitän von Alexandrien.

Wasserträger.



Dreschmaschine.

Krämer.



Costüm von Tripolis



Costüme von Tripolis.



Pfeiferin und Tänzerin von Tripolis.



Ansicht der Stadt Algier.



Mann und Frau aus Algier.



Algiererinnen in ihren Haus-Kleidungen.



Juden aus Algier.

Ansässige Mauren



Staatsbote aus Algier. Rath des kleinen u. des grossen Divan.



Mann u. Frau von Marocco.

Maurischer Kaufmann.



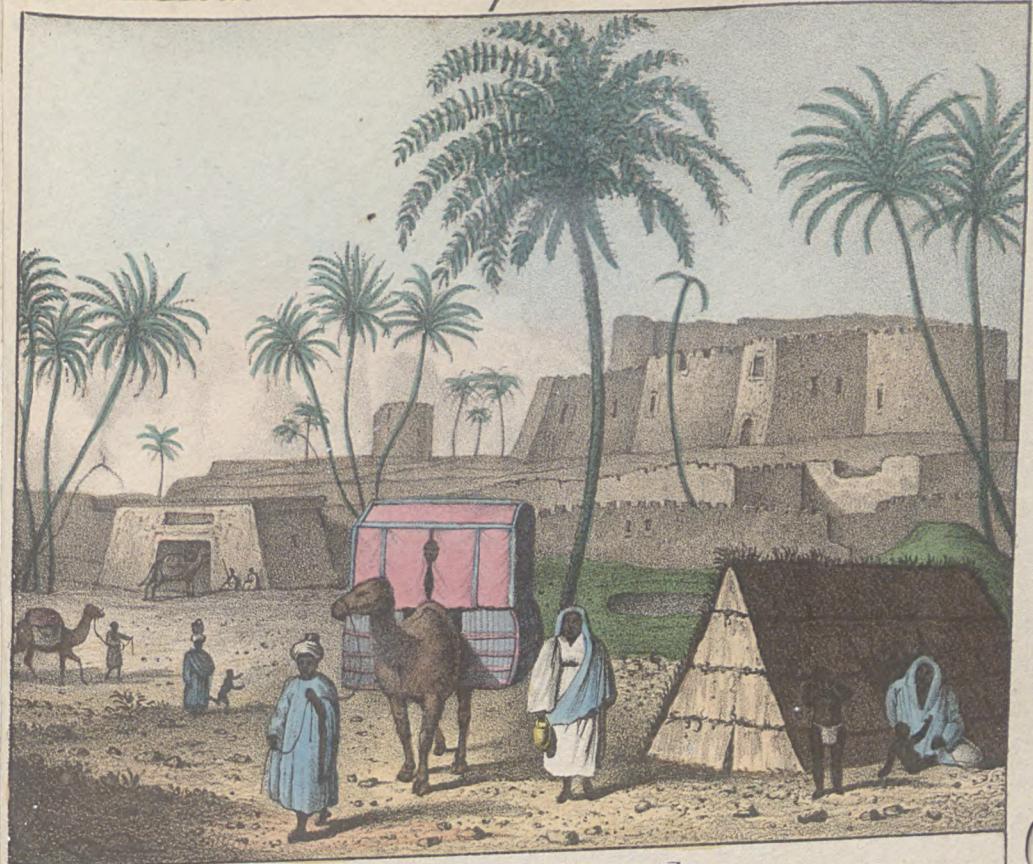
Mann aus der Berberei. Maurische Nomaden.



Marocco.



Castel von Bogem.



Castel von Murzuck.



Tuarick auf seinem Kameel.



Mauren in der Wüste.



Tuarick in Lederkleidung. Tuarick in der Oase Ayjades.



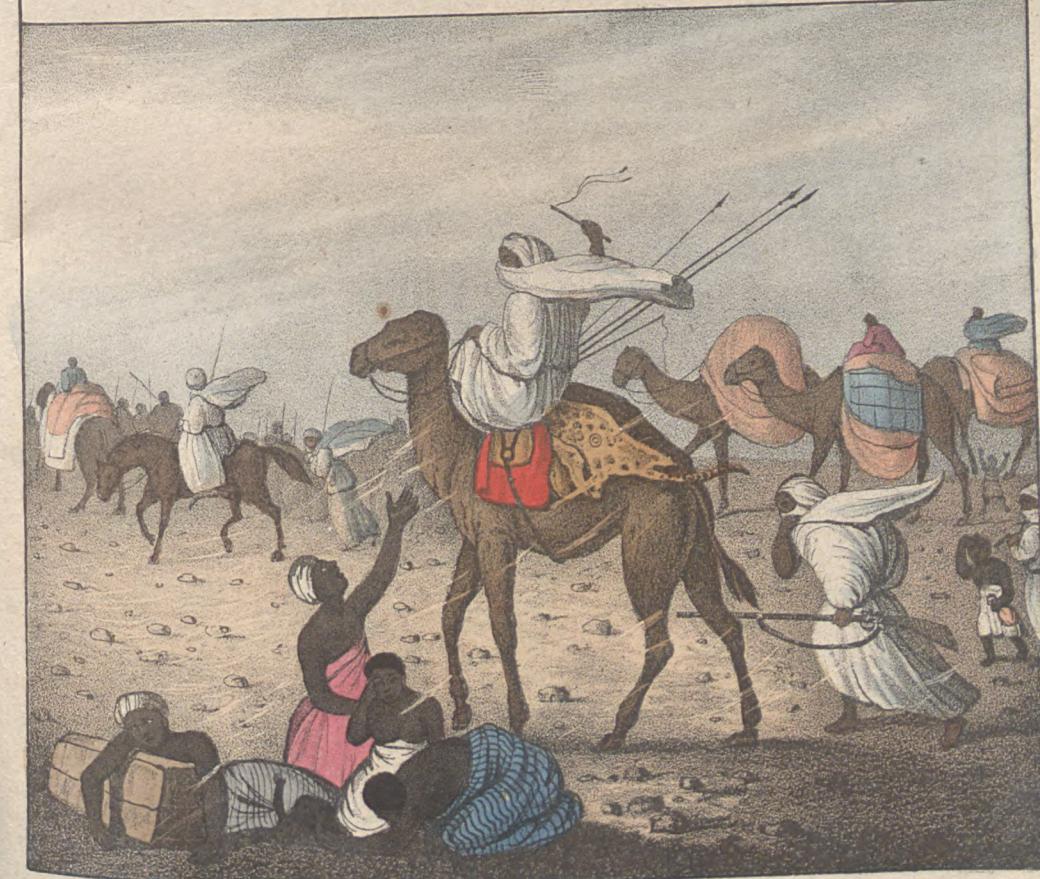
Tibbo's, in der Nähe der Stadt Gatrone.



Kameel, oder das Schiff in der Wüste.



Arabische Exercitien.



Karawane in der Wüste während der Säumung weht.



Grabhöhle der Guanchen.



Bewohner von Teneriffa.

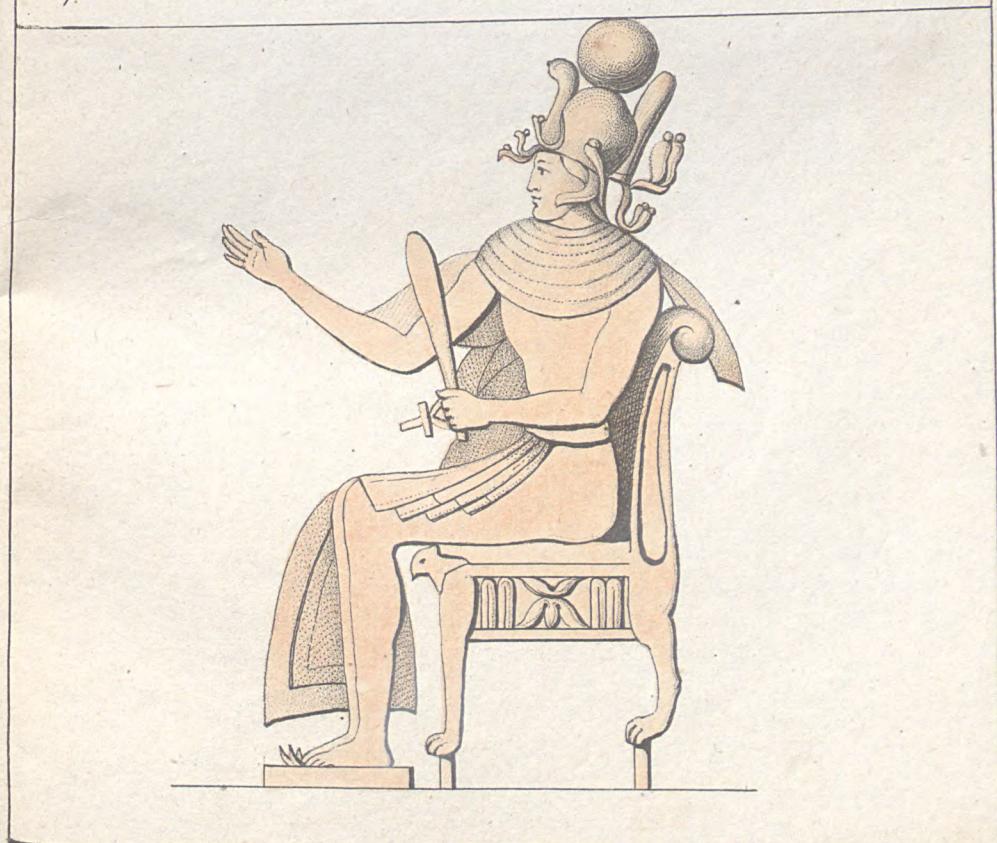


Ein Gueriot als Solotänzer nebst spielenden Gueriotics.



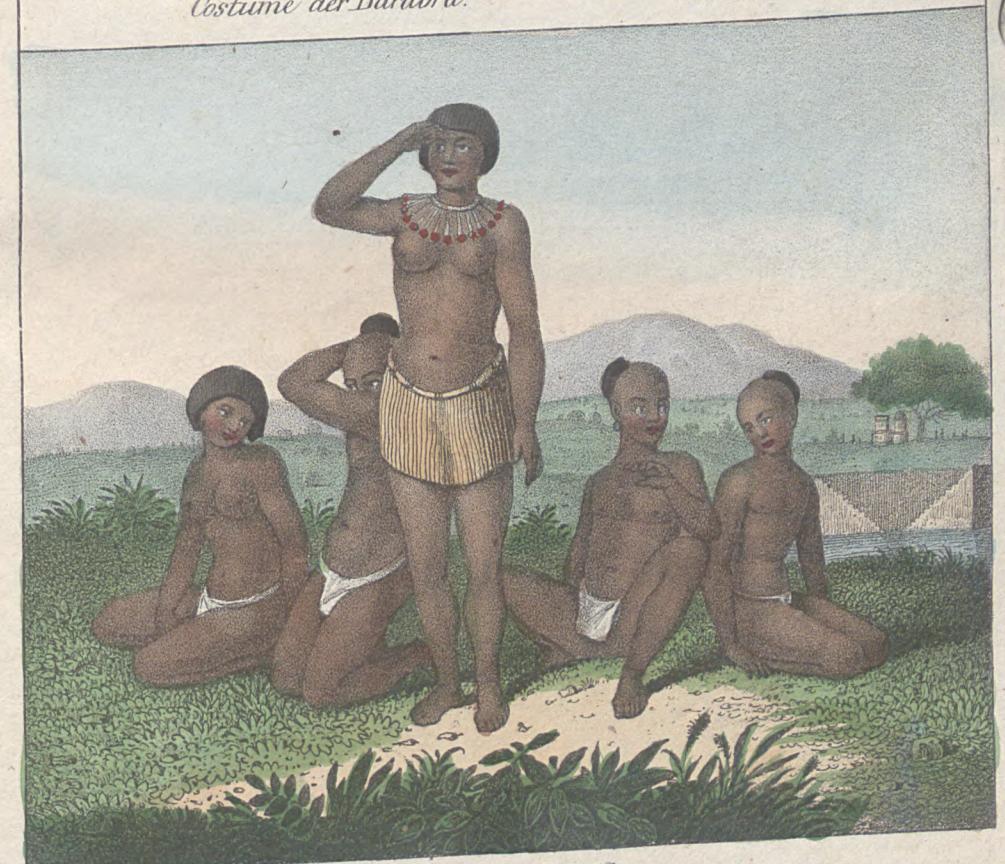
Bogen u. Pfeil der Machacaris.

Abyssinier.





Mann von Dongolah.





Costume in Shendi. Costume in Sennár. Costume eines Schakie-Arabs



Neger u. Negerin von Gamamil. Costume von Fâzoul. Melik von Fâzoul.



Neger an der Goldküste u. Senegambier.

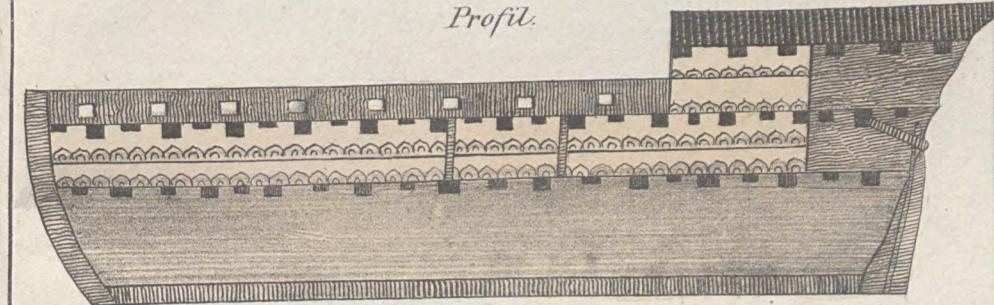


Wohnung eines Negers in Senegambien.

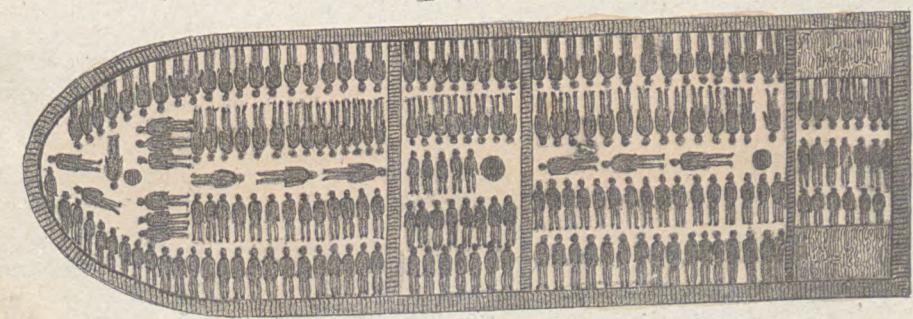


Der Sango Tanz in Congo.

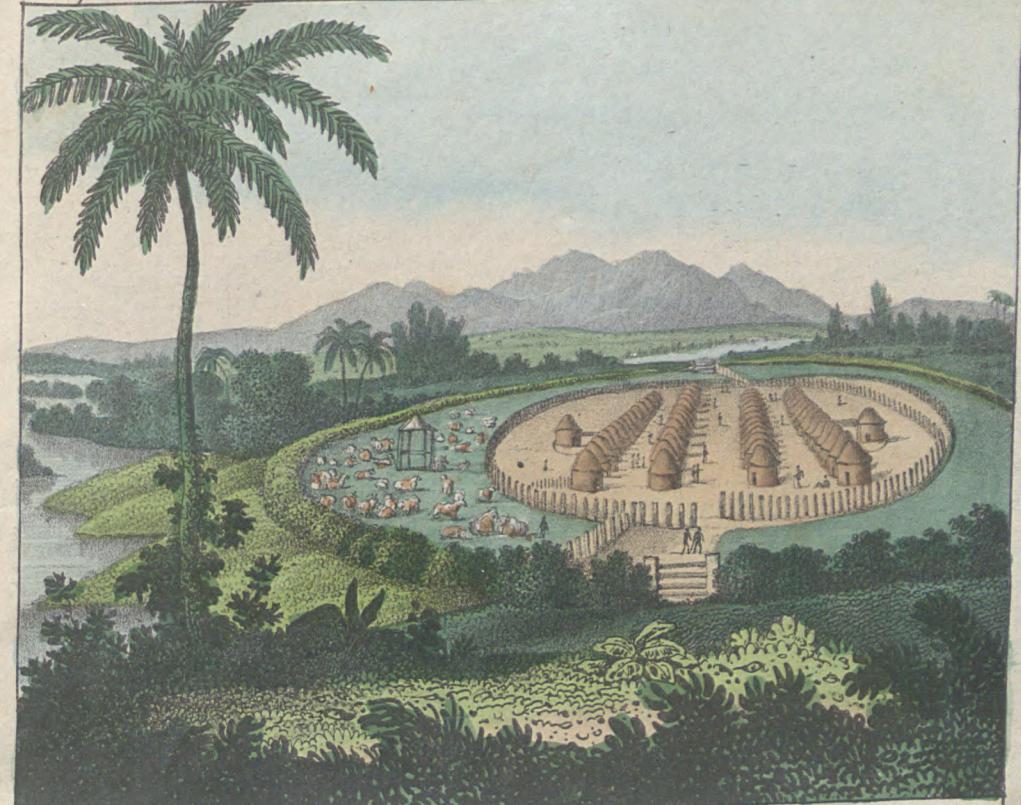
Profil.



Plan.



Ein Slavenschiff.



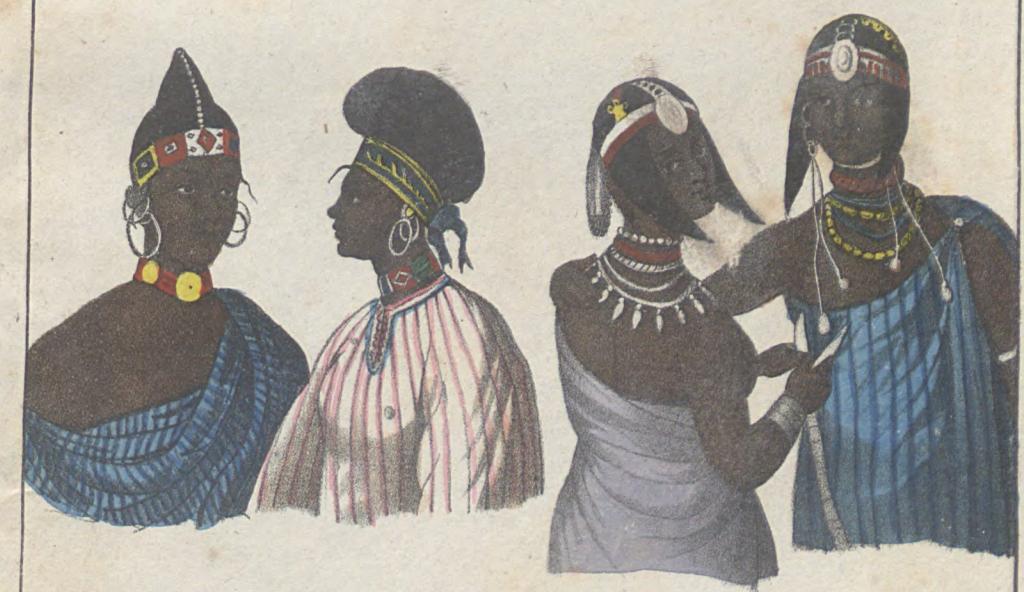
Dorf der Fulier am Senegal.



Felup und Mandingo Neger.



Negerin in Sudan.



Costume in Timbuktu.

Tibbos Frauen im vollständigen Anzuge



Schuma-Frauen.

Ein Lanzenträger aus Kanem.
Ein Bogenschütze aus der Stadt Murja in Bambarra.



Angriff der Felatah in Musfeia.



b) Frau von Jakoba. c) Frau von Liessi. d) Mann aus der Stadt Dombu. e) Mann von Jarriba



El Kanemij, Scheik von Bornu.



Leibgardist des Scheik's von Bornu.



Neger aus Guinea.

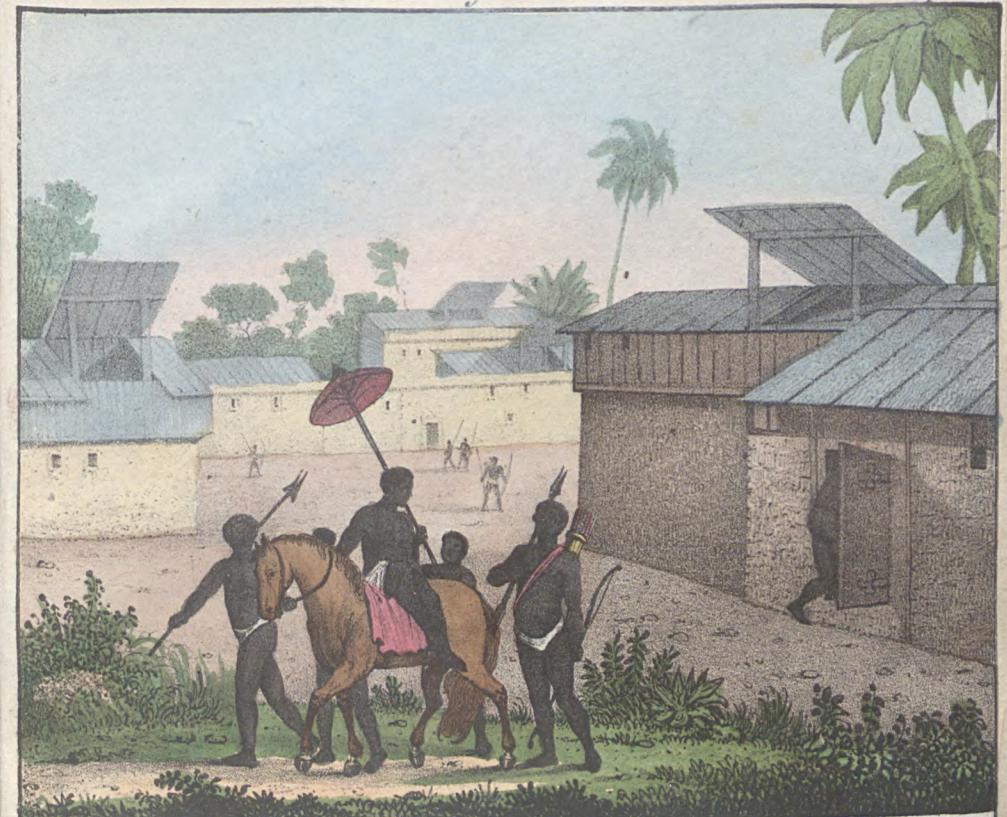


Die Gebäude des Termes auf der Küste von Guinea.



Vornehmer aus Juida.

Frau aus Kongo.



Negermohnungen in Benin.



Sitte mit Neugeborenen bei den Negern in Guinea.



Lanzen, Eieule, Schilder, Bogen u. Pfeil der Neger in Guinea.



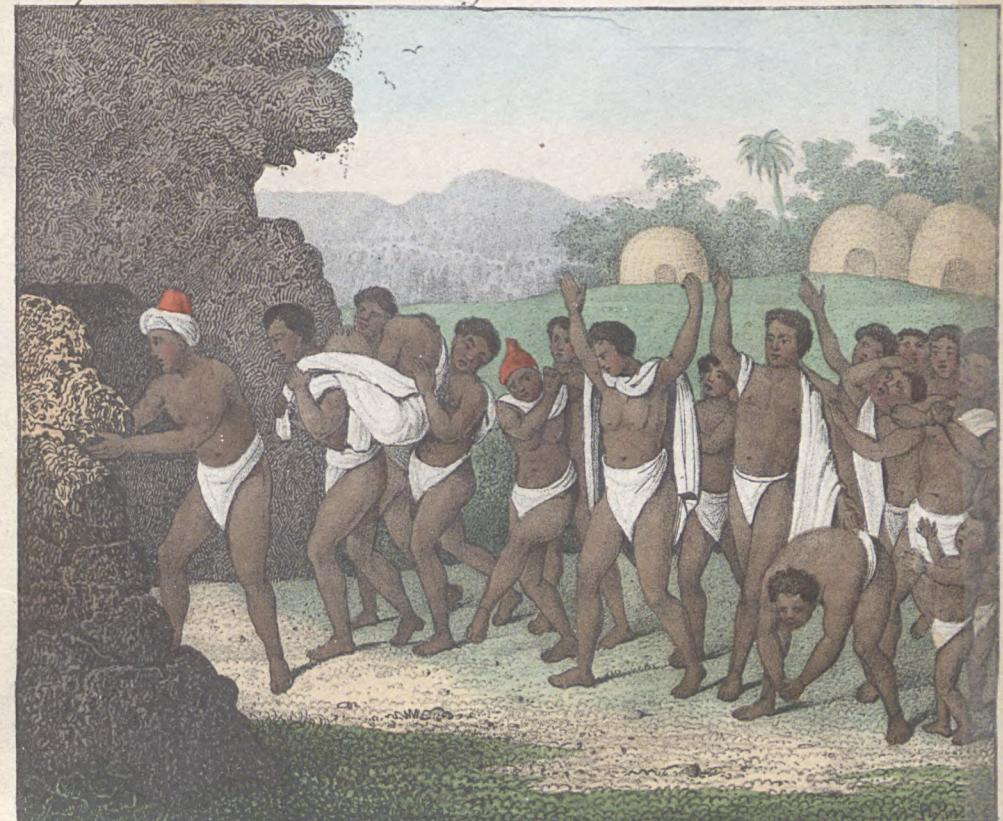
Tigerjagd der africanischen Neger.



Art der Vornehmen in Angola, zu reisen.



Caffern.



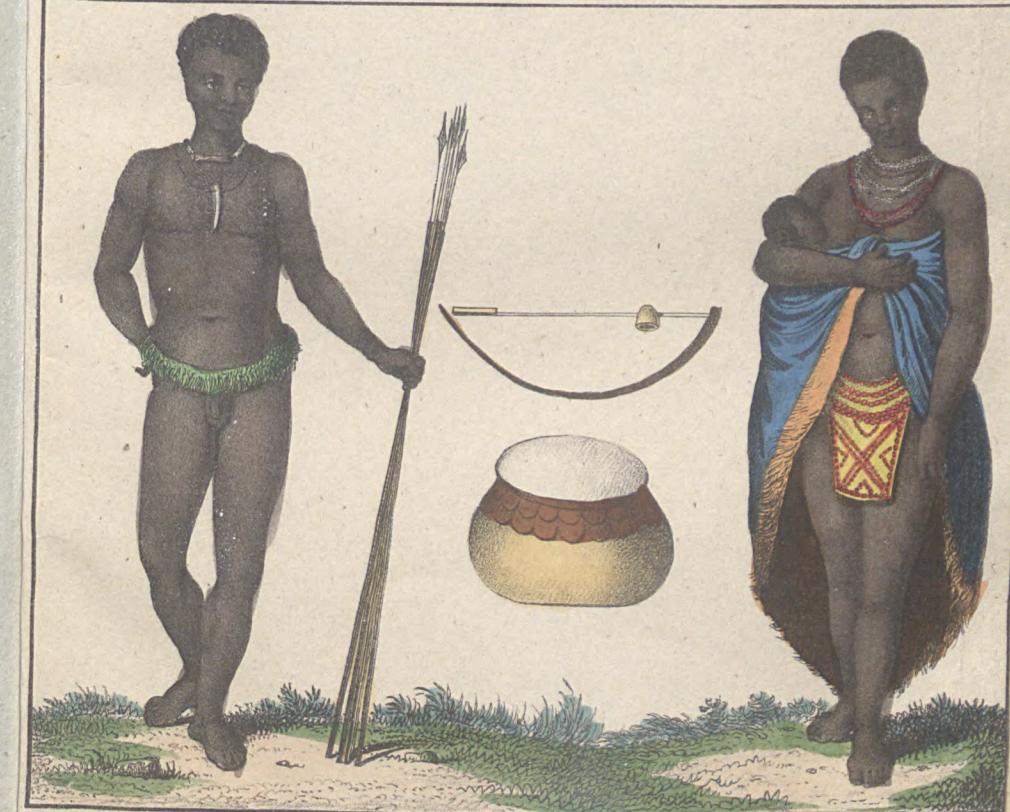
Leichenfeier der Hottentotten und Caffern.



Zinghi als Oberpriester und Heerführer der Schaggas.



Schaggas.



Kaffer. Musikalische Instrumente der Kaffern. Kafferin.



Gonaten.



Hottentotte.

Hottentottin.



Eine Hottentottin auf ihren Lastthiere.



Reisende Hottentotten.



Hottentotten an der Mündung des Oranien-Flusses.



Ein Gross-Gonaqua.

Eine Gonaqua.



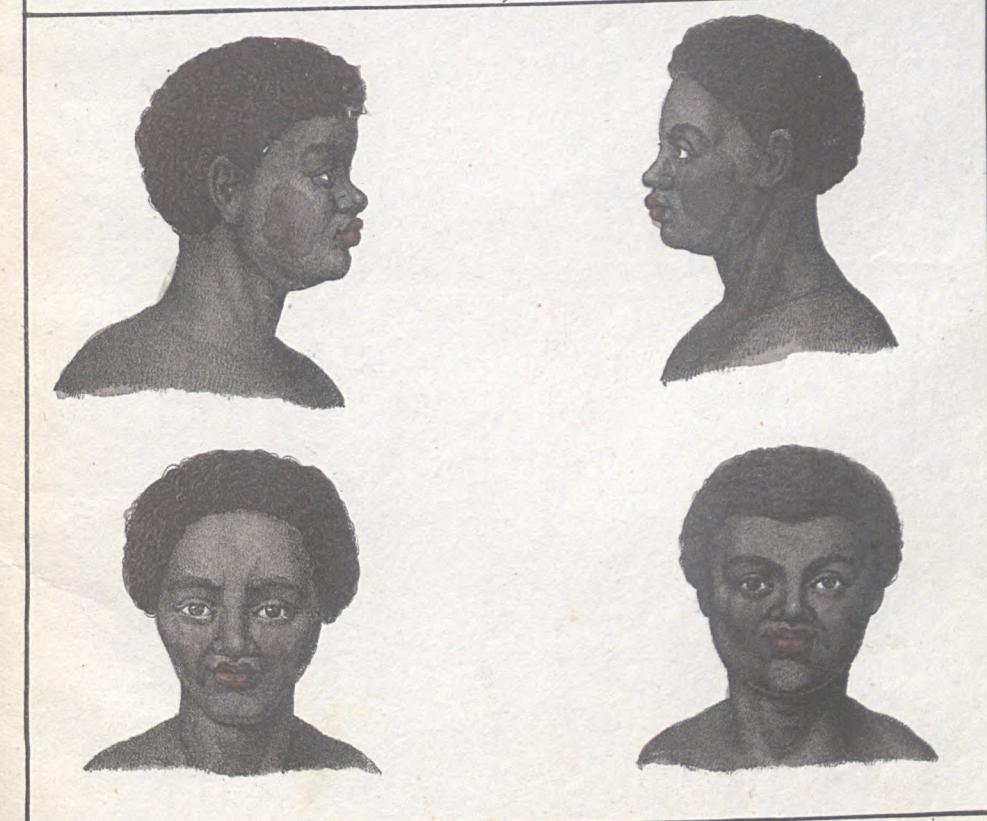
Krua oder Dorf der holländischen Hottentotten an der Küste des Oranienflusses. Die Giraffe.



Heiraths-Ceremonie der Hottentotten.



Ein Gross-Namaqua nebst Frau



Buschmänner.



Die Wohnungen der Buschmänner.



Madagassen.



Ansicht der Stadt Jamestown.



Mann und Frau von der Insel Hainan.

K. POSCHEGAR
Drechsserl - Stempel
8031 PUCHHEIM
Augsburger Straße 33 ½

Digitized by Google

